

Sibirien und das Amurgebiet

Albin Kohn, Richard Andree

Das Neue

Buch der Reisen und Entdeckungen.

Sibirien und das Amurgebiet.

Von

Albin Kohn und Richard Andree.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Zu geneigter Notiznahme.

as vorliegende Werk, aus zwei Abtheilungen bestehend, ist vollständig erschienen und
nn sowol komplet auf einmal, als auch in den zwei Abtheilungen **einzeln** bezogen
werden.

Das

Neue Buch der Reisen und Entdeckungen.

Otto Spamer's

Illustrirte Bibliothek der Länder- & Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Unter Redaktion

von

Friedrich von Hellwald und Richard Oberländer.

Sibirien und das Amurgebiet.

In zwei Abtheilungen.

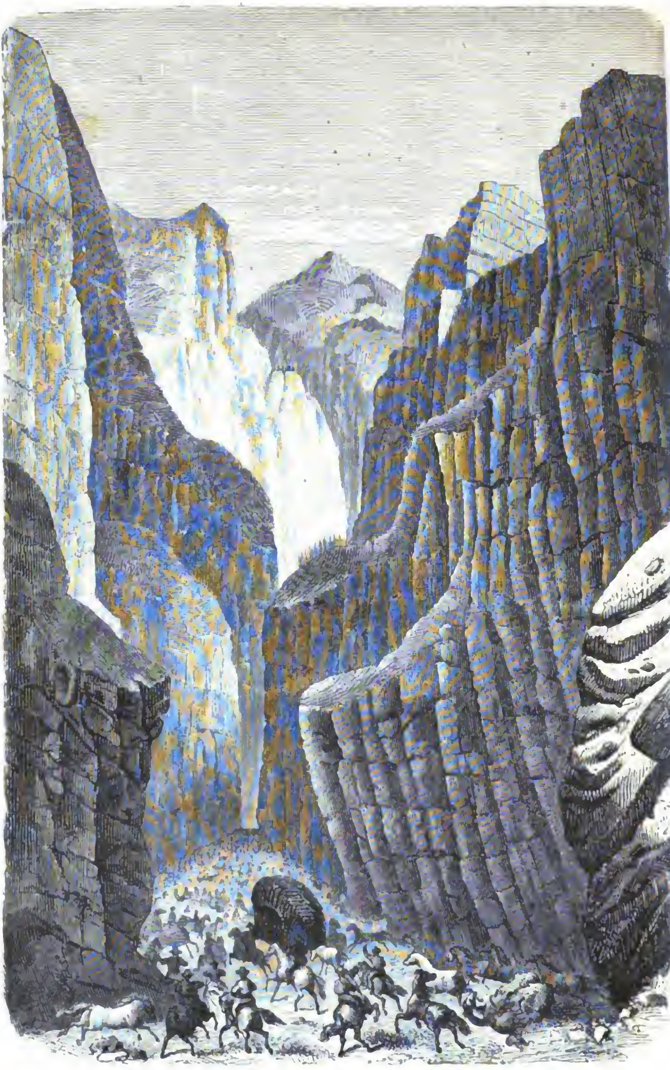
1. Abtheilung. Sibirien. Von Albin Kohn.

2. Abtheilung. Das Amurgebiet und das asiatische Osthorn. Von Richard Andree.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten, Porträts u. s. w.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1876.



Der Marsch durch die Gebirgsschlucht.

Sibirien und das Amurgebiet. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

(1)

…ien und das …

I.

Sicilien

1876.



[illegible]

und das [illegible] Sibirien und das Amurgebiet. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

(1)

Sibirien und das Amurgebiet.

Geschichte und Reisen, Landschaften und Völker zwischen Ural und Beringstraße.

In zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage neu herausgegeben
von
Albin Kohn und Richard Andree.

I.

Sibirien.

Von
Albin Kohn.



Mit 70 Text-Abbildungen und drei Tonbildern.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1876.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

Immer eifriger wenden sich die Blicke Europa's auf Rußland. Schon jetzt umfaßt dieser Staat den neunten Theil der gesammten Erdoberfläche und die ungeheuere Ausdehnungskraft, welche er, wie kein zweites Land der Erde, namentlich gegen Osten hin entwickelt, läßt ahnen, daß diesem Reiche eine glänzende Zukunft beschieden sei. Dermalen schon den dritten Theil des asiatischen Festlandes beherrschend, scheint Rußland unter der Bevölkerung jenes Welttheiles zu einer eminent civilisatorischen Rolle berufen, der es auch, so weit heute ein vorurtheilsloses, vom Parteigeiste ungetrübtes Auge absehen kann, in vollstem Maße gerecht wird.

Es schien uns deshalb ein dankenswerthes Unternehmen, in dem vorliegenden Buche den deutschen Leser gerade mit jenem Theile des russischen Staatenkolosses genauer bekannt zu machen, über welchen noch die irrthümlichsten Anschauungen selbst im gebildeten Publikum im Umlaufe sind. Sibirien galt lange als ein Bild des Jammers, Elendes und Entsetzens. Gegenwärtig ist dieses unermeßliche Gebiet der Schrecknisse entkleidet, womit es eine aufgeregte Phantasie und die gläubig vernommenen Uebertreibungen entsprungener Flüchtlinge umwoben; es ist kein Geheimniß mehr, daß Landschaften von paradiesischer Schönheit und Distrikte von ungeahnter Fruchtbarkeit Gegenden schmücken, die man sich unter dem ewigen Eisschlamm der Tundren begraben dachte. Die fortschreitende Forschung hat aber letztere in ihre wahren Grenzen verwiesen und gezeigt, wie neben dem Schauergemälde der hochnordischen Eiswelt Raum geschaffen werden müsse für die lieblichen Bilder einer reich gesegneten Natur. Das Unbekannte war's, das uns entsetzte; doch der phantastische Nebelspuk zerfließt, die Schrecken weichen, sobald die strenge Forschung Bekanntes an die Stelle des Unbekannten setzt. So verscheucht das Wissen den Aberglauben auf jeglichem Gebiete. Heute stimmen die meisten Beobachter darin überein, daß das südliche Sibirien für die europäische Kolonisation ebenso geeignet sei wie das nördliche Amerika, oder mindestens dieselben Vortheile biete. Der Welthandel hat längst die Bedeutung dieses Landes erkannt, welches der elektrische Telegraph mit der europäischen Civilisation verknüpft und welches in nicht allzu ferner Zukunft durch einen riesigen Schienenweg zur Brücke von dem Atlantischen zum Stillen Ozean erhoben wird.

Die Verwirklichung dieses Planes — wol nur eine Frage der Zeit — wird dann auch den Amurländern eine Wichtigkeit verleihen, die sich in ihrem vollen Umfange heute noch gar nicht abschätzen läßt.

Was wir in den nachstehenden Blättern dem geneigten Leser bieten, ist eine sorgfältige Neubearbeitung der vor einigen Jahren für das „Buch der Reisen und Entdeckungen“ verfaßten Bände von Richard Andree „Das Amurgebiet und seine Bedeutung“ und von Anton v. Etzel und Hermann Wagner „Reisen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens“. Als dieselben in das „Neue Buch der Reisen und Entdeckungen“ übergingen, unternahm es zunächst Herr Dr. Richard Andree, sein Werk auf den Standpunkt der neuesten Forschung zu ergänzen und dem entsprechend ansehnlich zu erweitern. Das ganze Osthorn Asiens mit seinen Völkerstämmen, den Tschuktschen, Korjäken, Namollo u. s. w., die Halbinsel Kamtschatka und die erst kürzlich in ihrer Gesammtheit an Rußland abgetretene Insel Sachalin sind in den Rahmen des Buches einbezogen worden. Während dergestalt die Darstellung der Osthälfte der russisch-asiatischen Landschaften ein für sich abgerundetes Ganze bildet, schien es nöthig, den westlichen und südwestlichen, also den der europäischen Kultur näher gerückten Theil Sibiriens in gänzlich neuer Gestaltung herzustellen. Dieser Aufgabe unterzog sich Herr Albin Kohn, den ein siebenjähriger Aufenthalt im Lande befähigt, aus eigener Anschauung über Menschen, Sitten und Einrichtungen zu urtheilen. Da Herr Kohn Sibirien in der wenig neidenswerthen Eigenschaft eines Deportirten kennen gelernt hat, so dürften seine Schilderungen kaum dem Verdacht einer allzu optimistischen Auffassung ausgesetzt sein. Der Verfasser bemüht sich indeß einer strengen Objektivität und es wird gewiß deshalb sein Urtheil unserem Leserkreise nur desto werthvoller sein. Er selbst erklärt, daß, wenn es ihm gelänge, durch seine nunmehr vorliegende Arbeit zur Verbreitung genauerer Kenntniß des Landes sowie zur Besserung der Lage seiner Bewohner beizutragen, er seine unfreiwillige Reise nach Sibirien kaum bedauern würde.

Die dem Werke beigegebene „ethnographische Karte des Asiatischen Rußland“ ist im Wesentlichen eine Reduktion der als vortrefflich anerkannten Karte des russischen Obersten Wenjukow, und es wird dieselbe, so hoffen wir, nicht wenig zum Verständniß des hier behandelten Gebietes beitragen.

Cannstatt und Leipzig im Oktober 1875.

Die Redaktion des „Neuen Buches der Reisen und Entdeckungen“.

Friedrich v. Hellwald. Richard Oberländer.

Inhaltsverzeichniß

zu

„Sibirien und das Amurgebiet."

Erste Abtheilung.

Sibirien. Von Albin Kohn.

1. Einleitung.

2. Die Eroberung Sibiriens durch Jermak Timofjejew.

Erster Abschnitt.

1. Die unterjochten Völkerstämme Westsibiriens.

Die Wogulitschen, Ostjaken, Samojeden, Juraken, Tataren und Kirgisen.

2. Die unterjochten Volksstämme Ostsibiriens und des Nertschinsker Landes.

3. Das Land zwischen dem Ural und dem Jablonner Rücken, zwischen dem nördlichen Eismeere und dem Sajaner Gebirge und Kleinen Altai.

4. Die Flora und Fauna Sibiriens.

5. Biographisches über die berühmtesten Forscher Nordsibiriens.

Zweiter Abschnitt.

6. Die Russen in Sibirien.

Die zu diesem Werke gehörigen Extrabeigaben sind einzuheften:

Das zu beiden Abtheilungen gehörige Register sowie die ethnographische Karte des Asiatischen Rußlands befinden sich am Ende der zweiten Abtheilung.

Erste Abtheilung.

Sibirien.

Von

Albin Kohn.



Tobolsk.

1. Einleitung.

Die Vorgeschichte Sibiriens. — Das Tschuder Volk. — Eine Vergleichung der Tschudj mit den ujgurischen Tataren. — Sprachliches. — Kurgane.

Vom Uralgebirge bis an die Lena, ja sogar bis tief in Daurien hinein, erschallt so häufig der Name „Tschudj", daß es dem denkenden Reisenden unmöglich wird, diesen Namen je wieder zu vergessen. Im Ural, besonders in den Südabhängen desselben, sind es längst verlassene, aber noch lange nicht erschöpfte Silber- und Kupfergruben, welche der jetzige halbwilde Bewohner jener Gegenden, der Kirgise, „Tschuder Gruben" nennt, und in denen noch vor hundert Jahren (1771) ein Reisender, Dr. Lepechin, Leitern, Aexte und andere Gegenstände gefunden hat, deren Theile, so weit solche aus Holz gefertigt, vollständig versteinert waren. Er selbst erzählt dies in seinem „Dnjewnik putjeschestwija" (Reise-Tagebuche) mit dem Bemerken, „dieser Umstand deute darauf hin, daß die Gruben schon seit lange, vielleicht seit zweihundert Jahren,

verlassen sein müßten, daß sie aber nie von den Kirgisen bebaut waren, da diese vom Bergbau keinen Begriff haben, auch ihren Vorfahren ein Verständniß desselben nicht zuschreiben." Dr. Lepechin scheint der irrigen Ansicht zu sein, daß der Tschuder Volksstamm in jener Gegend noch gehaust habe, als Jermak Sibirien für den Zaren eroberte und erst später auf eine unbekannte Weise und aus unbekannten Ursachen verschwunden sei. Da jedoch Müller, der Chronist Sibiriens, der alle Volksstämmchen, welche sich den russischen Eindringlingen entgegengeworfen haben, um sie über den Ural zurückzudrängen, mit ängstlicher Genauigkeit aufzählt, des Tschuder Stammes gar nicht erwähnt; da übrigens, was Dr. Lepechin nicht wußte, dieser Volksstamm auf einer ungeheuer langen Linie verbreitet war und gewiß nicht von einer Hand voll Räuber hätte erdrückt, vernichtet und bis auf den Namen ausgerottet werden können, so müssen wir uns wol nach einem andern Grunde umsehen, der die völlige Vernichtung eines weitverbreiteten Volkes herbeiführen konnte.

Ich glaube nicht zu weit zu greifen, wenn ich den Untergang des Tschuder Volkes bis um die Zeit der Völkerwanderung zurück verlege, und werde dieses weiter unten zu begründen suchen, um vorerst zu zeigen, daß der Tschuder Volksstamm, oder, wie ihn die jetzt in Sibirien lebenden Russen nennen, „die Tschudj", ein asiatisches Kulturvolk gewesen ist.

Wenn man aus den östlichen Abhängen des Ural hinaus in die weite, unermeßliche kirgisische Steppe gekommen, und endlich in der Nähe von Abatzk, Kreis Ischim (Gouvernement Tobolsk), angelangt ist, so erblickt man in der ungeheuern Ebene, ganz nahe an der Straße, eine große Anzahl regelmäßiger, viereckiger Erhöhungen, welche zu auffallend die Spur der Menschenhand an sich tragen, als daß dieses auch nur ein wenig geübtes Auge mißkennen könnte. Diese Hügel sind keine natürliche Schöpfung und die Bewohner der Umgegend nennen sie „Tschudskije Bugry" (Tschuder Hügel).

Es war mir leider nicht vergönnt, diese Grabhügel eines untergegangenen Volkes näher zu besichtigen. So viel ich jedoch vom Wagen aus bemerken konnte, waren einige schon stark von den jetzigen Bewohnern angegriffen und die Erde von ihnen zur Reparatur des Weges verwendet worden. Andere dagegen erschienen vom Wege aus vollkommen unberührt und wohl erhalten.

Solcher Hügel trifft man von Abatzk aus sehr viele; häufig jedoch liegen sie auch in bedeutender Entfernung von der Straße, und der wißbegierige Reisende erfährt nur von ihrem Dasein, wenn er sich mit dem Fuhrmann ins Gespräch einläßt. Er muß dann freilich vom redseligen sibirischen Bauer vielen Ballast mit in den Kauf nehmen; immerhin lohnt es sich jedoch der Mühe, den gesuchten Kern von der unangenehmen Schale zu befreien.

Vorzüglich zahlreich sind nun die Tschuder Hügel im Kreise Minusinsk, dem „sibirischen Italien", wo sowol die russische als auch die tatarische Bevölkerung sie „Tschudskije Kurgany", also deutlich „Tschuder Grabhügel" nennt.

Der Fluß Jenisei durchschneidet den Minusinsker Kreis in der Richtung von Süd nach Nord und theilt ihn fast in zwei gleiche Theile. Die Westhälfte bewohnen die ujgurischen Tataren, während die Osthälfte von Kolonen russischer und estnischer Abkunft bevölkert ist. Dieser Fluß trennt zugleich auch die

Ruhestätten zweier einst gewiß feindlicher Nationen, der Tschudj und der genannten Tataren. Dies ist wenigstens die Ansicht Peysyn's, der auf Veranlassung der russischen Geographischen Gesellschaft im Anfang der Sechziger Jahre den Minusinsker Bezirk bereiste und seine Beobachtungen in den „Notizen der Kaiserl. Geogr. Gesellschaft" veröffentlichte. Mir erscheint diese Behauptung eine irrige zu sein, wie ich weiter unten entwickeln werde. Herr Peysyn hat die Kosilsker Steppe nicht gesehen. Am linken sowol wie am rechten Ufer des Jenisei erheben sich Grabhügel vergangener Geschlechter, und wie sie sich lebend von einander unterschieden haben, so unterscheiden sich auch ihre Ruhestätten. Während nämlich die Kurgane am rechten Jeniseyufer regelmäßig angelegt sind und häufig mit, wenn auch primitiv, bearbeiteten Gebilden aus Stein, welche Vögel, Thiere, ja selbst Menschen darstellen, geziert sind, und ferner sehr häufig auf diesen Monumenten Inschriften sich befinden, welche der größte Scharfsinn bis jetzt vergebens zu entziffern versucht hat, sind die Kurgane des linken Jeniseinfers unregelmäßig angelegt, häufig nur mit rohen, unbearbeiteten Steinen bedeckt, und nur selten findet sich auf einem rohen Steine eine Inschrift. Eine derselben, von denen es gelungen ist, einen guten Wachsabdruck zu erhalten und an den Orientalisten Berezin in Petersburg zu senden, lautet: „Beschjuß", was im ujguro-tatarischen Dialekte „fünfhundert" bedeutet.

Um dem Leser Gelegenheit zu geben, die tatarische Sprache einigermaßen mit den indo-europäischen und mongolischen zu vergleichen, seien hier die Zahlen der ujgurischen Tataren und Burjaten eingeschaltet. Sie lauten:

1 =	byrr,	nige.	20 =	sibrygy,	chory.
2 =	eky,	chojor.	30 =	otus,	kotschy.
3 =	jusch,	zurba.	40 =	knek,	dutschy.
4 =	tyrt,	durba.	50 =	ilich,	tubje.
5 =	besch,	taba.	60 =	alltou,	sjaret.
6 =	allty,	sorchu.	70 =	dsitou,	talla.
7 =	dsity,	dollon.	80 =	sygson,	maje.
8 =	sygiß,	najma.	90 =	togoson,	jaré.
9 =	togos,	jusso.	100 =	juß,	zu.
10 =	on,	arba.	1000 =	ontschus, byrrmum,	arbazu.

Die Zusammensetzung ist einfach; onbyrr = 11, arba nige, oneky = 12, arba chojor, sibrygytyrt = 24 chory durba u. s. w. Die Sprache der ujgurischen Tataren ist übrigens dem Idiome der Kasan'schen und Krim'schen Tataren nahe verwandt, während die ujgurischen Tataren doch der Physiognomie nach den Mongolen weit näher stehen als den westlichen Tataren. Eine Sprachverwandtschaft dieser Stämme erhellt aus Obigem nicht.

Sind dieses nicht zwei Civilisationsstufen, welche wir hier vor uns haben, von denen die höher stehende von der niedrigeren verdrängt worden ist? Doch wir haben noch nicht alle Anzeichen einer höheren Kultur kennen gelernt; ich werde derselben noch mehr bringen, will aber erst noch den Kurganen im Minusinsker Kreise einige Aufmerksamkeit widmen.

Ich gehöre zu den im Jahre 1863 wegen Betheiligung am Aufstande in Polen Deportirten, wurde als Ausländer im Jahre 1868 begnadigt und erst fast ein ganzes Jahr nachher in meine Heimat zurückgesendet. Infolge eines in Krasnojarsk seitens der Behörde begangenen Versehens langte ich in Tomsk an, ohne daß meine Legitimationspapiere mitgesendet wurden, und ich mußte für das Versehen des russischen Beamten büßen. Ich wurde in Tomsk angehalten, einstweilen ins Gefängniß gesperrt, und zwar mit ganz gewöhnlichen Verbrechern. Unter diesen befand sich auch ein ujgurischer Tatar, welcher so viel Russisch verstand, daß ich mich mit ihm unterhalten konnte. Er erzählte mir über die Kurgane seiner Gegend, der Kosilsker Steppengemeinde (Kreis Minusinsk), Folgendes.

„Nicht blos am rechten Ufer des Jenisey sind Tschuder Kurgane, sondern auch in der Kosilsker Steppe, und unsere ältesten Menschen wissen sich nicht der Zeit zu erinnern, wann sie aufgeführt wurden. Im Jahre 1865 kam der Isprawnik von Minusinsk (wahrscheinlich Fürst Kostrow, ein sehr eifriger Forscher der Tschuder Alterthümer) nach Kosilsk, nahm eine große Anzahl Arbeiter mit sich in die Steppe und ließ einen der Hügel mit großer Vorsicht aufgraben. Es stellte sich dabei heraus, daß die Hügel einst gewölbt gewesen sein müssen, da gegen Osten eine steinerne Thür angebracht war. In dem geöffneten Hügel fanden sich gegen hundert Skelete vor, alle mit den Füßen der Thür zugekehrt, und neben ihnen lagen Messer, Schusterahle und andere Sachen aus Kupfer. Der Isprawnik nahm einige Schädel und verschiedene ausgegrabene Gegenstände mit sich.“

Außer diesem erfuhr ich noch von meinem tatarischen Cicerone, daß auf dem Tschynsker Gebirgsrücken, welcher die westliche Verlängerung des kleinen Altais (Al-a Tau) ist, in bestimmten Entfernungen von einander steinerne, mehr als mannshohe Pfeiler aufgestellt sind, welche unentzifferbare Inschriften tragen und welche von den Bewohnern ebenfalls als „Tschudskije stolby“ (Tschuder Grenzpfeiler) bezeichnet werden.

Ich hätte dieser letzteren Angabe kaum Glauben geschenkt, wenn sie nicht vom Telegrapheningenieur Hartung aus Krasnojarsk bestätigt, ja sogar vervollständigt worden wäre. Derselbe erzählte mir, daß derartige obeliskenmäßig bearbeitete Pfeiler selbst auf dem Rücken des kleinen Altaigebirges stehen, ja daß dort ein See ist, dessen Wasser stets warm ist, nie zufriert und an dessen Nordende zwei aus Granit gehauene Ritter stehen, welche den See bewachen, der auch jetzt noch von den halbwilden Bewohnern der Gegend der „heilige See“ genannt wird.

Ob die Tschudj, welchen die erwähnten steinernen Ritter unstreitig angehören, auch an die Heiligkeit des Sees, dessen Gewässer übrigens einen erloschenen Krater anfüllen, deren sehr viele auf dem ganzen, Nordasien von Mittelasien trennenden Gebirgsrücken existiren, geglaubt haben, muß ich dahingestellt sein lassen, da bis jetzt keine Spuren ihrer religiösen Meinungen entdeckt worden sind. Möglich jedoch, daß auch in diesem Volke eine Priesterkaste im eigenen Interesse einen Gott erfunden hat, welcher sich ihrer als der Bewahrerin überirdischer Geheimnisse bediente. Hier nur noch die Bemerkung über

die Tschuder Kurgane im Minusinsker Kreise, daß ihrer sehr wenige unberührt geblieben sind, um künftigen Forschern dienen zu können. Habsucht und Unwissenheit haben vereint im Innern der Hügel gewühlt, um Schätze herauszuschaffen, oder sonst ein untergeordnetes Ziel zu erreichen. Findet man doch sehr häufig vor den Bauernwohnungen in den verschiedenen Dörfern des Kreises große, bearbeitete Steinplatten, welche noch jetzt, nachdem sie vielleicht seit zweihundert Jahren als Treppenstufen gedient haben, Spuren ehemaliger Inschriften an sich tragen. (Peysin a. a. O.) Leider hat die russische Regierung, welche sich doch sonst gern mit chinesischer Kleinlichkeit und Förmlichkeit in ganz unbedeutende Sachen mischt, nicht durch eine einzige Verordnung für die Erhaltung jener stummen Zeugen vergangener Tage, jener Lapidarschrift einer unbekannten Seite der Weltgeschichte, gesorgt.

Verlassen wir Minusinsk, um uns hinter den Bajkalsee in das Nertschinsker Land zu versetzen, wo Herr Kehlberg, ein Deutscher in russischen Diensten und in Selenginsk lebend, sich ernsthaft mit dem Studium der Tschuder Vorzeit befaßt, und Zeichnungen von Statuen gefertigt hat, welche stark an die Statuen der Azteken erinnern.

Auch jenseit des Baikals finden sich, wie Kehlberg in den „Notizen der k. Geographischen Gesellschaft in Petersburg (Notatki geografitscheskawo Obschtschestwa) sagt, zwei verschiedenen Civilisationen angehörende Arten Grabhügel neben einander, deren eine, die jüngere, den rohen, noch jetzt in jener Gegend hausenden Buriaten, mongolischen Ursprungs, angehören, während die älteren, nach gewissen Regeln angelegten, „Tschuder" genannt werden. Diese Tschuder Grabhügel zeichnen sich ebenso, wie die schon beschriebenen, durch Werke von Menschenhand aus, welche eine höhere Civilisation verrathen. Trotzdem auch im Nertschinsker Lande fast alle Kurgane durchwühlt sind, hat Herr Kehlberg, wie er der Petersburger Geographischen Gesellschaft berichtet, doch noch stumme, aber gewichtige Zeugen der civilisatorischen Thätigkeit der Tschudj entdeckt; es sind dieses bearbeitete Steine, Ziegel, Scherben von zerbrochenem Geschirre und verschiedene Handwerkzeuge, lauter Sachen, welche man in und auf mongolischen Grabhügeln vergebens suchen würde.

In den Goldwäschereien Sibiriens, welche, wie bekannt, überall in diesem Lande in den Betten versiegter Flüsse angelegt sind, findet man häufig unter der Schurfschicht (dem Alluvium) Brecheisen, Aexte, Meißel und dergleichen Werkzeuge, und neben ihnen Rüstungsstücke, Schilder und Waffen, wie sie kein historisch bekanntes Volk getragen hat. Diese Gegenstände sind aus Kupfer, sollen aber einen ästhetisch gebildeten Geschmack verrathen; die Spirale herrscht, wie man sagt, in den Zeichnungen vor. Dieses stimmt übrigens mit den Beobachtungen Dr. Adolf Erman's überein, der bei Stjepanow in Krasnojarsk eine merkwürdige Sammlung sibirischer Alterthümer gesehen hat. Sie enthielt u. A. bronzene Gegenstände, welche aus den Tschudengräbern des Minusinsker Kreises am Fuße des Sajanischen und des Kuschnjezker Gebirges gefunden worden sind. Außer den gewöhnlichen Ueberresten von Waffen, Bergmannswerkzeugen und Schmucksachen fanden sich hier am häufigsten metallene kreisrunde Scheiben von 4 bis 6 Zoll Durchmesser, deren eine Fläche zu einem

Spiegel geschliffen war. Um diese Scheibe halten zu können, ist auf der Kehrseite ein durchlöcherter Knopf angebracht. Die ringförmige Fläche um diese Metallspiegel ist immer mit sehr schönen Reliefs bedeckt, die meist Thiergestalten darstellen, unter denen Professor Erman jedoch das Argalischaf, das sonst auf den Denkmälern der sibirischen Jägerstämme oft vorkommt, vermißte. „Jene Gräber", sagt Erman, „in denen diese Dinge verborgen wurden, gehören einem längst ausgestorbenen, von den jetzigen tatarischen Bewohnern durchaus verschiedenen Volksstamme an."

Von einem in Posen lebenden ehemaligen Verbannten erfuhr ich noch, daß auch er in Minusinsk im Besitze eines goldenen Bechers von ausgezeichneter Arbeit, der aus den Tschuder Gräbern stammte, gewesen ist. Der Becher war wie besät mit verschiedenen Figuren, welche Menschen und Thiere gruppenweise darstellten, und mit kleinen Saphiren geschmückt. Auch ein heutiger Goldarbeiter dürfte sich, der Aussage meines Gewährsmannes nach, — der übrigens in dieser Beziehung Kenner ist, — dieses Bechers nicht schämen. Leider fallen alle diese Gegenstände den rohen russischen Arbeitern und den wenig höher stehenden Aufsichtsbeamten und Prinzipalen in die Hände, welche letztere selten Geschmack an archäologischen Studien haben. Da die Rüstungsstücke und Waffen häufig mit Silber und Gold ausgelegt sein sollen, so reizen sie nur noch mehr die Habsucht, und deshalb kommt selten ein Stück ins Archäologische Museum nach Petersburg. In Irkutsk, der Hauptstadt Ostsibiriens, hat man bis heute nicht einmal an die Einrichtung eines solchen Museums gedacht.

Ich habe bis jetzt absichtlich ausschließlich nur von Tschuder Grabhügeln und denjenigen Gegenständen gesprochen, welche einen hohen Grad von Kunstsinn dieses untergegangenen, vorhistorischen Volkes verrathen, um schließlich erst zu zeigen, daß es auch ein regsames und strebsames, Ackerbau treibendes Volk gewesen ist. Schon die Anwesenheit von Ziegeln in den Gräbern deutet darauf hin, daß die Tschudj es verstanden, sich Materialien zu festen Wohnsitzen zu bereiten, zu welcher Höhe die Buriaten Sibiriens sich bis jetzt noch nicht hinaufgeschwungen haben. In den Jurten dieser Mongolen findet man nie einen Schornstein, einen Ofen, ein Kamin; das Feuer wird in der Mitte der Jurte angelegt und der Rauch entweicht durch eine Oeffnung im Dache. Die Oefen in den Winterwohnungen, an deren Erbauung man sich seit nicht langer Zeit gemacht hat, sind zwar, wie auch die Fundamente dieser Gebäude, aus Ziegelsteinen, aber diese werden vom russischen Kolonen geformt, gebrannt und für theures Geld an die Buriaten verkauft.

Jetzt wolle uns der freundliche Leser zu anderen Spuren höherer Kultur der Tschudj folgen. Jedermann, auch der Laie im landwirthschaftlichen Gewerbe, weiß heutzutage bei uns, daß die Benutzung des Wassers zum Zwecke der landwirtschaftlichen Produktion einen sehr hohen Grad von Intelligenz voraussetzt. Ich möchte sogar behaupten, daß sie von einem gewissen Maße physikalischer Kenntnisse bedingt ist, von Beobachtungen der Natur abhängt, da sonst die Resultate, welche das Wasser hervorruft, vom rohen Volke und von pfiffigen, habsüchtigen Priestern als ein direktes Geschenk von oben betrachtet, und für ein solches ausgegeben werden würden.

Nun finden wir aber jenseit des Baikalsees außer den Tschuder Kurganen auch noch Kanäle von einer Meile Länge, und an ihren Ufern, sowie auch an den Ufern der Flüsse, Spuren von Schleusen und ehemaligen Gebäuden, welche Herr Kehlberg für Ruinen ehemaliger Mühlen hält, worauf außer den angegebenen Spuren auch Mühlsteinrudimente schließen lassen. Aus den größeren Kanälen führen viele kleine in das Innere des Landes, und diese haben gewiß zur Bewässerung der Wiesen, vielleicht auch des Ackers, gedient. Ihre Richtung und ihre Verzweigung weisen einzig darauf hin.

Besonders reich an derartigen Ueberresten einer höhern Kultur ist der Kreis Bargusin, im Nertschinsker Verwaltungsbezirke, und man schreibt sie dem „Barguter Stamme" zu. Gewiß gehörte dieser Barguter Stamm ebenso dem Tschuder Volke an, wie etwa heute der „Sachse" dem deutschen Volke angehört. Der verhältnißmäßig geringe Raum, welcher dem ehemaligen Barguter Stamme angewiesen ist; die Bezeichnung „Tschuder Kurgane" im Barguter Kreise selbst; die Gleichheit der sonst noch aufgefundenen Ueberreste von Werken, welche sowol den Barguten wie auch den Tschudj zugeschrieben werden, lassen nur obigen Schluß zu.

So findet man also in Sibirien auf jedem Schritte Spuren einer alten, längst verschwundenen Civilisation, welche immer einem und demselben längst verschwundenen Volke zugeschrieben werden; einem Volke, das sogar in der Landwirthschaft, Viehzucht und im Gartenbau höher gestanden hat als der Russe, der jetzt auf seinen und seiner Vertilger Gräbern haust. Daß dem so ist, beweisen obige Spuren hoher Landeskultur und folgende zwei Thatsachen.

In ganz Sibirien findet man zwei Schweinearten, von denen die eine, kleine, hochbeinige, ziemlich wilde und wenig fruchtbare aus Rußland eingeführt, während die zweite, langgestreckte, fruchtbare und leicht zu mästende Rasse noch jetzt als „Tschuder Schwein" gesucht ist. Daß aber die Tschudj Obstbau getrieben haben, dafür spricht der Umstand, daß „der letzte Kirschbaum" erst vor ungefähr funfzig Jahren zwischen den Tschuder Gräbern bei Abatzk eingegangen ist, wie mir mein etwa 70 Jahre alter Fuhrmann, ein redseliger Bauer aus Abatzk, erzählt hat.

Ich werde später nachweisen, daß die russische Wirthschaft allein daran Schuld ist, daß der Obstbau aus Sibirien verschwunden, und daß es einzig der geistigen Trägheit zuzuschreiben ist, wenn bis heute noch Niemand die Probe gemacht hat, Obstbau zu treiben; hier wollte ich nur zeigen, daß die untergegangenen Tschudj in vieler Beziehung absolut höher standen als der jetzige, aus Europa stammende Bewohner, den sie aber relativ gewiß in jeder Beziehung bei Weitem überragt haben.

Es ist mir sehr wohl bekannt, daß der Kaufmann Trapesnikow in Irkutsk die edelsten Obstbaumstämmchen aus den bestrenommirten Baumschulen Deutschlands, z. B. aus Althaldensleben, nach Sibirien kommen ließ und daß — kein einziges Stämmchen sich erhielt. Der einfache Grund hierfür ist aber, daß ein sibirischer Bauer mit dem Pflanzen der Bäume beauftragt wurde und daß man überhaupt die Probe mit fertigen Bäumen und nicht mit Samen begonnen hat. Diesen Versuch Trapesnikow's, so kostspielig er auch gewesen,

kann ich nicht als Probe gelten lassen, ebenso wenig wie ich das Werfen von einigen Tausend Blutigeln in den reißenden, von wilden Enten bewohnten Irkut, dessen Ufer überdies steinig und sandig, für eine von Dr. Bjelogolow unternommene, aber mißlungene Probe der Akklimatisirung der Blutigel in Sibirien gelten lassen kann. Doch hierüber ein anderes Mal.

Ein Volk, das Bergbau betrieben, muß feste Wohnsitze und einige Begriffe von der Technik gehabt haben, und die aufgefundenen Ziegel weisen darauf hin, daß man solche Wohnsitze zu bauen verstand. Bildhauerarbeiten, so wenig ausgebildet und unseren Begriffen von Schönheit und Vollendung entsprechend sie auch sein mögen, beweisen schon Geschmack und Kunstsinn; Phidias und Thorwaldsen waren doch wol nicht die Väter der Bildhauerkunst. Am meisten mag aber für die relativ hohe Civilisation die Kenntniß und Anwendung der Schrift sprechen, und es ist gewiß zu bedauern, daß der Schlüssel zu ihrem Verständniß verloren gegangen ist — unter den Pferdehufen der wilden Mongolen.

Ich habe gleich am Anfange gesagt, daß ich den Untergang der Tschudj bis um die Zeit der Völkerwanderung zurückverlege, und will nun die Gründe, welche mich hierzu bestimmen, erörtern.

Vor allen Dingen denke ich hier nicht im Entferntesten daran, das fünfte Jahrhundert als das Datum der Völkerwanderung anzunehmen. Wie dem Gewittersturme viele schwüle Tage vorangehen, während welcher sich die Elektrizität ansammelt, um später unter der Form von Blitz und Hagel Schrecken und Verwüstung anzurichten, so auch haben sich, vielleicht Jahrhunderte hindurch, kleine Mongolenhorden zu einer unzählbaren Masse, zu einer Lawine angesammelt, welche später der „Hun“ (mongolisch: Mensch) „Attila“ (mongolisch: die Gewitterwolke) auf Europa stürzte. Während dieses Ansammelns der verschiedenen Mongolenhorden, von denen ja noch bis heute Spuren in Asien und Europa vorhanden sind, als welche die verschiedennamigen Volksstämmchen Sibiriens und Rußlands gelten müssen, fanden gewiß zwischen ihnen und dem Tschuder Volke viele blutige Kämpfe statt, und der wilde Sieger schonte sicher weder Alter noch Geschlecht. Er brauchte weite, endlose Steppen für seine Herden und vernichtete Alles, was die Kultur der Tschudj geschaffen, um diesem wilden Bedürfnisse Genüge zu leisten. Der Angriff war leicht; er konnte ja durch den südlichen Theil von Nertschinsk sogar mit verhältnißmäßig geringen Kräften begonnen werden, während die Vertheidigung eine sehr schwierige gewesen, da die zu vertheidigende Linie von Kiachta bis tief in den Ural hinein, etwa bis Ekatharinenburg, sehr lang und verhältnißmäßig schmal war.

Westlich von Tara befinden sich, nicht weit von der Heerstraße, mächtige konische Erdhaufen von Menschenhand aufgeführt. Sie mögen 40—50 Fuß hoch sein und haben eine dieser Höhe entsprechende Basis. Der Russe, der jetzt fast ausschließlich diese Gegend bewohnt, da sich die wenigen Tataren von der Hauptstraße zurückgezogen haben, um fern vom Geräusche der Neuzeit über das Vergängliche zu brüten und langsam und melancholisch dahinzusiechen, nennt diese riesigen Hügel „Kurgany“ (Grabhügel) und bezeichnet sie, auf Befragen, ausdrücklich als mongolischen Ursprungs, ohne jedoch die Zeit ihrer Errichtung irgendwie angeben zu können.

Diese Gräber sind zu riesig und sind ihrer zu viele, als daß man annehmen könnte, daß sie nach und nach im Laufe der Zeiten von den hier hausenden Mongolen und Tataren errichtet worden sind. Sie sind gewiß vom Sieger auf dem Schlachtfelde errichtet worden und dürfte die Ansicht viel Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß in dieser Steppe die Tschudj in einer Verzweiflungsschlacht geschlagen und zu Tausenden vernichtet wurden. Eine dunkle, in der Gegend von Tobolsk, Rybinsk und Tara kursirende Tradition weist auf eine solche Riesenschlacht, in der ein Volksstamm untergegangen ist, hin.

Ich muß hier, wenn auch nur in einer kurzen Anmerkung, einem Vorwurfe begegnen, der mir gemacht werden könnte, weil ich in Obigem die Behauptung aufstellte, daß die Tschudj völlig untergegangen ist, was den Ansichten Szafarzyk's und Lelewel's widerstreitet, die ihre Spuren in allen jetzt noch von Slaven bewohnten Gegenden Europa's finden wollen, ja sogar behaupten, daß sich der Stamm noch bis auf den heutigen Tag im Petersburger Gouvernement erhalten hat, wo der finnische Stamm der „Tschudj, Tschuchna" („Tschuchonzen") haust. Ich will durchaus nicht die Möglichkeit bestreiten, daß sich einzelne Tschuder Familien erhalten haben und mit den Hunnen nach Europa gekommen sind, — vom Amur bis ans Baltische Meer war dieser Volksstamm nie verbreitet, denn westlich vom Ural bis ans Petersburger Gouvernement, was beiläufig nahezu 400 Meilen ist, fehlt jedes vermittelnde Glied, da man auf dieser langen Linie keinen einzigen tschuder Grabhügel gefunden hat. Wenn aber die nicht slawischen und nicht arischen Bewohner des Petersburger Gouvernements tschuder Abstammung wären, so hätten sie gewiß irgend ein Bruchstück der ehemaligen Größe ihres Volkes im Volksliede, in der Tradition, erhalten. Aber auch hiervon findet man bei ihnen keine Spur. Wir können heute, wo wir nur mit thatsächlichen Faktoren, mit Konkreten rechnen, aus der idealen, abstrakten Aehnlichkeit in der Silbe eines Volksnamens keine Konsequenzen ziehen, und dieses, im hier besprochenen Falle, um so weniger, als es zweifelhaft sein muß, ob sich das in Nordasien untergegangene Volk selbst „Tschudj" genannt hat. Möglich, daß dieses nur eine Verstümmelung seines Namens ist, welche im Laufe der Zeiten durch den Mund der Barbaren, die sich auf ihren Gräbern angesiedelt haben, verursacht worden ist. Ob aber Tschuden und Skythen synonym sind, ließe sich doch wol bezweifeln.

In keiner andern Gegend Sibiriens habe ich ähnliche riesige Grabhügel gefunden, auch nicht gehört, daß sich sonst noch ähnliche vorfinden. Der Leser wird mir verzeihen, daß ich in ihnen Denkmäler eines Sieges der Barbarei über die Civilisation, der Mongolen über die Tschudj, sehe, die sich wol zu dem heroischen Entschlusse aufraffen konnte, in der weiten Ebene in langer Front dem Feinde entgegenzutreten, von ihm aber auf wildem Rosse niedergeritten und zertreten wurden. Von da ab verschwand auch die Spur jeglicher Civilisation, die sich nun erst, wenn auch langsam und durch eine neue Rasse, zu entwickeln beginnt.

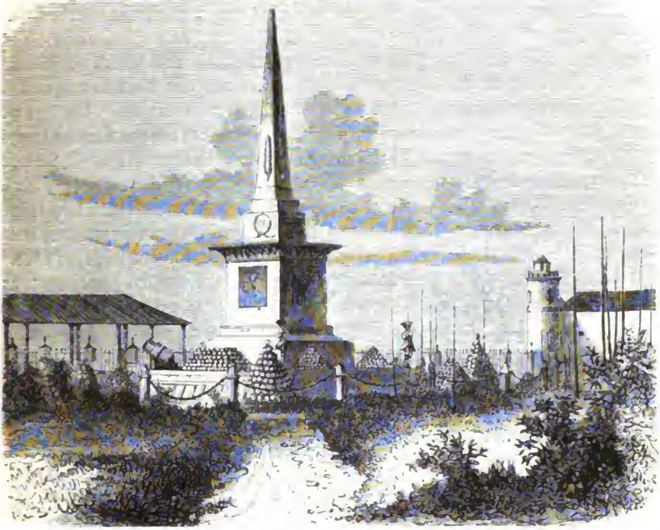
Eine einigermaßen rege Phantasie könnte die gewiß Jahrhunderte lang dauernden Kämpfe der andringenden und siegreichen Mongolen mit den zurückweichenden, besiegten Tschudj ausmalen; ich wollte, gestützt auf Thatsachen,

nur andeuten, daß die Tschudj von den Mongolen vor Beginn der Völkerwanderung, wie sie die Annalen Europa's verzeichnet haben, vertilgt worden sind. Daß die Mongolen, welche heute unter den Namen der Ochotskianer, Jakuten, Tungusen, Buriaten, der ujgurischen Tataren, Karagasen, Ostjaken und Kirgisen in Sibirien hausen, nicht Urbewohner des Landes sind, darauf deutet nicht allein ihre physische Gestalt, theilweise auch ihre religiösen Gebräuche, sondern auch der Umstand hin, daß sie sich selbst nicht als Autochthonen betrachten. Wenigstens haben alle Buriaten, mit denen ich über ihren Ursprung gesprochen, auf die mongolische Wüste, als auf die Wiege ihrer Voreltern, ihres Volkes, hingewiesen. Wann und mit wem, ob mit Attila oder Dschingis-Khan, sie nach Sibirien gekommen sind, das wissen sie selbst nicht. Sie haben keine Geschichte, ja nicht einmal eine Tradition.

In den Tschuder Grabhügeln mag noch so manches Geheimniß begraben liegen, in das unsere eigene Vergangenheit gehüllt ist. Denn es ist wol nicht zu bestreiten, daß ein Kulturvolk, das sich auf eine verhältnißmäßig hohe Stufe der Civilisation emporgeschwungen, einen civilisatorischen Einfluß auf seine Nachbarn ausgeübt haben muß. Weiteres gewissenhaftes Durchforschen der Gräber dürfte uns vielleicht Aufschluß über die Bedeutung des Wortes „βρίζα" bringen, das kaum der griechischen Sprache eigenthümlich sein dürfte, da der Südländer sich wol nicht mit dem Anbau von „Roggen" beschäftigt hat. Dieses Wort scheint aus dem Norden, aus dem slawischen Rosih, nach Griechenland gekommen zu sein und ist vielleicht zu den Slawen aus dem Osten gekommen. Dieses will ich jedoch nur angedeutet haben. Mir handelte es sich in Obigem nur darum, einem strebsamen, untergegangenen Kulturvolke die Stellung in der Geschichte Sibiriens angewiesen zu haben, die es verdient. Es hat dort Spuren einer Civilisation zurückgelassen, die der heutige Bewohner des Landes noch lange nicht erreicht hat.

Es ist nur zu wünschen, daß der russische Bewohner sich rasch und energisch an die Arbeit macht, um den abgerissenen Faden der civilisatorischen Thätigkeit der Tschudj weiter zu spinnen, zu seinem und der ganzen Menschheit Heile. Er wird dieses thun, wenn die Regierung ihn durch weise und humane Gesetze, durch Ertheilung bürgerlicher Freiheiten, ohne welche jegliche Civilisation unmöglich ist, unterstützt, denn nicht das Klima, das man als Sündenbock für den bisherigen Stillstand der Entwicklung in Sibirien bezeichnet hat, ist Schuld an diesem Stillstande. Auch das Klima, das zwar rauh, aber gesund ist, und zu Thätigkeit und Arbeit anfeuert, wird sich unter den warmen Sonnenstrahlen bürgerlicher Freiheit und Bildung freundlicher gestalten und dann die Bestrebungen des Volkes und seiner Regierung unterstützen.

Der freundliche Leser möge Vorstehendes als den einem untergegangenen Kulturvolke gewidmeten Nekrolog betrachten.



Denkmal Jermak's bei Tobolsk.

2. Die Eroberung Sibiriens durch Jermak Timofjejew.

Fortsetzung der Einleitung. — Iwan IV. zersprengt die Räuberbanden. — Jermak flieht in den Ural. — Strogonow nimmt ihn in Dienst. — Frühere Begriffe von Sibirien. — Jermak's Kämpfe mit den Tataren, seine Siege. — Verzeihung des Zaren. — Der Tod Jermak's.

Die Nachkommen der Horden, welche die Keime der Civilisation in Nordasien erstickten, stürzten sich im Jahre 1224 auf das damals vielgetheilte Rußland, unterwarfen sich erst dessen südlichen Theil, da der Weg nach Konstantinopel über Kiew führt, vollendeten aber unter Batu, dem Sohne Duschi's, die Unterwerfung sämmtlicher russischer Fürstenthümer (1237—1240). Von da ab bis ganz gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts herrschten die Mongolen über ganz Rußland, und wahrscheinlich wäre es selbst dem tapfern Iwan III. (1462—1505), den man im westlichen Europa den „Großen" nannte, dem aber seine eigenen Unterthanen den Beinamen des „Schrecklichen" gegeben haben, nicht gelungen, das Mongolenjoch abzuschütteln, wenn nicht der große Eroberer Timur das Khanat im Kaptschak zerstört und die „Goldene Horde"

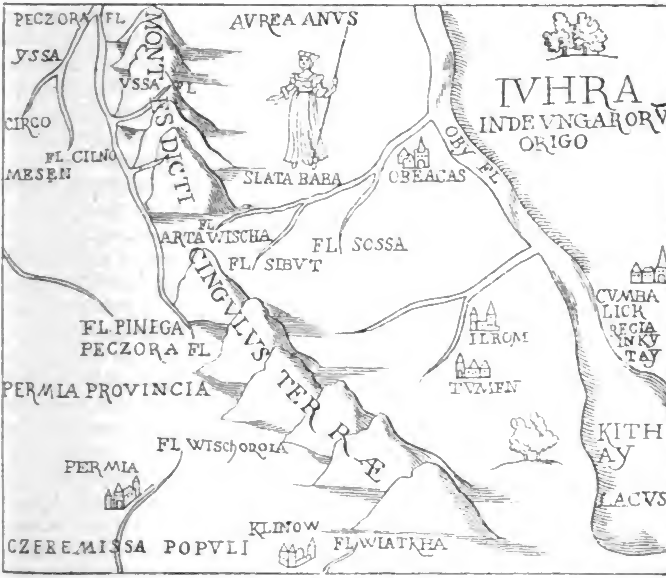
vernichtet hätte (1401). Ihn selbst aber hinderten andere Unternehmungen, an die Stelle der zertrümmerten Herrschaft seine eigene zu setzen, und von der Oberhoheit der diese Trümmer beherrschenden Khane mußte es einem Fürsten, „der in seiner Staatsklugheit hinterlistig bis zum Verrathe, und dabei umsichtig bis zur Niederträchtigkeit war" (Rutenberg in „Rotteck's und Welcker's Staats-Lexikon", 11. Band, S. 689), leicht werden, sich und sein Volk zu befreien.

Nach der Befreiung des Landes von der Mongolenherrschaft, die, wie wir später sehen werden, einen tiefen, entsittlichenden Einfluß auf den Volkscharakter ausgeübt hat, und nach der Zertrümmerung der blühenden Republik Nowgorod, deren gegen 400,000 Seelen zählende Einwohnerschaft Iwan III. in verschiedene Gegenden des Reiches verpflanzte, herrschten, wie dieses ja immer und überall nach großen, langwierigen Kriegen stattzufinden pflegt, noch lange Unordnungen im Reiche. Räuberbanden, unter dem Namen „Kosaken", beunruhigten den friedlichen Bürger und Bauer, brandschatzten den Handel auf den Flüssen und Heerstraßen, und nur nach langen Kämpfen gelang es dem zweiten Nachfolger Iwan's des Schrecklichen, Iwan IV., dem „Wüthrich" (1503—1584), eine der größten Banden, welche auf der Wolga und Kama ihr Unwesen trieb, zu schlagen und zu zersprengen. Jermak selbst gelang es mit genauer Noth, mit einer Handvoll seiner Kosaken auf der Kama zu entkommen und sich in die Dickichte des Uralgebirges zu flüchten. Diese zersprengte Kosakenbande hat den Grundstein zur Eroberung eines Welttheils gelegt.

Es ist eine eigenthümliche, in hohem Grade interessante Erscheinung, daß es einer Handvoll Räuber, Kosaken, unter der Anführung eines unternehmenden Häuptlings gelingen konnte, in Sibirien zahlreiche Völkerstämme zu unterjochen und viele derselben gänzlich zu vertilgen, andere dagegen dem Aussterben nahe zu bringen. Es geschieht das keineswegs durch Waffengewalt, wie es in Nordamerika der Fall ist, vielmehr ist in Sibirien dieser Vertilgungskampf ein unblutiger, aber trotzdem ein furchtbarer. Die einer höhern Kultur fähigen Stämme kommen in Berührung mit einer Rasse von hoher geistiger Befähigung, von anerkannter Tüchtigkeit. Obwol nun die in Sibirien lebenden Individuen dieser Rasse selbst noch nicht auf einer hohen Kulturstufe stehen, ist dennoch ihre Einwirkung auf die roheren Volksstämme eine vernichtende. Die geistige Ueberlegenheit des Eindringlings wirkt niederschlagend auf den Pseudoautochthonen, der diese Ueberlegenheit fühlt und hierdurch niedergeschlagen, traurig, fast melancholisch wird, sich immer mehr in seine dichten Wälder zurückzieht, welche ihm jedoch keinen Schutz wider das, was für ihn ein Uebel ist, verleihen; er wird physisch unfruchtbar, wie er es schon seit unvordenklichen Zeiten geistig gewesen ist, und sinkt ruhmlos in das Grab, das später der eisige „Burjan" unter einer dicken Schneedecke verbirgt. (Der Burjan ist ein Nordwestwind, der mit der größten Gleichmäßigkeit 24 bis 48 Stunden weht, mikroskopisch kleine Eisflocken herbeibringt, die trocken sind wie der Sand der Sahara, und der dermaßen durch Mark und Bein dringt, daß man unter seinem Einflusse jeglichen Humor verliert und fast melancholisch wird.)

Von allen den Volksstämmen, welche die Russen gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, als sie in Sibirien eindrangen, vorfanden, existiren nur noch

wenige und auch diese wenigen sind nicht zahlreich. Sie leiden, man möchte sagen, an der galoppirenden Schwindsucht, eine Folge ihrer plötzlichen, durch nichts vermittelten Berührung mit einem höher befähigten Völkergeschlecht. Man sucht vergebens nach Spuren der Teleuten, Assanen, Arinen; von anderen, wie von den Wogulitischen, Kamassingen, Ostjaken, Samojeden, sind nur armselige Trümmer übrig geblieben.



Der nordöstliche Theil der Karte Rußlands von Siegmund v. Herberstein (1549). Aelteste Darstellung des Uralgebirges. (Facsimile.)

Nur die am höchsten in der Civilisation stehenden Tataren haben sich in relativ größerer Anzahl erhalten und scheinen überhaupt mehr Lebensfähigkeit als die selbst physisch niedriger stehende mongolische Rasse zu besitzen. Wenn man auch bei den Tataren keinen Zuwachs bemerken kann, so ist die Abnahme ihrer Kopfzahl wenigstens keine rapide. Der der großen Slavenfamilie angehörende Russe beerbt alle ausgestorbenen und noch in Sibirien vegetirenden Volksstämmchen.

Die neuere Länderkunde vom moskowitischen Reiche beginnt erst mit dem Erscheinen eines berühmten Werkes, welches 1549 in Wien gedruckt wurde: „Rerum Moscovitarum Commentarii.“ Sein Verfasser, Sigismund Freiherr v. Herberstein (geb. 23. August 1486 im Schlosse Wippach, Kreis Adelsberg in Kärnten), hatte sich schon als Knabe die windische Sprache seiner Heimat angeeignet, sodaß er später zweimal als kaiserlicher Botschafter (in den Jahren

1517, sowie 1526 bis 1527) am Hofe der moskowitischen Großfürsten verweilend, mit Leichtigkeit das Russische erlernen konnte. Um mathematische Breitenbestimmungen ausführen zu können, versah er sich auf der Reise mit einem Astrolab und wenn auch seine Messungen sehr unglücklich ausfielen, so war doch schon ein solcher Versuch in jener Zeit wohl anerkennenswerth. Als Frucht dieser seiner Nachforschungen entwarf er die erste neuere Karte von Rußland, welche die Erdkunde kennt. Auf ihr erscheint bereits das Weiße Meer als ein Arm des Eismeeres, sowie der Lauf der Flüsse Mesen und Petschora. Herberstein beseitigte auch den Irrthum der griechischen Geographen, daß das Innere Rußlands von einem Alpenwall, den Rhipäen, von West nach Ost durchzogen werde, indem er an ihre Stelle östlich von der Petschora mit einer Achsenrichtung von Süd nach Nord den Ural setzte, der von den alten Russen nicht ohne Anmuth „Semnoi pojas", der Gürtel der Erde (Cingulus terrae) geheißen wurde. Die Russen selbst wußten damals noch wenig von dem Norden ihres heutigen Reiches, denn Cholmogora an der Dwina war der nördlichste Markt für Rauchwaaren, auch gelangte zu den Ssamojeden an der Petschora das Christenthum nicht vor 1518 und die Ansiedlungen an der Kama durch Anikow Strogonow fallen erst in das Jahr 1558. Doch erstreckten sich schon zu Herberstein's Zeiten die Handelsreisen der Russen bis zum Ob. Sie zogen nämlich die Petschora aufwärts an den Mündungen der Ussa und Podscherja vorüber, bis zum Ilytsch der heutigen Karten, dem sie bis zur Quelle folgten, um nach Ueberschreitung der uralischen Wasserscheide, im Thale der unteren Soswa, zum Ob hinabzusteigen. Bei Herberstein hören wir zuerst die Namen transuralischer Bevölkerungen, der Wogulen und der Ugrer, und durch ihn empfangen wir die früheste Kunde von der Slata Baba, oder Goldenen Frau, einem hoch verehrten weiblichen Götzenbild der Ostjaken. Auf seiner Karte begrüßen wir als Nebenfluß des Ob den Irtysch, sowie etliche Namen befestigter Ortschaften jenseit des Ural, darunter Tjumen, von denen, nach seinem Zeugniß, schon damals die moskowitischen Großfürsten gelegentlich Tribut erhoben. Herberstein wurde auch der Anstifter der Nordostfahrten hauptsächlich dadurch, daß er die Quelle des Ob in den See Kithai verlegte. Welcher See der heutigen Erdkunde damit bezeichnet werden sollte, läßt sich schwer aussprechen; der gelehrte Bürgermeister Witsen wollte darunter den Altin Nor oder Goldenen See im Quellengebiete des Ob erkennen, Herberstein dagegen vermuthete des Namens wegen einen See der Chita oder einen See in Chatai, also in China, und setzte auf seiner Karte mit freudiger Zuversicht Cumbalik (Chanbalik) oder Peking in die Nähe seines Kithai-Sees. (Vergleiche „Peschel's Geschichte der Erdkunde.") Der nordwestlichste Winkel der Karte Herberstein's, den wir im getreuen Facsimile hier wiedergeben, kennzeichnet also die Kenntniß dessen, was man von Sibirien bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts wußte. Es ist wenig und nur auf den östlichen Theil dieses Landes beschränkt.

Bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts war es, wie ich so eben gezeigt habe, den russischen Großfürsten gelungen, das Joch der „Goldenen Horde", oder besser: verschiedener ihr angehörenden Volksstämme, wie z. B. der Mordwinen, Syrianen, Wotjaken, Permjaken, abzuschütteln, ja selbst über die mächtigen

Kasaner Tataren die Oberherrschaft zu gewinnen und bis tief in den Ural hinein wenn auch schwache Kolonien vorzuschieben, welche überall mittels des obwol höchst ungeschickten Pfluges, der monströsen „Socha“, die nomadisirenden Hirten- und Jägerstämmchen bekämpften und besiegten. Hand in Hand mit dem Ackerbau, der ja, selbst wenn er noch auf der niedrigsten Stufe steht, eine Arbeitstheilung bedingt, ging auch die Industrie, vorzüglich aber die Eisenindustrie, zu deren großartiger Entwicklung besonders der an Mineralien reiche Ural die Mittel lieferte. Schon um 1580 begegnet man im Uralgebirge den Strogonow's, einer reichen Schmiedefamilie, welche einige Städtchen und mehrere Dörfer und Bergwerke besaß, und ihre Fabrikate auf der Kama und Wolga ins Innere Rußlands sendete. Diese Strogonow's müssen schon damals sehr reich gewesen sein, da sie, wie wir aus dem Chronisten Sibiriens, Müller, sehen, im Gebirge zum Schutze ihrer Besitzungen Blockhäuser errichtet hatten und eine nicht unbeträchtliche Anzahl bewaffneten Volkes, „Kosaken“, unterhielten. Diese Vorsichtsmaßregeln waren nöthig, weil die Besitzungen der Strogonow's beständig von den östlich des Ural hausenden Tatarenstämmen angegriffen und beunruhigt wurden.

Jermak Timofjejew und seine Kosaken mußten den Strogonow's im höchsten Grade erwünscht kommen, denn diesen wurde es je länger desto schwieriger, die Anfälle der zahlreichen asiatischen Horden zurückzuweisen, da sie dieses theilweise auch mit ihren Arbeitern thun mußten. Die Ankömmlinge, deren Tapferkeit erprobt war, und die im Grunde genommen doch nur wünschten, auf fremde Kosten, ohne Mühe und Arbeit zu leben, wurden mit offenen Armen aufgenommen und mit Allem versehen, was sie zu ihrem Unterhalte bedurften und was zur Vertheidigung der ihnen überwiesenen Posten nothwendig war. Sie vermehrten nicht nur die Anzahl der Vertheidiger in den schon bestehenden Blockhäusern, sondern ermöglichten auch die Erbauung neuer Befestigungen.

Mit der Zeit jedoch wurde die Jermak'sche Bande auch den Strogonow's eine Last und Plage. Sie begnügte sich nicht mit dem, was ihr Gastfreund ihr gab, sondern raubte und plünderte, wie es eben die Umstände erlaubten, und machte sich nicht nur den in und an den Obstabhängen des Urals wohnenden asiatischen Stämmen, sondern auch denen furchtbar, deren friedliche Arbeit sie schützen sollten. Die Strogonow's sannen auf ein Mittel, sich Jermak's und seiner Kasaken auf anständige Weise zu entledigen, da ihre eigenen Kräfte nicht ausreichten, um ihren Uebermuth zu zügeln, geschweige denn sie gefangen zu nehmen und nach Moskau zu senden, wo ihrer der Galgen wartete, zu dem sie längst in contumaciam verurtheilt waren.

Man fand dieses Mittel in der Organisation eines Angriffskrieges wider die Tataren Sibiriens. Die Strogonow's gossen in ihrem Hüttenwerke einige Kanonen und rüsteten sie für einen Feldzug; die Jermak'schen Kosaken wurden fleißig in den Waffen geübt und ihre Zahl durch neu angekommenes Gesindel bedeutend vermehrt. Wagen und Pferde wurden angeschafft, um Geschütze, Munition u. a. Kriegsbedürfnisse transportiren und die nöthigen Reiter ausrüsten zu können; kurz, es wurde, wie der Chronist Müller sagt, kein Mittel gescheut, um die Kosaken endlich los zu werden.

Als die kleine, kaum 2000 Mann zählende Armee Jermak's vollständig ausgerüstet war, rückte sie gen Osten, und begann die an den Abhängen des Urals und in der Tjumener Ebene wohnenden einzelnen tatarischen Stämme zu beunruhigen. Die vielen Flüßchen, welche die letztere und die Gegend zwischen Tjumen und dem heutigen Tobolsk durchschneiden, zwangen die Abenteurer, sich Kähne zu bauen, welche sie dann von Fluß zu Fluß mit sich tragen mußten. (Nach Einigen soll sie 6000 Mann betragen haben. Wahrscheinlich sind alle Versionen richtig, so zwar, daß Jermak's Truppe Anfangs nur gegen 2000 Mann betrug, sich aber später durch neu hinzugekommene Kosaken, welche der Ruhm des kühnen Führers mächtig anlockte, auf 6000, ja sogar auf 7000 Mann verstärkte.)

Indessen war das Gerücht von der Jermak'schen Expedition nach Moskau und zu den Ohren Iwan's gedrungen, der jedenfalls glauben mochte, daß es einer seiner Sklaven und noch dazu ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, an der Spitze einer Räuberbande auf eigene Faust wage, Krieg mit den sibirischen Tataren anzufangen, wol gar für sich ein Reich zu erobern.

Eine Folge dieser Annahme war, daß er sogleich einen Brief an die Strogonow's schrieb und ihnen, sowie auch ihrem Sendlinge Jermak, bei Strafe seiner Ungnade verbot, den Krieg nach Sibirien zu tragen. Der Brief und die in ihm enthaltene Drohung verfehlten ihre Wirkung. Es ist selbst wahrscheinlich, daß die Strogonow's Jermak von demselben gar keine Kenntniß gegeben haben, um ihn in seinem Vorhaben nicht schwankend zu machen.

Die Kosaken drangen also trotz des großfürstlichen Briefes vor, bewältigten ungeheuere Schwierigkeiten und bemächtigten sich einiger tatarischer Städte und Dörfer. Einer der Häuptlinge des Landes, Sultan oder Khan Kutschüm, machte im Anfange einen schwachen Versuch, den Eindringlingen, welche dem Asiaten nicht durch die Zahl zu imponiren vermochten, das weitere Vordringen, zu erschweren, sie womöglich zurückzuwerfen. Jedoch vergebens. Einer seiner Vasallen, Tausaka mit Namen, gerieth bei einem solchen Versuche in die Gefangenschaft Jermak's, der ihn jedoch, wie Müller erzählt, bald frei ließ und an Kutschüm zurücksendete, um diesem von der Macht des Eindringlings, von seiner furchtbaren Bewaffnung zu erzählen und ihn und seine Leute durch Schreckenserzählungen einzuschüchtern und zu demoralisiren. Diese Absicht scheint Jermak so ziemlich erreicht zu haben.

Wie die Chronik erzählt, habe Tausaka seinem Herrscher gesagt: „Jeder Widerstand gegen die Russen ist vergebens. Die russischen Krieger sind stark; wenn sie mit ihrem Bogen schießen, fährt Feuer und Dampf heraus, worauf ein Donnerschlag folgt und ohne daß man einen Pfeil sieht, werden die Menschen schrecklich verwundet und getödtet. Gegen diese Pfeile schützt keine Rüstung; Alles wird zerschlagen und zerschmettert."

Der Khan soll über diese Nachricht in die größte Bestürzung gerathen sein. Er sammelte in der Eile ein Heer und sandte es unter den Befehlen seines Verwandten Mametkul gegen die Russen, während er selbst sich am Fuße des Berges Tschuwascha verschanzte. Am Ufer des Flusses Tobol stieß Mametkul auf Jermak's Schar; es entspann sich eine Schlacht, in welcher das

Feuergewehr über den Bogen, die Anfänge einer höhern Civilisation über die veraltete niedere, den Sieg davon trugen. Unweit des Irtisch vertheidigte ein anderer einheimischer Fürst seine Hauptstadt, aber auch er unterlag und bald darauf ereilte dasselbe Schicksal die dritte Heeresabtheilung des Khan Kutschum; auch sie wurde am Irtisch geschlagen. Der Sieg kostete Jermak einige Todte und viele Verwundete. Der unermüdliche Jermak griff noch in der Nacht nach diesem dritten Siege die Stadt des Mursa (Mirsa, Fürst) Atik an und eroberte sie. Es blieb den Russen nur noch übrig, das Lager des Kutschum am Tschuwascha zu erstürmen und ihn aus demselben zu vertreiben, um sich zu Herren der Gegend diesseit des Irtisch zu machen.

Bevor sich Jermak an diese Arbeit machte, versammelte er eine Art Kriegsrath, in welchem einige der anwesenden Unterkommandanten die Meinung äußerten, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen, da der Winter nahe sei. Diejenigen, welche dieser Ansicht waren, wurden jedoch von Denen überstimmt, die für ein weiteres Vorrücken waren. Auch Räuber haben einen Point d'honneur und dieser war es, den man als Hauptursache gegen die Rückbewegung geltend machte. „Wenn wir", sagten die Anhänger der Vorwärtsbewegung, „jetzt schon zurückkehrten, so müßten wir uns ja vor den ehrlichen Leuten, vor den Stroganow's, schämen. Wenn wir hier sterben, so sterben wir mit Ruhm und Ehre, darum also vorwärts!" Dieser Beschluß brachte Sibirien an Rußland.

Die Berathung war kaum geendet (23. Oktober 1581), und noch war die Sonne nicht aufgegangen, als auch Jermak's Schar vor den Verschanzungen Kutschum's erschien, um das Lager zu erstürmen. Ein Hagel von Pfeilen empfing sie und als dieser die Angreifer nicht zur Umkehr zwang, brachen die Angegriffenen selbst aus ihren Verschanzungen hervor, um sich auf den andringenden Feind zu werfen. Der Kampf war hartnäckig, das Handgemenge allgemein und verderblich für die Tataren. Der Sieg blieb den Kosaken. Der Sohn Kutschum's, Prinz Mametkul, wurde in der Schlacht verwundet und die ostjakischen Fürsten, welche sich mit dem Khan gegen Jermak verbunden hatten, flohen bestürzt gegen Norden in ihre undurchdringlichen Wälder. Kutschum selbst flüchtete in seine Hauptstadt Ssibir am Irtisch, raffte dort von seinen Schätzen zusammen, was er konnte, und floh gegen Osten. Drei Tage nach der Schlacht am Berge Tschuwascha, am 26. Oktober, zog Jermak mit seinen Scharen in das verlassene Ssibir ein, wohin schon am 30. d. M. die früheren Verbündeten Kutschum's, die Ostjakenfürsten, kamen, um ihm ihre Unterwerfung anzubieten und Tribut und Proviant zu bringen. Wenige Tage später kamen auch schon viele entflohene Tataren mit Weibern und Kindern zurück und nahmen von ihren verlassenen Jurten Besitz.

Nach einigen weiteren, für die Tataren immer verderblichen Schlachten, in deren einer selbst der tapfere Sohn Kutschum's, Mametkul, in die Gefangenschaft der Kosaken gerieth, und nach denen den alten Khan auch mehrere Mursas, lehnpflichtige Fürsten, verließen, verzweifelte Kutschum an dem Siege: „Wem Allah zürnt, dem wird Schande statt Ehre zu Theil und den verlassen auch seine besten Freunde," soll er bei der Nachricht vom Abfalle der Seinigen ausgerufen haben, und wenn er auch den Kampf noch einige Jahre hindurch

fortsetzte, ja sogar im Jahre 1584 seinen Feind schlug und ihn zwang, sich mit schwerer Rüstung in den Irtisch zu stürzen, in welchem er ertrank, so war er doch nicht mehr im Stande, das Land dem Großfürsten von Moskau zu entreißen, für den es der einfache Kosak, der geächtete Räuberhauptmann, der „Oprischek" (der Abgesprungene, sich auflehnende Gesetzesverächter) Jermak erobert hatte. Sibirien war für die Nichtarier verloren.

Noch im Jahre 1582, nach der Gefangennehmung Mametkul's, beschlossen Jermak und die Strogonow's, Iwan dem Grausamen die Erfolge der Kosaken zu melden und dem Fürchterlichen anzuzeigen, daß sie unter der Führung Jermak's seiner Krone ein neues Reich einverleibt hätten, von dessen Umfange und Werthe damals wol kein Mensch sich eine Vorstellung machen konnte.

Es wurde eine Gesandtschaft nach Moskau geschickt, in der sich die Strogonow's selbst und einer der zum Tode verurtheilten Kosakenatamans, Iwan Kolzow, befanden. Die Gesandtschaft, welche reiche Geschenke aus dem unterworfenen Lande mitbrachte, wurde von Iwan aufs Gnädigste empfangen, den Kosaken wurden ihre früher begangenen Verbrechen verziehen, die Strogonow's zu Bojaren und Jermak zum Wojewoden Sibiriens ernannt.

Wenn wir den Angaben des Chronisten Müller, der übrigens nicht Augenzeuge gewesen ist und seine Chronik aus den Papieren der Strogonow's und den im Archive zu Tobolsk befindlichen Akten zusammengestellt hat, trauen dürfen, so zählte Sibirien zur Zeit der Eroberung durch Jermak $5^1/_2$ Millionen Einwohner, also ungefähr 2 Millionen mehr als jetzt, nachdem es fast 300 Jahre im Besitze Rußlands ist, das das Land kolonisiren will.

Es versteht sich wol von selbst, daß Jermak nicht ganz Sibirien eroberte; er hatte nur den Weg gewiesen, den Grundstein zu neuen Eroberungen gelegt. Von Tobolsk aus, das auf dem Boden der verschollenen Hauptstadt „Sibir" steht, sind bis an die Lena nahezu 3500 Werst oder 500 deutsche Meilen und von der Lena bis an den Stillen Ozean ist die Entfernung um Vieles größer. Hieraus dürfte es klar sein, daß die Eroberung des ungeheuern Landstriches nur nach und nach erfolgen konnte, und dieses um so mehr, als er infolge seiner natürlichen Beschaffenheit der Entwicklung großer Streitkräfte nicht günstig ist. Die Front einer vordringenden Armee mußte — besonders in jenen Zeiten — immer kurz sein, und nur die bessere Bewaffnung konnte ihr den Sieg über den mit Pfeil und Bogen bewaffneten Feind verleihen.

Es kann unmöglich meine Absicht sein, hier Schritt für Schritt der russischen Armee zu folgen, um zu zeigen, wie sie allmählich vordrang bis an die Lena und den Baikalsee, wie sie sich ferner jenseit dieses großen Wasserbeckens in Daurien und Nertschynsk festsetzte und noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts mit den Chinesen um den Besitz dieses Landes zu kämpfen hatte.

Auch die Eingeborenen haben, wie wir aus N. Latkin's („Aperçu général de l'arrondissement de Krassnojarsk, gouvernement de Jenisséisk par Nicolas Latkine. St. Pétersbourg 1875.") Beschreibung des Krasnojarsker Kreises sehen, Anfangs am Joche gerüttelt und schüchterne Versuche gewagt, es abzuschütteln. Wir sehen z. B., daß die Stadt Krasnojarsk, welche vom Wojewoden Dubjenski im Jahre 1628 gegründet worden ist,

gleich in den ersten Jahren ihrer Existenz zwei Belagerungen seitens der Arinen und Katschynzen zu bestehen hatte, welche jedoch der Kosakenataman Kolzow besiegte und zum Rückzuge in die Wälder zwang. In den Jahren 1640 und 1641 wagten sie noch einmal im Vereine mit den Kirgisen den Versuch, ihre Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Sie belagerten Krasnojarsk, und die Stadt wurde nur durch die rechtzeitige Hülfe, welche ihr ein Detachement Russen unter Tugatschew brachte, gerettet. Tugatschew schlug die Belagerer in die Flucht, zwang sie, die Belagerung aufzuheben, und tödtete ihrer eine bedeutende Anzahl. Im folgenden Jahre vernichtete der Wojewode Kobilski eine Kirgisenhorde und ihre Verbündeten, und von nun an zahlten die Eingeborenen den ihnen auferlegten Tribut.

Gewiß wären diese Schilderhebungen nicht vorgekommen, wenn die Wojewoden von Krasnojarsk die richtigen Mittel zur Beruhigung der Gemüther angewendet hätten. Selbst russische Schriftsteller, wie N. Latkin, können nicht umhin, zuzugestehen, „daß die Wojewoden von Krasnojarsk grausam gegen die Eingeborenen waren, um sie der russischen Regierung zu unterwerfen, statt sie durch Milde an die russische Herrschaft zu gewöhnen." Eine Folge dieses Verfahrens ist, daß die Arinen und Katschynzen gänzlich vom Erdboden verschwunden, die Kirgisen aber über das Gebirge gewandert sind.

Im Allgemeinen scheint es jedoch, daß die Eroberung eine friedliche Unterwerfung war, die man durch Verträge erreichte. Die einzelnen, im weiten Lande hausenden Horden — Völker können wir sie nicht nennen — waren ohne politische Verbindung unter einander, hatten zu wenig Interesse für einander und zu wenig Gefühl für Freiheit, Vaterland und Unabhängigkeit, als daß sie den Eindringlingen energischen, verzweiflungsvollen Widerstand hätten entgegensetzen können oder wollen. Den Letzteren mag übrigens wol noch der Aberglaube zu Hülfe gekommen sein, der seit lange die Unterwerfung Sibiriens unter die Herrschaft des „weißen Zaren" prophezeit hatte.

Es herrschte nämlich lange vor Ankunft der Russen in Sibirien, als die Birke, welche früher nicht im Lande zu Hause war, sich auszubreiten begann, die Sage, daß sie die Verkünderin der neuen Herrschaft des weißen Zaren, und diese vom unabweisbaren Schicksale beschlossen sei. Während meines Aufenthaltes in Ustjkutta theilte mir der dortige Arzt Abramow, der früher Arzt beim Konsulate in Urga gewesen ist, mit, daß auch in der Mongolei diese Sage kursirt. Früher soll die Birke in der Mongolei unbekannt gewesen sein; seit einiger Zeit siedelt sie sich jedoch immer mehr an und die Mongolen betrachten sie als den Vorboten der Herrschaft des „weißen Zaren." Man nennt ihn wol der Hautfarbe wegen weiß, denn der Mongole ist es bekanntlich nicht. Jeder Widerstand gegen diesen Beschluß des Schicksals mußte also als widersinnig erscheinen. Man suchte nur, wenn die Russen weiter vordrangen, die besten Bedingungen zu erhalten, und die Russen wiederum begnügten sich mit einem nicht zu bedeutenden „Jassak" (Tribute), der in Pelzwerk geliefert werden sollte. Es wurde sogar dem zahlreichen Volksstamme der Buriaten der „alleinige Besitz der Steppen für ewige Zeiten" zugesichert.

Die russische Regierung begnügte sich mit diesen Zugeständnissen, weil sie nicht im Stande war, die unermeßlichen Strecken mit Russen zu bevölkern, und dieses um so mehr, als sie noch die Wüsten des eroberten tatarischen Königreichs Kasan und das Permer Gebiet zu kolonisiren hatte.

Trotzdem Rußland den unterworfenen Volksstämmen die mit ihnen abgeschlossenen Verträge nicht gehalten hat, wollen wir ihm keine Vorwürfe machen. Es hat der Bildung und Gesittung einen neuen Welttheil, der Jahrhunderte hindurch ein Tummelplatz wilder Horden und wilder Thiere gewesen ist, erschlossen, dessen unerschöpfliche Schätze der ganzen Menschheit zugute kommen, Handel, Industrie, Künste und Wissenschaften beleben werden. Diese Schätze, von deren Existenz ja die Barbaren keine Ahnung gehabt haben, werden jetzt gehoben und tragen zur Vermehrung der allgemeinen Bildung und Gesittung bei.

Dieses soll keineswegs eine Verherrlichung des jesuitischen Grundsatzes: „der Zweck heiligt das Mittel" sein, der von der Moral stets verdammt werden wird; indessen können wir doch die jetzige Regierung Rußlands nicht dafür verantwortlich machen, was ihre Vorgängerinnen vor 100—200 Jahren verbrochen haben, und von ihr nicht verlangen, daß sie das, was zwei Jahrhunderte in Sibirien Gutes geschaffen haben, aufgebe, um das Land wiederum eine wüste Steppe werden zu lassen, in der sich wenig zahlreiche Nomadenstämme, ohne Nutzen für die Menschheit, tummeln können.

Es ist übrigens die Konkurrenz um die nöthigen Existenzmittel ein Naturgesetz; ohne sie wäre kein Fortschritt, keine Entwicklung möglich. Wie ein Fixstern oder Planet den räumlich ungeheuern aber inhaltlich winzigen Kometen, wenn er zufällig in seine Nähe kommt, anzieht und in sich aufnimmt, so auch zog das im Jahre 1581 nur 47,000 Quadratmeilen große Rußland das nahezu 300,000 Quadratmeilen umfassende, aber höchst spärlich bevölkerte und durch keine staatliche Idee gehobene Sibirien an sich, um es nach und nach zu assimiliren und einer höheren Kultur zu erschließen.

Ohne also Rußland einen Sündenerlaß zu ertheilen, zu dem wir uns durchaus kein Recht anmaßen, und indem wir zugestehen, daß das, was im fernen Nordasien geschehen, von der strikten, gemeinen Moral verdammt werden muß, müssen wir doch auch sagen, daß ein Naturgesetz, — keine providenzielle, mystische Mission, — es auf Asien verweist, wo noch eine große Anzahl von Volkskometen einen gesetzlosen Reigen tanzt, der ihnen selbst wie der Gesammtmenschheit keinen Nutzen bringt, ja die letztere wol häufig in ihren Kulturinteressen schädigt. Diese Vagabunden unter den Völkern haben, wie so viele Kometen, keine zweckmäßige Bewegung, stören die Harmonie der Entwicklung, welche der Menschheit naturnothwendig ist, und deshalb gehen sie unter. Sie erliegen nicht der Ueberzahl, sondern der höhern Organisation und den vollkommeneren Waffen, welche das zu bedeuten haben, was die gesetzlich geregelte Bewegung der Gestirne am Himmel bedeutet.

So sehr wir auch das Mißgeschick aller dieser Barbarenstämme bemitleiden, können wir doch ihren Untergang nicht beklagen, da sie, so weit die Geschichte über sie Aufschluß giebt, nichts für die Menschheit gethan haben.



Ansicht von Ekaterinenburg.

I. Abschnitt.

1. Die unterjochten Völkerstämme Westsibiriens.

Die Wogulitschen, Ostjaken, Samojeden, Juraken, Tataren und Kirgisen.

Leben, Treiben, Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, religiöse Ansichten (Schamanen und Schamanismus), Jagd, Fischerei, Viehzucht. — Geschichtliches.

Es war am Anfange des Frühlings 1864, am Charsonnabend, als eine Partie Deportirter, welche mehr als 400 Köpfe zählte, die über den Rücken des Urals gezogene Grenze zwischen Europa und Asien überschritt. Nahezu die Hälfte der Partie bildete ein Trupp politischer Gefangener, unter denen auch ich mich befand. Ich hatte von Perm aus Zeit und Gelegenheit, die natürliche Grenzscheide zwischen Europa und Asien zu betrachten und über ihre geologische Vergangenheit nachzudenken. Ich hatte die endlosen Ebenen des europäischen Rußlands gesehen, kannte aus der Geographie das mittel- und nordasiatische Tiefland und ich begann zu fühlen, daß die nackten Granitmassen, die sich hin und wieder meinen Blicken zeigten, daß der fruchtbare Boden, der sie größtentheils

den Augen entzieht, nicht leblos sind, daß sie eine Geschichte haben. Ich las sie in klaren Zügen mit Lapidarschrift auf den Felsen verzeichnet.

Lange bevor der russische Cortez oder Pizarro, der zum Tode verurtheilte Räuberhäuptling Jermak Timofsjejew, den Weg über den Ural einschlug, um seinem Großfürsten eine neue Welt zu erobern, die später in ein unermeßliches Gefängniß umgewandelt wurde, erhob sich aus den Wogen eines seichten Meeres, das im Westen mit dem Baltischen Meere, im Norden mit dem nördlichen Eismeere, im Süden mit dem Schwarzen und Kaspischen Meere, und mit dem Aralsee verbunden war, die Nordküsten Persiens bespülte, sich über die weiten kirgisischen und sibirischen Steppen erstreckte, und dessen Brandungen sich an den vielnamigen oder namenlosen Gebirgszügen des Tomsker und Jeniseisker Gouvernements brachen, eine von Süden nach Norden gestreckte Insel, deren Thäler wol mit fruchtbarem Boden bedeckt, aber auch versumpft waren und eine diesem entsprechende Flora hatten. Lange Zeit hindurch war ich, waren auch wol die meisten meiner Leser der Ansicht, daß die höchsten Berge, die Riesen des Erdballs, die ältesten, während die niederen die nachgeborenen Kinder, die Posthumen der Erdbildung sind. Der Ural hat in mir dieses Vorurtheil bis auf die letzte Spur verwischt. Er sagte mir, und viele zermalmte und zerriebene Felsstücke bestätigten mir diese Aussage, daß er in seiner Jugend hoch in die Wolken hineingeragt hat, zuerst als mächtiges Massiv, dann, nachdem ihn Gletscher und Wasser zerrieben, zersprengt und zerrissen hatten, als himmelanstrebende Piks, als Felsenthürme, die später vom Zahne der Zeit, vom Eise, Wasser und der atmosphärischen Luft zernagt und untergraben, umstürzten, zertrümmerten und theilweise verwitterten. Der in den Himmel reichende Riese wurde, je mehr er alterte, desto kleiner und — dieselben Kräfte, welche seit Aeonen daran arbeiteten, um ihn der Oberfläche, über welcher er hervorragte, gleich zu machen, arbeiten heute noch rüstig daran, um seinen Rücken immer mehr abzutragen, ihn unter Europa und Asien gleichmäßig zu vertheilen und die Grenze zwischen diesen Erdtheilen zu verwischen.

Immer von Neuem spült das nach West und Ost abfließende Wasser neue Erdmassen, die aus dem verwitterten Granite, Kalke, Lehmschiefer u. s. w. des Urals entstanden sind, in die Thäler und Ebenen; immer von Neuem zersetzt der vernichtende Einfluß der Luft neue Massen harten Gesteins, und immer niedriger wird der einst in den Himmel ragende Ural, und — immer neue Schätze, die er während seiner Größe im Schoße verborgen, werden bloßgelegt und dem Menschen zugänglich, auf daß er sie hebe und genieße.

Dieses Thema war's, über das ich mit einigen Leidensgefährten sprach, denen ich die ewig gleichmäßigen Kräfte der Natur vordemonstriren konnte — da eben gewaltige Gießbäche an der Arbeit waren, ziemlich große Felsstücke fortzurollen und Erde vom Gebirge ins Thal zu schaffen — als ein immer mehr zunehmender Rauchgeruch unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Plötzlich erscholl der Ruf: „Spasijtes rebjata!“ (Rettet euch, Kinder), und die uns eskortirenden Soldaten begannen im Laufschritte vorwärts zu eilen, ohne ferner auf die Gefangenen, die ihrer Obhut anvertraut waren, Rücksicht zu nehmen. Auch wir begannen instinktmäßig zu laufen.



Wald im Ural. (Nach der Natur gez. v. R. Ludwig.)

Vom Norden aus, so weit das Auge reichte, wälzte ein Feuermeer seine Fluten gegen Süden, gegen die Straße, auf der wir marschirten, und gegen Osten, in welcher Richtung wir gingen. Hinter uns hatte ein Luftzug bereits Funken und brennende Zweige über den breiten Weg getragen und das dürre Moos und die trockenen Kiefernadeln in Brand gesetzt. Jeder dachte an seine Rettung und eilte aus allen Kräften, der Gefahr zu entrinnen, in der er sich befand: der Gefahr, lebendig gebraten zu werden. Eine Strecke von mehr als zehn Werst durchliefen wir in kaum einer Stunde, immer vom Feuer verfolgt, das häufig von beiden Seiten bis nahe an den Weg kam. Nahe am Ausgange aus dem Walde war die Gefahr am größten, da dort zu beiden Seiten des Weges Holz in Klaftern aufgestellt und theilweise schon in Brand gerathen war. Ehe es sich jedoch gänzlich entzündete und hohe Feuersäulen von ihm zum Himmel aufwirbelten, hatten wir das Freie erreicht, wo unserer schon der Militairconvoy harrte. Erst als wir in vollkommener Sicherheit vor dem Feuer waren, zählte man die Partie nach, und sieh' — es fehlte kein theures Haupt, für das der Offizier hätte aufkommen müssen. Ich bin sicher, daß während der langen, bangen Stunde, während welcher wir in Gefahr standen, des Feuertodes zu sterben, in keinem der Gefangenen der Gedanke an Flucht entstanden ist. Das Feuer hatte alle Wege und Stege abgeschnitten, jeden Freiheitsgedanken im Keime erstickt.

Später, als die Gefahr längst vorüber war, bewunderte ich — die abgefeimte Klugheit der heiligen Inquisition, welche sich des Feuers bediente, um die Geistesfreiheit der Menschheit zu vernichten, da sie Diejenigen verbrannte, welche einen Freiheitsgedanken geboren hatten, und die Massen einschüchterte, auf daß sie ja nicht auf ähnliche Gedanken kämen.

Wir kamen ohne weitern Zwischenfall nach Ekaterinenburg. Ringsum von Höhen umschlossen, übersieht der Reisende die in einer etwas gegen das Flüßchen Isset, das sich hier fast zu einem in zwei Arme getheilten See erweitert, geneigten Ebene liegende Stadt, welche auf den Beschauer einen sehr angenehmen Eindruck macht. Große, weiß angestrichene, gemauerte Häuser ragen mit ihren grünen Dächern, die wie Malachitlager aussehen, über die Menge hölzerner Wohnungen hervor, und werden ihrerseits wieder von einer Menge Kirchthürme und Kuppeln mit vergoldeten Kreuzen überragt.

Ich hatte zweimal Gelegenheit, Ekaterinenburg zu sehen. Das erste Mal im April 1864, während der Osterwoche, an die uns reiche Geschenke von geweihten Eiern und Kuchen, welche die Einwohner der durchziehenden Partie gaben, erinnerten; das zweite Mal im Juni 1870, als ich aus der Verbannung zurückkehrte und, wenn auch nicht der ganzen, so doch einiger Freiheit genoß. Diesmal hatte ich Gelegenheit, die Stadt bei einer Beleuchtung zu sehen, die aus ihr ein wahrhaft zauberisches Bild machte.

Es war gegen 3 Uhr Nachmittags. Schon einige Tage war es sehr schwül gewesen; da begannen sich im Osten Wolken zu sammeln, die sich schnell zu einer dichten, schwarzen Masse zusammenzogen, sodaß es fast schien, als ob die Nacht urplötzlich, ohne Dämmerung, hereingebrochen sei. Ich stand vor dem Wachthause, das auf dem sich westlich von der Stadt hinziehenden Bergesrücken, neben

dem Gefängnisse, steht. In der Ferne grollte der Donner, es wurde immer finsterer, sodaß man kaum noch die weißen Wände der Häuser sehen konnte: da zuckte ein Blitz und beleuchtete die Stadt. Ihm folgte in rasender Schnelle ein zweiter, zehnter, hundertster, und die Stadt war vielleicht zehn Minuten lang von elektrischem Feuer beleuchtet. Der Anblick war unbeschreiblich. Die weißen Mauern blendeten förmlich, die grünen Dächer schimmerten wie das feinste Victoriagold, während die dunkeln hölzernen Häuser die riesigen Schatten ihrer Nachbarn zu sein schienen. Ich war im Anstaunen versunken und vergaß die übrige Welt. Erst als die Sonne wieder hervorgebrochen war und ich die Stadt in ihrem, wenn auch schönen Alltagskleide zu meinen Füßen liegen sah, bemerkte ich, daß ich bis auf die Haut durchnäßt war, denn während der ganzen Zeit fiel der Regen in so großen Tropfen hernieder, daß ich mich nicht erinnere, je in den Ebenen Mitteleuropa's ähnliche gesehen zu haben. Ich werde nie den wahrhaft feenhaften, bezaubernden Anblick vergessen, und wenn ich schon früher oft bedauert habe, kein Zeichner und Maler zu sein, so bedauerte ich es damals zehnfach, obgleich ich überzeugt bin, daß auch der beste Maler Ekaterinenburg bei einer ähnlichen elektrischen Beleuchtung nicht auf Leinwand zu zaubern vermocht hätte. Solch ein Bild kann nur die Natur hervorzaubern.

Ekaterinenburg zählt über 20,000 Einwohner, unter denen sehr viele Deutsche, und gehört wol zu den jüngsten Städten des Russischen Reiches, da es erst im Jahre 1722 gegründet und zu Ehren der Kaiserin Katharina (russisch Ekateryna) I. „Ekaterinaburch" benannt wurde. Im nordöstlichen Theile der Stadt befindet sich in weitläufigen Gebäuden die kaiserliche Münze, in der heute nur noch Kupfermünzen geprägt werden. Außerdem befindet sich in der Stadt eine kaiserliche Steinschleiferei und eine private, von denen die erstere zur Zeit meiner zweiten Anwesenheit in der Stadt 55, die zweite, Stjebakow'sche, 25 Arbeiter beschäftigte. Die Produktion der ersteren beläuft sich auf circa 20,000 Rubel, die der letzteren auf 25—30,000 Rubel. Eine dritte Steinschleiferei, welche ausgezeichnete Vasen aus Porphyr, verschiedene andere Gegenstände aus Jaspis, Bergkrystall u. s. w. liefert, war in der Entwicklung begriffen. Ich habe aus der Stjebakow'schen Steinschleiferei Petschafte aus Rauchtopas von nahezu sechs Zoll Höhe, Briefbeschwerer aus Malachit, Früchte aus entsprechenden Steinen auf Jaspis- und Porphyrunterlagen gesehen, die nichts zu wünschen übrig lassen, — als billigere Preise.

Die Stadt, welche jetzt zum Gouvernement Perm gehört, steht entschieden auf asiatischem Boden, der einst den Wogulen oder Wogulitschen gehörte, deren elende, kaum noch nennenswerthe Reste im Quellengebiete der Tawda, Tura und Ssoßwa dahinsiechen, während sich der Europäer entwickelt.

Man begegnet in der „Geschichte Sibiriens", wie Müller seine Chronik nennt, so vielen Volksnamen, von denen heute keine Spur mehr vorhanden, daß es wol der Mühe lohnt, kurz die Bedeutung dieser ethnographischen Bezeichnungen zu betrachten, zu sehen, welchen Werth die Namen der Wogulitschen, Assanen, Arynen, Matonen, Kotten, Juraken, Samojeden, Ostjaken haben, die sich, nachdem die Tschudj verschwunden waren, auf ihren Gräbern angesiedelt hatten, in den Wäldern Nordwestsibiriens sich umhertrieben und theilweise

im Besitze des Urals und seiner Schätze waren, ohne ihren Werth zu kennen, ohne von ihnen Gebrauch zu machen, jetzt aber größtentheils verschwunden sind. Wir schließen von noch existirenden Völkern auf die längst untergegangenen, zu denen der größte Theil der aufgezählten gehört.

Im alten Germanien begegnen wir einer Menge Namen, wie wir sie heute noch in Sibirien treffen. Wir lesen in lateinischen Schriftstellern von Franken, Sachsen, Alemanen, Chatten, Cheruskern, Sigambern, Hermionen u. s. w., die, wenn die Geschichte Deutschlands sich seit Tacitus' und Cäsar's Zeit nicht weiter entwickelt, wenn ein fremdes Volk von den deutschen Gauen Besitz genommen hätte, von diesem als besondere, für sich existirende Völker oder Völkchen betrachtet und als solche beschrieben worden wären.

Dasselbe wäre auch mit den östlichen Nachbarn der Deutschen, mit dem vielnamigen russischen Volksstamme geschehen; man theilt ihn ja heute noch in Großrussen, Klein-, Weiß-, Rothrussen, oder in eigentliche Russen und Ruthenen, während man die Polen in Groß- und Kleinpolen, Masuren, Krakusen, Kujawiaken u. s. w. theilt. Trotzdem bildeten alle deutschen, bilden heute noch alle russischen und polnischen Stämme nur ein Volk, mit einer im ganzen Gebiete, das jedes von ihnen bewohnt, verständlichen Sprache, wenngleich jeder Stamm, oder, wie ich lieber sagen möchte, jede Familie ihre sprachlichen Eigenthümlichkeiten hatte und hat, die sich zu einem Dialekte ausbildeten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sich die Sachen ganz ebenso mit den Bewohnern der Ebene, welche sich zwischen dem Ural und Jenisey hinzieht und im Süden ungefähr bis zum 57. Grade nördl. Breite reicht, verhalten. Sie haben ihre Benennungen von den Flüssen, an denen sie mit Vorliebe hausten, erhalten, vielleicht auch nur den Namen von irgend einem hervorragenderen Altvordern angenommen; besondere Rassen bilden sie nicht, und haben sie nicht gebildet. Erst die südlich vom 57. Grade nördl. Breite lebenden Tatarenstämme gehören einer andern Rasse an. Einzelne sprachliche Unterschiede, welche sich in den Idiomen der wenigen noch lebenden Wogulitschen, der Ostjaken, Samojeden und Juraken nachweisen lassen, können uns nicht bestimmen, aus den genannten Stämmen besondere Rassen zu machen. Wie in Arabien der Stamm Omar eben so gut Araber ist wie der Stamm Jussuf, und alle Stämme der Halbinsel nur ein Volk bilden, ebenso bilden die oben aufgezählten Stämme gewiß nur ein Volk, eine Rasse: die nordwestsibirische Rasse. Trotzdem wollen wir jedem dieser Stämme einige Zeilen widmen, die der Leser als Nekrolog untergehender Volksstämme betrachten will.

Da die Wogulen unserem Wege am nächsten hausen, so wollen wir ihnen auch den ersten Nekrolog widmen.

An der Tawda, Ssosswa und deren Nebenflüssen, bis zum Irtysch hin, sieht der Reisende im Winter in elenden Hütten, im Sommer in Stangenjurten, die mit Birkenrinde bedeckt sind, einzelne Physiognomien, deren Schnitt finnisch ist. Es sind dieses die Ueberreste der Wogulen, oder Wogulitschen, welche die Heerhaufen Kuttchum-Khans verstärkt hatten, als dieser sich Jermak entgegenstemmte. Es ist heute schwer zu sagen, wie viel hundert Köpfe den ganzen Stamm bilden, der in mehrere Stämmchen zerfällt, von denen viele nur noch

aus einer einzigen, wenig zahlreichen Familie bestehen. Die Wogulen unterscheiden sich dadurch von ihren Stammgenossen, daß sie ungern ihre Wohnsitze verlassen und hierzu nur durch die Noth, wenn sich etwa in der Gegend Wild- oder Fischmangel fühlbar macht, gezwungen werden. Jeder Wogule ist ein guter Jäger, und als solcher überläßt er gern die Sorgen ums Haus seinen Weibern, denn er besitzt deren, trotzdem ihn das Weihwasser der orthodoxen Kirche zum Himmelsanwarte gemacht hat, immer einige, von denen jedoch keine schöner ist als die andere. Liebe hat ihn übrigens nicht mit seinen Frauen verbunden; er hat sie gekauft, damit sie seine Renthiere und Pferde pflegen, ja auch hin und wieder ein Stückchen Acker bearbeiten, denn einige Wogulen haben von den Russen gelernt, Getreide zu bauen.



Ostjaken. (Nach einer Originalphotographie.)

Trotz der Taufe hält der Wogule an seinem Gotte auf der Sonne fest, die ihn erwärmt, ihm das Leben erleichtert, und jedenfalls glaubt er seinem Schamanen mehr als dem Popen, der es bis jetzt noch nicht wagt, irdische Ereignisse vorherzusagen, sondern sich damit begnügt, das zu prophezeien, was mit dem armen Wogulen im schöneren Jenseits vorgehen soll.

In der Winterhütte wie in der Sommerjurte des Wogulen herrscht die größte Unreinlichkeit, und diese im Vereine mit der unzureichenden Nahrung und der Vielweiberei sind wol Ursachen des Dahinsiechens des ganzen Stammes, dessen Verschwinden die Menschheit kaum bedauern, gewiß aber nicht als einen Verlust bemerken wird.

Von der Jagd, Fischerei und vom Zobelfange sich nährend, sagt Herr v. Helmersen, leben sie in unwegsamen, sumpfigen Wäldern gewöhnlich nur in Familien und Verwandtschaften beisammen und so weit als möglich von einander entfernt, um ein größeres Jagdrevier zu haben. Im Winter kommen sie mit ihren Schlitten in die Städte, um ihren Tribut an die Krone in Thierfellen zu bezahlen und sich mit Mehl, Salz, Schießpulver, Blei, Kleidungsstücken u. dergl. zu versehen. Sie sind gewöhnlich klein von Wuchs, breitschulterig und haben ein rundes Gesicht mit etwas flacher Nase und kleinen Augen. Fragt man sie, wenn sie in den Städten erscheinen, nach ihrer Abkunft, so verleugnen sie dieselbe in der Regel, und geben sich für reines russisches Blut aus. Sie sind sorglos und unempfindlich, zu dumpfer Einsamkeit geneigt und ziehen bei ihrem freudelosen, einsamen Leben den Genuß von Branntwein und den Schlaf jedem Vergnügen vor. Die Kinder, die ihre Eltern auf der Jagd und Fischerei begleiten, werden frühzeitig mit jeder Gefahr vertraut; sie verlassen, sobald sie selbständig geworden sind, ihre alten Eltern, um gesondert zu leben, und geben diese der Noth und dem Hungertode preis. Das Christenthum kennen sie fast nur dem Namen nach und hängen noch sehr an dem Glauben ihrer Väter; aber obgleich sie viele der altheidnischen Gebräuche beobachten, wollen sie doch nicht für Götzendiener gehalten sein.

Der Wogule unterscheidet sich weder durch Körper noch durch Geist vom Ostjaken und auch die Lebensweise beider ist, wie wir bald sehen werden, die gleiche. Dies dürfte für die gleiche Abstammung sprechen.

Der Mensch ist ein Produkt des Bodens, auf welchem, und des Klimas, unter dessen Einflusse er lebt. Diesen Satz habe ich überall, sowol in Europa als auch in Asien, bestätigt gefunden. Wenn sich der Leser eine Vorstellung von der Gegend des Ob machen kann, so wird er finden, daß sie eben für den gewöhnlichen Menschen doch herzlich einförmig ist, und daß, trotz der Kämpfe zwischen den Fleisch- und Pflanzenfressern, welche in den riesigen Urwäldern stattfinden, doch im Allgemeinen in ihnen eine große Ruhe und Stille, eine gewisse Stabilität herrscht, die sich dem ganzen Wesen der Bewohner des Landes eingeprägt haben muß. Und thatsächlich finden wir die Sachen diesem Schlusse entsprechend, wenn wir die Bewohner der Obgegend, die Ostjaken, betrachten.

Ich glaube, es ist vergebene Mühe, nach dem Ursprunge der Ostjaken zu fragen, und es mag wol ziemlich gleichgiltig für die Menschheit und ihre Geschichte sein, ob sie Urbewohner des Landes sind, d. h. ob ihre Väter Zeitgenossen des Mammuths sind oder nicht. Wenn das erstere der Fall sein sollte, dann müßten wir die Ostjaken bedauern, denn es würde dieses beweisen, daß sie sich während eines ganzen geologischen Zeitalters hindurch nicht um ein Haar breit über das geistige Niveau ihrer Väter erhoben haben.

Es giebt Schriftsteller, welche die Ostjaken bald finnischen, bald tschudischen Ursprungs sein lassen; andere wieder, welche behaupten, sie seien finnisch-tschudischer Abstammung. Die letztere Anschauung hat eben so wenig Boden wie die, daß die Ostjaken rein tschudischer Abstammung sind.

Ich habe schon bewiesen, daß kein einziger der jetzt noch in Sibirien hausenden wilden oder halbwilden Volksstämme tschudischen Ursprungs ist.

Das Volk der Tschuden war, nach Allem, was von ihm erhalten ist, ein Kulturvolk, das wol untergehen konnte unter den Rosseshufen roher Barbaren aus Turan, das aber nicht so tief herabsinken konnte, um den jetzigen Nomadenvölkern Sibiriens geistig ähnlich zu werden. Der tschudische Volksstamm, oder, wie man ihn in Sibirien nennt, die „Tschudj", hatte sich durch eigene geistige Kraft aus der Steinperiode in die Bronzeperiode hinaufgearbeitet, hat Gold und Silber gekannt und zu bearbeiten verstanden, wie dieses die tschudischen Silbergruben im Ural, die mit Gold ausgelegten Rüstungsstücke, welche man häufig in den Goldgruben Sibiriens findet, beweisen. Die Tschudj hat Ackerbau, hat Rieselwiesen, hat Ziegel, also feste Wohnsitze gekannt, hat eine Schrift besessen, welche heute Niemand zu entziffern vermag: keiner der jetzt in Sibirien lebenden Stämme hat einen Begriff von all' Diesem. Die Tomsker Tataren machen hierin scheinbar eine Ausnahme, da sie eine Schrift besitzen. Ich muß jedoch darauf hinweisen, daß dieses Kulturzeichen und Kulturmittel die allen mohammedanischen Völkerschaften gemeinsamen arabischen Schriftzeichen sind, deren sich selbst, wie dieses die Untersuchungen des Orientalisten Berezin festgestellt haben, die ujgurischen Tataren im Kreise Minusinsk bedient haben. Kein Tatarenstamm in Sibirien kennt die Geschichte seines Volkes. Selbst von den Kämpfen mit den Russen im 16. Jahrhunderte, welche ihrer Herrschaft ein Ende machten, schweigt die Tradition; bei keinem lebt auch nur ein Fragment von Tradition, das darauf hinwiese, daß seine Väter auf einer verhältnißmäßig hohen Kulturstufe gestanden haben. Was mich endgiltig bestimmt, den Ostjaken und den mit ihnen stammverwandten Wogulen, Samojeden und Juraken ihre Abkunft vom tschudischen Volksstamme zu bestreiten, ist die Art und Weise, wie sie mit ihren Todten umgehen. Sie ist charakteristisch!

Das tschudische Volk — denn so müssen wir es nennen, da es einen Europa an Flächenraum überragenden Landstrich eingenommen hat — hat seine Todten nach gewissen, allem Anscheine nach religiösen Gesetzen beerdigt. Es hat regelrechte, viereckige Grabhügel, welche heute noch der Russe „Tschudskije bugry" nennt, von zwei bis drei Meter Höhe aufgeschüttet, unter, oder besser, in denen die Körper mit den Füßen gegen Osten, wo der Eingang in die gewiß einst regelrecht angelegte Gruft angebracht war, untergebracht wurden.

Nun ist es bekannt, daß selbst wilde Völker eine gewisse Pietät für die Begräbnißfeierlichkeiten ihrer Vorfahren haben und von ihnen nur nothgedrungen abweichen. Wenn also nichts weiter vorläge, das gegen die Verwandtschaft der Ostjaken mit der Tschudj spräche, als die Behandlung ihrer Todten, so wäre dieses Eine schon hinreichend, um zu beweisen, daß in den Adern der heute noch in den Urwäldern des Obgebietes hausenden Ostjaken kein Tropfen Tschuder Blutes fließt, denn sie begraben ihre Todten nicht, sondern legen sie auf einen Baumast, an den sie dieselben festbinden, um schnell, ohne sich auch nur umzusehen, die Gegend zu verlassen. Während die Tschudj ihre Todten voll Ehrfurcht begruben, ja ihnen verschiedene metallene Gegenstände, besonders Werkzeuge, mit in die Gruft gaben, überlassen die Ostjaken die Leichname ihrer Väter und Kinder dem Vielfraße und dem sibirischen Adler. Am begründetsten ist wol die Annahme, welche ein russischer Forscher, dessen

Namens ich mich nicht mehr genau entsinne, in einem in den „Notizen der russischen Geographischen Gesellschaft" veröffentlichten Artikel ausgesprochen hat, daß nämlich alle im nördlichen Theile Westsibiriens und im Norden und Osten des europäischen Rußlands hausenden nicht slavischen Völkerschaften Splitter der großen mongolischen Horde sind, welche Rußland überschwemmte, ja bis tief ins Herz Europa's, bis Schlesien, Böhmen und an die Grenzen der Mark Brandenburg vorgedrungen ist und Rußland Jahrhunderte lang unter ihrem Joche gehalten hat. Diese Horde, welche aus vielen unterjochten Stämmen zusammengesetzt war, zerfiel in ihre Atome, als die Serailherrschaft der Khane es nicht mehr vermochte, sie zusammenzuhalten, und paßte ihre aus Mittelasien mitgebrachte nomadisirende Lebensweise den örtlichen Verhältnissen an. Nur diese einfache und naturgemäße Annahme erklärt die Abstammung der Ostjaken, deren rein turanische Körperbildung unter dem Einflusse des rauhen Klimas, der elenden Wohnung, der Lebensart und Beschäftigung sich theilweise verändert und, wenn ich so sagen darf, den finnisch-mongolischen Schnitt angenommen hat, den wir an ihnen sehen.

Als Jermak im Jahre 1581 nach Sibirien kam, um dasselbe für seinen Zaren zu erobern, fand er den Tatarenkhan Kutschum an der Spitze einer zahlreichen Armee, zu welcher, nach des Chronisten Sibiriens, Müller, Angaben, der Fürst der „Ostjak-Tataren", welche am Ob hausten, ein für jene Zeiten sehr zahlreiches Kontingent gestellt hatte. Nachdem Jermak seine schlecht bewaffneten Feinde, welche das Feuergewehr noch nicht kannten, in drei Schlachten besiegt und die Hauptstadt Kutschum-Khans, „Ssibir", eingenommen hatte, verließ den Letztern sein Vasall, der Ostjakenfürst, mit seinem bewaffneten Volke, und schon wenige Tage nachher sendete er Boten an den Sieger, welche ihm Lebensmittel und reiche Geschenke brachten, ihn um Frieden baten und ihm die Unterwerfung ihres Fürsten anzeigten. Sie blieben bis heute unterworfen.

Wenn wir den Angaben Müller's glauben dürfen, würde die geschlagene ostjakische Armee über zwanzigtausend Mann betragen haben, welche die Blüte eines zahlreichen, nach mehreren hunderttausend Köpfen zählenden Volksstammes sein mußten. Heute, nach Verlauf von nicht vollen dreihundert Jahren, hat sich die Zahl der Ostjaken auf kaum noch zwanzigtausend Köpfe vermindert, und die Verminderung des Stammes schreitet sozusagen in geometrischen Progressionen fort. Es scheint, als habe sie wirklich der Fluch des Khans Kutschum getroffen, den mir ein Tatar in der Gegend von Tara wiederholte. Der vor den andringenden Russen fliehende, an der Wiedereroberung seines Landes verzweifelnde Fürst, der sich von seinen Vasallen verlassen sah, rief voll Entrüstung: „Bleibt, ihr Ungetreuen, bleibt zurück im Lande des Unglaubens! Aber ich lasse euch meinen Fluch zurück! Eure Herden mögen sich verringern, das Wild in den Wäldern möge abnehmen, die Fische mögen fortziehen aus den Gewässern und eure Ehen mögen unfruchtbar sein für immer!" Wenn nun auch wirklich das Wild in den Wäldern, in denen die Ostjaken hausen, sich nicht vermindert hat; wenn auch die Fische nicht die Gewässer, an denen die Ostjaken leben, verlassen haben, so ist doch der letzte Theil des schrecklichen Fluches zur Wahrheit geworden: die Frauen der Ostjaken sind unfruchtbar

geworden und in einer nicht allzufernen Zukunft wird der Stamm von der Erde verschwunden, eine paläontologische Art des Genus homo geworden sein, von der die Nachwelt nicht mehr wissen wird, als wir von den Bewohnern der Neanderhöhle bei Düsseldorf, den Lakusterbewohnern und anderen Menschen der Urzeit wissen, deren Asche wir in rohen Urnen ausgraben.

Wir wollen späteren Geschlechtern das paläontologische Studium des Homo ostjacus erleichtern und ihnen einige Anhaltspunkte zu demselben bieten.

Man erkennt den Ostjaken auf den ersten Blick als einen Finnen; ihn kennzeichnen als solchen der dunkle Teint seines Gesichtes, das pechschwarze, schlichte Haar, die kleine Stumpfnase, der schräge Schnitt der Augen und die etwas hervorstehenden Backenknochen. Individuen mit heller Gesichtsfarbe und blondem Haare sind eine Seltenheit und dürften immer auf eine tatarische Blutmischung zurückzuführen sein, deren physische Konstitution weit biegsamer zu sein scheint, als die Konstitution in der Kultur weit zurückgebliebener Stämme.

Intellektuell steht der Ostjake fast auf der denkbar niedrigsten Stufe. Im höchsten Grade leichtgläubig und einfältig, wird er bei jeder Gelegenheit von den russischen Händlern ausgebeutet, welche im Frühlinge auf großen Dampfern den Irtysch, Tom u. a. größere Nebenflüsse des Ob sowie diesen selbst bereisen, und bei dieser Gelegenheit mit den Ostjaken in Handelsverbindung treten. Sie bringen grobes Mehl, häufig auch aus solchem gebackenes und später getrocknetes Brot, das sie „Zwieback“ nennen, elenden Formthee, blaues Baumwollenzeug (Deba), kleine, bunte baumwollene Tücher, schlechten Tabak, Beile u. a. Kleinigkeiten mit, für welche sie reiche Pelzwerke, Daunen, getrocknete Fische und Gespinnst aus der sibirischen Nessel einhandeln. Der Ostjake kennt so wenig den Werth der eingetauschten Gegenstände, daß er z. B. Gefangenen, welche per Dampf von Tjumen nach Tomsk transportirt werden, ein Pud der besten Sterlette, einige Edelmarder oder Füchse für ein altes blaues Baumwollenhemd eintauscht, oder für einige alte Hemden oder Hosen aus Leinwand einen Pelz mit Kapuze, die Haare nach außen (Dacha), aus Renthierfell oder gar aus Hermelin giebt. Für einen Schluck Branntwein, den der Ostjake leidenschaftlich liebt, wäre er fähig, sich und seine Familie ewig in Sklaverei zu geben. Zwar ist nun die Zufuhr von Spirituosen zu den Ostjaken verboten, trotzdem gelangen recht ansehnliche Quantitäten zu ihnen, und Derjenige, der es riskirt hat, die verpönte Waare bei ihnen einzuschmuggeln, kehrt gewiß bereichert nach Hause zurück. Den Haupthandel mit den Ostjaken treiben Kaufleute aus Irbita, Tjumen und Tobolsk, welche in einigen Individuen, die stetig in Berezow und Narym wohnen, ihre Helfershelfer haben.

Wie jeder Einfältige ist auch der Ostjake gutmüthig, und die ihm nachgerühmte Ehrlichkeit und Dienstfertigkeit möchte ich fast auf Rechnung seiner beispiellosen Feigheit schreiben. Er zittert vor jedem Europäer, wie vor einem höhern Wesen oder mindestens wie vor seinem Gebieter, und diese seine in Feigheit ausartende Furchtsamkeit benutzen die aus den Strafanstalten entflohenen Verbrecher („Bradjagi“), um sich von ihm füttern und pflegen und endlich auf nur ihm bekannten Wegen und Stegen über den Ural nach Europa, zu andern finnischen Stämmen, bringen zu lassen.

Nebenbei ist der Ostjake doch auch sehr rachsüchtig und wird, wenn er dermaßen betrogen worden, daß es selbst der Einfältigste bemerkt, bis zur Raserei aufgebracht. Mir wurde von einem glaubwürdigen Augenzeugen, einem im Jahre 1864 deportirten Polen, in dieser Beziehung folgender Fall mitgetheilt.

Der Dampfer, auf dem eine Partie Gefangener im Frühlinge 1864 nach Tomsk transportirt wurde, war eines Tages, als er nicht mehr fern von Berezowo war, von vielen Ostjaken in ihren leichten Kähnen umschwärmt, welche den Gefangenen und den mitfahrenden Tjumener Kaufleuten Tauschgeschäfte anboten. Einige Ostjaken hatten eben eine bedeutende Masse Sterlette aus dem Wasser gezogen und näherten sich der im Schlepptau gehenden Barsche, auf welcher sich die Gefangenen befanden, denen sie die Fische für einige Pfund Brot und für ein altes, abgetragenes Hemd hingaben.

Einer der Ostjaken legte am Dampfer an, sprang behend wie eine Katze auf denselben und bot einem dort befindlichen Kaufmanne verschiedene Bälge zum Tausche an. Man wurde bald handelseins, der Kaufmann nahm seine Bälge in Empfang, ohne sie erst zu besichtigen, da er sicher war, daß ihn der Halbwilde nicht betrogen hatte, und der Ostjake nahm das ausbedungene Objekt ebenfalls auf Treu und Glauben an, sprang mit demselben in seinen Kahn und mit dem Strome hinter dem Dampfer hertreibend, begann er die für sein theures Pelzwerk erhandelten Herrlichkeiten zu besichtigen. Er war augenscheinlich betrogen worden, denn das sonst ausdruckslose Auge blitzte plötzlich wie ein Wetterstrahl, die Brauen zogen sich zusammen, ein Wuthgeschrei entriß sich dem Munde des nun ganz Wilden, der mit allen Kräften arbeitete, um wieder an den Dampfer zu kommen, was ihm auch nach einigen Minuten gelang. Wie ein Tiger sprang der wüthende Ostjake aufs Deck des Dampfers und ehe es sich irgend Jemand versah, hatte er dem Betrüger sein langes, plumpes Messer in die Brust gestoßen, und schnell, wie er aufs Deck gekommen, war er von demselben verschwunden. Ehe der schwerfällige Räderdampfer die nöthigen Manöver machte, um den Mörder zu verfolgen, war er stromaufwärts in verschiedenen Zickzacklinien zwischen einige Inseln gekommen und verschwunden. Der schwerverletzte Kaufmann starb, ohne auch nur für einen Augenblick zur Besinnung zu kommen.

Die Kleidung des Ostjaken besteht für den Winter aus einer „Mawlitza", das heißt, aus einem engen, vorn und hinten geschlossenen, fest anliegenden Pelze, der bis an die Hälfte der Schenkel reicht und mit den Haaren nach innen gekehrt ist; aus eng anschließenden, bis an die Kniee reichenden Beinkleidern, wozu je nach dem Grade der draußen herrschenden Kälte noch ein oder zwei weite Pelze, die ebenfalls vorn und hinten geschlossen und mit einer Kapuze ausgestattet sind, kommen. Zur Fußbekleidung dienen ungeschickte und roh gearbeitete Pelzstiefel, die Haare nach außen gekehrt.

Im Sommer trägt der Ostjake eine leichte, einfache Kleidung aus von Russen erhandelten Baumwollenstoffen, oder aus einem Gewebe, das aus dem Baste einer in der Obgegend wachsenden Nessel besteht, die ein feines, von den Russen gesuchtes Gespinnst liefert. Die Nessel wächst in der von mir besprochenen Gegend wild, aber der Russe scheut sich, sie zu sammeln und zum Spinnen zuzubereiten, da sie weit stärker brennt als die wohlbekannte Urtica urens.

Er überläßt daher gern die ganze Arbeit dem armen Ostjaken, der ihm das feine Gespinnst für eine Lappalie hingiebt. Das Gespinnst aus dem Baste dieser Nessel ist, trotz seiner Feinheit, so fest, daß der Ostjake aus ihm seine Netze und Leinen macht, welche die aus Hanfbast gefertigten an Dauerhaftigkeit übertreffen.

Die Ostjaken haben besondere Wohnungen für den Sommer und für den Winter. Die Sommerwohnung, welche der Ostjake schon nach dem russischen Worte „chata" (Hütte) „chat" nennt, besteht gewöhnlich aus einem kegelförmig aufgestellten Gestelle aus Stangen. Der Aermere deckt sie mit Birkenrinde, der Reichere mit Matten aus Lindenbast, welche er gleichfalls von den Russen eintauscht. Für den Winter hat der Ostjake seinen „Tjujmoll" — so nennt er die Winterhütte — bestehend aus einem zur Hälfte in, zur Hälfte über der Erde angelegten Blockhaus aus dickem Rundholze. In einem solchen Tjujmoll wohnen gewöhnlich einige Familien, welche aller Wahrscheinlichkeit nach sämmtlich nahe mit einander verwandt sind.

Im Sommer, wenn der Ostjake in seinem luftigen Chat lebt, genießt er die Luft, und, man möchte sagen, daß er sich dann häutet vom Schmuze, der sich während des langen Winters auf seiner Haut angesammelt und wie eine Rinde festgesetzt hat, denn nicht im Chat, sondern vor demselben brennt ein lustiges Feuer, das theilweise den Bären, Wolf, Luchs und ganze Wolken kleiner Mücken abhält, der Familie ihren lästigen Besuch abzustatten, theilweise aber den Herd vertritt. Anders verhalten sich die Sachen im Winter. Drei oder mehr Familien sind dann im engen Tjujmoll zusammengedrängt, in welchem auf einem Herde Feuer angezündet und während des langen, fast acht Monate dauernden Winters unterhalten wird. Ein Schornstein existirt nicht und so ist es denn klar, daß der Rauch den engen Raum anfüllt, um sich einen Ausgang durch eine in der Wand gemachte, etwa 6 Dezimeter lange und kaum 3 Dezimeter hohe Oeffnung zu suchen. Die Bewohner sitzen auf dem Boden der Wohnung, während sich über ihnen der Rauch erhebt, als Ruß an Decke und Wänden ansetzt, von wo er theilweise, wenn sich die Temperatur im Tjujmoll ein wenig abkühlt und die in ihm angesammelten Wasserdämpfe sich verdichten, als schwarzer Regen auf die Bewohner herabträufelt. Fügen wir, um das Bild des Elends in Kürze vollständig zu geben, noch hinzu, daß die Bewohner dieser elenden Wohnungen sehr häufig, außer mit Ruß und Harz, die von den Balken tropfen, mit einem von krankhaften Hautausschlägen herrührenden Schorfe bedeckt sind und wir werden uns eine ziemlich klare Vorstellung vom Aussehen eines Ostjaken und seiner Familie machen können: er ist ekelerregend.

Die Nahrung des Ostjaken besteht hauptsächlich aus Wild, Geflügel und Fischen, zu dem sich selten etwas von den Russen erhandeltes Brot und schlechter Thee, aus Formthee gekocht, gesellen. Besondere kulinarische Fertigkeiten besitzt Madame Ostjakin nicht und es ist ein Glück, daß der Herr Gemahl gerade kein Gourmand ist. Für den Europäer, selbst wenn er sehr bescheidene Ansprüche macht, ist ein ostjakisches Gericht wol nur dann genießbar, wenn er dem Hungertode nahe ist; sonst dürfte es auch der am wenigsten Verwöhnte scheuen, die Tafelfreuden der Ostjaken zu theilen. Wie alle wilden und halbwilden Völkerschaften verstehen es auch die Ostjaken nicht, mit

ihren Mundvorräthen Haus zu halten. Während des Sommers und im Anfange des Winters, wenn Nahrungsmittel im Ueberflusse sind, lebt man in Saus und Braus, ohne an die Zukunft zu denken. Später begnügt man sich mit faulenden Fischen, welche im Sommer wol getrocknet worden sind, aber im feuchten Wohnraume Feuchtigkeit absorbirt haben und infolge dessen in theilweise Fäulniß übergegangen sind. Aber gegen Ende des Winters geht auch dieser Vorrath aus, und dann herrscht in der Familie Hunger, den man mit Wurzeln wilder Pflanzen zu stillen sucht.

Der treue Gefährte des Menschen, der **Hund**, spielt auch bei den Ostjaken eine wichtige Rolle; er wird von ihnen als Zugthier benutzt, das im Winter an den leichten Schlitten gespannt wird und diesen mit einer entsprechenden Last 30 bis 40 Kilometer weit befördert. Es geschieht dieses größtentheils, um die Post zu befördern, denn auch in den nördlichen Gebieten zwischen den Flüssen Ob und Jenisei sind zum Theil sehr ergiebige Goldwäschereien („Pryiski“), in denen Tausende von Russen beschäftigt sind, welche durch die von Ostjaken unterhaltene Hundepost mit einander und mit ihrer südlicheren Heimat die Verbindung unterhalten. In jedem Tjujmoll ist eine in der Seitenwand angebrachte Vertiefung, in welcher die Hunde den Winter verbringen, wenn sie nicht eben den Postdienst versehen. Es ist selbstverständlich, daß die Thiere in diesen ihnen überwiesenen Höhlen nicht nur schlafen, sondern auch ihre natürlichen Bedürfnisse verrichten, was unstreitbar einen schädlichen Einfluß auf die im Innern des Wohnungsraumes befindliche Luft ausüben und diese geradezu ungenießbar und im höchsten Grade schädlich machen muß. Der Geruch im Tjujmoll soll unerträglich sein.

Eine Folge der in der Wohnung herrschenden verpesteten Atmosphäre und des Genusses verdorbener Speisen sind wol verschiedene Krankheiten, welche unter den Ostjaken herrschen. Hauptsächlich grassirt unter ihnen der Skorbut, der viele Opfer hinrafft. Ein Glück ist's, wenn diese furchtbare Krankheit gegen Ende des Winters ausbricht, denn mit Beginn des Frühlings kommt nicht nur frische Fleisch- und Fischnahrung, sondern es schießt dann auch schnell eine Heilpflanze aus der Erde, deren Genuß die Krankheit in wenigen Tagen heilt. Der Verfasser dieses hat den wohlthätigen Einfluß dieser Pflanze an sich selbst und an vielen Kranken erprobt, welche sich mit ihm im Jahre 1864/5 im Hospitale in Kansk, Gouvernement Jeniseisk (Krasnojarsk) befanden. Leider war er nicht in der Lage, die Pflanze botanisch zu bestimmen, da er, als er genesen war, kein blühendes, oder auch überhaupt nur frisches Exemplar erhalten konnte. Die Russen nannten die Blätter „tscheromtscha“; die Blätter haben große Aehnlichkeit mit Convallariablättern. Der Geschmack ist der von Knoblauch, jedoch mit einem nicht zu definirenden Beigeschmacke (jedenfalls Allium ursinum, der auch in den norddeutschen Wäldern wachsende Bärlauch). Es ist diese wohlthätige Pflanze ein kräftiges Antidotum wider den Skorbut, trotzdem ihr Genuß widerlich ist. In ganz Sibirien ist es übrigens — wenigstens bei den Bauern — Brauch, im Beginne des Frühlings Blätter dieser Pflanze zu genießen. Sie werden zu diesem Behufe klein gehackt, in eine Schüssel mit „Kwas“ (d. h. mit einem aus geröstetem Brote durch Fermentation bereiteten Getränke, das, wenn noch, wie es häufig geschieht, Honig hinzugethan wird, sehr angenehm schmeckt

und sehr stärkend ist) gethan und nun gegessen. Es soll dieses wol ein Präservativmittel gegen den Skorbut sein, zu einer Zeit, in welcher er nicht herrscht.

Der Ostjake liebt leidenschaftlich den Genuß des Branntweines und dies erscheint als eine der Hauptursachen zum Untergange des Stammes.

Wir machen dieselbe Wahrnehmung in den verschiedenen Ländern aller Zonen. Die Ureinwohner lernen an den ihnen ungewohnten Genüssen der Europäer Geschmack finden und vergessen, daß Jahre dazu gehören, um dieselben ihrem Körper anzupassen und ihre Konstitution daran zu gewöhnen. Dazu kommt noch, daß je niedriger die Stufe ist, auf welcher der Mensch steht, desto weniger er Maß und Ziel zu halten versteht.



Auf Reisen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens.

Trotzdem auch wir rauchen und schnupfen und der Tabaksbau und seine Industrie bei uns viel zur Belebung des Handels beiträgt, auch Hunderttausenden fleißiger Menschen ihren Unterhalt verschafft, müssen wir doch zugestehen, daß das Rauchen und Schnupfen, wenn auch nicht im christlich-dogmatischen Sinne ein Laster, so doch eine luxuriöse Untugend sei. Beim Ostjaken ist aber das Rauchen, Schnupfen und Priemen wirklich zum Laster ausgeartet, dem er, wie dem Trunke, Alles zu opfern bereit ist. Seine Sommerwohnung riecht schon von Weitem nach dem elenden, von den Russen herbeigebrachten Tabak, der in Rußland unter dem Namen „Machorka“ einen Ruf gewonnen hat, welcher seinem Geruche gleicht. In der Winterwohnung trägt der Tabaksdampf nur noch mehr dazu bei, das Bischen Luft, das in sie eindringt, zu verpesten.

Es sieht wunderlich komisch aus, wenn man so eine Ostjakenfamilie, Mann, Weib und Kinder, den Dampf der „Machorka" verschlucken und dann in dichten Wolken von sich geben sieht, denn anders als mit „Verschlucken" des Dampfes raucht kein Ostjake. Er hat diese Art des Rauchens von den Russen angenommen.

Ich habe so eben der „Weiber" der Ostjaken gedacht, und will diesen Ausdruck kurz dadurch erläutern, daß ich erkläre, daß bei den Ostjaken Vielweiberei Sitte ist. Die Polygamie ist trotzdem nicht ganz allgemein verbreitet, da der Mann seine Frau von deren Vater kaufen muß. Der Kaufpreis betrug früher 20 bis 100 Renthiere, was viel sagen will, wenn man bedenkt, daß das Renthier den einzigen Reichthum des Ostjaken bildet. Seit mehreren Jahrzehnten hat man jedoch, sowol bei den Ostjaken als auch bei anderen asiatischen oder spezifisch sibirischen Volksstämmen, die Beobachtung gemacht, daß der männlichen Geburten immer weniger, der weiblichen dagegen immer mehr werden, ja daß die letzteren mehr als zwei Drittel sämmtlicher Geburten ausmachen. Eine nothwendige Folge dieser Ungleichheit der Vermehrung beider Geschlechter ist, daß die Weiber im Preise sehr gefallen sind, daß sich aber auch die Zahl der Ostjaken sichtlich vermindert.

Die Frauen sind bei den Ostjaken im strengsten Sinne Sklavinnen und werden demgemäß von ihren Männern behandelt. Die letzteren nehmen einige Frauen, um viele Arbeiterinnen zu haben.

Die Religion der Ostjaken ist streng genommen Fetischdienst, gemischt mit dem Dämonen- und Geisterdienste des Schamanenthums, der bekanntlich eine buddhistische Sekte, die der sogenannten „Anhänger der innern Lehre" ist. Diese innere Lehre soll nur von erhabenen Seelen begriffen werden und statuirt die vollkommene Vernichtung des eigenen Ichs als Gottgleichheit. Der Schamane hat nicht die Pflicht, religiöse Ceremonien zu verrichten oder ihnen beizuwohnen, er braucht nicht die Götter des Volkes anzubeten, denn er steht über allen Leidenschaften erhaben da, kann durch nichts mehr verunreinigt werden, und kehrt nach dem Tode unmittelbar in die Gottheit zurück, aus der seine Seele geflossen ist. Es ist klar, daß diese Grundsätze zum gröbsten Aberglauben führen mußten, infolge dessen man jetzt mit dem Worte „Schamane" jeden Betrüger und Gaukler bezeichnet. Dennoch fürchtet der Ostjake den Schamanen, weil er glaubt, er könne zaubern, und deshalb läßt er es sich gefallen, daß er ihm untrüglicher Priester, allezeit hülfreicher Arzt, erfolgreicher Geisterbeschwörer, gerechter Richter, ja auch wahrer Prophet in einer Person sei.

Der Ostjake hat neben dem zu ihm aus Südasien importirten Buddha seine eigenen, weit bequemeren Götter. Sein Obergott ist Num oder Jilibeambärtje, dessen Pflicht es ist, sein Vieh zu schützen, wobei ihm die Untergötter Tadebisio behülflich sein müssen. Es scheint, daß diese kein Recht haben, sich um den Stamm und die Familie zu kümmern, denn den ersteren muß Ja-Jiern-Hahe, die letztere Sjadäi-Hahe schützen und schirmen. Am schlimmsten dran ist Sjadäi-Hahe, den sich der Ostjake nach seinem Ebenbilde aus Lehm fabrizirt, denn wenn er auf die Jagd geht, verspricht er ihm goldene Berge, das beste Stück Fleisch vom erlegten Wilde u. a., wenn er aber nach Hause kommt und wirklich viel Wild erlegt hat, dann wird der arme Sjadäi-Hahe schändlich betrogen,

denn als Lohn für seine Hülfe wird ihm der Mund — mit Blut bestrichen. Wehe ihm aber, wenn die Jagd unglücklich verlaufen ist; er bekommt dann unbarmherzig Ruthenhiebe, und am häufigsten geschieht es, daß der arme Gott dabei zertrümmert wird. Wenn sich der Zorn des Ostjaken gelegt hat, macht er sich einen neuen Gott, dem das gleiche Loos wie dem vorigen bevorsteht.

Eine unglückliche Jagd dürfte übrigens beim Ostjaken zu den größten Seltenheiten gehören, denn er ist ein ausgezeichneter Schütze. Oft sieht man ihn im leichten Kahne auf dem Ob oder einem seiner Nebenflüsse dahingleiten. Da erblickt er eine Ente oder Gans und schnell liegt das Ruder im Kahne, der Bogen ist gespannt und — der Vogel fällt, mit dem Pfeile im Herzen, in den Kahn, den der Ostjake mit derselben Schnelligkeit, mit welcher er das Ruder fahren ließ, auch wieder vorwärts gestoßen hat. Hunderte von Personen habe ich versichern hören, daß sie einen Ostjaken nie haben fehlschießen sehen. Hier sei noch bemerkt, daß der Bogen des Ostjaken aus Birkenholz und sehr stark ist und deshalb bedeutender Muskelkraft zum Spannen bedarf.

Wie der Ostjake ein gewandter Jäger ist, ist er auch ein höchst gewandter und muthiger Schiffer, der sich selbst während des heftigsten Sturmes, wenn sich das Wasser des Ob oder Irtysch in gewaltigen Wellen zum Himmel thürmt, hinaus wagt auf das aufgeregte Element, als ob es ein Kinderspiel sei, mit den empörten Flußriesen zu kämpfen. Ich muß, um dem Leser dieses zu beweisen, eine Episode aus dem Leben eines Ostjaken erzählen, welche zugleich darthut, daß auch in der Brust dieses halbwilden Menschenstammes ein Herz schlägt, daß auch der Ostjake menschlich fühlen, sich aufopfern kann. Einer meiner Leidensgefährten erzählte mir folgende Geschichte, die er mit eigenen Augen gesehen hat.

„Wir fuhren während eines heftigen Sturmes auf dem Irtysch. Unser stattlicher Dampfer stöhnte unter den Stößen, welche er von den schäumenden, haushohen Wellen erlitt, da sahen wir plötzlich, daß drei kleine Boote, die wir später erst als ostjakische erkannten, vom Lande stießen, um auf den wüthenden Fluß zu kommen. Es war uns, als wir sahen, daß es den kühnen Schiffern gelungen war vom Lande abzustoßen, bald klar, daß sie sich bemühten, vor unsern Dampfer zu kommen.

„Oft verschwanden uns alle drei Boote aus dem Gesichte, und wir glaubten schon, daß sie der wüthende Irtysch verschlungen habe, da sahen wir wiederum eins, das zweite und dritte auftauchen und über einem Wasserabgrunde schweben, aber wir sahen doch auch deutlich, daß sich alle drei unserem Dampfer immer mehr näherten. Einmal glaubten wir schon Alle, daß die leichten Boote verunglückt seien, und riefen dem Kapitän unseres Dampfers, er möge den Verunglückten zu Hülfe eilen, da sahen wir aber plötzlich, daß die Boote sich hart an unserem Dampfer befanden. Es waren ihrer, wie gesagt, drei. In zweien saß je ein Ostjake, im dritten Boote indessen, das in der Mitte zwischen jenen fuhr, saß eine ganze Ostjakenfamilie, bestehend aus Mann, Frau und einem kleinen, ungefähr zweijährigen Kinde, das die Frau mit einer Hand an sich drückte, während sie sich mit der andern an den Rand des Bootes anklammerte. Dieses letztgenannte Boot war übrigens etwas größer als die beiden andern, welche kaum eine Klafter lang und nur für einen Mann eingerichtet waren.

„Als die Ostjaken dem Dampfer nahe waren, mäßigte derselbe seinen Lauf. Ein Matrose ließ schnell ein Tauende, an das er ein Holzscheit gebunden hatte, in den Fluß, und einige Minuten darauf hatte auch schon ein Ostjake das Tau ergriffen und sich und sein Boot an den Dampfer herangezogen, auf den er behend, wie eine Katze, sprang. Der zweite und dritte gelangte in derselben Weise aufs Schiff. Die Ostjakin blieb mit dem Kinde in ihrem Boote, das, wie die anderen, mit einem Seile am Dampfer angebunden war.

„Der Handel begann. Die Ostjaken hatten Fische gebracht, welche sie für diverse Gegenstände vertauschten. Endlich ließ sich der Mann, der im mittleren Boote gekommen war, von der Frau das Kind reichen. Kaum hatte er es jedoch auf das Deck des Dampfers gesetzt, da — verschwand auch die Frau in den Wellen. Sie hatte das Gleichgewicht verloren und war in den Fluß gestürzt. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich Aller Brust, — nur der Ostjake war ruhig. Er legte die rechte Hand an die Stirn, griff sich mit der linken in die Haare, sah mit stieren Augen in die Flut, als ob er die Tiefe des Irtysch ergründen wollte, da erblickte er, erblickten wir Alle eine Hand über den Wellen, — und wie ein Blitz verschwand der Ostjake vom Decke. Wie ein Fisch tauchte er unter und wenige Augenblicke später sahen wir ihn, mit einem Arme seine Frau umschlungen haltend, mit der andern kräftig rudernd, die tobende Flut durchschneiden und sich dem Dampfer nähern. Die anderen Ostjaken halfen dem Gefährten bald aufs Deck, wo auch die Verunglückte untergebracht wurde, die hier unter der Pflege des Arztes schnell zur Besinnung kam.

„Wer sollte es glauben, daß, kurz nach diesem Zwischenfalle, die Ostjaken, welche ja ihre Geschäfte abgemacht hatten, wieder in ihre Nußschalen stiegen, um trotz des Sturmes die gefährliche Rückreise ans Land anzutreten?"

Ich glaube, daß diese Episode werth sei, allgemeiner bekannt zu werden, und in dieser Ueberzeugung habe ich sie so wiedergegeben, wie sie mir von einem glaubwürdigen Augenzeugen erzählt worden ist.

Einzelne Ostjakenfamilien haben das Christenthum, d. h. den orthodoxen russisch-griechischen Ritus, angenommen. Diese Bekehrung hindert sie jedoch keineswegs, sich ihren Sjadäi-Hahe zu machen und ihn wie ihre heidnischen Namensgenossen zu behandeln. Dem Ostjaken fehlte übrigens in seiner Abgeschlossenheit, welche gewiß Jahrhunderte gedauert hat, jede Anregung von außen; jetzt kommt sie ihm zu spät, — ihn tödtet die Berührung mit einem Geschlechte, das geistig kräftiger, von außen mehr angeregt ist, und das unbestreitbar ihn, wie die anderen in Sibirien hausenden nicht arischen Stämme, beerben wird.

Der ganze, nicht zahlreiche Volksstamm der Ostjaken ist, wie der der Wogulitschen, in zahlreiche Stämme und Geschlechter getheilt, welche letzteren ein kleines Gemeinwesen bilden und wieder in Familien zerfallen. Jedes Geschlecht hat seinen Vorsteher, dessen Aufgabe es ist, Ordnung und Eintracht zu erhalten und Streitigkeiten zu schlichten, wo solche ausgebrochen sind.

Die lediglich an den Ufern der Flüsse erbauten Dörfer bestehen aus fünf bis zwanzig Hütten, nur bewohnt gewöhnlich ein großes Dorf auch ein ganzes Geschlecht, das ein gemeinsames erbliches Oberhaupt, einen Fürsten hat, der sich durch nichts von seinen Untergebenen auszeichnet. Er ist hauptsächlich

da, um von den Ostjaken den „Jassak“, den Tribut für die russische Regierung, einzutreiben, welcher in Bälgen, besonders in grauen Felsenfüchsen, besteht. Der Tribut an sich wäre nicht drückend für die armen Ostjaken, aber die Art, wie ihn die mit der Erhebung beauftragten Beamten einziehen, ist odiös, da diese Herren erst dann die für die Regierung bestimmten Bälge abnehmen, wenn sie selbst eine große Anzahl der vorzüglichsten Felle erhalten haben.

Gewöhnlich wird ein Ispravnik (Kreislandrath), der sich in Rußland oder dem von Russen bewohnten Theile Sibiriens ein Vergehen hat zu Schulden kommen lassen, nach Berezow oder Narym versetzt. Es ist dieses aber, statt eine Strafe, eine wahre Belohnung, denn nach einigen Jahren ist das arm hingekommene Individuum, wenn es sich auf seinen Vortheil verstanden hat, ein Mann von Vermögen geworden und kehrt reich nach Europa zurück.



Samojeden. (Nach einer Originalphotographie.)

Ein den Ostjaken sehr nahe verwandter Volksstamm ist, wie ich sogleich zeigen werde, der Stamm der Chasowaren, den wir gewöhnlich mit dem einem Chasowar unbekannten Namen „Samojeden“ bezeichnen. Der Stammname Chasowar bedeutet „Mann“. Das Wort Samojed ist aus zwei dem russischen, wie überhaupt den slavischen Idiomen eigenen Worten zusammengesetzt und zwar aus dem Worte „sam“ (selbst) und „jed“ (vom russischen Zeitworte jechati, von dem die dritte Person Singularis des Praesens „jedjot“, er fährt, ist). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Russe, als er zum ersten Male einen

Chasowar auf seinen langen hölzernen, unten mit einem behaarten Thierfelle beschlagenen Schlittschuhen auf dem tiefen Schnee dahinfahren sah, erstaunt ausrief: „Sam jedjot“ (er fährt sich selbst), aus dem bald durch Verkürzung, Zusammenziehung und Einschiebung eines „o“ das Wort „Samojed“ entstand, das hinfort die Bezeichnung des Volksstammes geworden ist, der „sich selbst fährt.“ Andere Erklärungen sind „Selbstfresser“, d. h. Rohfresser, und Sumpfbewohner, von dem finnischen sooma, d. i. Sumpf. (Vgl. Egli, „Nomina geographica.“)

Ich müßte mich hier wiederholen, wenn ich auf Details der Abstammung der Samojeden (wir müssen die Chasowaren nun schon einmal so nennen, weil sie unter dieser Benennung allgemeiner bekannt sind), näher eingehen wollte. Man hat sie durchaus mit dem, meiner (auf viele Autoritäten, besonders auf Kehlberg und Fürst Kostromski gestützten) Ansicht nach, untergegangenen Tschuder Volke in Verbindung bringen wollen, und hat sich, um dieses zu können, nicht gescheut, aus den im Gouvernement Petersburg wohnenden Tschuchonzen einen tschuder Volksstamm zu schaffen. Es ist der Linguistik, die, wie die Kasuistik, ihre Finessen und Spitzfindigkeiten hat, ein Leichtes gewesen, aus dem D ein Ch zu machen, und so das Gesuchte zu finden, das nie Dagewesene zu schaffen. Lassen wir den Herren ihr Spiel mit einzelnen Lauten; dem Ethnographen müssen andere Beweise dafür beigebracht werden, daß die Samojeden nur verkommene Tschuden sind, als die zufällige entfernte Aehnlichkeit des den um Petersburg wohnenden Esten von den Russen gegebenen Spitznamens „Tschuchny“ mit dem Worte „Tschudj“. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist auch dieser Spitzname nicht finnischen, sondern slavischen Ursprungs. Das Wort „cuchniut“ (es wird polnisch cuchnąć geschrieben) bedeutet „übelriechen, stinken“. Da überhaupt die Wohnungen der finnischen Stämme wegen der in ihnen herrschenden Unreinlichkeit übel riechen, und die Kleider ihrer Bewohner den in der Wohnung herrschenden übeln Geruch annehmen, so ist es leicht möglich, daß die Russen die in der Gegend von Petersburg wohnenden Esten die „Stinkenden“ (Tschuchny) benannt haben. Der Einwurf, daß das Wort „cuchniut“ heute nicht mehr im Russischen gebraucht ist, ist nicht stichhaltig. Es kann im Russischen veraltet sein, wird aber im Polnischen und anderen slavischen Sprachen noch angewendet und ist rein slavischer Etymologie.

Schon Dr. Lepechin hat vor hundert Jahren in seinem umfangreichen Werke „Zapiski putjeschestwija“ (Reisenotizen, Petersburg 1770) bewiesen, daß der Tschuder Volksstamm vollständig untergegangen ist und die unter den Russen in Sibirien lebende Tradition sowie auch die geschichtlichen Denkmäler späteren Ursprungs sprechen für die Richtigkeit der von mir ausgesprochenen Ansicht, welche der Verwandtschaft der Samojeden mit den Esten und Finnen einerseits und mit den Ostjaken andrerseits nicht widerstreitet.

Die Samojeden leben nicht allein in der Nachbarschaft der Ostjaken, zwischen dem Ob in Nordasien, der Petschora und dem Mesensee in Europa, sondern kommen vermischt mit Ostjaken bis an den Jenisei vor, und leben, wie diese, vom Fischfange und der Jagd, besonders der Renthier und Bärenjagd. Selbst in den unwirthlichen Tundren, diesen unermeßlichen Sumpfwüsten Nordsibiriens zwischen dem Jenisey und dem Ob, begegnet man umherschweifenden

Samojeden, welche in der Civilisation womöglich noch niedriger stehen als die Ostjaken, da sie nicht einmal für den Winter feste Wohnsitze bauen, sondern Sommer und Winter in leichten Hütten verbringen, welche aus kegelförmig zusammengestellten und mit Baumrinde bedeckten Stangen bestehen.

Selbst in ihren religiösen Anschauungen unterscheiden sich die Samojeden nicht von den Ostjaken. Sie haben mit ihnen den gleichen Obergott, die gleichen Untergötter, die gleichen Geschlechts- und Familienbeschützer, deren Bedeutung sie aber nicht zu definiren wissen. Der Schamane betrügt außerdem den Samojeden ebenso wie den Ostjaken und lebt von dem, was er dem Volke im Namen der von demselben geglaubten Gottheit entlockt. Daß aber der Samojede ebenso dem aus Südasien stammenden Schamanen glaubt, wie der Tunguse, Jakute und Buriat, kann nicht die Verwandtschaft der genannten Völker beweisen. Alle metaphysischen Ideen, welche sich in historischer Zeit unter den Menschen ausgebreitet, bei ihnen Eingang verschafft haben, sind in Südasien ausgeheckt, und von dort mit der Kunst der Ueberredung oder mit roher Waffengewalt den Völkern aufgedrungen worden und werden noch heute ebenso verbreitet.

Wie in religiösen Rücksichten unterscheidet sich der Samojede auch in Rücksicht auf die Familie nicht vom Ostjaken. Die Weiber des „Mannes“, denn auch jeder Samojede hat deren einige, sind seine willenlosen Sklavinnen. Hat doch selbst die Annahme des orthodoxen Ritus, zu der sich gegen 1600 Köpfe haben bereden lassen, die Lage des Samojedenweibes nicht gebessert, nicht einmal die Polygamie gänzlich zurück zu drängen vermocht. Die Religion drang nicht bis ins Innere.

Man hat das Zurückbleiben des Samojeden (und des Ostjaken in der Civilisation) durch die „arme Natur“, unter deren Einflusse er lebt und seit unvordenklichen Zeiten gelebt hat, zu entschuldigen gesucht. Ich will hier nicht zeigen, wie die Völker strebsamer Rassen die „arme“ Natur des von ihren Vorfahren in Besitz genommenen Landes verbessert, bereichert, wie sie sogar das rauhe, fast unerträgliche Klima des Landes in ein mildes, freundliches, die geistige und körperliche Entwicklung förderndes umgewandelt haben; ich brauche ja nur auf das alte Gallien und Germanien, auf das alte Schottland und England und auf das heutige Frankreich, Deutschland, Schottland und England hinzuweisen; aber ich kann es nicht unterlassen, das Unbegründete der „armen Natur“ der von den Samojeden bewohnten Landstriche darzuthun.

Wie ich gezeigt habe, bewohnen die Samojeden hauptsächlich die Ost- und Westabhänge des Urals, und, wo dieses möglich ist, diesen selbst. Wenigstens trifft man sie auf den sanfteren Abhängen dieses Gebirges und sieht ihre Hütten in den Thälern. Das Klima in dieser Gegend ist zwar rauh, doch gestattet es bis weit über Nischny-Tagilsk gegen Norden hin noch den Anbau von Getreide und Gemüsen. Die Zufuhr solcher Produkte aus südlicheren Gegenden nach den im Ural und speziell im Heimatlande der Samojeden belegenen russischen Dörfern dürfte sich wol auf Null reduziren lassen, wenigstens habe ich von einer solchen nichts erfahren. Bekannt aber ist es, daß im nördlichen Ural sehr große russische Ansiedelungen sind, deren Bewohner sich mit Berg- und Ackerbau beschäftigen und nebenbei auch Viehzucht treiben. Der Ural gehört

übrigens, wie ja allgemein bekannt ist, zu den metallreichsten Gebirgen; Platina, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Halbedelsteine, Malachit werden schon seit Jahrhunderten aus seinem Schoße gefördert, und noch hört man keine Klage über die Abnahme seines Metallreichthums. Im Gegentheile behauptet man allgemein, daß man noch sehr weit vom Maximum der Produktion, besonders der von Eisen und Kupfer, entfernt ist. Das Eisen des Urals gehört zum besten und ist fast gesuchter als das schwedische. Der Samojede hat Jahrhunderte lang in den Gegenden gehaust, in denen jetzt der slavische Russe sich angesiedelt hat, und doch hat er es nicht einmal versucht, sich aus den im Ural angehäuften Mineralien Waffen zu machen, welche ihm den Kampf ums Dasein mit den im Gebirge und in den Wäldern lebenden Thieren erleichtern konnten, und noch heute ist sein Bedarf an Eisen ein Minimum, das sich auf ein Beil, einige Nägel und ähnliche Kleinigkeiten beschränkt.

Irgendwelchen Landbau hat der Samojede, als er in die heute von ihm noch durchwanderten und ihm von der russischen Regierung als „Eigenthum für ewige Zeiten" überlassenen Landstriche kam, nicht angetroffen und hat ihn auch nicht mitgebracht, und nur dieser hätte ihn auf eine höhere Kulturstufe heben können. Er kam als umherschweifender Naturmensch aus wärmeren Gegenden in kältere, paßte sich der veränderten Natur, so viel seine Geisteskräfte es gestatteten, an, wurde Fischer und Jäger, wozu ihn die reich bevölkerten riesigen Flüsse und Wälder anreizten, und machte nicht einmal den Versuch, sich über diesen Standpunkt auch nur um einen Schritt zu erheben, infolge dessen er, der einstige Herr und Gebieter des Landes, der „Mann", vom eindringenden Russen widerstandslos unterjocht und tributpflichtig gemacht werden konnte.

Ich glaube die Hinfälligkeit des dem Samojeden von vielen Gelehrten aufgedrungenen Entschuldigungsgrundes für die Barbarei, in welcher er bis jetzt beharrte, dargethan zu haben.

Jetzt ist ein Erheben für ihn eine baare Unmöglichkeit.

Sein Geist ist nicht im Stande, das zu fassen, was der Russe von westeuropäischer Civilisation in jene Gegend mitgebracht hat; er lächelt vielleicht, wenn er ihn im Schoße des Urals nach Metallen, in den Morästen der Petschora und in den Tundren Sibiriens nach Graphit, der sich dort in unermeßlichen Lagern vorfindet, graben sieht, und ahnt nicht, daß jedes Pfund Metall, jeder Halbedelstein, jedes Stück Graphit, das aus seinen Besitzungen nach Europa wandert, ein Theil seines Volksstammes ist, von dem um so mehr verschwindet, je mehr von jenen Mineralien nach Europa geschafft wird.

Der Russe führt mit dem Samojeden und Ostjaken seit Jahrhunderten einen furchtbaren, wenn auch unblutigen Kampf, in welchem Ersterer immer neue, aus dem Westen Europa's stammende Reserven, als welche wir die immer mehr entwickelten industriellen Erzeugnisse und die immer mehr sich steigernde Erkenntniß der Natur betrachten, herbeiführt. Der Russe mehrt sich infolge dessen numerisch, während seine Gegner ohne geistige Reserven kämpfen und sich von Jahr zu Jahr vermindern. Schon jetzt wären sie vom Erdboden bis auf den Namen verschwunden, wie die Matonen, Assanen, Arinen und so viele andere Stämme, welche noch zur Zeit Jermak's Westsibirien bewohnten und sich in

seinen weiten Ebenen umhertummelten, wenn nicht die Ausdehnung des Landes eine so ungeheuere, und wenn das slavisch-russische Volk zahlreicher wäre. Wie die Sachen jetzt stehen, zieht sich der Vernichtungsprozeß in die Länge, und dürfte sich noch ein oder mehrere Jahrhunderte hinschleppen. Trotzdem kann man als sicher annehmen, daß weder die Schlupfwinkel des Urals noch auch die jetzt noch unzugänglichen Tundren ihre Bewohner vor dem endlichen Untergange retten werden; er ist nur eine Frage der Zeit.

Die Kirgisen haben, seitdem sie in nähere Berührung mit den Russen gekommen sind und das Geld kennen gelernt haben, ein Liedchen erdacht, das sie mit trauriger Melodie singen. Es lautet:

„Zeit des Untergangs, du nahest!
Was beim Melken Milch nicht giebt,
Was zum Tragen Kraft nicht hat,
Geld genanntes Vieh entstand:
Wie soll ich mich da nicht fürchten?"

Dieses Liedchen könnten die Samojeden und Ostjaken mit einigen Variationen auf sich anwenden; es enthält eine traurige Prophezeiung für alle wilden und halbwilden Stämme Sibiriens, ja des ganzen Erdkreises. Denn wie bei den Thieren die Erhaltung einer Spielart oder die Entwicklung einer andern von mehr oder minder günstigen Einflüssen, aber auch davon abhängt, daß sie von den gegebenen Verhältnissen den möglichst größten Nutzen zieht, infolge dessen sie erst den Kampf ums Dasein mit kräftigeren Spielarten erfolgreich führen kann, ebenso verhält es sich auch mit den Spielarten des Menschengeschlechts. Die zurückbleibende geht unter, und auf ihrem Grabe entwickelt sich und erblüht eine neue, welche sich gewiß auch nur bis zu einer gewissen Höhe erhebt, um wiederum einer vollkommneren Platz zu machen.

Zu derselben Sippe gehört auch der Volksstamm der Juraken, welcher derzeit dem Aussterben nahe ist, da er nur noch aus 300 Männern und 200 Frauen bestehen soll. Früher soll dieser Stamm in den unwirthlichen Gegenden Nordwestsibiriens eine geachtete Stellung eingenommen haben; heute weiß man kaum noch, daß er existirt, so zwar, daß Wenjukow ihn nicht einmal auf seiner ethnographischen Karte des asiatischen Rußlands verzeichnet hat. Die Juraken vagiren in den Tundren zwischen dem Ural und Jenissey, in denselben Gegenden, in welchen wir den Ostjaken und Samojeden begegneten, an den fischreichen Flüssen, welche das Land in verschiedenen Richtungen durchschneiden und ihnen den Unterhalt ermöglichen.

Die Juraken zeichnen sich vor ihren Stammgenossen durch eine relativ große Körperschönheit aus. Sie sind sämmtlich stämmige, kräftige Menschen von mehr als 1m.75cm. Größe und ihre Muskulatur beweist, daß sie für Strapazen geschaffen sind.

Der einzige Erwerb der Juraken beruht in dem, was Jagd und Fischerei bringt. Wegen der letzteren bauen sie auch ihre Jurten „Tjumen" größtentheils an Flüssen oder in der Nähe der großen Süßwasserseen, welche von Fischen wimmeln. Diese Bezeichnung der Jurakenwohnungen dürfte darauf hinweisen, daß die Stadt Tjumen auf der Stelle steht, wo einst Juraken gehaust haben. Heute ist in weitem Umkreise der blühenden Handelsstadt auch nicht die geringste Spur von den Juraken zu sehen, ja es schweigt sogar die Tradition von ihrem

einstigen Dasein auf Tjumener Gebiete. Die Jurten sind groß und geräumig und haben sehr viel Aehnlichkeit mit den Wigwams der Indianerstämme Nordamerikas. Neben Jagd und Fischfang betreiben die Juraken auch Renthierzucht, d. h. sie lassen es ungestört zu, daß ihre zahmen Renthiere sich paaren, daß sie Junge gebären und sich ihre Nahrung, so gut es geht, in den Tundren suchen. Die Kulturstufe, auf der sich die Juraken befinden, ist derjenigen analog, auf der sich ihre Stammgenossen befinden. Selbst die Bekehrung zum Christenthum hat von ihnen nicht den Schorf der Barbarei heruntergespült, auch Keinen vom Schamanenglauben abwendig gemacht. Die alten Götter werden nach der Taufe wie vor derselben verehrt und — betrogen, und wenn sie nicht helfen, unerbittlich geprügelt, ja sogar zerschlagen.

Die Juraken weichen jedem Verkehre mit den Russen aus, so viel sie immer können. Sie bereiten sich ihre Bogen, Köcher, Pfeile und Spieße selbst, und verstehen es, sich derselben meisterhaft zu bedienen, um selbst den Bär, das wilde Renthier, den Wolf u. A. zu erlegen. Sie sind ausdauernd, unerschrocken, sehr rüstige Läufer, welche auf ihren Schlittschuhen 6 bis 7 Meilen täglich zurücklegen, aber dann auch dem entsprechende Fleischmassen verzehren können. Obgleich Vielweiberei bei den Juraken früher allgemein verbreitet gewesen sein soll, begnügt sich jetzt jeder Mann mit einer Frau und ist noch froh, daß er sie nur bekommt. Die neugeborenen Kinder werden sogleich gebadet, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit. Auch wenn der Fluß mit Eis bedeckt ist, wird das Kind in ihm gewaschen, denn so erfordert es die Sitte. Das Kind aber ist bis zum siebenten, ja häufig bis zum achten Jahre Säugling im wahren Sinne des Wortes.

So viel bis jetzt festgestellt ist, vermindert sich dieser nordwestasiatische Volksstamm von Jahr zu Jahr; namentlich raffen die häufig herrschenden Pocken sehr viele Kinder dahin. An Präservativen gegen diese Krankheit ist bei dem vagirenden Stamme nicht zu denken.

Die Kleidung der Juraken unterscheidet sich durchaus nicht von der der Ostjaken und Samojeden; sie besteht aus selbstgegerbten Renthierfellen, und nur die etwa an der Kleidung befindlichen Metallknöpfe, sowie die Beile, Messer, Feilen und das zu Pfeilspitzen nöthige Reifeisen, sind von den Russen importirte Waaren, die jene den Juraken für Pelzwerk, Hausenblase und Fische überlassen. Wie ihre Stammgenossen sind auch die Juraken Rußland tributpflichtig, und es wird der „Jassak“ ebenfalls in Fuchsbälgen an den Jsprawnik gezahlt.

Wir haben schon gesehen, daß Jermak Timofsjejew, als er zur Eroberung Sibiriens aufbrach, zuerst auf die Tataren stieß, welche bekanntlich im Mittelalter auch in der Geschichte Europa's eine wichtige Rolle gespielt haben. Unterjocht vom Sohne Dschengiskhans und den Mongolen dienstbar, drangen sie mit diesen bis ins Herz Europa's, bis nach Böhmen vor, wo ihnen, wie das Lied von Jaroslaw im „Kralodworsky Rukopis“ (Königgrätzer Manuskript) sagt, von den Christen heldenmüthiger Widerstand entgegengesetzt wurde. Doch unterlagen die Christen der besseren Bewaffnung der Tataren, welche sich wenn auch sehr primitiver Feuergewehre bedienten, die von den christlichen Scharen für ein Teufelswerk, für Zauber, ausgegeben wurden. Die betreffende Stelle aus dem Jaroslawliede lautet in wortgetreuer Uebersetzung:

„Die Christen verfolgten die Tataren mit Obmacht,
Begannen schon den Sieg zu erringen;
Doch kamen nun die Zauberer herbei,
Und brachten in den Händen ausgehöhlte Stangen.
Der Tatar, stark vom Feuer erhitzt,
Begann es wild auf die Christen zu schleudern,
Jagt sie vor sich her, drückt sie und schlägt,
Bis sie wie wilde Thiere zerstoben."

Nach den in Böhmen errungenen Siegen versuchten es die wilden Horden nicht weiter, nach Westen vorzudringen. In Ebenen, wie die russischen, wo der Reiter auf behendem Rosse Erstaunliches leisten, wo eine ungeordnete Horde zu Pferde selbst eine weit zahlreichere, sogar geordnete Armee niederreiten kann, konnten die Mongolen Eroberungen machen und Völker unterjochen.



Juraken. (Nach einer Originalphotographie.)

In Gebirgsgegenden aber, wo ein tapferer Adel mit seinen Mannen auf Felsenburgen hauste und seinen Herd, seine Freiheit und Ehre vertheidigte, wo also kaum langwierige Belagerungen mit einem unbeholfenen Apparate von Belagerungsmaschinen zum Ziele führen konnten, da verlor die mongolische Reiterei und ihre Zahl ihren Werth. Dieses mochten die Khane der Goldenen Horde fühlen oder einsehen, und deshalb begnügten sie sich, die Kaiser und Könige Europa's, ja selbst den Stellvertreter Gottes auf Erden, aufzufordern, ihnen Tribut zu zahlen: mit den Waffen in der Hand wagten sie es nicht, ihn abzuholen.

Nach dem Untergange der Goldenen Horde oder des Kaptschaker Khanats entstanden auf seinen Trümmern verschiedene kleine Königreiche, so z. B. das Königreich von Kasan, und die von Astrachan, von der Krim und von Ssibir. Es bildete sie gerade nur der von den Mongolen unterjochte Stamm, welcher in der Civilisation am höchsten stand, während sich die anderen zum ehemaligen kaptschakschen Reiche gehörenden Stämme in unzusammenhängende Horden auflösten.

Man hat genealogische Tafeln aufgestellt, mittels welcher man die Verwandtschaft der Tataren mit den anderen Volksstämmen finnischen und mongolischen Ursprungs beweisen wollte, wozu man gewiß durch die scheinbar große Verbreitung der ersteren veranlaßt worden ist. Hierbei hat man jedoch das ganz unberücksichtigt gelassen, daß die einzelnen Tatarengruppen durch andere Gruppen getrennt und geschieden waren, daß z. B. zwischen der Gruppe von Kasan und Astrachan, von Kasan und Ssibir, von Astrachan und der Krim große, von anderen Stämmen bewohnte Strecken liegen und daß alle die Tataren umringenden Stämme auf einer weit niedrigeren Stufe der Bildung standen, als sie selbst. Einige physische Aehnlichkeiten sollten und mußten die nahe Verwandtschaft beweisen; das Verschiedene betrachtete man als das Nebensächliche und Zufällige. Ich bin durch den Anblick der Tataren, durch ihr Studium, zur direkt entgegengesetzten Ansicht gekommen und behaupte, daß die Tataren nur einige nebensächliche physische Eigenschaften mit den Mongolen und Mongoloiden gemein haben, dagegen sich im Entscheidenden, in der Sprache, die doch ein Ausfluß des Intellekts ist, dermaßen von ihnen unterscheiden, daß ein Vergleich unmöglich ist. Die Bildungsfähigkeit der in Europa hausenden Tataren und der sich in ihnen offenbarende Drang nach Civilisation unterscheidet sie vortheilhaft von den mongolischen Stämmen und beweist, daß zwischen diesen und jenen keine Rassenverwandtschaft existirt.

Gewiß hat Dschengiskhan nach der Unterjochung der Tataren eingesehen, daß ein Zusammenlassen des zahlreichen und civilisirteren Volksstammes seiner und seiner Nachkommen Herrschaft gefährlich werden kann, deshalb trennte er sie und wies verschiedenen Haufen verschiedene, von einander getrennte Wohnsitze an, in denen sie von wilden Mongolenstämmen überwacht wurden. Aus diesen Wohnsitzen bildeten die tatarischen Stammfürsten besondere Reiche, als das Joch der Mongolen durch Timurleng oder Tamerlan zertrümmert worden war und diesem nicht Zeit übrig blieb, sie in sein eigenes zu zwängen.

Nach dieser einleitenden Bemerkung über die Tataren wollen wir denen, die in langgestreckter schmaler Linie von der Tura und dem Tobol an bis an den Tom und Tschulym und in einer gesonderten Gruppe am linken Jeniseyufer im Minusinsker Kreise hausen, unsere Aufmerksamkeit widmen. Es sind dieses dieselben, welche Jermak durch die Besiegung Kutzum Khans unterjocht hat.

Zur Zeit Jermaks waren die auf der bezeichneten Linie wohnenden Tataren ein reiches Volk. Sie nährten sich von Fischfang, Jagd und Viehzucht, wozu ihnen die fischreichen Flüsse, die Wälder, in denen eine Unmasse von Wild hauste, und die grasreiche Barabinsker Steppe im Ueberflusse Gelegenheit boten. Die russische Regierung hatte nach der Eroberung den Tataren versprochen, daß ihnen ihr derzeitiger Besitz unter russischem Scepter für ewige

Zeiten verbleiben solle. Dieses Versprechen, das die Regierung vielleicht allen Ernstes zu halten gedachte, trug den Keim der Nichtigkeit und Hinfälligkeit in sich, weil es auf Unkenntniß der natürlichen Existenzbedingungen der Völker basirte. Denn wo immer höher stehende Völker mit niedrigeren, Ackerbau und Industrie treibenden, mit Fischern, Jägern und Nomaden in Berührung kommen, da ist eine Verdrängung der letzteren und ihr endlicher Untergang unvermeidlich, selbst wenn ihn die ersteren nicht wollen.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen die Russen gegen den Altai vorzudringen, um dessen minerale Schätze auszubeuten; sie mußten nothwendig Ansiedelungen anlegen, um die in den Bergwerken beschäftigten Arbeiter zu ernähren, denn an ein Herbeischaffen von Lebensmitteln aus den europäischen Besitzungen des Kaisers von Rußland war nicht zu denken. Es entstanden also Dörfer, zu denen den Tataren der nöthige Grund und Boden theils durch List, theils durch Gewalt, aber immer dem ausdrücklichen Verbote der Regierung zum Trotz, abgenommen wurde. Wälder wurden urbar gemacht, große Striche der Steppe in Acker umgewandelt und die Tatarenansiedelungen umringt. Diese verschwanden im Laufe eines Jahrhunderts dermaßen, daß man heutzutage von Tjumen aus bis nach Atschinsk über Tobolsk und Tara reisen kann, ohne vielen Tatarenaulen zu begegnen. Die Tataren ziehen sich, wie echte Verehrer des unerbittlichen Fatums, in Schmollwinkel an kleine Flüßchen zurück, die immer weniger Nahrungsmittel bieten, da der geschäftige Russe in seinen Kähnen auch auf diese dringt, um sich eines Theils ihres Reichthums zu bemächtigen, und so den Tataren den Lebensunterhalt verkümmert.

Die Tataren, welche dem Islam anhängen und den Giaur verachten, wie sie sich auch aus den Gütern dieser Welt nicht viel machen, suchten sich durch mystische Träumereien für die Verluste zu entschädigen, welche ihnen das immer intensiver eindringende Russenthum beibrachte, und eine Folge hiervon war, daß sie immer mehr verarmten und sowol zu physischer wie zu geistiger Arbeit unfähig und unfruchtbar wurden.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, welche man so häufig in der Geschichte der Menschheit zu beobachten Gelegenheit hat, daß unterjochte Völker, welche, durch die Kraft ihres Glaubens an die Einmischung eines höheren übernatürlichen Wesens in ihre Geschicke, den Eindringling, der auf eigene Tüchtigkeit baut und pocht, zu besiegen und zu verdrängen wähnen, stets untergehen, während solche, die sich, nachdem sie in blutigem Kampfe besiegt und unterjocht worden, muthig in die geistige Arena begeben, hier dem Gegner seine Waffen abringen und sie verbessern, wiederum zur Herrschaft gelangen. Die Tataren hofften den eindringenden Russen durch die gewaltige Kraft ihres Glaubens, durch die unmittelbare Einmischung Allah's zu besiegen und zu verdrängen. Statt sich mit dem Russen in einen geistigen Wettkampf einzulassen, vertiefte sich der reichere und intelligentere Theil der Tataren in den Wust mystischer Glaubensformeln und scholastischer Spitzfindigkeiten, stimulirte sich künstlich in den Haß gegen die Russen hinein und wurde hierin durch die aus der Bucharei und den Kirgisensteppen kommenden Mullahs bestärkt. Man legte in verschiedenen Ortschaften zwischen Tobolsk und Tara Glaubensschulen an, in denen

die Jugend noch mehr fanatisirt wurde, und da man sich in der Ausübung aller Satzungen durch die Nähe der Russen beeinträchtigt wähnte, begann der intelligentere und reichere Theil auszuwandern und sich in der streng mohammedanischen Bucharei anzusiedeln. Diese Auswanderung hat das Loos der Zurückgebliebenen endgiltig entschieden, und dieses um so mehr, als hierdurch der Einfluß fanatischer Mullahs noch verstärkt wurde, welche das arme Volk beredeten, sich in die Einöden an den Flüssen, wo die Russen sich noch nicht angesiedelt haben, zurückzuziehen. Die Noth zwang auch die Zurückgebliebenen, sich mit Ackerbau zu beschäftigen; da sie sich jedoch in nachlässiger und ungenügender Weise, und immer mit der Hoffnung auf Allah's Hülfe an diese ihnen neue Beschäftigung machten, auch ihre Aecker größtentheils in den Flußniederungen anlegten, wo die Saaten durch häufige Ueberschwemmungen vernichtet wurden, verarmten sie immer mehr. Ich habe nur eine Tatarenansiedelung und zwar die in Bilichtuja in der Nähe von Irkutsk kennen gelernt, wo die Tataren die Russen im Ackerbau überflügelt haben und ihn besser betreiben als ihre Lehrer. Doch sind die Tataren in Bilichtuja nicht urwüchsig; sie stammen von unfreiwilligen Kolonisten ab und üben gar keinen Einfluß auf die Tataren in den Gouvernements Tobolsk, Tomsk und Jeniseisk, von denen sie durch große Landstrecken getrennt und durch die Russen, welche auf diesen Strecken wohnen, geschieden sind. Es ist kein Wunder, daß die Tataren immer mehr verarmten; sie waren theilweise gezwungen, um nur ihr Leben zu fristen, den größten Theil ihrer Ländereien an Russen zu verpachten. Die Aule liegen größtentheils an sehr ungesunden Stellen; die Hütten, welche zwar aus Rundholz aufgeführt, aber nachlässig konstruirt sind, schützen ihre Bewohner nicht hinlänglich gegen die Unbilden des Wetters. Im Innern herrscht die größte Unreinlichkeit und man riecht eine tatarische Ansiedelung weit früher, als man sie sieht. Eine Folge der unzulänglichen, häufig theilweise verdorbenen Nahrung, der ungesunden Wohnung, welche nicht einmal hinlänglich erleuchtet ist, da die Scheiben der kleinen Fenster nicht aus Glas, sondern aus Thierblasen und Därmen gefertigt sind, und der grenzenlosen Unreinlichkeit sind seuchenartig auftretende Krankheiten, wie Skorbut, Typhus und Pocken, welche unter den Tataren weit furchtbarer grassiren und bedeutendere Verwüstungen anrichten als unter den Russen, welche sich gegen sie zu schützen suchen.

Das Volk als solches ist heruntergekommen und existirt nicht mehr. Die Zahl der Individuen vermindert sich von Jahr zu Jahr, denn auch die Individuen kommen immer mehr herab und man sieht selten eine kräftige Gestalt und ein gesundes Gesicht. Mir gelang es nur bei Tobolsk, eine Tatarin, und in Tomsk, einen Tataren zu sehen, deren Gestalten eine Ausnahme von der Regel machten. Aber die Tatarin war eine Fürstin und der Tatar ein Fürst, die beide wie der europäische begüterte Russe lebten. Die Dame war schön, aber trotzdem ihre Züge unverkennbar den Stempel der Jugend an sich trugen, war sie schon so korpulent, daß man ganz ruhig annehmen konnte, sie werde sich mit der Zeit in einen wandelnden Fettklumpen verwandeln.

Bei den Tataren Sibiriens tritt übrigens eine eigenthümliche Erscheinung zu Tage: das Verhältniß der Geburten weiblichen Geschlechts überragt bei

weitem das der männlichen Geburten; die ersteren verhalten sich zu den letzteren wie 2:1. Daß dieses zum Aussterben führen muß, ist klar. Da bei den Tataren die Weiber gekauft werden, so ist es klar, daß infolge des eben besprochenen Mißverhältnisses die Frauen sehr im Preise gefallen sind, was zu einer unverhältnißmäßigen Vermehrung der Frauen im Serail Veranlassung gegeben hat. In Sibirien hat gewöhnlich jeder Tatar vier Frauen, d. h. die vom russischen Gesetze erlaubte größte Zahl, während man bei den Tataren im europäischen Rußland selten mehr als zwei Frauen findet. Der sibirische Tatar macht sich den niederen Preis der Frauen zu Nutze; er kauft in jeder eine Arbeiterin, denn von Zuneigung darf wol deshalb nicht die Rede sein, weil sich die Frauen weder durch körperliche noch durch geistige Vorzüge auszeichnen, ja selbst nicht hinreichend ästhetisches Gefühl haben, um sich durch eine geordnete, reinliche Kleidung ein wenig zu verschönern. Diese weit getriebene Vielweiberei vernichtet das gesunde Familienleben, die Ehen werden von Generation zu Generation unfruchtbarer, und trotz der vielen Frauen im Harem findet man selten auch nur drei Kinder in der Familie. Wenn es so fortgeht, — und an eine günstige Aenderung ist für den Augenblick nicht zu denken, — dann wird nach wenigen Jahrzehnten der einst so zahlreiche Tatarenstamm in Mittelsibirien aufgehört haben zu existiren und nur noch in der Geschichte leben.

Trotzdem streng genommen Russen und Tataren in ziemlich buntem Gemische leben, sind sie doch streng von einander geschieden. Man hält sich fern von einander und verkehrt nur, wenn man von der Noth hierzu gezwungen ist. Der Russe lernt nicht einmal Tatarisch und der Tatar fürchtet, sich mit dem Russischen zu besudeln. Es ist sehr belehrend, wenn auch vom rein menschlichen Standpunkte aus durchaus nicht erfreulich, zu sehen, wie zwei Völkerstämme auf demselben Boden und unter denselben klimatischen Verhältnissen existiren, von denen der eine sichtlich gedeiht, sich ausbreitet und mehrt, während der andere sichtlich zusammenschrumpft und schwindet. Während die Russen in jener Gegend an Wohlstand zunehmen, verarmen die Tataren immer mehr und man sieht es sogar den Pferden an, mit denen man gefahren wird, ob sie dem aufstrebenden Russen oder dem immer tiefer sinkenden Tataren angehören, und schon heute nehmen riesige russische Dörfer mit stattlichen Häusern die Stelle des Waldes oder eines ehemaligen Tatarenauls ein, aus dem sich der letzte Rest der ehemaligen Bewohner in entlegene Schlupfwinkel zurückgezogen hat. Der ehemalige kriegerische Sinn des Volkes ist verschwunden und hat einem dumpfen Dahinbrüten Platz gemacht; die kriegerischen Gesänge und Heldensagen, deren sich nur noch die ältesten Greise erinnern, sind verschollen und statt ihrer ertönt der mystische Gesang der Mohamedija, oder Fabeln aus dem Alkoran, und das natürliche rüstige Wirken und Schaffen, um Wohlstand zu erringen, hat einem widernatürlichen Brüten, einer unnatürlichen Sucht nach Heiligkeit Raum gemacht. „Es ist die Hand des Schicksals, die auf uns ruht", sagen verzweiflungsvoll die Greise und fügen dann betrübt hinzu: „Der Fluch unseres Fürsten hat uns sichtlich getroffen. Als unsere Vorfahren dem Fürsten nicht folgen wollten und es vorzogen, in ihrem reichen Lande zu bleiben und sich den Ungläubigen zu unterwerfen, da rief er ihnen zu: „So bleibt denn, ihr

Ungetreuen, bleibt zurück im Lande des Unglaubens. Aber ich lasse euch meinen Fluch zurück: eure Herden mögen sich verringern, das Wild im Walde möge abnehmen, die Fische mögen fortziehen aus euern Gewässern, kinderlos mögen eure Ehen sein. Darauf zog der Fürst fort und sein Fluch ist an uns zur Wahrheit geworden!" Wir sagen: „nicht ohne eigene Schuld."

Man spricht sehr häufig von Tara-Tataren, Tomsker Tataren, Tura-Tataren, ujgurischen Tataren, und diese Unterscheidungen führen oft zu der Annahme, daß man es mit verschiedenen Volksstämmen zu thun habe. Dem ist jedoch nicht so; der Tatar ist in ganz Sibirien einem einzigen Stamme entsprossen und besitzt eine gemeinschaftliche Sprache. Die ujgurischen Tataren unterscheiden sich nur darin von ihren westlichen Stammgenossen, daß sie den Islam nicht angenommen haben, sondern bei ihrem natürlicheren Sonnenkulte geblieben sind, und deshalb sogar mehr Lebensfähigkeit besitzen; sie schwinden nicht so sichtbar dahin wie ihre mohammedanischen Brüder.

Auch die Turalinzen, d. h. die seßhaften Leute, welche im Quellengebiete der Tura in den Ostabhängen des Urals bis zur Mündung des Turaflusses in den Tobol hausen, sind wirkliche Tataren. Sie haben frühzeitig die Wogulen aus den von ihnen eingenommenen Gegenden verdrängt, feste Wohnsitze erbaut und beschäftigen sich seit Langem mit Vieh- und Bienenzucht und mit Ackerbau, nebenbei auch mit Jagd und Fischfang. Doch gilt von ihnen das, was ich von den übrigen Tataren, ja von allen übrigen Bewohnern des Landes, die nicht europäischen Ursprunges sind, gesagt habe, daß ihre Tage gezählt sind und daß sie verschwinden, weil sie sich den neuen Verhältnissen nicht anpassen wollen oder können. Sie gehen unter im unblutigen Kampfe, den sie, die niedriger stehende Rasse, wider eine höher organisirte führen. Die Kraft der Eingeborenen, die physische wie die intellektuelle, ist längst gebrochen; zum neuen Kampfe auf dem Gebiete der Arbeit können sie sich nicht erheben, und sie verschwinden in dem Maße, in dem sich der Russe vermehrt.

Hier nur noch eine Bemerkung. Der Tatar erfreut sich in Sibirien nicht des Rufes der Ehrlichkeit; seine Treulosigkeit, sein Hang zu Diebstahl und Raub ist fast sprüchwörtlich geworden und der Reisende hütet sich, gegen Abend ein Tatarendorf zu passiren. Möglich, daß die mir von Russen gemachten Schilderungen etwas zu schwarz sind; immerhin sind sie charakteristisch und, selbst der Uebertreibungen entkleidet, nicht schmeichelhaft für die Tataren.

Dunkel, wie der Geist des Tataren, und traurig, wie sein Gemüth, ist auch seine letzte Ruhestätte, die sich immer in der Nähe des Dorfes, häufig auf einer niedrig gelegenen Stelle, befindet. Die lachende Birke oder die luftsuchende Kiefer ist gewöhnlich selten auf dem tatarischen Friedhofe zu finden, den fast immer die dunkle, das Dickicht liebende Fichte bedeckt. Hier ruht der Tatar unter einem einfachen Rasenhügel, an dessen Kopfende ein ebenso einfacher, roh bearbeiteter Pfahl von nahezu fünf Fuß Höhe eingegraben ist. Wenn der letzte Pfahl auf den Tatarengräbern verfault sein wird, wird den Russen kein Zeichen daran erinnern, daß er auf ihnen haust und einer schönen Zukunft entgegengeht.

Nachdem wir die Bewohner des nördlichen Theils Westsibiriens kennen gelernt haben, wollen wir uns dem südlichen Theile dieses Landes zuwenden

und seine Bewohner betrachten. Es sind dieses die Kirgisen. Da ich mit diesem Volksstamme nur in sehr geringe Berührung gekommen bin, ihn nur in der Gegend von Ischym und in der Stadt selbst, wie auch in der Gegend von Omsk und Jaluturowsk, gesehen habe, so bin ich nicht im Stande, über ihn aus eigener Anschauung zu berichten. Ich werde mich, da eine Schilderung der Kirgisen in einer Abhandlung über Sibirien durchaus nothwendig ist, Friedrich von Hellwald aber in seiner vortrefflichen Arbeit „Centralasien“ eine sehr ausführliche Beschreibung des Lebens und Treibens dieser Steppenbewohner gegeben hat, kurz fassen, und dieser Arbeit W. Radloff's „Skizzen aus Sibirien“ zu Grunde legen, dabei aber die Fingerzeige beachten, welche Gustav von Zielinski, der Jahre lang als Verbannter unter den Kirgisen gelebt, in den Anmerkungen zu seinem Poëm „Kirgiz“ gegeben hat. Daß ich, wo dieses nothwendig, auch Hellwald's Schilderung der Kirgisen mit Dank benutzen werde, dürfte selbstverständlich sein.

Wenn man von „Kirgisen“ spricht, hat man vor Allem zwei verschiedene Stämme zu unterscheiden, nämlich die irriger Weise von den russischen Kosaken als Kirgisen bezeichneten „Kaisaken“ oder „Chasaken“, und demnächst die eigentlichen Kirgisen, richtiger die Kara-(schwarzen)Kirgisen, welche die Russen „Dikokamjennye“ (wildfelsigen) Kirgisen nennen. Das zahlreichste dieser Völker hat sich nie anders als „Kaisak“ genannt und erhielt erst seinen jetzigen Namen von den Kosaken, nachdem diese wirkliche Kirgisen gesehen.

Radloff läßt sich nun in seinen vor einigen Jahren veröffentlichten Skizzen über diesen Stamm folgendermaßen aus:

Als die Kalmükenstämme in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom oberen Irtysch verdrängt waren, begannen die Kosaken (fälschlich Kirgis-Kaisaken genannt) in großer Menge sich immermehr nach Norden auszubreiten und sich nicht nur am linken Ufer dieses Stromes bis zur Om-Mündung hin auszudehnen, sondern sogar auch den Irtysch zu überschreiten und sich zwischen diesem Flusse und der Kulmedinischen Steppe, nördlich von Semipalatinsk, niederzulassen. Die letzte Ansiedelung auf dem rechten Ufer des Irtysch wurde nun durch die zunehmende russische Bevölkerung allmählich ganz umringt und von ihren Stammgenossen abgeschnitten. Unfern des Irtysch selbst bildete sich eine dichte Reihe von Kosakendörfern, während im Norden und Osten die Bauern des Altaischen Hüttenbezirkes alles Land vom See Tschany bis zur Kulunda ziemlich dicht bevölkerten und so die Kirgisen verdrängten.

Das Gebiet, welches dieser „innere Bezirk“, wie er offiziell heißt, einnimmt, ist immer noch groß genug, um für mehrere tausend Hirten zum Wanderleben hinreichend zu sein. Ja, ein großer Theil dieses Gebietes, besonders im Norden, hat den reinsten Steppencharakter und kann nur Viehzüchter ernähren. Diese Steppennatur erlaubte auch den Russen nicht, weiter vorzudringen und die Kirgisen einzuengen. Ungehindert und frei von jedem äußeren Zwange, konnten also die Kirgisen des inneren Bezirks sich ihrer in der weiten Dsungarensteppe angenommenen Lebensart hingeben und in regelmäßigen Kreisgängen mit ihren Herden umherziehen. In der ersten Zeit bekümmerten sich die russischen Bauern durchaus nicht um die wilden Nachbarn; was gingen

den fleißigen Landbauer auch die faulen Herumstreifer an! Doch allmählich begannen die Kirgisen ihre nächtlichen Kriegszüge (wie sie solche selbst nennen) immer weiter in den friedlichen Nachbarbezirk auszudehnen und viele Dörfer durch die regelmäßigen Viehdiebstähle fast gänzlich zu Grunde zu richten. Diese Angriffe der Kirgisen trafen natürlich meist nur die Bauern der Kulunda. Diese schwerfälligen Bauern hatten ja keine Möglichkeit, den Dieben nachzusetzen, die das gestohlene Vieh in ihren zahllosen Herden leicht verbergen konnten. Hier war also der Vortheil auf Seiten der Kirgisen. An die Kosakenlinien wagten die Kirgisen sich seltener. Die Kosaken hatten in den vielen Kämpfen die Lebensweise und Sitten der Kirgisen kennen gelernt, und waren selbst als leichte Reiter befähigt, die Diebe zu verfolgen und erlittenen Schaden doppelt zu rächen. Somit sehen wir im Anfange dieses Jahrhunderts an den Grenzgebieten einen offenen Kampf. Im Osten waren die Kirgisen der überlegene Theil, im Westen hingegen neigte sich das Kriegsglück bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Durch den Einfluß der Regierung, welche die wilden Scharen der Kirgisen mehr und mehr in Ordnung brachte und offene Eingriffe in das Eigenthum der Nachbarn schwieriger machte, wurde der offene Kampf eine Unmöglichkeit, und so sehen wir schon seit mehreren Jahrzehnten hier den Nomaden und den Ackerbauer friedlich neben einander wohnen. Diese Ruhe aber, die für den Ackerbauer die erste Lebensbedingung ist, was wir an dem stets zunehmenden Reichthume der Bauern der Kulunda wahrnehmen können, ist verderbenbringend für den Nomaden. Da der Ackerbauer Roggen, Weizen, Hafer, Kartoffeln, Flachs und noch viele andere Arten von Feldfrüchten baut, da er ferner Pferde arbeiten läßt und selbst in der freien Zeit sich mit Holzfällen und anderen Arbeiten beschäftigt, so bleiben ihm bei Mißwachs oder anderen Unglücksfällen noch immer neue Erwerbsquellen offen, die ihn und die Seinigen ernähren. Der Nomade hingegen ist nur Viehzüchter oder besser Viehhalter; er verlangt und benutzt von der ihn umgebenden reichen Natur nur Gras und Wasser, die Hauptlebensbedingungen für seine Herden. Grasreiche Weideplätze sind die Ideale seiner Wünsche, und solange das Land ihm diese bietet, zieht er, im Ueberflusse schwelgend, seinen gewohnten Kreislauf, der durch den Grasreichthum in den verschiedenen Jahreszeiten bedingt wird. Nicht durch Mühe und Arbeit gewinnt er seinen Unterhalt, nein, die gütige Natur erhält ihn selbst. Doch das Glück seines dolce far niente schwindet wie mit einem Zauberschlage, wenn ein widriges Schicksal ihm zustößt. Schon ein gewöhnliches Viehsterben dezimirt oft seine Herde und raubt ihm nicht selten einen beträchtlichen Theil seines Besitzstandes. Doch wenn im Frühlinge nach Thauwetter ein Frost eintritt und die Schneedecke sich mit einer starken Eiskruste überzieht, sodaß das Vieh den Grashalm nicht mehr aus dem Schnee aufscharren kann, dann wird der Viehstand ganzer Distrikte vollständig vernichtet, dann bleiben von den riesigsten Herden oft nur einige Stücke Vieh am Leben und die reichsten Leute werden in der Zeit weniger Tage zu Bettlern. Um sich vor vollständiger Vernichtung zu retten, ist das einzige Mittel ein gewaltsamer Eingriff in das Eigenthumsrecht des Nachbars, eine „Baranta". Wenn die Verhältnisse es gestatten, so verlassen die vom Schicksal Betroffenen schleunigst

ihre eigenen Weideplätze und dringen gewaltsam in das Gebiet des unbetroffenen Nachbars. Gelingt ihnen das nicht und sterben ihre Herden, so suchen sie durch einen systematischen Viehdiebstahl in Nah und Fern sich wieder in den Besitz eigener Herden zu setzen. Die rohe Gewalt ist hier das einzige Mittel des Ausgleichs, und nur durch solche Gewaltthaten sind einzelne Familien wie ganze Stämme vor dem gänzlichen Untergange zu retten.



Baranta.

Gewaltsame Eingriffe in das Eigenthum der Nachbarn erscheinen im Rechtsbewußtsein der Kirgisen durchaus nicht als Verbrechen, da ja der Nachbar sein Vieh nicht durch eigenen Fleiß errungen, sondern nur als Darlehn von der gütigen Natur erhalten hat. Unter so bewandten Umständen ist es verständlich, weshalb die Ruhe eines Kulturstaates, der das Eigenthum seiner Bürger als unantastbares Heiligthum betrachtet, verderbenbringend für den ewig umherwandernden Steppennomaden sein muß.

Betrachten wir nun, wie sich die sozialen Verhältnisse der zwischen Tobisch und Kulunda wohnenden Kirgisen in den letzten Jahrzehnten der Ruhe, welche sie unter russischem Schutze genießen, gestaltet haben.

Da der Kirgise, wie gesagt, nur von den Gaben der Natur sein Leben fristet, so verändert sich auch natürlich sein Wohlleben mit dem Wechsel der Jahreszeiten. Wenn die Natur im frischen Grün prangt, dann herrscht Ueberfluß in allen Aulen. Wie stolz werden dann die glänzenden Rinderherden

auf der unabsehbaren Steppe! Lustig springt das Füllen um die wohlgenährte Stute, das Gewieher der muthigen Hengste schallt freudig durch die Luft und die fetten Schafe können unter der Last ihrer Fettschwänze sich kaum von der Stelle bewegen. Um die Hütten herrscht Morgens und Abends ein geschäftiges Treiben, Kühe und Schafe werden gemolken, die Füllen wiehern an den langen Füllenplanken und die Stuten kreisen den ganzen Tag über um die Wohnsitze. Alle Lederschläuche sind mit Milch gefüllt, den ganzen Tag über kochen die Kessel und die Weiber sind ununterbrochen mit Kumyß-, Airan- und Käsebereitung beschäftigt. Nicht nur das Vieh ist fetter im Sommer, sondern auch die Menschen sehen gesunder aus, denn auch sie haben im Sommer gute und nahrhafte Speisen aus Milch in den verschiedenen Zubereitungen. Diese Zeit des Wohllebens reicht bis in den Winter hinein, denn bei Eintritt der ersten Kälte wird viel Vieh geschlachtet und es giebt Fleisch in Ueberfluß.

Tritt aber die kalte Jahreszeit ein und bedeckt sich die Steppe mit einer dichten Schneeschicht, so findet das Vieh nur spärliches Futter und es magert immer mehr ab, bis es endlich zu Anfang des Frühlings fast wandelnden Skeleten ähnlich ist. Der Milchreichthum versiegt natürlich schon im Herbst und die Käse- und Fleischvorräthe halten nicht allzulange vor. Jetzt beginnt eine Zeit von Noth und Hunger, und die Nomaden würden den Winter nicht durchleben können, wenn sie sich nicht ein klein wenig mit Ackerbau beschäftigten und im Winter die Milchspeisen durch Mehlspeisen ersetzten. In der weiten Südsteppe, wo eben nur Nomaden leben, läßt sich die allgemeine Noth leichter ertragen. Hier darben Alle, und getheiltes Leid, sagt ja schon das alte Sprüchwort, ist halbes Leid. Doch in der Kulunda ist das Ertragen schwerer. Rings um die Aule der Kirgisen leben russische Bauern und Kosaken in reichen Dörfern; die fühlen in ihren warmen Holzhäusern nicht den Frost und ihre Herbsternte giebt ihnen reichliche Speise für den Winter. Solche materielle Vortheile leuchten natürlich auch dem Steppenbewohner ein, und er baut sich, trotz aller Abneigung, seine Lebensweise zu ändern, ebenfalls eine Winterhütte aus Balken. Er vertheilt aber seine spärlichen Vorräthe nicht auf den ganzen Winter, sodaß er, noch ehe der Frühling eintritt, schon längst seine Mundvorräthe verzehrt hat. Ohne Speise aber kann der Mensch nicht leben. Der Kirgise geht also zu seinem Nachbar, dem Kosaken oder Bauern, und bittet, ihm in der Noth zu helfen. Der Kosak, der sich schon seit seiner früheſten Jugend mit dem Kirgisen eingelebt hat und seine Sitten und seine Sprache genau kennt, ist gern bereit, dem Armen zu helfen; ja, er giebt ihm sogar so viel, als er nur verlangt, denn seine Scheuern sind ja voll von Korn. Der Handel ist bald abgeschlossen, denn der Kirgise bezahlt den vollen Preis des Getreides in Vieh. Doch macht der Kosak die für ihn sehr vortheilhafte Bedingung, nur Jungvieh zu kaufen und selbiges dem Kirgisen zum Ueberwintern zu überlassen. Das einjährige Kalb kostet aber nur einen Rubel, während es nach dem ersten Winter 2—3 Rubel im Werthe steht. Da das Kalb beim Kirgisen überwintert, so hat der Kosak sein Mehl gerade mit 200—300 Prozent Vortheil verkauft. Verlangt der Kosak nun im Frühling sein Kalb, so sucht der Kirgise, der nichts mehr fürchtet als die Verminderung seiner Herde, einen Aufschub bis zum

Herbste, um seine Schuld in Fellen, Fett und Filzdecken zu bezahlen. Auch darauf geht der Kosak theilweise bereitwillig ein, und gewinnt bei dieser Operation wenigstens noch 100 Prozent. Der Bauer, welcher weniger mit den Sitten der Kirgisen bekannt ist und wegen Unkenntniß der Sprache schwerer eine Schuld einzutreiben versteht, schließt nicht gern einen solchen Handel; anstatt dessen aber sucht er bei dem großen Mangel an Arbeitskräften den Kirgisen für seine Feldarbeiten zu gewinnen.



Kirgisen. (Nach einer Originalphotographie.)

Er öffnet daher seine Speicher dem Kirgisen unter der Bedingung, daß er ihm seine Schuld im nächsten Jahre abarbeitet. Für ein Pud Mehl, 30—40 Kopeken im Preise, muß also der Schuldner entweder eine Dessjatine Korn mähen, oder 20 Kapion (Haufen) Heu stellen, eine Arbeit, die der Bauer im Sommer nicht unter 2—3 Rubel geleistet erhält. Der Bauer verdient also auch bei diesem Handel seine 400—500 Prozent. Somit sehen wir den armen Kirgisen den ganzen Sommer hindurch arbeiten und den ganzen Ertrag an Fellen und Filzdecken veräußern, um frühere Schulden zu decken, und es bleibt ihm für das nächste Jahr keine Aussicht, sein Leben zu fristen, ohne wiederum seine Arme und den Ertrag seiner Herden im Voraus dem arbeitsamen und rechnenden Nachbar zu verpfänden.

Der reiche Kirgise geht natürlich einen solchen Handel nicht ein; er verkauft zur Zeit die Produkte seiner Herden und kauft seinen Mehlvorrath baar ein.

Da er aber weit weniger verbraucht als er einnimmt, so sucht er seine Geldvorräthe in einer dem Kosakenhandel ähnlichen Spekulation vortheilhaft in Vieh umzusetzen. Selbsthandel mit Getreide treibt er nicht, er leiht dem armen Nachbar nur Geld. Geld aber braucht der arme Kirgise noch viel nothwendiger, da er die Staatsabgaben in Geld zu leisten hat. Die Zeit der Staatsabgaben ist somit die Erntezeit für den Reichen. Auf diese Weise kommen die Abgaben dem armen Kirgisen doppelt zu stehen und sind, trotz ihres geringen Betrages, für den Armen sehr drückend. Das Geld richtet also den Kirgisen zu Grunde, und wir können uns nicht wundern, wenn der kirgisische Sänger, wie schon oben gesagt, singt:

„Zeit des Untergangs, du nahest!
Was beim Melken Milch nicht giebt,
Was zum Tragen Kraft nicht hat,
Geld genanntes Vieh entstand:
Wie soll ich mich da nicht fürchten?"

Solche Verhältnisse mußten natürlich, von gewissen Umständen begleitet, den Wohlstand des Nomaden zu Grunde richten; während der Arme nur vom Ertrage seines Viehes lebt und seine Arbeitskraft zu fremdem Vortheil verwendet, treibt der Reiche Wucher. Die Gütervertheilung wird also immer ungleicher, die goldene Zeit des Kommunismus schwindet und es entsteht ein Proletariat, dem der Mangel an Arbeit in der Heimat selbst jede Existenzmöglichkeit raubt. Dieses Proletariat wird zur Zeit der Viehseuchen und des vollständigen Viehsterbens noch um Vieles vermehrt; letzteres ist auch für den Armen nur verderbenbringend. Die erste Folge dieser Verhältnisse ist das zeitweise Auswandern eines großen Theils der armen Kirgisen weiter in das Land der Russen. Die Feldarbeit der Russen haben die Kirgisen schon von Jugend an kennen gelernt, es fällt ihnen also nicht schwer, bei dem Mangel an Arbeitskräften, überall Arbeit zu finden. So sah man denn tagtäglich ein Hin- und Herströmen ganzer Familien, besonders während der Sommermonate. Bis nach Bijsk und Kuschnietzk hin sind fast alle Hirten der russischen Dörfer Kirgisen, ein großer Theil der Heuvorräthe zwischen Smejnogorsk und Barnaul wird von den kirgisischen Armen aufgespeichert, in den Bergwerken und Goldwäschen arbeiten Hunderte, ja Tausende von Kirgisen. Aber der größte Theil dieser Auswanderer bleibt noch immer das, was er in der Steppe war, — Nomaden. Sie ziehen familienweise im Lande umher, ohne feste Wohnsitze zu suchen. Die älteren Leute lassen weder von ihren Sitten noch von ihrer Kleidung und kehren nach einem gewissen Zeitraume stets in ihre Heimat zurück. Ein bedeutender Einfluß der russischen Umgebung zeigt sich nur bei den Kindern der Auswanderer, die außerhalb der Steppe geboren werden. Diese tragen schon halbrussische Kleidung, lassen die Haare wachsen und suchen sich irgendwo fest niederzulassen. Sie gehen theils in die Goldwäschen, theils suchen sie sich in den Städten als Diener und Arbeiter zu vermiethen, und wenn sie ganz russifizirt sind, so gehen sie auch zum Christenthum über und leben dann mehr als Landbauer. Dieser Uebergang geht so allmählich, so naturgemäß vor sich, daß er weder den Kirgisen auffällt, noch auch von den Russen beachtet wird;

hier wirkt keine Mission, die einen künstlichen, beschleunigten Meinungswechsel bezweckt und somit den Gegensatz zwischen den Andersgläubigen verstärkt.

Der beständige Verkehr zwischen Russen und Kirgisen bleibt auch nicht ohne Einfluß auf die Volksmassen im Ganzen. Die Bauern, die, wie überall, so auch hier den konservativsten Theil der russischen Bevölkerung bilden, nehmen vermöge ihrer großen Ueberzahl die fremden Elemente vollständig in sich auf, ohne dadurch selbst irgend einen bemerkenswerthen Wechsel zu erleiden; anders ist es mit den verhältnißmäßig kleinen Kosaken-Kolonien, die rings von Kirgisen umgeben sind. Hier üben die Kirgisen in Kleidung, Sitten und Sprache einen nicht geringen Einfluß, der auf die Kosakenlinien deprimirend wirkt, weil der Kosak sozial niedriger steht als der sibirische Bauer.

Der Einfluß der Nachbarn auf die Kirgisen der inneren Steppe, wenn wir sie mit den Kirgisen am Irtysch vergleichen, ist unverkennbar. Der ununterbrochene Kampf ums Dasein hat ihnen sehr viel Thatkraft verliehen; die stete Noth treibt sie zur Arbeit, und der Wunsch, durch eigene Arbeit Etwas zu erwerben, ist schon ziemlich allgemein vorhanden. Da selbsterworbenes Gut für den Menschen mehr Werth hat, als das ihm ohne eigenes Verdienst zugefallene, so sieht man schon hier mehr das Bestreben, aus den Lebensgütern Vortheil zu ziehen. Das kann man auch hier aus der besseren und bequemeren Einrichtung der Jurten und der sorgfältigeren Kleidung der Kirgisen ersehen. Sie erbauen sich schon für den Winter hölzerne Jurten, und die Reichen lassen sich sogar von Russen Bauernhäuser erbauen, in denen sie den Winter verbringen. Ebenso beginnen sie Ackerbau zu treiben und Heuvorräthe für den Winter aufzustapeln. Auf diese Weise schreitet die Annäherung zwischen Kirgisen und Russen langsam zwar, aber desto sicherer vorwärts. Der Kreis russischer Dörfer schließt den Steppenbewohner immer enger ein und die russische Sitte und Sprache beschränkt das echte Kirgisenthum immer mehr. Nicht hundert Jahre werden vergehen und die größte Zahl der Kirgisen östlich vom Irtysch wird verschwunden sein, und nur die Namen der Flüsse und Ortschaften werden Zeugniß vom Dasein früherer, nicht russischer Bewohner ablegen.

Wir müssen hier noch eines sehr wichtigen natürlichen Grundes erwähnen, welcher das Verschwinden der Kirgisen wie überhaupt der halbwilden Stämme Nordasiens bewirkt. Es ist dieses das immerwährende Heirathen in sehr nahem Verwandtschaftsgrade, welches nicht nur endgiltig geistige, sondern auch physische Unfruchtbarkeit hervorruft. Die Familie ist und bleibt, nach allen bisher gemachten Erfahrungen, ein zu geringes Material für die Erhaltung, Kräftigung und Ausbreitung der Rasse; dies sehen wir auch hier.

Aus Obigem erhellt nun noch gar nicht, welcher großen Menschenfamilie oder Rasse die Kirgisen angehören. Die wenigen Kirgisen, mit denen ich in Berührung gekommen bin und die schon denen, die der Metamorphose in Ackerbauern erlegen sind, anzugehören scheinen, da ich sie die gewaltige russische „Socha" auf ihren Kibitken fahren sah, hatten in ihrer Physiognomie etwas Tatarisches, obgleich sie sich in Vielem vom Tataren unterschieden. Vom echt mongolischen Typus fand ich — ich muß es trotz aller Autoritäten gestehen, — keine Spur. Da ich jedoch persönlich keine Gelegenheit hatte, mich mit diesem

Volksstamme zu befassen, besonders aber seine Sprache mit der mongolischen (zum mindesten mit dem Dialekte der Burjaten) zu vergleichen, so will ich mit v. Hellwald sagen, daß sie der sogenannten mongolischen, richtiger hochasiatischen Rasse angehören und in die zwei großen Gruppen der Mongolen und Tataren zerfallen. Die Kalmüken, die uns hier nicht weiter beschäftigen, gehören den Westmongolen an, während die Kara-Kirgisen und Kaisaken den Tataren als sehr nahe verwandt erscheinen.

Die Kirgisen sind durchaus nicht Urbewohner der sibirischen Steppe, aus der sie heute ohne Blutvergießen, durch die elende Socha, durch die ebenso elende russische Egge und durch feste Wohnhäuser verdrängt werden; sie haben das Land den Samojeden und ihren Stammverwandten, den jetzt gänzlich von der Erde verschwundenen Jenissejern, im blutigen Kampfe abgerungen und sich bis dahin im ungestörten Besitze behauptet, wo sie mit dem emporstrebenden Russenthume in Berührung gekommen sind. Radloff sagt, daß infolge des Andrängens der Russen ein Theil der Kirgisen freiwillig den Nordabhang des Sojonischen Gebirges verlassen hat und auf den Südabhang übergegangen ist, und daß infolge dessen die vor ihnen ins Hochgebirge geflüchteten Belliren, Sagajer und Kysyler, d. h. die Samojeden und Jenissejerstämme, ins Thal hinabstiegen und dort als „Minusinsker Tataren“ leben. Der letzteren Behauptung kann ich mich nicht anschließen. Die im Minusinsker Kreise lebenden Tataren (mit wenigen Ausnahmen) nennen sich selbst „uigurische Tataren“ und sind, wie ihre Sprache beweist, kein Konglomerat tatarisirter finnischer Stämme; sie bilden nur einen eigenen tatarischen Gau, sind unter den Tataren das, was z. B. die Schwaben, Westfalen u. s. w. unter den Deutschen sind. In Bezug auf das Leben und Treiben und auf die häusliche Einrichtung der Kirgisen verweise ich den Leser auf die vortreffliche Schilderung v. Hellwald's, der ich nur eine kurze Bemerkung über die Religion, oder besser über den Glauben der Kirgisen hinzufügen will.

Die Kirgisen sind zwar, soweit sie sich noch nicht haben taufen lassen, Bekenner des Islam, sie nehmen jedoch aus der Lehre des Alkoran nur das, was eben für sie paßt, und halten im Uebrigen fest an der Lehre des Buddhaismus, welche sie früher, freilich nach Bedürfniß und Neigung modellirt, bekannt haben. — In ihrem Glauben tritt eine eigenthümliche Erscheinung hervor, welche das hundertste Mal bekundet, daß sich der Mensch, je nach seinem Bedürfnisse und seiner Bildungsstufe, seinen Gott und seinen Himmel, sowie Alles, was dazu gehört, selbst geschaffen hat.

Die Katholiken haben bekanntlich einen Himmel, in welchem vollwangige Engelein ein ewiges, monotones „Hosianna“ singen, während wir Gläubigen, wenn wir uns auf Erden gut geführt haben, direkt in Abraham's Schooß gelangen und ewig nichts weiter thun werden, als unsern Gott anstaunen und seine Herrlichkeit bewundern. Wer erkennt in diesem Bilde des katholischen Himmels nicht seinen Schöpfer und Meister, den in fauler Unthätigkeit dahinbrütenden Mönch, der im monotonen Herleiern von Psalmen seine Lebensaufgabe fand? Er war glücklich, wenn er stieren Blicks vor sich hinstarren und träumen konnte, und dieses Glückes soll der Gläubige, der, wie er sein Leben

in Nichtsthun verbracht hat, theilhaftig werden, und es für alle Ewigkeit, ohne von ihm übersättigt zu werden, genießen.

Mohammed schuf für seine Anhänger einen weit schöneren Himmel. Die Phantasie des Arabers sammelte, besonders für den siebenten Himmel, Alles, was die Erde an Schätzen besitzt; er erbaute Prachtgemächer aus den edelsten Steinen und Metallen und beschenkte ihn außerdem mit dem Reizendsten, was die Erde besitzt, — mit dem Weibe. Ja, er verspricht ihm, daß ihn sechzig in Ewigkeit junge Huriskeu ewig lieben werden, wenn er die geringfügige Bedingung erfüllt — wenn er für den Glauben Allah's und seines einzigen Propheten stirbt.



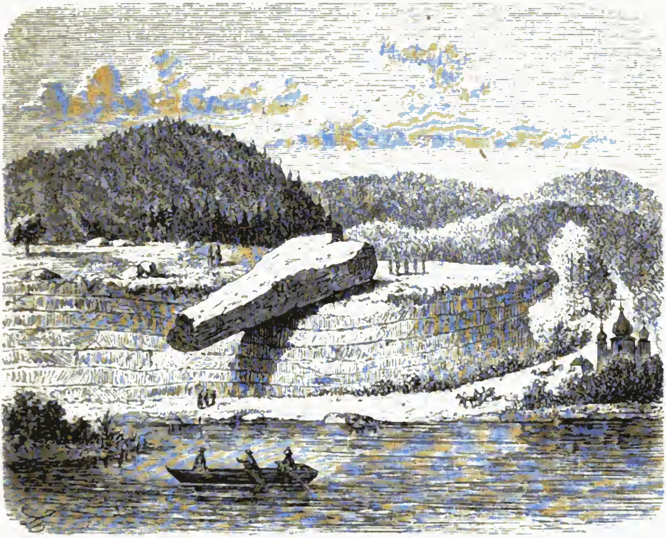
Kirgisenschlitten.

Dieser Himmel paßte dem Kirgisen nicht. Zwar ist auch er feurig in der Liebe, für die er keine Worte hat, die wild ist und in Flammen auflodert, wie Pulver, in das ein Funke fällt, aber keine Träume, keine Sentimentalität kennt. Jedoch er bedarf vor allen Dingen, um zu leben, großer Herden und großer, grasreicher Steppen und deshalb ist der kirgisische Himmel eine stets mit saftreichen Gräsern bedeckte Steppe, in der kein Schnee und kein Eis den Herden die Nahrung verkümmert, und die Sterne, — das sind Blumen, die diese Steppe zieren. Wenn dann der selige Kirgise in diese Himmelssteppe eingezogen ist, sich mit seinem Lieblingsgerichte, „Pillaw" (dieses ist überhaupt im Morgenlande das Hauptgericht und besteht aus gehacktem Hammelfleische, Reis und kleinen Rosinen), gesättigt und nach Belieben „Kumys" getrunken

hat, dann setzt er sich auf sein Pferd und jagt dahin über die Steppe, daß die Blumen stieben und vom Himmel fallen, die uns Sterblichen als einfache, höchst prosaische Sternschnuppen erscheinen.

Wie bei anderen halbwilden, besonders in heißerem Klima lebenden Völkern, so ist auch beim Kirgisen die Blutrache eine heilige Pflicht. Dieses in Verbindung mit der Sitte, „die Steppe anzuzünden", was nur geschehen kann, wenn das Gras verdorrt ist, hat Gustav von Zielinski zum Thema seines „Kirgiz" gewählt, dessen übrigen Inhalt ich hier leider übergehen muß. Die Rache ist eine gewöhnliche Folge der bei den Kirgisen üblichen „Baranta", d. h. des Viehraubes, der Keinen schändet und dessen sich selbst ein „Bij" (Gerechter, Fürst) nicht zu schämen hat. In einer finstern Nacht wird plötzlich der A=ul (Lager) allarmirt und angegriffen. Die streitbaren Männer eilen an die bedrohte Stelle und suchen die Räuber mit Aexten, Knitteln u. s. w. in die Flucht zu schlagen. Während im A=ul Alles beschäftigt ist, die Räuber zurückzuschlagen, die ja auch Weiber und Kinder mitnehmen, wenn solche ihnen in die Hände fallen, überfällt eine andere Abtheilung Räuber die Herde und treibt von ihr weg, was weggetrieben werden kann. Besonders werden Pferde und Kameele geraubt, die den Räubern schnell folgen können.

Der Kirgise kennt und übt die Tugend der Gastfreundschaft, wie alle halbwilden Völker. Der Gast ist heilig, wäre er auch der Todfeind der Familie, in deren Jurte er eingekehrt ist. Diese Tugend wird wol deshalb von barbarischen Volksstämmen so hoch geschätzt, weil im Menschen der Trieb nach Geselligkeit liegt. Ein Gast in der endlosen Steppe, durch die kein Weg führt und in der gebleichte Thierknochen oder Menschenschädel davon Zeugniß liefern, daß sich auf der Stelle, auf welcher man sich eben befindet, Menschen befunden haben, ist eine Seltenheit. Er verbindet den ganzen A=ul mit der übrigen Welt, und das, was der Fremdling von ihr erzählt, dient ja häufig ganzen Generationen als Thema der Unterhaltung und bildet die Summe der Länder- und Völkerkunde des ganzen A=uls und Stammes. Ich möchte daher die hochgerühmte Tugend der Gastfreundschaft auf das zurückführen, was sie thatsächlich ist, auf die Erfüllung eines im Menschen liegenden Bedürfnisses, mit Seinesgleichen zu verkehren. Diese Tugend selbst wird ja um so weniger geübt, als das Bedürfniß des Verkehrs mit Anderen leichter zu befriedigen ist, d. h. also, als infolge der Civilisation die Kommunikation mit näheren und entfernteren Nachbarn erleichtert ist. Es geht hiermit genau ebenso, wie es mit vielen anderen Begriffen geht. Solange wir sie von ferne in abstracto betrachten, erscheinen sie uns als hehr und erhaben, als der Ausfluß irgend einer supranaturalistischen Idee, als das Gebot eines Gottes; wenn wir ihr nahe kommen, sie in concreto kennen lernen, auf ihren wahren Gehalt prüfen, dann sehen wir sie dieses idealen, eingebildeten Festgewandes entkleidet, und erkennen in ihr — eine natürliche Erscheinung. Obgleich ich der Letzte sein werde, der die Gastfreundschaft zu preisen aufhören wird, werde ich doch mit in den vordersten Reihen stehen, wenn es gilt zu behaupten und zu beweisen, daß die Gastfreundschaft um so größer ist, je niedriger die Stufe der Bildung ist, auf der Völker, Stämme und Familien stehen.



Thron des Buriaten-Gottes zwischen Katschuga und Wjercholensk. Nach einer Skizze von Albin Kohn.

2. Die unterjochten Volksstämme Ostsibiriens und des Nertschinsker Landes.

Die Karagassen, Buriaten, Sojoten, Urjänchen, Tungusen, Jakuten und Jukagsiren. — Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche, Lebensweise und religiöse Anschauungen dieser Stämme. — Die Schamanen und das Schamanenthum.

Wir haben im Vorhergehenden die Bewohner Westsibiriens kennen gelernt, welche auf den Gräbern eines untergegangenen Kulturvolkes, dessen Abstammung, ja dessen wirklicher Name bis jetzt nicht bekannt sind, hausen, und die dahinsiechen wie ein Schwindsüchtiger, dessen Athmungsapparat immer mehr schwindet, trotz aller Heilmittel, welche ihn vom Tode retten sollen. Darüber, daß die Tage der Wogulen, Ostjaken, Samojeden und Juraken gezählt sind, wird nicht mehr gestritten; ihr Dahinschwinden ist zu auffallend, als daß es nicht Jedem in die Augen fallen sollte. Anders verhält es sich mit den Tataren und Kirgisen. Ueber diese sind die Ansichten noch getheilt, ja hin und wieder hört man die Behauptung aussprechen, daß diese Stämme noch lebensfähig sind, ja daß sie sogar noch gerettet werden können.

Wer die Verhältnisse, wie sie sich im fernen Asien gestalten, ruhig betrachtet und besonders die Folgen erwägt, welche die endliche Unterwerfung Centralasiens auf die Tataren und Kirgisen ausüben mußte, der wird nicht zweifeln, daß auch diese Stämme ihrem Untergange entgegengehen. Wie ein Baum abstirbt, der von seinen Wurzeln getrennt worden, so auch werden diese beiden Völkerstämme verdorren, die das russische Element von allen Seiten einschließt und von der Mutterwurzel, von der Mongolei und Turkestan, vollkommen abschließt, ja letzteres selbst schon zersetzt.

Wir wollen nun auch noch die ostsibirischen Pseudo-Urvölker kennen lernen, uns ihr Leben und Treiben beschauen und sehen, ob wir diesen einen besseren Zukunftshoroskop stellen können als ihren westsibirischen Brüdern. Wir beginnen mit den Karagassen des kleinen Altaigebirges, welche sozusagen die Grenznachbarn der vorhin beschriebenen Tataren sind.

Als Jermak vor fast dreihundert Jahren nach Sibirien kam und dieses für den Moskauer Zaren Iwan den Grausamen eroberte, fand er, wie der Chronist Sibiriens, Müller, mittheilt, eine große Anzahl kleiner Völkerstämme unter angestammten Herrschern.

Alle diese Völkerschaften waren finnisch-tatarischen Ursprungs und sind gewiß ebenso, wie die in Ostsibirien hausenden Mongolenstämme, Trümmer der großen, von Dschengis-Khan geschaffenen Mongolenhorde, welche lange Zeit hindurch Europa bedroht und Rußland beherrscht hat. Viele dieser Völkerstämme sind gänzlich von der Erde verschwunden, man erinnert sich in den einst von ihnen bewohnten Gegenden nicht mehr ihres Namens; andere schwinden dahin, als ob sie an der Lungenschwindsucht erkrankt wären.

Zu diesen dahinsiechenden, schwindenden Volksstämmen Ostsibiriens gehört der Stamm der Karagassen.

In den Urwäldern des kleinen Altaigebirges, besonders aber in dessen nördlichen Abhängen, wo an dem Flüßchen Uda die Syenitformation hervorragend, wie nirgends in Europa, vertreten ist, haust ein halbwildes Jägervölkchen, die Karagassen, deren Physiognomie ihre sehr nahe Verwandtschaft mit den in den Steppen Ostsibiriens wohnenden Buriaten verräth.

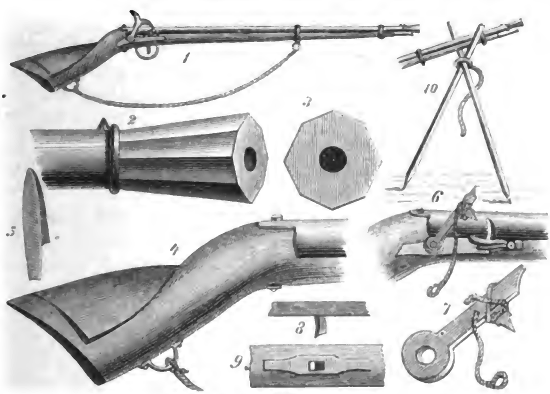
Wie diese, und wie überhaupt alle Mongolen, sind auch die Karagassen untersetzter Statur, breitschulterig und sehr sehnig. Ein verhältnißmäßig kurzer Hals verbindet den runden, relativ großen Kopf mit dem Körper, und dieser Kopf ist charakteristisch bei der ganzen mongolischen Rasse. Fast rund, hat er beinahe gar keine bedeutend hervorstehenden Points, denn selbst die Nasenspitze ragt nicht über das Niveau der Stirnfläche hervor.

Das schräg aufgeschlitzte Auge, das eckig aussehende Gesicht, die kleine, etwas geplättete Nase, der gelbe Teint und das rabenschwarze, dichte und dabei starre Haar unterscheiden den mongolischen Volksstamm von jedem andern. Wenn wir zu diesem Bilde noch hinzufügen, daß die große Ohrmuschel weit vom Kopfe absteht, die Kauwerkzeuge bedeutend entwickelt sind und der Mund von ungewöhnlicher Größe ist, so werden sich meine Leser gewiß selbst sagen, daß ein Mongole, also auch ein Karagasse, durchaus nicht schön zu nennen ist, obgleich er seinerseits findet, daß wir Europäer recht

häßlich ſind, während er ſich als ein Ideal von Schönheit betrachtet. Auch hier hält ſich Jeder für den Schönſten.

Die Frauen unterſcheiden ſich äußerlich durch nichts von den Männern; man begegnet ſehr ſelten einem Frauenzimmer, deſſen Geſichtszüge echt weiblich ſind, das zartere Weſen auf den erſten Blick verrathen. Wie ſich die Geſchlechter von einander durch äußere körperliche Merkmale nicht markiren, ebenſo unterſcheiden ſie ſich auch nicht in ihrer Kleidung.

Männer und Frauen kleiden ſich in einen langen Kaftan von gröberem oder feinerem Tuch, tragen weite Pluderhoſen, einen kleinen runden Filzhut und ſtecken ihre Füße in „Unty", d. i. Stiefel aus Elenn- oder Rindsfell, dem die Haare gelaſſen ſind, und dieſe Haare ſind bei den Untys nach außen gekehrt, wodurch der Fuß gegen das Eindringen der Näſſe geſchützt iſt. Genäht ſind ſie mit Zwirn und Därmen.



Die Büchſe eines Karagaſſen. Originalzeichnung des Kapitäns Bertram in Etappe Uk.

1 zuſammengeſetzte Büchſe; 2 Ende des Laufes; 3 daſſelbe von vorn geſehen; 4 Kolben; 5 Kolbenſohle; 6 Schloß; 7 hölzerner Hahn deſſelben; der Feuerſtein mittels Schnur befeſtigt; 8 Drücker; 9 die Stelle des Drückers von unten; 10 Büchſe zum Schuſſe.

Der Kaftan wird durch einen breiten Ledergürtel zuſammengehalten, an dem Tabaksbeutel, Stahl und Feuerſtein nebſt dem chineſiſchen „Kalian", der kleinen meſſingenen Tabakspfeife, befeſtigt ſind. Beide Geſchlechter tragen eine ungeheuere Flechte aus eigenen Haaren, um die ſie wol manche europäiſche Schöne beneiden würde. Flechten bis an die Knöchel gehören nicht zu den Seltenheiten. An dieſen Flechten und an den Oberkleidern ſind gewöhnlich ſilberne Münzen befeſtigt, deren Größe und Zahl ſo ziemlich die Vermögensverhältniſſe der Familie andeuten. Denn während der Reiche 20 bis 30 Silberrubel, manchmal ſogar Imperiale (alſo Goldmünzen) an ſeinen Zopf hängt und an ſeinen Kaftan näht, begnügt ſich der Arme mit einigen

Fünfkopekenstücken zweifelhaften Silbergehaltes, welche an einem Riemchen neben dem Zopfe hängen und gleichzeitig als Zierde und Amulette dienen.

Der Karagasse lebt familienweise in Zelten, welche unter den ungeheuern sibirischen Lärchen (Larix sibirica), sibirischen Fichten (Pinus sibirica), der Zirbel (Pinus cembra), gewöhnlich sibirische Ceder genannt, und unter der gewöhnlichen Kiefer (Pinus sylvestris) aufgeschlagen werden, dachartig erbaut, mit dickem Filz aus Rindshaaren bedeckt sind und selbst im Winter nicht geheizt werden. Das Feuer, bei dem die Familie ihre Mahlzeiten bereitet und sich wärmt, wird außerhalb, nahe am Eingange, angezündet.

Die einzige Beschäftigung der Karagassen bildet die Jagd. In den Urwäldern des Altai, in den ungeheuren „Taigen“, lebt noch eine solche Masse von Wild, daß selbst weit zahlreichere Stämme, als der der Karagassen, sie lange nicht bewältigen würden. In diesen Waldungen haust noch als unbeschränkter Gebieter Meister Petz, der Bär, und zwar der große braune, neben dem sich jedoch sehr häufig sein kleinerer Verwandter, der schwarze Bär, umhertreibt. Wolf, Zobel, Fuchs und Luchs gehören ebenfalls nicht zu den Seltenheiten und müssen die Bewohner der Wildniß gegen sie sehr auf ihrer Hut sein. Auf den Bäumen bewegt sich das flinke Eichhörnchen, welches sich hier, wie überhaupt in ganz Sibirien, hauptsächlich von dem Samen der Zirbelkiefer, gewöhnlich „Cedernüsse“ genannt, ernährt. Neben dem auch bei uns gewöhnlichen rothen Fuchs lebt sein schwarzer und sein silbergrauer Verwandter, welche, wie jener, ihren Balg dem Karagassen liefern müssen.

Fleisch zum Genusse und Felle zum Lager und zur Bekleidung liefern die wilden Wiederkäuer, das Elenthier, der Hirsch und das Reh, welche in großen Herden die ungeheure Einöde durchziehen und das fast mannshohe Gras abweiden, sich auf den Salzlecken herumtummeln und dann Bäche suchen, um ihren Durst zu stillen, bei welcher Gelegenheit sie gewöhnlich von Bären oder Wölfen gepackt oder vom Karagassen niedergeschossen werden.

Wer Auer- und Birkhühner in Massen sehen will, muß in die Urwälder Sibiriens gehen. Die geringe Anzahl seiner Bewohner im Allgemeinen und im Besondern der Karagassen in den Urwäldern des kleinen Altai wird noch lange Zeit hindurch sich an dem delikaten Fleische dieser Vögel wie auch der unzählbaren Schnepfen und Enten, welche auf den Moräſten und Gewässern des Landes leben, laben können, trotzdem nicht allein der Mensch, sondern auch der sibirische Adler auf sie ununterbrochen Jagd macht.

Der Karagasse ist ein ausgezeichneter Schütze. Ich habe im Jahre 1869 mit der Frau eines russischen Offiziers zweitausend Eichhörnchenbälge untersucht, um einige Hundert aus ihnen zu einem Damenpelze auszuwählen, und unter diesen zweitausend Bälgen fand sich nicht ein einziger, der wo anders als an der Nasenspitze verletzt gewesen wäre. Diese ausgezeichnete Fertigkeit im Schießen ist um so bewundernswürdiger, als die Büchse des Karagassen unendlich primitiv ist, wie sich der Leser aus den beigefügten Abbildungen überzeugen kann, welche die Büchse und ihre Theile darstellen.

1 die zusammengesetzte Büchse; die Stelle des Riemens vertritt eine einfache Schnur. 2 das Ende des Laufes; halbe Größe. 3 dasselbe von

vorn gesehen. 4. die Kolbe. 5. die Kolbensohle. 6. das Schloß. 7. der hölzerne Hahn desselben; der Feuerstein ist mittels einer Schnur daran befestigt, welche zugleich zum Spannen dient. 8. der Drücker. 9. die Stelle des Schaftes, in welcher der Drücker angebracht ist, von unten gesehen. 10. die Büchse zum Schusse, auf einer aus zwei zusammengebundenen Stäben bestehenden Stütze aufgelegt, welche der Russe „Sostki" nennt.

Die Kolbe dieses Jagdgewehres ist sehr schmal und dünn und kann durchaus, selbst im Nothfalle, nicht zur Vertheidigung dienen. Die Büchse ist sehr schwer und kostet im Handel gegen fünf Rubel, und mit dieser Büchse, einem etwa einen Fuß langen Messer und einem Beile bewaffnet, geht der Karagasse auf die Bären- und Wolfsjagd. Aus freier Hand schießt er jedoch nie und er soll auch nie einen Schuß umsonst thun.

Das einzige Hausthier des Karagassen ist das Renthier; es ist für ihn Kuh und Pferd zugleich, und die Anzahl dieser nützlichen Thiere bestimmt, wie bei allen Halbwilden, das Vermögen der Familie.

Der Ackerbau und die Viehzucht in unserer Bedeutung des Wortes sind dem Karagassen unbekannt. Im Sommer bietet ihm die Natur eine Menge der schmackhaftesten Beeren, von denen ich nur die Klukwa oder Moosbeere (Vaccinium oxycoccus), die Rauschbeere (Empetrum nigrum), die Brombeere (Rubus plicatus), die Preiselbeere (Vaccinium Vitis idaea) und die Rybyna (Pyrus sorbifolia) anführe. Im Winter begnügt er sich mit dem, was die Jagd bietet, und dem für Bälge von den Russen in Nischni-Udynsk eingetauschten Mehl, sowie auch mit in Form von Dachziegeln gepreßtem Thee.

Zu der oben beschriebenen Kleidung des Karagassen gehört noch die „Dacha", d. h. ein ungeheuerer Pelz aus Renthier-, Hirsch- oder Rehfellen, die Haare nach außen. Ich muß gestehen, daß ein solcher Pelz über sonst nicht schlechten Kleidern sehr warm hält und dabei leicht ist. Das Haar schützt ihn gegen Nässe, welche ihn schnell verderben würde. Die Dacha dient als Kleidungsstück und Bettdecke und erfüllt ganz gut ihren Dienst.

Aus der bisherigen Schilderung wird sich der Leser überzeugt haben, daß das Leben der Karagassen, eines der friedlichsten Volksstämme der Erde, ein sehr ruhiges sei und daß seine Ansprüche an dasselbe sehr bescheiden sind. In der freien Natur aufgewachsen, kauft er sich für einen seinen Vermögensverhältnissen entsprechenden „Kalym", welcher in Renthieren oder Bälgen besteht, eine Frau, schlägt neben dem Zelte seines Vaters sein eigenes auf und gründet eine neue, höchst anspruchslose Familie.

Gewiß würden die Karagassen in diesen urwüchsigen Verhältnissen noch heute ein relativ glückliches Leben führen, ohne sich um ihre Vergangenheit oder Zukunft viel zu kümmern, wenn Rußland nicht Sibirien erobert und seine Bewohner tributpflichtig gemacht hätte. Wofür aber diese armen Menschen eigentlich Tribut, „Jassak", an Rußland zahlen, welche Wohlthaten ihnen dafür von der Regierung zu Theil werden, das begreift der Karagasse nicht und der Europäer noch viel weniger.

Dieser Tribut wird alle Jahre an einem bestimmten Tage und an einem bestimmten, nicht weit von Nischni-Udynsk gelegenen Sammelplatze an den

Isprawnik (Kreisvorsteher) von Nischni-Udynsk abgeliefert und besteht ausschließlich in Bälgen. Jedes Familienhaupt hat eine bestimmte Anzahl Zobel-, schwarzer und brauner Bären-, schwarzer und rother Fuchsfelle und dergleichen abzuliefern. Wenn dieser Tribut schon an sich eine Ungerechtigkeit ist, da die russische Regierung für den Volksstamm der Karagassen bis jetzt buchstäblich nichts gethan hat, so ist die Art und Weise der Beitreibung wirklich empörend.

Der Isprawnik kommt, von 20 bis 30 Kosaken begleitet, an den zur Uebergabe respektive Abnahme des Jassak bestimmten Ort, wo ihn die Karagassen schon in ihren Zelten erwarten. Vor allen Dingen beginnt nun ein Handel mit dem Häuptlinge der Karagassen. Der Isprawnik bestimmt, wie viele der verschiedenen Bälge ihm dafür gegeben werden sollen und gegeben werden müssen, daß er die für die Regierung als Tribut zu liefernden als gut annehme, und es ist wol selbstverständlich, daß der russische Beamte für sich die besten Stücke auswählt. Nachdem diese Amtshandlung verrichtet ist, welche häufig eine ganze Woche in Anspruch nimmt, beginnt der zweite Handel mit den armen, halbwilden Schützlingen der russischen Regierung. Das Gesetz verbietet nämlich, daß zu den Karagassen Branntwein gebracht werde. Die russischen Kaufleute in Nischni-Udynsk scheinen jedoch den Genuß dieses Getränkes als den Anfang der Civilisation der Karagassen zu betrachten und verhandeln schon zu Hause mit dem Isprawnik über den Preis, den sie ihm für die Erlaubniß zur Einfuhr von Branntwein bei den Karagassen zu zahlen haben. An Ort und Stelle angekommen, wird nun seitens des Isprawnik nach Abnahme des Jassak von Neuem mit den Tributpflichtigen über die Erlaubniß, Branntwein einzutauschen, verhandelt und der Preis in guten Bälgen in Empfang genommen, wonach sich der Isprawnik in sein Zelt zurückzieht, um den ungesetzlichen Handel nicht zu sehen. Wenn die armen, halbwilden Karagassen schon betrunken sind, kramen die Kaufleute ihre mitgebrachten Herrlichkeiten aus. Die erste Stelle unter diesen nehmen Mehl und Pulver ein, mit welchen sich jeder Karagasse für das ganze Jahr versorgt. Weiter werden nun Thee, schlechte, vom gewöhnlichen Schmiede gefertigte Messer, Beile, Büchsen, einige gläserne Putzsachen, Theekessel und Tassen für gute Bälge eingetauscht, und wenn der Karagasse nichts mehr zu bieten hat, das die Begierde seiner russischen Civilisatoren reizen könnte, so ist auch die „Einziehung des Jassak" beendet. Die Russen kehren nach Nischni-Udynsk oder dem nahen Slobodzkoje sjelo, die Karagassen in ihre finstern Urwälder zurück, um ihre daheim gebliebenen Frauen durch einige mitgebrachte Herrlichkeiten, vielleicht gar durch einen Schluck Branntwein, zu erfreuen und zu ergötzen.

Vor 25 bis 30 Jahren zählte der ganze Karagassenstamm noch 8000 männliche Seelen; er ist jetzt auf einige Hundert zusammengeschrumpft, und die Schuld hiervon trifft einzig und allein den eingedrungenen russischen Kolonen.

Wir haben oben gesehen, daß das Renthier den Hauptreichthum des Karagassen bildet. Vor 20 bis 30 Jahren war eine Herde von 800 Stück gar nichts Seltenes, ja der Häuptling soll ihrer gegen 1000 besessen haben. Die häufigen, von den russischen Kolonen verursachten Waldbrände im Vereine mit der aus der Kirgisensteppe eingeschleppten Rinderpest haben indeß auch die

Renthierherden dezimirt, und eine Folge hiervon ist die fast unglaubliche Verringerung des Volksstammes der Karagassen.

Man rühmt von diesem Volksstamme seine Friedfertigkeit und Ehrlichkeit, welche er sich, trotzdem er sich zu keiner offenbarten Religion bekennt und einfach die Sonne als die Spenderin von Licht und Wärme, als die Schöpferin des Grases und Renthiermooses anbetet, bewahrt hat. Durch das von ihm bewohnte Gebiet führt der sogenannte „Bradjagenweg", d. h. der fast unkennbare Fußsteig, den die aus den sibirischen Strafanstalten entflohenen Verbrecher wandeln, um nach Europa zu entkommen, was jedoch wenigen gelingt. Der Karagasse nimmt die Flüchtlinge gastfreundlich auf, führt sie durch die Schluchten und Moräste des Gebirges um Nischni-Udynsk herum und geleitet sie häufig bis westlich von Krasnojarsk auf die Heerstraße, um sie dann ihrem ferneren Schicksale zu überlassen. Es ist nie vorgekommen, daß ein Karagasse einen Bradjagen (Vagabonden) verrathen, an die russische Behörde ausgeliefert oder nicht das letzte Stückchen Brot mit ihm getheilt hätte.

Eine Geschichte hat der Karagasse nicht; selbst die Tradition schweigt bei ihm. Er hält sich zwar für den Autochthonen der Gegend, welche er heute bewohnt, jedoch stimmt dieses mit dem, was stumme historische Zeugen beweisen, nicht überein, und diese stummen Zeugen werden „Tschuder Grabhügel" genannt, welche man so häufig auf der Linie vom Ural bis hinter den Baikalsee antrifft. Außer diesen findet man aber auch auf dem Rücken des Kleinen Altai aus Stein gehauene Monumente, welche, da sie auch bis jetzt nicht entzifferte Inschriften tragen, darauf hinweisen, daß hier einst ein Volk hauste, das sich auf eine relativ hohe Kulturstufe emporgeschwungen hatte, und von dem die Karagassen, wie der Augenschein lehrt, nicht abstammen.

Die Tage der Karagassen sind gezählt; sie werden untergehen, weil sie von ihrem Urstamme getrennt und von einer höheren, wenn auch noch wenig civilisirten Rasse umringt sind, welche ihnen das Schlechteste, was die europäische Civilisation erzeugt hat, die Immoralität, bringt. Der Karagasse ist melancholisch, sein Weib fast unfruchtbar geworden, denn beide trauern, beide beklagen sich, nicht ob der untergegangenen Herrlichkeit ihres Stammes, ob der verschwundenen Herrschaft, sondern — über die sich verringernde Anzahl von Renthieren, deren Abgang sie durch nichts zu ersetzen verstehen. Noch wenige Jahrzehnte und der russische Isprawnik von Nischni-Udynsk wird von den Karagassen nicht mehr den Tribut einziehen und sich selbst und die ihm stammverwandten Kaufleute der Kreisstadt und des Dorfes Slobodskoje sjelo bereichern können. Nicht mehr lange wird es dauern, und die Weiber der Karagassen werden aufgehört haben, Bälge zu gerben und aus ihnen Untys und Dachen für ihre Männer zu bereiten, deren Hauptaufgabe es jetzt ist, das theuerste Pelzwerk für die russischen Herrscher und einen ihrer niedrigsten Beamten, ohne irgend ein Aequivalent, zu beschaffen.

Der bedeutendste, weil zahlreichste nichtrussische Stamm, welcher überhaupt Nordasien bewohnt, ist der der Burjaten, den die Russen verkürzt „Bratskije" nennen. Dieses dürfte auch ein etwas weitläufigeres Befassen mit den Burjaten rechtfertigen.

Ich muß jedoch gleich hier bemerken, daß ich nur über die Burjaten, welche westlich des Baikalsee's hausen, aus eigener Anschauung sprechen kann, mit denen ich längere Zeit in näherer Berührung war, die ich in ihren Jurten und Steppen zu belauschen Gelegenheit hatte; über ihre Stammgenossen östlich des Baikalsee's werde ich nach Gustav Radde's „Reisen im Süden von Ostsibirien", wie sie Dr. Richard Andree in seinem Werkchen „Das Amur-Gebiet und seine Bedeutung" mittheilt, das Interessanteste erzählen.

Die Burjaten hausen im Kreise Balagansk, wo sie die sogenannte Bratsker Gemeinde (Bratskaja wolostj) bilden; in und um Archirejsk, südwestlich von Irkutsk, an die Gemeinde Badai grenzend; östlich von Irkutsk, in der sogenannten Burjatensteppe, wohin sie jedoch nur im Frühlinge aus dem Kreise Balagansk kommen und bis im Herbste mit ihren Herden verbleiben, und endlich jenseit des Baikalsee's, im Nertschinsker Lande, in der großen Burjatensteppe. Einige, jedoch nur sehr wenige, haben sich nun auch schon Häuser in der Steppe erbaut und verbleiben in ihr das ganze Jahr hindurch.



Burjate.

Dieser Stamm ist kein Urstamm Sibiriens; er kam aus der Mongolei hierher, und die Tradition hierüber hat sich bis jetzt erhalten, obgleich kein Burjate zu sagen vermag, mit wem und wann seine Vorfahren hierher gekommen sind, welches Volk vor ihm in Sibirien lebte und wo es geblieben ist. Der Burjat hat keine Geschichte.

Der Burjat ist Mongole, dessen Typus die stark hervorstehenden Backenknochen, die stark entwickelten Kauwerkzeuge, die niedrige, schmale Stirn, das in S-Form (∽) geschlitzte Auge, die kleine Nase, deren Spitze nie über dem Niveau der Stirn hervorragt, der gelbbraune Teint der Haut, das rabenschwarze, dichte, lange Haar bilden. Je weiter der Mongole nach Osten wohnt, desto markirter tritt das Typische des Stammes hervor, und wenn bei dem westlichen Karagassen und mehr noch bei dem uigurischen Tataren jene typischen Merkmale nicht so in die Augen fallen, daß sie das ungeübte Auge schon auf den ersten Blick als solche erkennen könnte, so hat man beim Burjaten nicht mehr die geringste Mühe, die Rassenunterschiede zwischen Mongolen und Ariern zu entdecken, und diese Rassenunterschiede treten weiter östlich und nordöstlich beim Tungusen und mehr noch beim Jakuten bis zur Karikatur deutlich hervor. Wer von Darwin's genialer Theorie nichts gehört hat, muß, wenn er einen Jakuten erblickt, unwillkürlich ausrufen: „Sein Urahn ist die englische Dogge!"

Im Juli 1866 machte ich die Reise durch die etwa 11 Meilen östlich von Irkutsk gelegene Burjatensteppe, welche sich hinter Oajotzk bis an die Lena erstreckt. Ihr Anblick macht auf den Reisenden, wenigstens im ersten Momente, einen bedeutenden Eindruck, ähnlich dem, den man empfindet, wenn man das erste Mal das weite, grenzenlose Meer erblickt. Nach und nach stumpft sich jedoch

das Gefühl etwas ab; man findet die weite Ebene monoton und sehnt sich, sie sobald wie möglich hinter sich zu haben.

Es bedarf gar nicht des Scharfblickes des gelehrten Geologen, um sich zu sagen, daß diese Steppe das verlassene, ausgetrocknete Bett eines riesigen Stromes sei, welches durch irgend eine Kataklysme, wahrscheinlich durch den Einsturz des Kraters, den heute die Gewässer des Baikalsee's füllen, emporgehoben worden ist. In weiter Entfernung von einander sieht man, parallel von West nach Ost laufend, zwei nicht sehr hohe Gebirgsketten, welche, wo der Fels von Verwitterungsprodukten entblößt ist, sich deutlich als der Buntsandsteinformation angehörig darstellen. Dieses Flußbett endet an der Lena, an deren rechtem Ufer, hinter dem Dorfe Katschuga, sich eine nicht sehr hohe Gebirgskette erhebt. Nicht weit von Katschuga, östlich von der bezeichneten Gebirgskette, soll, wie Maack in seiner Beschreibung Sibiriens und des Amurlandes behauptet, das Flußbett wieder beginnen und sich ohne Unterbrechung bis an den Stillen Ozean erstrecken.

Heute fließt in diesem riesigen Strombette das Flüßchen Mansurka, das auf der Wasserscheide der Angara und Lena entspringt, während seines Laufes hin und wieder einige pfützenähnliche Seen bildet und im heißen Sommer, wie der des Jahres 1866, kaum hinreichendes Wasser hat, um Vieh und Menschen zu versorgen.



Burjatin.

Wer sich indeß von der Burjatensteppe den Begriff machen wollte, den man gewöhnlich in den Schulen von einer Steppe beibringt, wer sie sich als eine „baum- und wasserlose Wüste, in welcher das Gras die Höhe eines erwachsenen Mannes erreicht", denken wollte, würde sich ein sehr falsches Bild von ihr machen, das nicht einmal für die Kirgisensteppe westlich und südwestlich von Omsk oder für die Barabinsker Steppe bei Kaïnsk passen würde.

In der Burjatensteppe sieht man sehr häufig Baumgruppen und erkennt sehr leicht selbst aus der Ferne die Birke, in deren Schatten unsere Johannisbeeren, Brombeeren und Erdbeeren wuchern und zur Reife gelangen. Sie sind die einzigen Gegenstände, welche dem Europäer in dieser fernen Gegend die Heimat in Erinnerung bringen und die Sehnsucht nach derselben noch vermehren.

Diese Steppe wurde den Burjaten, als sie sich Rußland unterwarfen, als „ewiger, alleiniger Besitz" zugesichert, in welchen sie sich nie mit den Russen zu theilen haben sollten. Wann hat jedoch der Starke dem Schwachen, wann hat ein Gewaltherrscher einem unterjochten, tributpflichtigen Volke die ihm zugestandenen Bedingungen gehalten?

Infolge der Mißachtung der mit den Burjaten abgeschlossenen Verträge sind nun schon einige russische Dörfer in der Steppe entstanden, in der man wahrscheinlich früher nur die Aule (Ullus) der Burjaten mit ihren polygonen, aus Rundholz aufgeführten Jurten sah. Diese Jurten, deren Umfangswände

über 3 Meter hoch sein mögen, haben ein spitz zulaufendes Dach, in dessen Mitte eine Oeffnung ist, aus welcher der Rauch entweicht. Selten sind in diesen Jurten Fenster, deren Scheiben dann aus Glimmerschiefer gefertigt sind. Beim Reichen sind diese Scheiben von bedeutender Größe, beim Armen sind sie aus Stückchen von der Größe eines Thalers oder eines Handtellers zusammengenäht. Häufig aber vertritt eine getrocknete und aufgeschlitzte Blase Glas und Glimmerschiefer, und eine Folge hiervon ist Lichtmangel in der Jurte.

Die Form dieser Jurten erinnert stark an die Jurten anderer Nomadenstämme; sie ist — wenn ich so sagen darf, — nur eine Uebersetzung aus Filz in Holz, aus einem leicht beweglichen Materiale in ein fast unbewegbares, der Uebergang vom vagirenden Leben zu festen Wohnsitzen. Vor jeder Jurte erhebt sich eine lange, dünne Stange, an deren Spitze das Fell eines Pferdes oder einer Ziege befestigt ist: ein dem rohen Volksgotte wohlgefälliges Opfer, dem der Burjate seine Verehrung erweist.

Wißbegierde und die Nothwendigkeit, Lebensmittel zu kaufen, veranlaßten mich und meine Reisegefährten häufig, in die Jurten der Burjaten einzutreten und mich in ihnen umzuschauen.

Ich fand bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich Männer und Frauen um den Herd versammelt, den eine in der Mitte des Wohnhauses gemachte Grube bildet. Ueber ihr ist ein ungeheuerer Kessel aufgehängt. Männer und Weiber sitzen auf Teppichen um diesen Herd, die Beine auf orientalische Manier untergeschlagen, ihren „Kalian" schmauchend, infolge dessen, da sie einen von Natur sehr schlechten Tabak rauchen und diesen noch aus ökonomischen Rücksichten durch eine Beimischung von Fichtenrinde u. a. verschlechtern, in der Jurte ein unerträglicher Gestank herrscht. Die Frauen sind gewöhnlich mit dem Drehen von Darmfäden beschäftigt, mit denen die Unty (die Fußbekleidung) und Pelze genäht sind. Hin und wieder erhebt sich eine oder die andere, oder auch einer der anwesenden Männer, um das im Kessel befindliche Gebräue, das Burdjuk, zu mischen. Ich wünsche keinem Menschen die Nothwendigkeit, diesen Burdjuk zu genießen; man braucht durchaus nicht Feinschmecker zu sein, um ihn sowol dem Geruche als dem Geschmacke nach unerträglich zu finden. Ich habe den Burdjuk nur einmal probirt — und dankte für immer. Auch meine Reisegefährten schwuren hoch und heilig, daß sie sich nie wieder an Burdjuk wagen wollen. Doch ließ ich mir die Fabrikation des Burdjuk erklären und will, da ich kein Patent auf die Einführung dieses Nahrungsmittels nachzusuchen gedenke, das burjatische Geheimniß seiner Anfertigung veröffentlichen.

In den über dem Feuerloche hängenden, nie einer Reinigung unterzogenen Kessel wird Milch gegossen, nachdem sie halb sauer und entrahmt worden ist. Dieser Milch wird nun unter beständigem Umrühren grobes Roggenmehl zugesetzt, und nachdem das Ganze einen gehörigen, nur den Burjaten bekannten Grad von Gähre erlangt hat, wird es in Gefäße aus Birkenrinde, sogenannte Tujasse oder Buräki gefüllt, welche kaum ausgespült werden, nachdem man sie ihres früheren Inhaltes entleert hat. Da das Mehl infolge einer bedeutenden Masse von Wermuth, der mit dem Roggen gleichzeitig aufgewachsen und geerntet und später mit dem Korne gemahlen wurde, bitter ist, so kann man sich

leicht einen Begriff vom Geschmacke des ganzen Gebräues machen, zu dem man sich nur noch den brenzlichen und Rauchgeschmack sowie auch den einer fauligen Gährung entstammenden Geruch hinzu zu denken hat.

Wir bekamen für wenige Kopeken einen gegen 2 Quart fassenden Tujas voll Burdjuk und hatten, als wir ihn mit aller Vorsicht probirt hatten, nichts Eiligeres zu thun, als ihn auszugießen und unsere Gefäße aufs sorgfältigste auszuspülen. Trotzdem spürte man den Burdjuk noch einige Tage.

Die armen Burjaten, denen wir in den Dorfgefängnissen zur Bewachung übergeben waren, sahen voll Erstaunen auf das, was wir thaten; sie konnten sichtlich nicht begreifen, woher es kommt, daß wir ihr Nationalgericht — das ja zugleich Nationaltrank ist, — so schnöde verachteten, und warfen sich auf den auf die Erde gegossenen Burdjuk mit der ganzen Gier hungriger Hunde, um jedes Atom aufzuheben und zu verschlucken. Die Scene war ekelhaft und würde für Jeden, der nicht längere Zeit in russischen Gefängnissen gelebt hat, die Wirkung eines Brechmittels gehabt haben.

Wie wir es mit dem Burdjuk gemacht, so machten wir es auch mit dem bei den Burjaten gekauften Brote; es war für unseren, wenn auch schon an schlechtes Brot gewöhnten Gaumen ungenießbar und wir hatten von Glück zu sagen, daß wir einiges getrocknete Brot aus Irkutsk mitgenommen hatten und hin und wieder für theueres Geld bei den in der Steppe angesiedelten Russen genießbares Brot kaufen konnten. Unsere Hüter dagegen verzehrten das ihnen überlassene, von den Burjaten gekaufte Brot mit dem größten Appetite, und ich glaube, daß eine Zunge von Sohlenleder, ohne alle Nerven, mit zur mongolischen Rasseneigenschaft gehören muß; anders kann ich mir nicht erklären, wie es möglich sei, solche Speisen und Getränke zu genießen.

Ungemein abstechend von dem wenig verfeinerten Geschmacke des Burjaten in Bezug auf Speisen ist seine echt orientalische Prunksucht. Ich habe in einigen Jurten die Wände mit sehr werthvollen persischen Teppichen behängt, ja sogar solche auf der bloßen Erde ausgebreitet und die Einwohner auf denselben sitzend gefunden, was sehr stark gegen das übrige Hausgeräth abstach, das aus einigen ganz rohen Tischen aus Fichtenholz und ganz gewöhnlichen, grell gefärbten Koffern bestand. Freilich findet man solche Ausstattung nur in den Jurten der Begüterten, welche Tausende von Pferden in einem Tabun, ebenso ungeheuere Herden von Rindvieh, Schafen und Ziegen haben, und neben welchen arme Teufel leben, die kaum so viele Kleidungsstücke besitzen, daß sie nicht ganz paradiesisch aussehen. Ich habe viele Burjaten kennen gelernt, deren ganze Sommerbekleidung in einer einfachen blauen Bluse aus Baumwollenstoff, welche zugleich als Hemd diente, und eben solchen, sehr weiten Beinkleidern bestand. Diese Armen dienen bei ihren reichen Stammgenossen und erhalten nicht viel mehr als nöthig ist, um das nackte Leben zu fristen. Sie dienen den Reichen als Hirten und Knechte und bieten ein schauerliches Bild des Elendes und der geistigen Verkommenheit dar. Ihr Anblick ist ekelerregend.

Während der reiche Burjat neben seinem Haarzopfe einen Riemen hängen hat, der mit ganzen Rubelstücken und mittleren Silbermünzen belegt ist, und die Weiber der Reichen außer diesem geldbelegten Riemen noch Kleidungsstücke mit größeren

und kleineren Silberstücken, ja oft sogar mit Goldplatten von der Größe eines Thalers tragen, hängt neben dem Zopfe des Armen ein schmaler Riemen, an dem ein silbernes Fünfkopekenstückchen, selten aber zwei oder gar drei befestigt sind. Diese Ausstattung wird nicht blos als Schmuck getragen, sie ist zugleich Talisman, welcher gegen bösen Zauber schützt, und ich machte einige Male die Bemerkung, daß der Burjat es nicht gern sieht, wenn ungeweihte Hände diesen Talisman berühren. Ich und meine Reisegefährten hatten einige kleine Silbermünzen bei uns, — mittlere und größere sind überhaupt in Sibirien seltene Dinge, wogegen große Kupferstücke und falsches wie gutes Papiergeld in buntem Gemische als Werthzeichen benutzt werden, — bei deren Anblicke den Burjaten die Augen funkelten. Man sah es ihnen an, daß sie für einen solchen Schatz bereit sind Alles zu opfern, was sie besitzen. Besonders gierig greifen junge Frauen und Mädchen nach diesen köstlichsten aller Schmucksachen; sie versagen dem glücklichen Besitzer nichts, wenn er nur bereit ist, sich dieser herrlichen Sachen für das ihm Gebotene zu entäußern.

Der Hauptreichthum der Burjaten besteht in Pferden, Rindvieh, Schafen und Ziegen. Ich habe Herden von Pferden gesehen, welche nach Angabe unserer Führer und Wächter aus mehr als zehntausend Stück bestanden. Wenn Frost eintritt, werden die ältesten Thiere eingefangen und geschlachtet. Die Felle werden nach Irkutsk gefahren, das Fleisch läßt man einfrieren und verzehrt es während des Winters, da der Burjat, wie alle Asiaten, Pferdefleisch genießt. Ebenso bestehen die Herden anderer Hausthiere aus einer sehr großen Anzahl von Individuen und werden auch ihrer immer sehr viele Mitte Oktober geschlachtet und dem Froste ausgesetzt. Die Rindsfelle werden ebenfalls nach Irkutsk gesendet, die Ziegen- und Schaffelle dagegen werden gewöhnlich von den Burjaten selbst zu Pelzen verarbeitet. Aus den ersteren werden vorzüglich Pelze (sogenannte Dachy) gemacht, welche mit den Haaren nach auswärts getragen werden, aus den letzteren dagegen gewöhnliche Pelze. Das Fleisch der geschlachteten Rinder wird theils nach Irkutsk, theils auch in die Goldwäschereien nördlich der Burjatensteppe, bis nach Olekminsk und Jakutsk hin, gesendet. Das Hammelfleisch wird in Irkutsk sehr gern gekauft; man liebt es wegen der Fettdrüse „Kurdjuk“ an der Schwanzwurzel, welche bei den in der Burjatensteppe gehaltenen Schafen gewöhnlich mit zwei bis drei Pfund Fett belegt ist, das einen feinen, dem Gänsefette sehr ähnlichen Geschmack hat.

Das burjatische Pferd ist unscheinbar, schlecht gebaut, mit langem Halse, schwerem Kopfe, schmaler Brust und schmalem Hintertheile, häufig kuhhessig und erreicht selten eine für uns mittlere Größe. Für den Europäer, besonders für den Landwirth, hätte es gar keinen oder doch nur einen sehr untergeordneten Werth. Für den Burjaten muß es jedoch einen bedeutenden Werth haben, und ich muß gestehen, daß ich es als leichtes Reitpferd nicht verachten würde. Es gehört zu den schnellsten und ausdauerndsten Rassen, welche ich kennen gelernt habe, und kann in dieser Beziehung mit der Rasse der Kabarda (der vorzüglichsten im Lande der Tscherkessen) konkurriren. Trotz seiner Dürre, welche erlaubt, alle Rippen zu zählen, hat es eine bewundernswürdige Ausdauer und macht Touren von 6—8 Meilen in ununterbrochenem Trabe, ohne gefüttert und

getränkt und ohne sichtlich angestrengt zu werden. Die Sehnen dieses Pferdes sind wie Stahl. Wer es in der Steppe grasen gesehen und bei dieser Gelegenheit fast mit Verachtung betrachtet hat, erkennt es nicht wieder, wenn er den Burjaten auf ihm durch die endlose Wüste dahin fliegen sieht; denn während es im ersten Falle wie ein nur galvanisch belebtes Gerippe aussah, erscheint es im zweiten voll Muth und Feuer, fähig, mit dem Winde um die Wette durch die grüne Steppe dahin zu brausen und ihm vorauszueilen.

Das Rind der Burjatensteppe gehört zu den kleineren Schlägen und scheint nicht mehr reines Steppenvieh zu sein. Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß es, wenn auch ganz absichtslos und ohne die geringste Sachkenntniß, stark mit russischem Vieh gekreuzt worden ist.



Burjaten.

Wie ich schon oben gezeigt habe, wird die Milch zu Burdjuk verarbeitet, während aus der Sahne Butter bereitet wird. Auch hierbei wird echt buriatisch verfahren. Die saure Sahne wird in einen Kessel oder in einen großen Topf gegossen und bei gelindem Feuer erwärmt. Hierdurch wird der fette Butterstoff von dem Käsestoffe und dem in der Sahne enthaltenen Wasser ausgeschieden und schwimmt dann auf der Oberfläche, von wo er abgeschöpft, in Tonnen gegossen und zum Verkaufe aufbewahrt wird. Diese Butter kommt in den Handel. Daß ihr Geschmack nicht fein, daß ihr Geruch häufig recht unangenehm ist, wird sich Jeder leicht denken. Deshalb aber ist auch in Sibirien eine Butterstolle

oder eine Buttersemmel nicht etwas Gewöhnliches; man erhält sie nur in den feinsten Restaurants oder in den Häusern der reichen Kaufleute und hohen Beamten, wo man die Ausgabe für feine, aus süßer Sahne bereitete Butter, welche man in Sibirien Tschuchoner Butter (tschuchonskoje maslo) nennt, nicht zu scheuen braucht. Ein Pfund dieser feinen Tafelbutter kostet gewöhnlich gegen einen halben Rubel und sie wird meistens von angesiedelten Polen oder Esten bereitet. Der Burjat hat keinen Begriff von der Butterbereitung nach unserer Weise, und der in Sibirien angesiedelte Russe macht die Butter ganz so wie der Burjate. Ich bin versucht anzunehmen, daß man in Rußland die mühelose Methode des Butterns von den Mongolen, zur Zeit als dieselben über das russische Volk herrschten, angenommen hat, da sie auch im europäischen Rußland fast ganz allgemein verbreitet ist.

Das Schaf des Burjaten ist kein Wollschaf und gehört der gehörnten Fettschwanzrasse an. Sein Haar ist lang und grob, wenig mit feinen, gekräuselten, wollähnlichen Haaren unterwachsen. Eine einheitliche, reine Hauptfarbe ist nirgends zu finden. Man sieht in buntem Gemische weiß und schwarz gefleckte, schwarze und gelbe, gelbe und weiße Schafe, welche sich sehr wenig von den mit ihnen zusammen lebenden Ziegen (Jemian) unterscheiden und sehr stark an die biblische Geschichte des Farbenwechsels der Schafe Laban's erinnern.

Aus den zweimal im Jahre geschorenen Haaren wird ein grober Filz bereitet, welcher zu Schlittendecken, Thürbeschlägen und dergleichen benutzt wird. Auch dient er statt des Unterbettes, während die Kleider und im Winter die Pelze zugleich die Bettdecken vertreten. Außerdem wird auch aus diesem Schafhaare in der Telminer Fabrik ein sehr grobes, dickfadiges Tuch angefertigt. Aus den Fellen verstehen die Burjaten recht gute Pelze zu machen. Nachdem nämlich die Fleischtheile von der Haut durch Säuern, das mit Hülfe von saurer Milch und grobem Mehl bewirkt wird, entfernt worden, werden die Felle geräuchert und wird hierzu Pferdemist und Birkenrinde verwendet. Infolge dessen erhält die Fleischseite des Felles eine graue Färbung, die manchmal in Gelbgrün übergeht. Ein aus solchen Fellen gemachter Pelz widersteht der Feuchtigkeit, ist ziemlich leicht und nicht theuer; für 5 bis 7 Rubel kann man schon einen recht großen und guten Schafpelz haben, und eine in derselben Weise bereitete Dacha aus Ziegenfellen kostet selten mehr als vier Rubel. Beide vereint reichen vollkommen hin, um selbst während der großen Fröste die Reise durch Sibirien zu machen, besonders wenn man nicht vergißt, seine Füße durch buriatische Stiefel (unty), welche aus Pferdeleder, die Haare nach außen gekehrt, fabrizirt sind, und den Kopf durch eine Pelzmütze zu schützen.

Der Burjat verwendet zum Ziehen sehr häufig Ochsen, welche einen sehr guten Trab haben. Er spannt einen Ochsen vor seinen zweiräderigen Karren (Arba), wozu er ein Kummet und die Duga, den russischen Spannbügel, benutzt. Der Ochse hat einen Ring an der Nase, an welchem die Leine zum Lenken befestigt ist. Das Karrengestelle ruht auf sehr hohen, plumpen Rädern, in denen bis dreißig Speichen sind. Der Fuhrmann setzt sich gewöhnlich auf den breiten Rücken des Ochsen, während der Passagier sich der Länge nach auf der Karre ausstreckt oder es sich sonst nach Belieben bequem macht.

Die Burjaten, welche östlich, westlich und nördlich von Irkutsk hausen, gehören der Sekte der Schamaiten an, während die jenseit des Baikalsee's wohnenden zu den Lamaiten gehören. Wie die Legende erzählt, wohnte einst der ganze Burjatenstamm in der weiten Steppe des Nertschinsker Landes und bekannten sich alle zur Lehre Buddha's, wie sie die Lama's vortrugen. Da erweckte der große Geist vor vielen hundert Jahren einen frommen und denkenden Lama, welcher sich Schaman nannte und gegen die Lama's und ihre auf's Aussaugen des Volkes berechnete Lehre auftrat. Ein großer Theil der Nertschinsker Burjaten bekehrte sich zu seiner Lehre, wurde von den orthodoxen Lamaiten verfolgt, flüchtete sich Anfangs auf die einzige Insel im Baikalsee, und als die Neugläubigen auch hier vor den Verfolgungen der orthodoxen Eiferer nicht sicher waren, verließen sie gänzlich die Gegend, um sich in den heute von ihnen bewohnten Steppen niederzulassen. Dieses die Legende.

Der Kultus der schamaitischen Burjaten scheint ein sehr einfacher zu sein; sie verrichten bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang ihr Gebet vor der Jurte, den Blick auf die Sonne gerichtet, der sie höchst wahrscheinlich das aufgehängte Pferde- oder Ziegenfell zum Opfer bringen. Der Schaman ist Prophet, Priester, Dichter, Lehrer und Arzt in einer Person. Er erhält direkte Inspirationen von Gott, mit dem er verkehrt und spricht, und von dem er die Macht Wunder zu wirken erhält. In der Nähe eines jeden Auls ist ein gemeinschaftlicher Begräbnißplatz, von einem mächtigen Birkenhaine beschattet. Unter dem Schatten riesiger Birken, zwischen denen sich hin und wieder ebenso mächtige Kiefern und Tannen befinden, ruhen die Verstorbenen.

Jeder Burjat — das ist religiöses Gesetz — muß, wenn er beerdigt worden, sein Reitpferd am Grabe haben, und dieses muß folglich neben demselben verenden. Es ist leicht begreiflich, daß es den Hinterbliebenen leid thut, das beste Pferd zu verlieren, denn gewiß ist es dieses, das der Eigenthümer der Herde zuletzt geritten hat. Schlaue Priester aller Kulte haben, wenn es ihnen Vortheil versprach, es ganz vortrefflich verstanden, positive religiöse Verordnungen zu umgehen, und die Schamanen sind in dieser Beziehung keineswegs zurückgeblieben. Die religiöse Anordnung wird ganz einfach dadurch umgangen, daß man mit Wissen des Schamanen das feurige Pferd an einen Baum neben dem Grabe mit einem dünnen Faden anbindet. Das kräftige Thier, das bald das wenige Gras, das es erreichen kann, verzehrt hat, zerreißt mit einem Rucke den schwachen Bindfaden und eilt im vollen Carrière der Herde zu, zu der es gehört, und „Gott hat der Familie gnädiglich das Pferd geschenkt", ist der wohlbezahlte Ausspruch des weisen Schamanen.

Die Altgläubigen betrügen ihren Gott auf andere Weise; ich konnte jedoch nicht erfahren, ob der Schaman auch hierbei Etwas verdient. Das Gesetz sagt nämlich nicht, welches Reitpferd des Verstorbenen seinen Manen geopfert werden soll. Da derselbe gewiß in seinem Leben einige Lieblingspferde hatte, welche, nachdem sie gealtert, in den Tabun gelassen und durch ein junges, leichtfüßiges ersetzt worden, so wird nur das älteste Reitpferd des Dahingeschiedenen eingefangen und so fest neben dem Grabe angebunden, daß es sich nicht losreißen und entkommen kann. Es verendet am Grabe seines Gebieters, um ihm

im schöneren Jenseits wieder zu dienen. Daß sich aber in jeder Herde ein oder mehrere alte Reitpferde des Verstorbenen finden, ist sicher, da dem Burjaten seine Religion verbietet, ein Reitpferd zu verkaufen oder zu schlachten.

Der Burjat muß seine Frau kaufen; er giebt ihren Eltern einen Kalym, ein Brautgeschenk, das seinem eigenen wie auch dem Reichthume der Eltern seiner Auserkorenen entspricht und in Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen, Kleidungsstücken und Schmucksachen besteht. Der Bräutigam sendet alle diese Gegenstände durch seine Brautwerber, und wenn sie angenommen worden, so holt er seine Angebetete in seine Jurte, wo dann ein Schmaus, bei dem Pferdefleisch und Burdjuk die Hauptrolle spielen, gegeben wird. Die von den Russen eingeführte Civilisation hat es verstanden, der Schnapsflasche Eingang in die Burjatenjurten zu verschaffen, und diese civilisatorische Acquisition macht die Ceremonie der Brautwerbung ein wenig verwickelter und das Hochzeitsfest ein wenig geräuschvoller. Da auch der Schaman im Namen seines Machtgebers am Geschäfte der Werbung und Heimführung der Braut betheiligt ist und dem jungen Paare in seinem Namen den Segen ertheilt, ihm auch einen Theil seiner Zukunft vorhersagt, so ist es wol selbstverständlich, daß er für Denjenigen, dessen Stelle er vertritt, ein den Verhältnissen entsprechendes Geschenk empfängt. Daß er dieses, wie alle übrigen Priester, für sich verwendet, ohne Gott oder Menschen Rechenschaft zu geben, versteht sich wol von selbst.

Der Burjatengott hat auch einen sichtbaren Thron auf Erden, der riesiger und phantastischer ist als alle Throne der Welt.

Zwischen Katschuga nämlich und Wjercholensk ruht auf einer ungefähr 11 bis 13 Meter hohen Felsenwand ein Felsenblock, der die Form eines unregelmäßigen Rhomboëders hat und 2 bis 3 Meter über den gerade an dieser Stelle sehr engen Weg hinausragt. Den Reisenden, der diese Stelle passiren muß, ergreift ein unwillkürliches Grauen, denn es scheint, daß die unförmliche Felsmasse jeden Augenblick herabstürzen und ihn zermalmen wird. Man sieht sich erleichtert um, wenn man den göttlichen Thron hinter sich hat.

Dieser Fels besteht, wie die Wand, auf der er ruht, aus Thonschiefer und stammt augenscheinlich von dem nicht fernen Bergrücken, wo ihn einst eine Gletschermasse losgerissen und bis an die Stelle, auf der er jetzt ruht, geschoben hat.

Wahrlich, wenn man die Burjaten, ihr Leben, Treiben und Wirken betrachtet und dieses Alles mit dem Throne vergleicht, auf dem sitzend sie ihren Gott denken; wenn man ferner den rohen Geschmack dieses Gottes selbst erwägt, der sich mit einem Opfer von Pferdefleisch begnügt, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß der sich selbst überlassene Mensch sich überall seinen Gott selbst nach seinem Ebenbilde geschaffen hat, sodaß Mensch, Natur und Gott einander bedingen. Ein wilder Mensch schafft sich in einer wilden Natur einen wilden Gott. Während der überfeinerte Grieche gewiß das schlechte Material, den Thonschieferfels, nicht genommen hätte, um seinen von seiner Meisterhand geschaffenen, ideal schönen Gott darauf zu stellen, betet der rohe Burjate seinen rohen, sich mit Pferdebraten regalirenden Gott auf diesem rohen Felsen an.

Bei diesem Throne ihres Gottes versammeln sich die Burjaten häufig, um ihm Opfer zu bringen und um etwaige Streitigkeiten zu schlichten.

Wie ich schon gesagt habe, ist der Schaman auch Richter. Wenn Streit zwischen Burjaten entsteht, so wenden sie sich an den Schaman, und dieser citirt sie zum Throne Gottes zwischen Katschuga und Wjercholensk, wo er ihnen dann, nach vorheriger Berathung mit Gott, mittheilt, daß — sowol der Kläger als der Verklagte — auf den Thron steigen müssen, und daß Derjenige, der Unrecht hat, herabstürzen werde. Die Seitenflächen des Felsens sind sehr steil und schließen oben in einer scharfen Kante zusammen.



Heiligenbild der Burjaten.

Der roheste Burjat ist, deß bin ich gewiß, so klug, daß er einsieht, wie von der scharfen Kante des Felsens nicht blos Derjenige, der Unrecht hat, sondern selbst der Gerechteste herunterstürzen und auf dem felsigen Wege, über den der Thron Gottes hinausragt, zerschellen muß. Eine Folge dieser Einsicht ist, — daß sich die Parteien gütlich einigen, ihren Streit schließlich durch einen Schmaus beilegen und ihrem Gotte durch die Hände seines Stellvertreters ein angenehmes Opfer bringen.

Die Burjaten sind, wie dieses sich wol von selbst versteht, ungeheuer abergläubisch. Außer an ihren Gott glauben sie auch noch an andere mächtige Wesen, welche sie Tadebejos oder Chattyja (Wirthe) nennen und welche die wirklichen, natürlichen Eigenthümer aller Gegenstände sind, die der Burjat besitzt oder welche er sieht. Jede Jurte, jeder Tabun, jedes Gewässer, jeder Wald hat seinen Wirth. Wer oder was diesem eigentlichen Wirthe nicht gefällt, muß die Jurte, Herde u. s. w. verlassen oder geht elendiglich zu Grunde. Dem Wirthe wird jede Krankheit zugeschrieben, trotzdem man sich ihn nicht als böses Wesen vorstellt. Er hat eben nur seine Launen. Heute gefällt ihm z. B. das

scheckige Pferd, die rothe Kuh nicht und der Wirth beginnt sie zu verfolgen, sie fangen an zu kränkeln, magern ab und verenden elendiglich, wenn sie der Burjate nicht rechtzeitig selbst schlachtet oder verkauft. Das erstere thut er nun freilich wol selten, da es sich ihm gleich bleibt, ob er oder der Wirth das Stück tödtet; die Burjaten genießen ja auch das Fleisch gefallener, d. h. vom Wirthe getödteter Thiere, ohne sich lange zu besinnen.

Diese Wirthe haben Fleisch und Bein, sind aber unsterblich und von Natur unsichtbar, können jedoch, wenn es ihnen eben beliebt, sich auch den Sterblichen zeigen. Ich hatte einigemal Gelegenheit zu erfahren, daß der Wirth in der Nacht irgend einen unserer burjatischen Begleiter oder Fuhrleute gepeinigt habe, und kam zu der Ueberzeugung, daß man das sogenannte Alpdrücken dem Hausgeiste zuschreibe. Ich erkundigte mich einigemal näher nach den Nebenumständen und erfuhr immer, daß man sich spät Abends mit einem reichlichen Mahle den Magen verdorben hatte. Wenn ich den Erzählern diese meine Ansicht mittheilte, da belächelten sie meine Naivetät und schlugen mich mit dem burjatisch logischen Schluße: „Warum hat dann nicht auch M. oder N. oder X. sich den Magen verdorben? Haben sie denn weniger als ich gegessen? Haben sie etwa einen besseren Magen! Ach ihr Ungläubigen! Wenn ihr nur bei uns leben würdet, so würdet ihr bald mit dem Hausgeiste Bekanntschaft machen und dann würdet ihr sehen, daß nicht ihr, sondern wir Recht haben. Auch in der Burjatensteppe will man — Glauben!

Ich will mich hier nicht über die Verwandtschaft dieser Idee mit dem bei den Indogermanen herrschenden Glauben an Kobolde ausbreiten, bemerke jedoch, daß die Russen in Sibirien den Glauben an das Dasein der mit Fleisch und Blut ausgerüsteten unsichtbaren Geister angenommen und ihn vielleicht gerade hierdurch noch mehr befestigt haben.

Der Burjate, in dessen Sprache das Wort „Hunn" Mensch bedeutet, hält sich wirklich für den eigentlichen Repräsentanten des ganzen Geschlechtes, für den Menschen par excellence. Wir anderen Menschen bedeuten ihm gegenüber so wenig, daß man sich vor uns nicht einmal zu schämen braucht. Drei burjatische Damen gaben uns einen schlagenden Beweis hierfür.

Wir waren eben erst auf einer Station angekommen, wo Fuhrwerke und Wächter gewechselt werden sollten, und hatten uns im Schatten eines hohen Zaunes auf den Rasen niedergelassen, um unser frugales Mittagsmahl zu verzehren, als drei Reiterinnen angesprengt kamen, die wir Anfangs gar nicht für Frauen hielten. Sie saßen nämlich auf einem gewöhnlichen burjatischen Quersattel, der einen Raum von mehr als 5 Centimeter zwischen Pferd und Reiter ausfüllt, rauchten ihren Kalian, hatten runde, niedrige Manneshüte auf dem Kopfe und burjatische Stutzbüchsen auf dem Rücken. Erst als sie behende von den Pferden gesprungen und sich, wie alle Asiaten, mit untergeschlagenen Beinen, ohne uns mehr zu beachten als man Bildsäulen und Haubenköpfe beachtet, ungefähr zehn Schritte von uns auf dem Rasen niedergelassen hatten, überzeugten wir uns, daß wir drei wirkliche Burjatinnen vor uns hatten. Sie plauderten mit einander, lachten, rauchten ihren Kilian zu Ende, entkleideten sich vollständig und gingen gegen achthundert Schritte weiter, um sich im Flüßchen Mansurka zu baden. Als sie zurückkehrten, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als sich — ihren

Kalian zu stopfen und anzuzünden, und erst als sie ihn ausgeraucht hatten, kleideten sie sich an, schwangen sich auf ihre Pferde und verschwanden in der Steppe. Ein Burjat, der gut russisch sprach und dem ich die Scene mit dem Bemerken schilderte, daß sich die Frauen nicht im mindesten genirt hätten, antwortete mir mit dem größten Phlegma, daß er nicht einsehe, weshalb sich eine Burjatin vor uns zu schämen hätte.

Die russische Regierung hat es versucht, die Burjaten zu civilisiren, und hat dieses Ziel durch Einführung des orthodoxen Glaubens zu erreichen gesucht. Vergebens! Noch immer sendet die Regierung ungebildete Popen und rohe russische Bauern, denen selbst jede Civilisation mangelt. Die Letzteren, die außerdem noch wegen eines Vergehens oder Verbrechens nach Sibirien gesendet worden, sind jedes sittlichen Gefühles bar.

Zur Zeit Nikolaus' I. wurde jedem Burjaten, welcher sich taufen ließ, ein weißes Hemde aus Baumwollenzeug, ein messingenes Kreuzchen an einem rothen Bändchen und ein Stück Formthee, ein so genannter Ziegel, gegeben. Die Burjaten drängten sich damals zur Taufe, wie ein im kirchlichen Blatte „Strannik" (Pilger) gedruckter Missionsbericht mittheilt. Nachdem jedoch der jetzige Kaiser es aufgegeben hat, mit dem Schweiße seiner Unterthanen Bürger für den Himmel zu kaufen und dem Proselyten nur noch das Kreuzchen mit dem schmalen rothen Bändchen als Andenken an den heiligen Aktus geben läßt, hat der Uebertritt der Burjaten zur christlichen Religion aufgehört, und der Berichterstatter des „Strannik" klagt naiv, daß jetzt kein Burjate mehr erscheint, um die Taufe zu erbitten, während früher alle bereit waren, sich für ein Stück Thee (etwa 2 Pfund) vierundzwanzig Stunden ohne Unterlaß taufen zu lassen. Selbst Diejenigen, welche einst die Taufe empfangen haben, reiten ungenirt mit ihren ungetauften Brüdern zum Throne des alten Gottes zwischen Katschuga und Wjercholensk, um in seiner Nähe ein Stück Pferdebraten zu genießen und die Prophezeiungen des weisen Schamans mit anzuhören. Sie sind, was sie waren, Burjaten.

Die Industrie des Burjaten ist fast Null; außer der Fußbekleidung und den Pelzen, die er trägt, verfertigt er nichts selbst. Seine Kleidung, sein Sattel, seine Waffen, sein geringes Hausgeräth, zu dem erst seit wenigen Jahren auch die russische Theemaschine und Tassen gehören: Alles bringt ihm der Russe in die Steppe oder in die Bratskaja Wolostj, wo er den Winter verlebt, und nimmt dafür gewöhnlich Felle oder Fleisch, auch wol lebendes Vieh. Nur wenige ackerbautreibende Burjaten handeln ihre Bedürfnisse gegen Weizenmehl und Hanf ein. Im Allgemeinen nimmt jeder Handeltreibende in Ostsibirien lieber Waare für Waare als Geld, da ihm der Tauschhandel wol mindestens einen Reingewinn von zweihundert Prozent sichert. Aber auch der Burjate nimmt lieber Waare denn Geld für das, was er zu verkaufen hat. Da nämlich Silbergeld in Sibirien eine sehr große Seltenheit, dagegen eine Masse falschen Papiergeldes im Umlaufe ist, so fürchtet der Burjat, welcher ja weder schreiben noch lesen kann, betrogen zu werden, was beim patriarchalen Tauschhandel nicht geschehen kann. Denn wenn auch zu den Burjaten gewöhnlich nur der Ausschuß aller Fabrikate gebracht wird, so sind die Sachen doch immer zu

gebrauchen, während falsches Papiergeld nicht nur keinen Werth hat, sondern noch obenein dem Besitzer, wenn er es auszugeben versucht, einen unangenehmen und theuern Prozeß auf den Hals zieht, der den Beamten Nutzen bringt.

Der Burjat ist von Natur nüchtern und lebt, wie wir schon gesehen haben, mehr als einfach. Der Russe hat zu seinen Bedürfnissen leider den Branntwein hinzugefügt, dessen Genuß, — wenn auch in geringem Maße, — ihn für lange Zeit berauscht. Ich habe Burjaten kennen gelernt, welche von einem kleinen Gläschen Schnaps vierundzwanzig Stunden betrunken waren und gar nicht zu sich kommen konnten, und meine Beobachtung bestätigten mehrere polnische deportirte Mediziner mit dem Hinzufügen, daß der Branntwein und die ebenfalls von den Russen mitgebrachten Pocken und geheimen Krankheiten die Uebel sind, denen der Burjatenstamm sicher unterliegen wird.

Es besteht zwar ein Gesetz, welches den Russen verbietet, in den burjatischen Aulen oder in deren Nähe Schenken anzulegen. Da jedoch schon in nicht weiter Entfernung von den Aulen russische Dörfer gegründet sind und auch die Regierung weitere Gründungen unterstützt und begünstigt, so ist dieses Gesetz illusorisch. Der Burjate und seine Frau kommen auf ihrem leichten Renner in diese Dörfer und betrinken sich hier, oder nehmen sich einige Quart Branntwein mit nach Hause, um sich en famille gütlich zu thun und auch die lieben Nachbarn zu bewirthen und am Rausche theilnehmen zu lassen.

Deshalb sieht man die Burjaten während des ganzen Tages die Steppe durchfliegen; sie kreuzen sie in allen Richtungen mit einer Eile, als ob sie die wichtigsten Geschäfte abzuwickeln hätten, von deren Lösung das Heil ihrer Familie, vielleicht des ganzen Stammes, abhängen möchte. Ich sagte einem Burjaten, daß es mir scheine, der Hauswirth (Chattyja) treibe seine Landsleute aus der Jurte, da es ihm in derselben eng zu werden beginnt. Gewiß fühlt dieser Wirth den Andrang der westlichen Civilisation, welche zwar vorerst nur ihre Auswüchse hergesendet hat, aber stetig, wenn auch langsam, nachgerückt kommt, um das Geschlecht der Burjaten zu vernichten, nachdem dieses einst selbst vergebens versucht hat, die Civilisation Europa's zu vertilgen und bis an den Atlantischen Ozean eine Steppe zu schaffen, in der mongolische Herden weiden sollten.

Die bürgerliche Einrichtung der Burjaten ist nach russischem Muster zugeschnitten. Sie haben ihre Duma, d. h. ihre aus Wahlen hervorgegangene eigene Gemeindeverwaltung, welche jedoch einen geborenen Russen als Gemeindeschreiber und einen geborenen Russen als Beisitzer (Zassjedatel) haben muß. Diese beiden Männer regieren die Gemeinde, da der zum Golowa, d. h. zum Gemeindevorsteher erwählte Burjat, wenn er auch noch so reich, ja selbst wenn er Teischa (Fürst) wäre, vom russischen Gesetze doch nichts versteht. Was der Gemeindeschreiber aufgeschrieben und der Zassjedatel unterschrieben hat, das sanktionirt der Golowa durch Beidrückung seines immer in seiner Tasche befindlichen Petschaftes, da er nicht schreiben kann.

Unter den Burjaten sind erbliche Oberhäupter, Teischa oder Taydsche und Schulengga, welche eine Art Adel bilden; der Teischa ist Oberhaupt des Stammes, der Schulengga Oberhaupt des Geschlechtes. Dieser Teischas sind jedoch wenige, und die russische Regierung ködert diese Herren durch Ertheilung

von Medaillen, um durch ihren Einfluß den Stamm in treuer Anhänglichkeit zu erhalten. Ich lernte drei Meilen vom Dorfe Mansurka einen solchen Tejscha kennen, der Alexej hieß und der sich durch Wildheit und Roheit auszeichnete. Er ließ einst im trunkenen Zustande den Isprawnik (Kreishauptmann) mit Ruthen dermaßen durchprügeln, daß er mehrere Wochen das Bett hüten mußte. Als dieser später einen Prozeß gegen den mongolischen Edeln anstrengte, wurde er nicht nur mit demselben abgewiesen, sondern verlor sogar noch zur Strafe seine Stelle. Auch wir wurden auf unserer Durchreise durch seinen Aul von ihm mißhandelt, und nur der Intervention seiner Frau, einer Dame von wahrhaft riesigem Körperbau und relativ schönen und edeln Gesichtszügen, die an ihrem Körper in Korallen, Gold und Brillanten mindestens einen Werth von zehntausend Rubeln trug, verdanken wir es, daß er Keinen von uns hat zum Krüppel oder gar, wie er Anfangs wollte, todtschlagen lassen.

Ich hatte später noch häufiger mit Burjaten zu thun; nie gelang es mir, auch nur bei einem einzigen Ehrliebe, Biederkeit, Großmuth, wahren Seelenadel oder auch nur gewöhnlichen Kriegsmuth zu finden. Der Burjat gehört zu den feigsten Stämmen, welche ich kennen gelernt habe, und zeigt nur dort rohen Muth, wo er durch seine Zahl einen Schwachen erdrücken kann. Mir scheint dieses ganz natürlich. Ich habe mir während meiner Reise durch die Steppe gegen zweitausend burjatisch-mongolische Worte notirt und bei deren Aufzeichnung hauptsächlich nach Abstrakten gefragt; es ist mir jedoch nicht gelungen, auch nur einen wirklich abstrakten Begriff heraus zu katechisiren. Wo selbst der Begriff von Gott und den Geistern nicht reines Abstraktum ist, kann wol der Begriff von Seelenzuständen kaum existiren, und dieses mag den Mangel edlerer Gefühle beim Burjaten erklären.

Wie ich schon angedeutet habe, beschäftigen sich schon einige Burjaten in der Bratskaja Wolostj mit Ackerbau, den sie von den Russen gelernt haben und wie diese höchst primitiv treiben. Sie säen Winterroggen, Sommerweizen, Gerste und Hafer, selten etwas Hirse, Erbsen und Buchweizen, dafür aber viel Hanf, der roh und unbearbeitet verkauft wird. Viehzucht in unserem Sinne treiben sie nicht; Mutter Natur muß für den rohen Menschen schaffen und wirken. Außer diesem befaßt sich auch der Burjate noch mit der Jagd und ist ein sehr guter Schütze. Zur Lieblingsjagd der nahe am Baikalsee hausenden Burjaten gehört die auf Phoken, welcher man während des Winters obliegt. — Im Baikalsee lebt eine eigenthümliche Art Süßwasserphoken (Phoca annelata vel foetida), welche sich von den Meerwasserphoken durch ihr silbergraues Haar unterscheidet. Wenn im Winter das Eis auf dem Meere (wie man in Sibirien den Baikalsee, den „heiligen See" der Burjaten, nennt) berstet und sich klafterweite Risse bilden, kommen die Phoken aus dem Wasser, um sich auf dem Eise zu sonnen. Die Burjaten kommen nun auf Schlitten, welche die Form von Kähnen haben, ganz mit weißer Leinwand umgeben und mit weißen Segeln ausgerüstet sind, herangefahren. Zwei Burjaten schieben das leichte Fahrzeug mit Piken vorwärts, während zwei andere hinter dem Segel verborgen im Anschlage liegen. Das Thier liegt, nichts Böses ahnend, ganz ruhig; es ist durch die weiße Farbe des Fahrzeuges getäuscht und wird

ein Opfer seines Vertrauens. Die Kugeln der beiden hinter dem Segel verborgenen Burjaten machen seinem Leben gewiß ein Ende.

Das Fleisch der Phoken oder Seehunde, die in Sibirien auch Nerpen heißen, wird, wie Radde sagt, von den Burjaten verzehrt; aus dem sehr schönen Felle werden Pelze (Dachy) gefertigt, welche in Irkutsk gesucht sind und gut bezahlt werden. Ein Nerpendacha kostet bis 18 Rubel.

Außer diesem liebt es auch der Burjat, auf Elennthiere, Damhirsche, Edelhirsche und Rehe Jagd zu machen, und thut dieses gewöhnlich, wenn sich auf dem tiefen Schnee eine harte Kruste gebildet hat. Die gehetzten Thiere verwunden sich nach kurzem Laufe die Füße, besonders die Sehnen der Fesseln, und werden eine Beute des Jägers. Das Fleisch wird genossen, die Felle des Elennthieres zu Fußbekleidung, die der anderen Thiere zu Dachy (Pelzen) verarbeitet. Auch weiße Hasen, Füchse, Eichhörnchen u. a. werden im Winter gejagt und ihre Bälge verkauft.

Die Buriaten vermehren sich nicht, ja sie vermindern sich sichtlich, trotz des Schutzes, den ihnen scheinbar das Gesetz angedeihen läßt. Ich will durchaus die Abnahme der Zahl dieser halbwilden Nomaden nicht auf Schuld der russischen Regierung schieben, obgleich man die unteren Beamten nicht so unbedenklich von aller Schuld frei sprechen kann. Der Volksstamm der Burjaten würde auch ohne dieses aussterben, nur würde es vielleicht viel später geschehen. Beamte, denen die Verhältnisse genau bekannt sein konnten, theilten mir mit, daß vor ungefähr dreißig Jahren in der Bratskaja Wolostj, im Kreise Balagansk, noch achtzigtausend Burjaten männlichen Geschlechtes lebten, deren Zahl bis zum Jahre 1869 auf ungefähr fünfzigtausend zusammengeschmolzen ist. Sie sterben theilweise infolge dessen, daß sie sich die Auswüchse der europäischen Civilisation aneignen, theilweise aber sind auch noch tiefere psychologische Ursachen schuld am Dahinsiechen der ganzen Rasse, von denen ich besonders auf das Drückende des Gefühls hinweise, das beim Anblicke höherer Civilisation sie beherrschen muß.

Sie, die Hunn, die Menschen par excellence, einst alleinige Eigenthümer und freie Herrscher der weiten, unermeßlichen Ebenen, sind jetzt gleichsam nur geduldete Gäste, abhängig von den Launen eines Ispravniks, ja sogar eines Zasjedatels, der über sie im Namen eines ihnen unbekannten und unbegreiflichen Gesetzes verfügt. Diese ihre Vorgesetzten aber sind von ihnen durch unzählige Stufen der Civilisation getrennt, unfähig, alle die kleinen Bedürfnisse und Gewohnheiten eines auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Volkes zu begreifen und zu würdigen, wie dieses Volk wiederum das Leben, Treiben und Wirken seiner Vorgesetzten, ja selbst der russischen Bauern, nicht fassen und begreifen kann.

Wie demüthigend mußte nicht auf den stolzen, halbwilden Burjaten der Anblick des ersten Dampfschiffes, das die Fluten seines heiligen Sees durchfurchte, gewirkt haben? Wie drückend muß der Riesenbau der russischen Kathedrale in Irkutsk für ihn sein? Welchen Eindruck wird auf das Gemüth des Steppenbewohners die erste Lokomotive haben, welche durch Sibirien dahinbrausen und die Schnelligkeit des burjatischen Steppenpferdes besiegen wird?

Die erste Lokomotive wird dem burjatischen Volksstamme den Tod bringen, während sie Sibirien erst wirklich beleben und der Menschheit erschließen wird.

Die Burjaten sind kaum mehr zu retten. Vernichtet heute jede Spur des Europäers, fegt Alles aus dem Lande, was er geschaffen: ihr vertilgt nicht mehr das Andenken an das, was er geschaffen, und an die Gewalt, welche er besitzt. Dieses Andenken aber wird den Burjatenstolz mit Furcht vor einer mächtigen, muthigen, thätigeren Rasse erfüllen, welche, wenn auch augenblicklich verschwunden, doch wieder von Westen heranstürmen und ihm die Steppe entreißen kann, die ihn ohne Mühe und Arbeit ernährt hat. Die Furcht, das drückende Gefühl der Ohnmacht gegenüber diesem von Westen kommenden Geschlechte, raubt dem Burjaten die Manneskraft, macht die Burjatinnen unfruchtbar und würde allein hinreichen, das Aussterben des größten in Sibirien hausenden Mongolenstammes in nicht zu langer Frist zu bewirken.

Man könnte zwar eine Vermischung der Burjaten mit den eingewanderten Russen als denkbar annehmen; da jedoch während der fast 200 Jahre, während welcher die letzteren in Sibirien hausen, selten Mischungen vorgefallen sind, — ich habe in Groß-Jelan bei Irkutsk nur zwei aus Mischlingen entsprossene Familien, die der Karpow's und Kurkutow's, in Irkutsk nur eine, und in der Steppe hinter Irkutsk auch nur eine oder zwei, deren Namen mir jedoch entfallen sind, kennen gelernt, — so ist jetzt um so weniger auf diese Mischung zu rechnen, als der jetzige Russe sich nicht gern mit dem Burjaten verbindet. Aber selbst in diesem Falle würde der Burjate verschwinden. Die Tage seiner Existenz sind gezählt und auf seinem Grabe wird der Russe, der für eine höhere Civilisation fähig ist und dieser mit Macht entgegenstrebt, seine geistige und körperliche Thätigkeit zum Wohle der ganzen Menschheit entwickeln.

Wir wollen uns nun mit Radde nach den östlich vom Baikalsee hausenden Burjaten umschauen. Wie ihre Brüder westlich vom Baikalsee haben auch sie die Steppe inne, welche sich im Nertschinsker Verwaltungsgebiete, besonders aber im Kreise Wjerchne Udynsk, bis an die chinesische Grenze und vom Flusse Aga bis zur Oka, einem Nebenflusse der Angara, hinzieht. Die meisten Burjaten hausen längs der Selenga, an ihrer Mündung, an ihren Nebenflüssen und auf der Insel Olchon im Baikalsee.

Die in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ins Nertschinsker Land eindringenden Russen fanden die Burjaten in dem Gebiete, in welchem auch heute noch ihre Herden weiden, doch blieben sie lange Zeit hindurch von jedem Tribute befreit. Erst spät gelang es, sie zu einer kleinen Steuer herbei zu ziehen, und wahrscheinlich wurde diese Neuerung mit Hülfe der Tejschas und Lamas eingeführt, denen man wohlweislich das Privilegium der Steuerfreiheit ließ. Anfänglich wurde der Tribut (Jassak) in Fellen entrichtet; jetzt zahlen die Burjaten eine Geldsteuer und zwar eine doppelte, den eigentlichen Jassak, und eine Grundsteuer, mit deren Einführung die Unterjochung der Burjaten erst als vollständig angesehen werden kann.

Nach Radde hätten die Burjaten des Nertschinsker Landes erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, als die Russen schon eingedrungen waren, den buddhistischen Glauben angenommen, während andere zur Griechischen Kirche übertraten. Ich meinerseits will diese Angabe nicht bestreiten, obgleich sie nicht mit dem übereinstimmt, was mir darüber von Männern mitgetheilt worden ist,

welch ein Lischtwjennitschnaja, Kultuk, Murom, Possolsk, Wjerchne Udynsk, Selenginsk, Tschyta u. s. w. gelebt und dort mit Burjaten verkehrt haben. Da die Blutsverwandtschaft der Burjaten mit den südlich von Kiachta hausenden Mongolen durchaus nicht bezweifelt werden kann, und bekannt ist, daß diese sich seit langer Zeit zum Buddhaglauben bekennen, worauf das große, seit sehr langer Zeit bestehende Lamakloster nahe bei Urga hinweist, so dürfte kaum anzunehmen sein, daß ihre Bekehrung erst so spät erfolgt sei. Was den Uebertritt Einiger zur orthodoxen Lehre anbetrifft, so habe ich selbst Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß auch diesen das bei der Taufe verwendete Weihwasser nicht durch die Haut gedrungen ist. Ich habe in Irkutsk viel mit Burjaten aus der östlich vom Baikal gelegenen Steppe verkehrt und wahrlich an den Getauften nichts Christliches gefunden, als — das ungeschickte messingne Kreuzchen. Ich bin weit entfernt, Denjenigen zu verdammen, der am Festtage Azot, Phosphorverbindungen u. A. in der Form von Fleisch genießt; da aber beim Ungebildeten (aller Völker) sich gerade im Halten der Feste der Glaube kund giebt, so muß ich die Rechtgläubigkeit der getauften Burjaten, mit denen ich in Berührung gekommen bin, stark anzweifeln, denn keiner kümmerte sich um das Fastengebot der heiligen, orthodoxen und, wie die römische, auch alleinseligmachenden Kirche.

Die Religion der Burjaten ist ein Gemisch von Buddhaismus und Schamanenthum, und schafft sich jeder seine Ansichten nach seinem Bedürfnisse. Selbst die getauften Burjaten greifen immer nach den Satzungen, die ihnen augenblicklich am bequemsten sind. Heute opfern und beten sie ohne Mitwirkung eines Schamanen, Lama's oder Popen; morgen ziehen sie diesen oder jenen zu Hülfe, wenn sie glauben, daß seine Zauberformeln — denn als solche betrachten sie alle Gebete, selbst die der Popen, — kräftiger seien, oder wenn seine Persönlichkeit mehr Zutrauen erweckt. Nach Radde's Mittheilungen — und seine Ansicht bestätigt die mir von Pater Joann, dem orthodoxen Probste aus Tunka, gegebene Versicherung — halten sich alle Burjaten hauptsächlich am Schamanenthum, infolge dessen sie viele Plätze am Baikalsee, namentlich Vorgebirge, einzelne Felsen, heiße Quellen und Berge als heilig verehren, die bald erzürnte, bald wieder wohlwollende Gottheiten bewohnen. Diesen Gottheiten werden vor Reisen oder anderen wichtigen Unternehmungen sowie auch während wichtigerer Ereignisse Opfer dargebracht, welche in Häuten, Bändern und Pferdehaaren bestehen. Wie ein Kenner der burjatischen Sitten in den Notizen der Petersburger Geographischen Gesellschaft sagt, opfern die Burjaten immer das ihren Göttern, was sie selbst nicht mehr brauchen können, also z. B. Fetzen von rothen oder bunten Tüchern und ähnlichen werthlosen Gegenständen. Nur was durch die Hände des Priesters des betreffenden Gottes geht, sei er Schaman, Lama oder Pope, muß Werth haben, denn er bewahrt ja solche Opfer für seinen Machtgeber. Die häuslichen Opfer der Burjaten bestehen in Thierhäuten und gegohrener Milch, und beide Opfer zeugen für den schlechten Geschmack der Götter. Fast jeder Burjate besitzt einige Götterbilder, welche, aus dünnen Messingplatten geschnitten, Karikaturen von menschlichen Gestalten vorstellen. Neben diesen selbstfabrizirten Gottheiten verehrt er auch einige Steinarten, gewiß auch nur wegen ihrer besondern, ihm unbegreiflichen Form.

Die Götter, welche die Schamanen vertreten, scheinen Analphabeten zu sein, die sich selbst nicht mit dem Diktiren heiliger Bücher befaßt haben. Deshalb beruhen alle Glaubensformeln und Dogmen auf Tradition. Der Schamanenglaube herrscht trotzdem, wie wir gesehen haben und noch ferner sehen werden, in ganz Sibirien unter den Pseudoautochthonen, und so Manches von ihm ist in den Volksglauben der russischen Ansiedler übergegangen, ein Zeichen, — daß auch die Dummheit eine ansteckende Krankheit ist. Dieser verborgene oder entstellte Naturglaube konnte sich, weil er keine geschriebenen und dogmatischen Fundamente hatte, gegenüber dem Lamaismus, der eine reiche kirchliche Literatur besitzt und von einer hierarchisch geordneten Priesterschaft getragen wird, nicht halten, wo er mit ihm, wie dieses im Nertschinsker Lande der Fall gewesen, in Berührung kam. Er mußte im ungleichen Kampfe erliegen.

Noch ehe die Grenzen des russischen und chinesischen Gebietes festgestellt waren, sagt Radde, kamen tibetanische und mongolische Lama's beinahe vierzig Jahre lang ungehindert in das russische Gebiet und predigten den Burjaten ihren Glauben, der bald allgemein überhand nahm. Die Regierung Rußlands, welche, wie Radde meint, die Bedürfnisse der ihr unterworfenen uncivilisirten Völker meistens richtig auffaßt, oder, wie ich die Sache auffasse, von dem Grundsatze ausgeht, in ihrem Gebiete keinem auswärtigen Herrscher, sei es ein weltlicher oder geistlicher, Machtbefugnisse einzuräumen, aus denen mit der Zeit „historische Rechte" hergeleitet werden können, wie wir dieses bei den Päpsten sehen, setzte im Jahre 1741 einen Oberlama ein, dem alle Lama's Gehorsam schwören mußten. Außerdem mußten sie sich auch bei Todesstrafe verpflichten, nie über die Grenze zu reisen und mit den Bewohnern jenseits Verkehr zu unterhalten. In dieser Weise hat sich die russische Regierung gegen das Einschmuggeln neuer Dogmen und Heiligen aus Tibet gesichert, und erst nach diesen Vorkehrungen erlaubt, buddhistische Tempel zu bauen. Da die Lama's keine Abgaben zahlen, so wurde ihre Zahl beschränkt.



Burjatischer Lama aus dem Selengathale.

Die Hierarchie Buddha's in Sibirien zählt drei Stufen: Gelong, Gégul und Bandi. Nur die beiden ersten Stufen bilden die Lama's, alle drei aber heißen Chowarak. Ein Charakterzug dieser Priester Buddha's ist ihre grenzenlose Unwissenheit. Wie die Priester sämmtlicher religiösen Bekenntnisse, brauchen auch sie nur zu wissen, wie es im schöneren Jenseits aussieht und wie es dort zugeht; vom Irdischen verstehen sie nur das — Nehmen. Besonders sündigen die älteren Lama's nicht durch irdisches Wissen; sie sind nicht im Stande, aus den in tibetanischer Sprache abgefaßten rituellen Büchern, deren sie sich bei ihren Andachten bedienen, zu übersetzen. Sie verstehen nichts von dem, was sie herbeten, halten sich aber an diese Bücher, trotzdem sie in mongolischen, in China gedruckten Uebersetzungen vorhanden sind.

Das Volk soll auch hier nicht verstehen, was der Stellvertreter Gottes hermurmelt. Trotz oder wol eben wegen dieser groben Unwissenheit war der buddhistische Klerus fanatisch bemüht, den Buddhakult in Ostsibirien zu verbreiten, das Schamanenthum zu unterdrücken und die Ausbreitung der orthodoxen Lehre zu hemmen, was ihm theilweise gelungen ist.

Der Unwissenheit des buddhistischen Klerus gleicht nur seine Habsucht und seine Schamlosigkeit. Wegen ihrer nicht großen Anzahl wohnen die Lama's zerstreut und zuweilen sehr entfernt von den Tempeln; deshalb wandern sie von Jurte zu Jurte und werden überall mit der größten Ehrerbietung empfangen. Das Beste, was der Hausherr besitzt, wird aufgetischt, Freudenfeste werden veranstaltet und der Lama verfügt während der Zeit seiner Anwesenheit in der Jurte über Alles. Unbeschäftigt und jeder weltlichen Versuchung ausgesetzt, ist es kein Wunder, daß die frommen Stellvertreter Buddha's Säufer und Wollüstlinge sind, die eine frappante Aehnlichkeit mit den römischen Cölibatären haben. Jeder Lama, natürlich mit Ausnahme der Greise, die nicht mehr sündigen können, hat eine Haushälterin, eine „Schabinka", mit welcher er lebt. Nicht selten sieht man solche heilige Männer, welche zwei oder gar drei Schabinkas haben. Die Söhne dieser Damen, welche, wie bei den katholischen Geistlichen, für Schwestern des Lama gelten, führen den Titel „Neffen" und erben fast immer die geistliche Würde ihres — Onkels. Der Bandida Chambo — d. i. der buddhistische Erzbischof von Nertschinsk, — welcher zur Zeit, als Radde die Gegenden östlich vom Baikalsee bereiste, Buddha in jenen Gegenden vertrat, war der leibliche Sohn seines Vorgängers und auch er hatte schon einen Leibeserben, der ihm in seiner Würde folgen sollte. Der Besitz einer oder einiger Schabinkas gilt nicht einmal für eine Uebertretung der geistlichen Pflichten und ist diese Ansicht schon so eingewurzelt, daß die geistlichen Herrn ganz offen ihre Hochzeiten feiern. Man ist in dieser Beziehung schon dahin gekommen, daß es nicht mehr unehrenhaft erscheint, die Schabinka eines Lama zu sein, und deshalb suchen und finden die geistlichen Herren mit Leichtigkeit Bündnisse mit den reichsten und angesehensten Familien, wodurch ihr Einfluß auf den Plebs noch erhöht wird.

Dieser Art der Bereicherung sekundirt eine zweite, die die Lama's mit den Priestern der christlichen Bekenntnisse gemein haben. Für das Weihen eines Tempels nehmen sie Geld; für das Weihen eines unmündigen Knaben zum Lama nehmen sie wiederum Geld; für ein Stückchen Papier mit Buddhabildern und Gebeten nehmen sie auch Geld, und dieses Papier, ein wahrer Wechsel auf den Himmel, verliert nach dem Verfalltage, d. h. am letzten Tage des Jahres, seinen Werth. Ein solcher Himmelswechsel muß aber alle Jahre vom Lama angenommen werden, bei Strafe als Ketzer und Abtrünniger zu erscheinen, der keine Sündenvergebung beanspruchen kann. Die Taxe für ein solches Ablaßpapier ist für den Armen 1 bis 5 Rubel, für den Reichen 25 Rubel.

Die Phantasie Derer, welche die göttliche Gnade hier auf Erden nach Belieben austheilen, war überall thätig, um sichtbare Gnadenmittel zu erfinden. Die katholischen Priester erfanden — Skapuliere, welche direkt vom Mantel Maria's herstammen sollten; die Lama's erfanden „Orkindschis", d. h. seidene oder wollene Gürtel, welche aller Wahrscheinlichkeit nach dem Gürtel irgend

eines heiligen Dalailama's, der ja der verkörperte Buddha ist, entsprossen sind, fünf bis funfzehn Rubel kosten und besonders in Krankheiten wunderthätige Wirkungen haben sollen, „wenn sich dieses mit dem Seelenheile des Kranken verträgt.“ Wenn nicht, — so stirbt er trotz des Gürtels. Es geht, wie gezeigt, dem kranken Burjaten mit dem Orkindschi wie es dem gläubigen Katholiken mit der letzten Oelung geht, die auch nur, wie im Katechismus steht, die Krankheit beseitigt, wenn dieses dem Seelenheile des Gläubigen dienlich ist.

Die Unverschämtheit der Buddhapriester übersteigt übrigens allen Glauben und ist die himmlische Bauernfängerei und Erbschleicherei in der Wjerchneudynsker Burjatensteppe nicht minder verbreitet als im westlichen Europa, wo sie von Mönchen und Priestern betrieben wird. Besonders zeigt sie sich während der Krankheit eines Gläubigen. Da jede Krankheit, nach den Lehren der Lama's, das Werk eines bösen Geistes ist, so muß dieser vertrieben werden, und das kostet Geld, viel Geld. Der Lama erscheint beim Kranken, und nimmt vor allen Dingen sein heiliges Buch zur Hand, aus dem er die Krankheit sowie die Art und Weise der Heilung erforscht, und die zur Kur unbedingt nothwendigen Gebete herleiert. Da die Krankheit doch immer von einem bösen Dämon herrührt, so citirt der Lama seine Kameraden in die Jurte, denn nur mit ihrem Sukkurse kann er mit dem Dämon fertig werden. Es ist schwer zu sagen, ob sich die Herren ihres Thuns schämen und deshalb das Tageslicht scheuen, denn solche Beschwörungsversammlungen finden immer zur Nachtzeit statt. Das Feuer wird dann in der Jurte doppelt so groß, wie gewöhnlich, angelegt, und die geistlichen Aerzte sieden große Kessel voll Hammelfleisch. Dem Kranken gegenüber stellt man auf einer hölzernen Fußbank eine Anzahl hölzerner und aus Teig fabrizirter Teufelchen, von denen einige mit Lumpen bekleidet und mit kleinen Spießen bewaffnet sind. Der Kranke wendet sein Gesicht auf die kleinen Teufelsstellvertreter, während sich die Lama's, ihrem Range gemäß, auf Filzdecken, die mit farbigem Tuche umsäumt sein müssen, niederlassen und nun ihre unverständlichen und unverstandenen Gebete und Beschwörungsformeln aus den geöffneten Büchern herpsalmodiren. Plötzlich schellt oder klappert der oberste Lama; der nächste nach ihm schlägt eine ungeheuere Trommel, die folgenden schlagen auf Klangbecken, stoßen in Hörner oder Muschelschalen und es entsteht ein Konzert, das „Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann“, und vor dem wahrlich der Teufel entfliehen würde, wenn er überhaupt anwesend wäre. Dieses höllische Konzert dauert ungefähr drei Minuten und verstummt plötzlich auf ein Zeichen des obersten Lama. Doch bald beginnt der heilige Lärm von Neuem, wird wieder unterbrochen und dauert bis Mitternacht. Nun zerschlägt der oberste Lama die kleinen Teufel auf der Fußbank und befiehlt sie auf die Seite zu werfen, welche das Buch angiebt. Wenn die einmalige Beschwörung keinen Erfolg hat, so wird sie wiederholt, bis sie ihre Wirkung gethan, d. h. bis der Kranke genesen oder — gestorben ist. Man sieht, daß, wie in Rom, so auch in der fernen asiatischen Steppe das Sprüchwort gilt: Mundus vult decipi!

Professor Dr. Erman fand bei den Burjaten in der Gegend von Selenginsk gegenüber dem Eingange zur Jurte einen Altar, der, sorgfältig aus Holz gearbeitet, auf mehreren übereinander stehenden Kasten aufgestellt war.

Der obere Kasten war schmäler als der unmittelbar unter ihm stehende, infolge dessen eine Art Altartisch gebildet wurde. Auf dem oberen Kasten stand ein Gemälde, das in grellen Farben den Tschigemune, einen Hauptheiligen der Mongolen, darstellt, wie er mit untergeschlagenen Beinen dasitzt und betet. Auf dem Altartische vor dem Heiligenbilde standen nebeneinander sechs runde, etwa zollbreite bronzene Schalen, welche mit Wasser gefüllt waren und zwischen denen ein runder Spiegel aus demselben Metalle lag. Wahrscheinlich dient dieser ganze Apparat zu einer ganz eigenthümlichen Art der Fortpflanzung der geistigen Weihe. Der vor das Heiligenbild gehaltene Spiegel soll nämlich das Bild in sich aufnehmen, und dieses Reflexbild wird nun durch Wasser in die Schalen gespült. Wer sich dann mit diesem Wasser benetzt, wird natürlich dem Heiligen ähnlich und Buddha und seinen Stellvertretern wohlgefällig. Die in den Tschuder Gräbern gefundenen Metallspiegel mögen wol zu einem ähnlichen Gebrauche gedient haben, und in diesem Falle dürfte man auf ein sehr hohes Alter und auf weite Verbreitung des Buddhakultes schließen können.

Trotz unserer Civilisation lassen wir uns von der Geburt an bis zum Grabe von der Kirche Geld abnehmen, die nur vom Todten selbst nichts nimmt, wie mir einst ein Probst in Polen erklärte. Wenn wir uns in dieser Weise für nichts das Geld abnehmen lassen, warum soll es sich der rohe Burjate nicht abnehmen lassen? Besonders thun die Burjaten im Nertschinsker Verwaltungsgebiete dieses bei Begräbnissen, deren es zwei Arten giebt, die ehrenvoll sind: das Verscharren des Leichnams in die Erde und das Aussetzen desselben im Sarge unter freiem Himmel. Der zweiten Art von Bestattung sind nur die Frömmsten würdig, und der Frömmste ist auf der ganzen Erde Derjenige, welcher der Kirche das Meiste opfert. Zu dieser Art Begräbniß muß jedoch — so will es der Ritus — ein glücklicher Tag abgewartet werden, und dieser ist um so näher, je mehr Opfer und Gaben die Hinterbliebenen spenden. Auch Leichenverbrennungen kommen vor, jedoch selten, da, nach der Behauptung der unfehlbaren Lama's, der Rauch des Sünders den Himmel verunreinigt. Es ist alter Brauch, daß alle Kleider des Verstorbenen und sein bestes Pferd mit Sattel und Zaum den Lama's übergeben werden. Es kommt sogar nicht selten vor, daß die Beerdigungskosten den ansehnlichsten Theil des ganzen Erbes der Kinder verschlingen. Zum Beweise dieser Behauptung führt Dr. Richard Andree in seinem Werke „Das Amurgebiet und seine Bedeutung“ folgendes Beispiel an. Im Jahre 1834 starb der zweite Tejscha von Selenginsk und 1836 dessen Bruder. Die Beerdigung beider wurde mit allem burjatischen Pompe begangen und kostete der Familie an 1000 Stück Vieh; überdies erhielten die Lama's sechs Kisten Ziegelthee, mehrere Stücke Zeug, fünf Pelze, einige silberne Schalen u. s. w., sodaß der Werth des Ganzen sich auf 60,000 Rubel Banko (ungefähr 18,000 Rubel Silber) berechnen ließ. Man sieht hieraus, wie theuer der Himmel ist.

Es dürfte nach obiger Schilderung klar sein, daß der buddhistische Klerus, dessen Hauptzweck die Aussaugung des Volkes ist, nur zur Demoralisirung der Burjaten beitragen kann, und werde ich seinen verderblichen Einfluß sogleich kurz schildern. Hier nur noch die Bemerkung, daß sich die Lama's nicht mit den so eben geschilderten unedeln Erwerbsarten begnügen, sondern auch flott Handel treiben.

Es giebt nur wenige Lama's, die nicht entweder persönlich oder durch Kommissare einige Hundert Stück Vieh zum Tausche nach Maimatschen treiben. Dieser Tauschhandel verschafft ihnen, bei ihrer Gewandtheit und ihrem Einflusse auf den gemeinen Burjaten, Prozente über Prozente, und dient ihnen außerdem als Deckmantel ihres Verkehrs mit den Lama's jenseit der Grenze, der ihnen doch bekanntlich durchs Gesetz streng verboten ist.

Ueber die Moralität der Burjaten jenseit des Baikals erzählten mir Kameraden, welche in jenen Gegenden als Verbannte lebten, grausenerregende Einzelnheiten. Es giebt keine junge Frau, kein junges Mädchen, die nicht bereit wäre, ihre Reize für klingende Münze preiszugeben. Sobald junge Deportirte in die Jurte eines Burjaten kamen — so erzählten mir einstimmig viele sehr glaubwürdige Bekannte — standen die Männer auf, verließen die Jurte und standen so lange vor derselben, gleichsam auf Wache, bis die Fremden aus derselben heraustraten. Die Weiber aber, versteht sich die jungen, luden durch Geberden und Situationen zum Genusse ihrer Reize ein, wobei sie jedoch stets die Pantomime des Zahlens einmischten. Eine Folge der geschlechtlichen Ausschweifungen sind geheime Krankheiten, welche in den Jurten der Nertschinsker Steppen grassiren, fast unheilbar sind und viele Opfer dahinraffen.

In Bezug auf Lebensweise, Wohnung und Kleidung unterscheidet sich der östlich am Baikalsee wohnende Burjate nicht von dem westlich von diesem See wohnenden. Nur das dürfte hervorzuheben sein, daß sich im Nertschinsker Gebiete mehr Burjaten an den Ackerbau gemacht haben, als im Kreise Irkutsk und Balagansk. Während des Winters ist der Getreidebazar und der Heumarkt in Irkutsk mit Burjatenschlitten überfüllt, die alle aus der Steppe jenseit des Baikals ihre Produkte herbeischaffen, solange das Eis auf dem Baikal die Kommunikation mit dem Westen erleichtert. Außerdem verdient der östliche Burjate ein schönes Geld mit Fuhrwerken, denn er ist es, der den größten Theil des aus China kommenden Thees von Kiachta nach Irkutsk zum Jahrmarkte (Dezember — Januar) schafft, von wo ihn erst russische Fuhrleute weiter gen Westen, ja bis an die Grenze Europa's, transportiren.

Die Burjaten sind, nach den mir gemachten Schilderungen, feig, wo sie auf Widerstand stoßen, dagegen barbarisch roh, wo sie keinen Widerstand zu fürchten haben. Den Beweis hierfür liefert der wahnwitzige Aufstand der Polen am Baikalsee im Jahre 1866, der ein so klägliches, fast lächerliches Ende nahm, aber vielen jungen Leuten das Leben kostete und viele Schätze der Wissenschaft vernichtete, die ein Czechanowski, Dybowski, Hartung u. A. angesammelt hatten. Dr. Czechanowski und Dr. Dybowski bereisen in diesem Augenblicke auf Kosten der Petersburger Geographischen Gesellschaft die Olenagegend, und die anerkannte Gediegenheit dieser Männer berechtigt zu den größten Hoffnungen, sowol auf dem Gebiete der Wissenschaft als auch auf dem der Praxis. Herr Hartung war bis 1863 Lehrer der Naturwissenschaften am Gymnasium in Kiew und beschäftigte sich in Ussola mit Studien über die Vögel und Insekten der Gegend.

Die Regierung bot, um den Aufstand zu lokalisiren und den Empörern den Weg nach Kiachta abzuschneiden, sämmtliche Burjaten der Steppe auf, und es erschienen viele Tausende zu Pferde und mit Büchsen bewaffnet, um die

Rebellen, die zwischen Kulltuk und Possolsk zwecklos manövrirten, anzugreifen. Trotz ihrer unverhältnißmäßigem Ueberzahl wagten es die Burjaten nicht, sich auf die 800 Polen zu werfen, die obenein hauptsächlich mit Knütteln, Lanzen, einigen Säbeln und wenigen schlechten Kosakengewehren bewaffnet waren; sie überließen diese etwas gefahrvolle Arbeit den aus Irkutsk herbeigeschafften Soldaten (ich glaube, es waren ihrer kaum mehr als vier Compagnien), und als diese die Rebellen zersprengt hatten, da — stürzten sich die Burjaten auf die Flüchtigen, beraubten sie ihrer Habe und lieferten sie gebunden in die Hände der Soldaten. Dieses mag auch erklären, warum die Burjaten im Jahre 1812, als sie vom Brande Moskau's hörten, durchaus gegen die Franzosen geführt werden wollten. Bei dem gänzlichen Mangel an geographischen Kenntnissen bildeten sie sich ein, daß sie schon einige hundert Werst jenseit Irkutsk auf fliehende Franzosen stoßen würden, die es ihnen leicht gemacht hätten, ihre Anhänglichkeit an den Zaren zu bethätigen.

Der Burjat, wie er sich derzeit unter fremder Herrschaft gestaltet hat, ist friedliebend. Todtschlag ist in der Steppe etwas Seltenes, Plünderung und Raub kommen gar nicht vor. Dagegen haben die Burjaten eine ausgesprochene Neigung zum Diebstahl, und es befinden sich wegen dieses Verbrechens stets einige von ihnen in den verschiedenen Gefängnissen des Landes. Von Natur heftig und jähzornig, versteht es der Burjat, sich, wenn es nöthig ist, zu beherrschen, und deshalb erscheint er meist sanft und ruhig. Im Ganzen ist er stolz und eitel, gastfrei, neugierig, leicht- und abergläubig, zu übermäßigem Essen und Trinken sowie zur Wollust geneigt. Bemerkenswerth ist das Personen- und Sachgedächtniß des Burjaten. Er erkennt Menschen, mit denen er wenige Minuten zusammen gewesen, nach vielen Jahren wieder und giebt eine in die kleinsten Details eingehende Beschreibung derselben, auch wenn er sie 20 Jahre nicht mehr gesehen hat. Solche Beschreibungen werden immer mit einigen satirischen Bemerkungen und bedeutungsvollen Pantomimen gewürzt. Dieses Personengedächtniß hat der Burjate übrigens mit allen auf einer niedrigen Stufe der Civilisation stehenden Völkern gemein; es zeichnet auch den sibirischen Russen vor gebildeteren Völkern aus; ich selbst hatte hinreichende Gelegenheit, dieses Gedächtniß zu erproben.

Gegen die Russen, wie gegen Fremde überhaupt, ist der Burjat zurückhaltend, weil er, wie ich weiter oben gezeigt habe, sich für edler und schöner hält als alle anderen Volksstämme. Im gegenseitigen Umgange sind die Burjaten höflich und, nach Art aller Morgenländer, zuvorkommend. Beim Grüßen reichen sie einander die rechte Hand, welche sie mit der linken oberhalb der Handwurzel ergreifen. Wie bei den Kalmüken ist es auch bei den Burjaten nicht Brauch, den Gegenstand seiner Liebe zu küssen; er wird — berochen, und ich glaube, daß der Geruchssinn dem Burjaten leichter den Werth des angebeteten Gegenstandes zu erkennen giebt, als dieses ein Kuß vermag. Er erfährt so wenigstens, ob der Gegenstand seiner Zuneigung reineren und feineren Tabak, oder stark mit Lärchenrinde vermischte Machorka schmaucht, also — ob die Dame reich oder arm ist, da sich alle an Schönheit, Tugend, Bildung, Verstand und sonstigen schätzenswerthen Eigenschaften so ziemlich gleichen.

Die Burjaten jenseit des Baikalsees sollen große Neigung zur Erlernung von Handwerken haben und geschickter sein, als ihre Lehrer, die Russen, obgleich man diesen durchaus nicht Geschicklichkeit, aber sehr häufig Fleiß und guten Willen absprechen kann. Vor längerer Zeit sollen sich die Burjaten auch mit Schmelzen von Eisen befaßt haben; jetzt kaufen sie ihren geringen Bedarf von den Russen. In Troitzkosawsk ist eine russisch-mongolische Schule, welche die Regierung für die Kinder der Burjat-Kosaken gegründet hat und die einen sehr guten Einfluß ausübt. Die Fortschritte der Burjatenkinder sollen auffallend sein. Ich selbst habe nur einen gebildeteren Burjaten kennen gelernt; er war Dolmetscher bei der Gouvernementsregierung in Irkutsk. Ich muß leider gestehen, daß dieses Individuum nicht die beste Erinnerung bei mir zurückgelassen hat; es hat alle Mängel und Auswüchse der Civilisation angenommen, ohne das Edlere, Bessere zu fassen und sich anzueignen. Der Mann war und blieb, trotz des Frackes, der lackirten Stiefel und Glacéhandschuhe — Mongole.

In Bezug auf die Vermehrung oder Verminderung der Burjaten jenseit des Baikals konnte ich nichts Sicheres erfahren, indeß glaube ich, daß sie auch hier dahinsiechen, da überall gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen haben. Schon ist auch östlich vom Baikal der Burjate von russischem Elemente umringt, vom Mutterstamme, den Mongolen jenseit der Grenze, abgeschnitten und deshalb dürften auch hier die Tage seiner Existenz gezählt sein.

Noch lebt im östlichen Sajan auf russischem Gebiete ein Volksstämmchen, mit dem ich den Leser nach Radde's Schilderung bekannt machen will, da ich selbst nicht Gelegenheit hatte, es kennen zu lernen. Die Russen, und nach ihnen wol auch Radde, nennen dieses dem Aussterben nahe, kaum noch 200 Seelen zählende Volksstämmchen Sojoten, während sich diese selbst „Chaidut“ nennen und den Stamm als „Irchit-otogon“, als den Stamm des Irchit, eines ihrer mythischen Helden, bezeichnen. Diese Halbwilden haben in der Nähe des Alibert'schen Graphitwerkes, das wir später eingehender besprechen werden, ihren Centralpunkt, schweifen aber von dort über den Sajan nach Süden hinaus.

Die Sojoten sind ein ganz eigenthümlicher Menschenschlag, über dessen Abstammung Radde kein endgiltiges Urtheil fällen will. Er hält sie für das Produkt einer Kreuzung samojedischen und turko-tatarischen Blutes. Die Sprache dieses Volksstämmchens scheint eine sekundäre, vielleicht gar nur eine angelernte fremde zu sein, denn sie ist dieselbe, welche die Burjaten reden. Die Sojoten behaupten ihre eigenthümliche Muttersprache vergessen zu haben und sagen, daß die Urjänchen an der mongolisch-sibirischen Grenze „ihre Brüder“ seien. Im Körperbau gleichen die Sojoten in mancher Hinsicht den Samojeden; die meisten sind jedoch von zwerghafter Gestalt, und wenn auch bei den Weibern der mongolische Typus vorherrscht, so erinnern doch die Kopfformen der Männer an die tatarische Rasse.

Die Sojoten ernähren sich von der Jagd, und wenn diese schlecht ausfällt, so müssen sie am Hungertuche nagen, da die wenigen Renthiere, die sie besitzen, — die reichsten haben ihrer kaum 30 Stück, — und die paar Pferde und Kühe, welche ihr Eigenthum sind, nicht hinreichen, um sie vor Noth und Elend und deren Folgen zu schützen. Radde traf einst in einem dichten Zirbelkieferwalde,

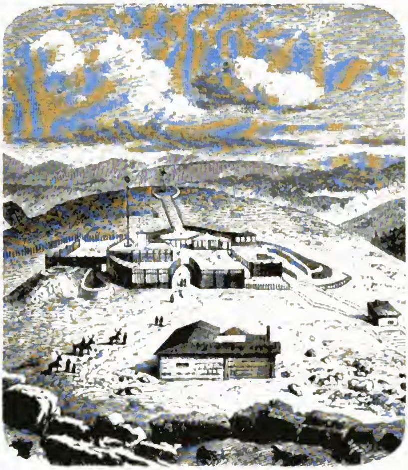
wo der Zobel am liebsten seine nächtlichen Raubzüge vollführt, eine keuchende Mannesgestalt, die einem Thale zuschwankte, in welchem der Schein eines Lichtes den Wohnort der Familie anzeigte. Fünf Tage waren verstrichen, der Arme hatte nichts erlegt, das Wild war aus der Gegend fortgezogen, die Mehlvorräthe verzehrt, das letzte Renthier vor mehreren Wochen geschlachtet und schlaff hingen die Muskeln am geschwächten Körper; so kehrte er zur Familie zurück. Kein Wort wurde gewechselt. Der Säugling saugte am Lederlappen und schweigend kehrte seine Mutter dem Feuer den Rücken, — um für ewig zu entschlafen. Der reiche Sojote hält sich seine Stuten, aus deren Milch er ein gegohrenes Getränk bereitet. Der Stute schert er, wie Radde sagt, die Mähne, seinem Weibe das Haupthaar, und bemerkt dabei naiv: „Von Alters her trägt nur der Hengst Haare, darum darf solche auch nur der Mann tragen."

Hochzeiten und Begräbnisse werden wie bei den Burjaten gefeiert, bald nach der Schablone des Buddhaismus, bald nach der des Schamanenthums, wie es gerade Umstände oder Laune erheischen. An eine Hochzeit oder ein Begräbniß nach der orthodoxen Schablone denkt kein Sojote, trotzdem die meisten getauft sind. An den Sojoten bestätigt sich wiederum die Behauptung, die ich schon früher aufgestellt habe, daß nicht das Christenthum, viel weniger aber einige Dogmen desselben, oder ihr ganzer Komplex, die Völker civilisirt. Die Civilisation ist die Summe geistiger Errungenschaften vieler weit über das Christenthum hinausreichender Generationen, und diese Errungenschaften können nicht durch einige Löffel geweihten Wassers, einige Tropfen heiligen Oels, durch Teufelsabschwörung und Gebet eingeimpft, oder durch einige Wundergeschichten des Evangeliums beigebracht werden. Der Sojote scheint übrigens nur aus demselben profanen Grunde die Taufhandlung der russischen Missionare an sich haben vollziehen lassen, aus dem auch Burjaten und Tungusen sich dieser Operation unterzogen haben, — um ein Hemde und einen Ziegel Thee zu erhalten. Die Taufe hat den Sojoten nicht umgestaltet, weil sie ihm keine Bildung, keine ihm begreifliche praktische Idee gebracht hat. Deshalb auch ruft er, wenn er krank ist, den Schamanen, welcher unter Trommellärm und Schellengeklirr unter konvulsivischen Zuckungen um ein Kohlenfeuer hüpft und den bösen Geist, welcher die Ursache der Krankheit ist, beschwört, den Patienten zu verlassen. Stirbt trotzdem der Kranke, so beschwört der Schamane die abgeschiedene Seele, welche, wie er sagt, den Bach hinabgeschwommen ist, in den Körper zurückzukehren. Die bei dieser Gelegenheit andächtig Versammelten erheben zuweilen plötzlich ein lautes Geschrei, bis der Schamane erschöpft zusammenstürzt und die Glut der verlöschenden Kohlen sich in seinem verzerrten Gesichte wiederspiegelt. — Auch bei Mondfinsternissen zeigt sich bei den Sojoten, wie bei allen ungebildeten Völkern, ein hoher Grad von Aberglaube. Furchtsam vereinigen sie sich dann, hetzen ihre Hunde gegen den Mond, feuern ihre Gewehre gegen ihn ab in dem Glauben, ein böser Geist mit schwarzem wolligen Haare wolle die Silberscheibe zerdrücken und werde durch ihr Lärmen verscheucht. Radde macht, indem er dies erzählt, die auch von mir gemachte Bemerkung, daß der Aberglaube ansteckend wirkt, da sich der gemeine Russe nicht von dem Einflusse, den die Berührung mit den halbwilden Sojoten auf ihn ausübt, frei zu erhalten vermag.

Er glaubt an das Besprechen gewisser Uebel, und hat hierfür sogar das Wort „Schamanitj“ (Schamanisiren) geschaffen, sowie er auch an das Behextsein der Goldwäschen und Graphitlager glaubt.

Seine Todten bedeckt der Sojote mit faulen Holzstücken und Lärchennadeln; er hält es für eine Sünde, zu diesem Behufe frisches Holz zu verwenden.

Das Bild, welches uns Radde vom häuslichen Leben des Sojoten entwirft, ist durchaus nicht einnehmend. Er sagt von ihnen, daß man im Sommer, wenn die Wiesen frisch grünen und die gesättigten Herden reichlich Milch geben, die gesäuerten Milchvorräthe täglich abdestillirt, und daß dann ein Trinkgelage beginnt, welches bald in ausgesuchte Roheit übergeht. Da sieht man die schwindelnde, mit schmuzigen, zerrissenen Lederkitteln bekleidete Menge bald in arges Handgemenge kommen. Das Weib ergreift den besonders hochgeachteten Zopf des Mannes oder Sohnes und flucht, mit Schaum vor dem Munde, teuflisch, bis die ohnmächtige zornige Faust in kraftlosen Schlägen den Nacken des Feindes trifft. Eine ganz gewöhnliche Folge dieser Auftritte sind die Beschwerden, welche man höheren Orts gegeneinander anbringen will; sobald aber der Rausch verschlafen ist, belebt wieder ein besserer Geist die nüchternen Seelen. Die alte Eintracht ist wieder hergestellt, man vergißt mit kindlicher Gutmüthigkeit die Entweihung des edeln Zopfes, der um einige Haare ärmer geworden ist, und die Tagesordnung ist — Versöhnung. Radde erzählt, daß bei einem solchen Gelage ein Sojoten-Aeltester, Namens Samsonka, einem Blinden einen Finger der rechten Hand abbiß, daß aber auch dieser Vorfall keine weitere Folge hatte; im Gegentheil, man setzte sich von Neuem zum Destillirkessel, dessen kochende Würze bald gleiche Zustände und ähnliche Auftritte in der Gesellschaft bewirkte.



Alibert's Graphitwerke.

Die Kleidung der Sojoten ist mongolisch. Sie erreichen, wenn sie nicht von Seuchen hingerafft werden, ein sehr hohes Alter; aber wie fast bei allen Jurtenbewohnern sind Augenleiden und Erblinden die gewöhnlichen Uebel in vorgeschrittenen Jahren. Ganz alte Personen werden von den Sojoten für seelenlos gehalten.

Einst trat ein altes Mütterchen vor Radde hin und erzählte ihm, daß ihr unlängst ein durchreisender Lama förmlich die Seele genommen habe, und daß sie nun ohne dieselbe leben müsse, wobei ihr jedoch das Essen ganz vortrefflich schmeckte.

Die Jurten der Sojoten gleichen ganz den Jurten der Burjaten, in denen der Leser sich schon mit uns umgeschaut hat. Sie haben, wie jene, Sommer- und Winterjurten, die sich jedoch der Form nach nicht von einander unterscheiden. Wenn wir aus der Schilderung Radde's, die er vom Besitzthume der Sojoten gegeben hat, auf die innere Ausstattung der Jurten schließen dürfen, so können wir uns dieselbe nicht eben als brillant vorstellen. Außer der Sommer- und Winterjurte hat jeder Sojote noch eine Jagdjurte, welche fast immer an der Schneegrenze errichtet ist. Sie ist sehr schwach konstruirt, und stellt nicht wie jene ein regelmäßiges Sechs- oder Achteck oder ein Quadrat dar, sondern ist oblong und dabei so leicht und schlecht gedeckt, daß man es ihr auf den ersten Blick ansieht, sie sei nur zur flüchtigen Rast, also zu vorübergehendem Gebrauche erbaut.

Dieses sind die Nachrichten, welche Radde über die Sojoten gesammelt hat und von denen Dr. Richard Andree treffend sagt, daß sie, wie die rothen Leute Nordamerika's, allmählich wegsterben und das kommende Jahrhundert den letzten Sojoten sehen wird. Wird sich ein Cooper finden, welcher, wenn das Geschlecht erloschen ist, seinem Andenken ein ganzes, weite Leserkreise fesselndes Werk, „Die letzten Sojoten", widmen wird?

Wir sind in unserer ethnographischen Wanderung an der sibirisch-mongolischen Grenze angelangt, die wir mit Permikin, der sie im Jahre 1857 im Auftrage des Ministers Perowski überschritt, da er die südlich vom Sajangebirge gelegene Gegend nach Kupfer und Lapis Lazuli durchforschen sollte, überschreiten wollen, um, wenn auch in aller Kürze, der Urjänchen zu gedenken, deren Stammverwandte die Sojoten sein wollen. Da wir im weiteren Verlaufe unserer Arbeit nicht wieder auf diese Gegend zurückkommen werden, so wollen wir Alles, was wir überhaupt von ihr wissen, und was wir den beiden berühmtesten Reisenden, die sie besucht haben, Radde und Permikin, verdanken, in Folgendem mittheilen.

Zwischen Sibirien und Mittelasien, speziell aber zwischen dem westlichen Theile des Irkutsker Gouvernements und der Mongolei, hat die Natur eine schwer zu überschreitende Grenzlinie errichtet, welche uns unter dem Namen des Sajaner Gebirges bekannt ist (s. Tonbild). Mir persönlich war es leider nicht vergönnt, diesen Riesen zu besteigen, seine Schönheiten in nächster Nähe zu schauen. Ich mußte mich mit dem herrlichen Anblicke begnügen, den er dem Menschen gewährt, welcher sein ungeheueres Massiv in einer Entfernung von fünf- bis sechshundert Werst anstaunt, wenn es im Glanze der aufgehenden Sonne strahlt, während noch überall umher die Dunkelheit herrscht, wenn es einer ungeheuern Feuermasse gleich vor den staunenden Blicken daliegt. Man muß die Partie, welche unser Landschaftsbild aus dem östlichen Sajangebirge darstellt, von der Sonne vergoldet sehen, um einen Begriff von dem Eindrucke zu haben, den das „Alpenglühen" auf den Beschauer macht.

In diesem Gebirge befindet sich das Alibert'sche Graphitwerk, über das wir eingehender sprechen, wenn wir die Naturschätze Sibiriens betrachten werden.

Hier befindet sich der Munku-Sardik, der nur von der Südseite aus bestiegen werden kann, und zwischen welchem sich noch zwei Gebirgsrücken hinziehen, ehe man zum Kossogolsee gelangt, der, wie viele andere auf dem Sajaner Rücken befindliche Wasserbecken, nach den in den „Notizen der russischen Geographischen Gesellschaft in Petersburg" gemachten Mittheilungen, ein erloschener, mit Wasser gefüllter Krater ist, das aus den Gletschermassen, welche die ringsum sich erhebenden Riesenkuppen bedecken, dahinein gelangt. Der Munku-Sardik, dessen Bild wir hier beifügen, besteht vorherrschend aus Gneis- und Granitblöcken; oft trifft man auch auf reinen Feldspath und Syenit und nur selten auf Quarz und Schiefer. Radde's Messungen haben ergeben, daß der Munku-Sardik 3272 Meter hoch über dem Meere liegt. Bei 3004 Meter erreichen die Phanerogamen ihre Grenze und der Schnee beginnt. Der fromme Mongole geht nicht gern weiter als bis an das Eis, das den Munku-Sardik bedeckt; er verehrt es als heilig, netzt seine Schläfe und Stirn mit dem aus ihm sickernden Wasser, macht seine devoten Verbeugungen vor ihm und wirft, während er gewisse Gebete hermurmelt, einige Tropfen Branntwein in alle Himmelsrichtungen, als wohlgefälliges Opfer für den hier herrschenden Geist. Von der Stelle aus, wo der Gletscher beginnt, sieht man im Süden ein weites, ödes Landschaftsbild. Am Ufer des Kossogol tauchen die weißen Filzjurten der buddhistischen Lama's auf, welche ihre klafterlangen Tuben blasen und mit scheinbar ernsten Mienen die ungehefteten Blätter ihres tibetanischen Breviers anschauen, in dem sie ihre Weisheit suchen. Gegen Süden sieht man die mit Steinen besäete Neigung des Munku-Sardik, auf welcher einzelne blaßgrüne Streifen die ersten Anzeichen der Alpenmatte bilden. Unbegrenzt, wie die hohe Gebirgsgegend, ist auch die Fläche des Kossogolsee's, aus deren Mitte sich die Insel Dalai-Kuï (Nabel des See's) in wellenförmigen weißen Linien erhebt, deren Fuß in schmale Dunststreifen gehüllt ist.

Am Fuße des Gletschers sintert viel Wasser zusammen: es bildet die ersten Quellen der den Kossogol füllenden Bäche. Hier beginnt die Region des Todes, die sich durch todte Schmetterlinge, welche wahrscheinlich im Frühlinge durch Luftströmungen aus der Baumregion hierher verschlagen werden, ankündet. Selbst eine Zieselmaus (Sermophilus Eversmanni) fand Radde hier unter einem hohlliegenden Granitblocke, die es wol bei einer kühnen Wanderung gewagt hatte, über den Gletscher zu reisen, und dabei ein Opfer der Anstrengung, des Hungers und der Kälte wurde. In schlafender Stellung, mit krampfhaft verzerrtem rechten Vorderfuße, die Zehen eingekrallt, den Kopf auf dem linken Vorderfuße, den Schwanz und die Hinterfüße eingezogen, lag das Thierchen da, ein sprechender Beweis für die Wanderungen, welche das winzige Geschöpf zu unternehmen wagt.

Die Mongolen knüpfen an diesen mit seinen Gletschern weithin in das Land schimmernden Berg eine Sage. Es soll hierher einst ein Ritter Namens Munku gezogen sein, um eine kaiserliche Prinzessin aufzusuchen, welche im Innern des Berges an einem goldenen Tische, auf dem ein goldener Becher steht, sitzt, jedoch nie wieder zurückgekehrt ist. Andere meinen, es sei nur ein Sojoten-Jäger Munku gewesen, welcher so verwegen war, im Gebirge zu jagen, und bei

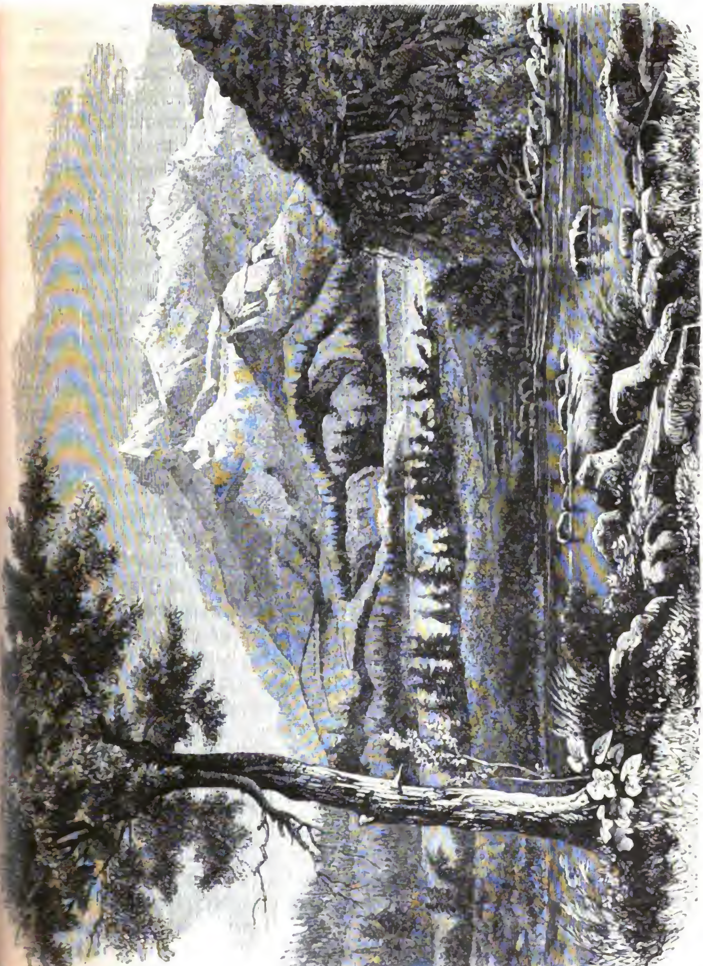
dieser Gelegenheit elendiglich umgekommen ist. Beide Sagen gründen sich wahrscheinlich auf die Reichthümer, welche im Schoße dieses Riesen und in seinen Schluchten verborgen sind. Die Mongolen nennen den Berg auch Munku-Zassu, „Schneeberg" oder „ewiger Schnee".

Radde war es nicht vergönnt, an den Kossogolsee zu gelangen; er hatte nicht den hierzu nöthigen Passe-partout, ein Bretchen, dessen Besitz das Ueberschreiten der russisch-mongolischen Grenze ermöglicht. Wir werden diese mit Permikin überschreiten, der sie trotz der drohenden Lebensgefahr, begleitet von einem mongolisch redenden und vier burjatischen Führern, erreichte. Sie ist auf der russischen wie auf der chinesischen Seite durch ganz nahe beieinander gelegene thurmförmige Steinhaufen bezeichnet. Der Eingang in die Mongolei und nach Rußland erfolgt durch gewisse, in einem $^1/_2$ Meter hohen Pfahlzaun angebrachte Pforten; ein zwei Meter breiter Erdstreifen zwischen beiden Aufschüttungen gilt als neutrales Land. Die russische Eingangspforte besteht aus zwei ca. drei Meter hohen Stangen, die zwei Meter voneinander entfernt in den Boden gepflanzt sind und sich mit ihren Spitzen berühren. Etwa ein Meter über dem Boden sind sie mit einer Schnur aus Pferdehaaren miteinander verbunden, an deren Mitte das in zwei hohle Bretchen eingelegte Grenzsiegel hängt.

Permikin stieg durch das prachtvolle Thal Chaka hinab in die Gegend, wo der Danaïn der Urjänchen, Schultum-kombo, hauste. Dieser Häuptling nomadisirt im Sommer am Kossogolsee selbst, im Winter aber im Kolthale, in das er, als Permikin zu ihm kam, schon seine Residenz verlegt hatte. Dieses Thal befindet sich am Südabhange des Sajan. In einer unabsehbaren Ebene sah man zahllose Herden, welche die Landschaft belebten. Besonders fesselt die Aufmerksamkeit des Europäers der Yak (Bos grunniens), von dessen Dasein man am nördlichen Abhange des Sajan keine Ahnung hat. Das Thier hat, trotzdem es gezähmt und seit lange Hausthier geworden ist, immer noch einen wilden Charakter an sich behalten, ist außerordentlich lebhaft und klettert wie eine Ziege. Gegen die Sommerhitze in den Thälern ist der Yak sehr empfindlich, und verräth dann hauptsächlich seine Abstammung aus dem tibetanischen Hochgebirge, denn er eilt dann ins Gebirge oder auch ins Wasser, in welchem er dann einen Theil des Tages, während der Hitze, verbleibt. Es kommen Kreuzungen des Yaks mit dem Rinde vor; man sieht sie manchmal auf dem Markte in Irkutsk. Ich konnte jedoch nicht erfahren, ob diese Bastarde, „Chainak" genannt, fruchtbar sind. Man ist leider in jenen Gegenden noch nicht daran, Studien in dieser Richtung anzustellen. Die Yaks, welche Permikin beim Danaïn Schultum-kombo sah, waren größtentheils weiß, ohne Hörner, hatten jedoch, wie die Yaks überhaupt, langes, bis zum Boden reichendes Haar und einen buschig behaarten Schwanz. Neben den Yaks weideten gewöhnliche Rinder und Kurdjukschafe (Fettschwanzrasse).

Der Danaïn hatte im Kolthale sieben blendend weiße Filzjurten aufgeschlagen, von denen drei mit rothen chinesischen Stickereien verziert waren. In diesen hauste er selbst mit seinen drei Frauen; in den übrigen lebte die Dienerschaft. Ein großer Schwarm Hunde bewacht diese menschlichen Wohnungen und bewillkommnet die Gäste mit wüthendem Gebelle, doch ist die Dienerschaft, die bei den

Orientalen gewöhnlich zahlreich ist und nicht viel zu thun hat, stets bereit, den Ankommenden von den Anfällen der wüthenden Thiere zu befreien.



Der Munku-Sardik

Permikin ließ sich durch seinen Dolmetscher beim Danaïn melden, mußte jedoch eine Viertelstunde warten, bis er zur Audienz vorgelassen wurde.

Im Zelte herrschte eine ausgezeichnete Reinlichkeit. Wie bei den Selenginsker Buriaten, steht auch im Zelte des Urjändchenfürsten gegenüber dem Eingange ein Altar mit verschiedenen Götterbildern und den verschiedenen, vom Buddharitus vorgeschriebenen Gegenständen. Zur Linken des Altars stehen in chinesischem Geschmacke gemalte Koffer, zur Rechten offene Wandschränke mit Geschirr, messingenen Krügen, Näpfen aus Holz und chinesischem Porzellan. Zwischen diesen Schränken und dem Altare steht ein Divan und in der Mitte der Jurte befindet sich, wie bei allen Mongolen, ein Herd, auf dem ein beständiges Feuer brennt, dessen Rauch durch eine Oeffnung im Dache entweicht.

Als Permikin in die Jurte eintrat, lag der Danaïn auf einem Divan. Er war mit einem mongolischen Schafpelze bekleidet und hatte eine Mütze von demselben Stoffe auf dem Kopfe. Zur Linken saß seine älteste Frau, eine vierzigjährige Dame von gefälligem Aeußeren. Der Ankommende richtete sich beim Eintritte nach den Gebräuchen der Urjändchen. Er legte seine rechte Hand auf die linke Seite des Danaïn, ergriff mit seiner Linken dessen rechten Arm, verneigte sich und sprach die Begrüßungsworte „Mendu — mur" (Mendu mongolisch = Herr), d. i. „Sei gegrüßt, Herr!" Der Danaïn wiederholte diese Begrüßungsforme und erkundigte sich nach der Familie und dem Viehstande des Reisenden. So verlangt es die urjändhische Sitte. Permikin antwortete dem Nomadenfürsten durch einen Dolmetscher und ließ ihm so viele Schmeicheleien sagen, daß er ganz bezaubert war. Vollständig gerührt wurde aber Schultum-kombo durch ein Geschenk von Spiegeln, Glaskorallen, Ringen und rothem Tuche und nun bestürmte er den Geber mit den verschiedensten Fragen. Jetzt begann auch die Fürstin die Hausfrau zu spielen. Sie vertheilte Ziegelthee in hölzernen Schüsselchen, deren erstes ein Diener mit unterwürfiger Geberde dem Gaste vorsetzte. Indessen wurde auch für das Mittagsmahl gesorgt. Zu Ehren des Gastes hatte der liebenswürdige Wirth einen Hammel schlachten lassen, dessen Fleisch, in kleine Stückchen zerschnitten, in einem Kessel gekocht wurde. Diesem wurden chinesische Fadennudeln hinzugefügt und das Mahl, eine kräftige, schmackhafte Suppe, war fertig, die auch der Europäer mit Appetit genoß.

Während des Essens wollte der Danaïn durchaus erfahren, wieviel die ihm dargebrachten Geschenke werth seien, denn die morgenländische Sitte erfordert ein Gegengeschenk von gleichem Werthe. Der Flitter, den Permikin dem Fürsten verehrt hatte, war nicht viel werth, es handelte sich für Permikin aber nicht um ein entsprechendes Gegengeschenk. Er erklärte deshalb, daß die Erlaubniß, den See Kossogol und seine Umgebung zu sehen, das beste Geschenk wäre, das ihm der Danaïn machen könne. Der Fürst ertheilte die Erlaubniß, soweit sie in seiner Macht stand, d. h. soweit er Herr des Sees und seiner Umgebung war. Zu einer Reise in das benachbarte Darchatenland verweigerte der Fürst aus mehrfachen Gründen seine Erlaubniß. Nach diesen Verhandlungen zeigte der Fürst seinem Gaste seine Herrlichkeiten. Schnüre von Perlen aus rothem Karneol, Achaten, sehr schön gefärbte Stücke von Lapus Lazuli, ein flaschenförmiger Tabaksbehälter aus Onyx, der so fein geschliffen war, daß er auf dem Wasser schwamm, u. A. bildeten diese Herrlichkeiten. Um neun Uhr Abends verließ der Danaïn die Jurte, um sich in eine andere zu begeben.

Sogleich begann eine andere, ganz eigenthümliche Scene. Kaum war der Häuptling aus der Jurte verschwunden, so begannen auch alle Anwesenden, die Fürstin nicht ausgenommen, sich sehr lebhaft und frei zu bewegen. Permikin frug, was denn diese Aenderung zu bedeuten habe; und man antwortete ihm ganz offen, als ob es sich von selbst verstände, daß der Hausherr in eine andere Jurte zu seiner Frau gegangen sei und heute nicht mehr zurückkehre. Die bisher schüchterne Fürstin kam jetzt dreist zu Permikin, untersuchte seine Kleider, nahm seine Uhr in die Hand und frug schnell hintereinander, ob die russischen Frauen schön seien, wieviel Frauen Jeder habe und ob man sie liebe? Später brachten zwei Diener eine große Decke aus Schaffell und wärmten sie am Feuer, während die Fürstin ihren Pelz auszog und, da das Hemd in jenen Gegenden nicht zu den nothwendigen, ja nicht einmal zu den Luxusgegenständen gehört, in vollständig paradiesischem Zustande dastand. Nun erst erlaubte sie, daß ihr ein Diener die Fußbekleidung auszog und sie, nachdem sie sich auf eine gewärmte Decke aus Schaffellen gelegt hatte, in dieselbe wickelte. Nur der Kopf blieb frei. Zwei Diener legten sich, sogar ohne Kopfkissen, unausgekleidet zu den Füßen der Gebieterin und schliefen bald sehr fest ein, was ihr Schnarchen verrieth.

Am nächsten Morgen bereitete die Dienerschaft den Thee, wozu Ziegel-(Form-)Thee, zur Hälfte mit pulverisirter Lärchenrinde, benutzt und mit Yakmilch gemischt wurde. Die Fürstin geruhte ihren Thee zwischen den Pelzen liegend zu genießen, warf dann ihre Decke ab und kam gravitätisch im Negligé der Eva an den Herd, ohne auch nur eine Spur von Scham zu zeigen. Ein Diener reichte ihr den Pelz, ein anderer zog ihr ihre chinesischen Stiefelchen an, später wusch sie sich mit Wasser, das man ihr in einem kupfernen Gefäße brachte; und nun trocknete sich die Dame am Feuer, da im Chankathale Handtücher noch nicht in Aufnahme gekommen sind. Kaum war die Fürstin angekleidet, so erschien auch schon der Danaïn, welcher seinen Gast mit dem üblichen „Mendumar“ begrüßte, seinen Platz vom vorigen Tage einnahm und eine Kanne Thee hinunterschlürfte, der gar nicht so übel schmecken soll.

Von hier aus machte sich Permikin, mit Empfehlungen ausgestattet, auf den Weg zum Sohne des Danaïn, der ebenfalls ein hochgestellter Urjänche war. Bei dem Sohne fand er Alles wie beim Vater; seine kleinen Geschenke wurden auch hier freundlich angenommen. Er erhielt von hier einen Führer nach dem buddhistischen Kloster oder Dagan, das in der offenen Ebene an der Nordseite des Kossogol gelegen ist, aus drei prächtigen Haupttempeln besteht und von drei Kapellen umgeben ist. Wie überall, so hat auch hier die Priesterschaft ihr und ihres Gottes Loos von dem der Bewohner zu trennen gewußt, und während sie das Volk nomadisiren und sich seinen Unterhalt mühevoll suchen läßt, sitzt sie bequem in herrlichen Wohnsitzen, wo sie sich vom gemeinen Volke wie vom Fürsten in gemächlicher Ruhe mästen läßt.

In der Architektur des Klosters herrscht der tibetanische Stil mit chinesischen Zuthaten; die Lebhaftigkeit der Farben, die Vergoldung und das kunstvolle Schnitzwerk gewähren einen überraschenden Anblick. An den Wänden des Haupttempels sind offene Schränke angebracht, in denen vergoldete bronzene Götterbilder stehen, zu deren Verzierung man Türkisen, Rubinen und Lapis

Lazuli verwendet hat. Manche dieser Göttergestalten waren in bunte chinesische Stoffe gekleidet, andere lagen in glasbedeckten Kasten aus Rosenholz. Alles dieses erinnert an das Innere katholischer und orthodoxer russischer Kirchen, in denen die Heiligenbilder und Statuetten ganz ebenso behandelt und aufbewahrt werden. In einem der anderen Tempel verrichteten fünfzig Lama's auf einmal ihren Gottesdienst; ihr Gesang war vielstimmig, streng geregelt und ihm folgte ein bedeutender Lärm von Pauken, Trompeten, Muschelhörnern und kleinen Glocken. Die Stimmen der Lama's waren klangvoll und so ungewöhnlich stark, daß das Gebäude förmlich erzitterte. Die Stimme kam aber auch aus der Brust wohlgepflegter geistlicher Athleten.

Das Ritual schreibt den Lama's ebenso Knixe, Verbeugungen, Handerhebungen vor, wie das Ritual der beiden katholischen Kirchen, welche kaum ihre Verwandtschaft mit dem Buddhaismus bestreiten oder ableugnen können. Wie in diesen macht der Schiretu oder Oberlama im Buddhatempel vor dem Altare diverse fromme Evolutionen; wie dort wird auch hier eine Masse Weihwasser verbraucht, das in einem silbernen, mit Email verzierten Gefäße steht, welches — die Form des Kreuzes hat, trotzdem der Lama-Gott sich bekanntlich nicht kreuzigen ließ. Im Deckel des Gefäßes stecken wiederum Pfauenfedern, deren Anzahl die mystische Drei beträgt. Mit dem Weihwasser benetzt jeder Lama seine Augen, wonach er die Finger in den Haaren abwischt. Nachdem alle diese Ceremonien in Gegenwart Permikin's mit großer Präzision vollendet waren, setzten sich die Diener Gottes an den Thee, den sie behaglich im Tempel genossen. Auf dem Altare lag eine Menge geschliffener Edelsteine und russischer Münzen; Permikin fügte als Dank einige Glasperlen hinzu.

Im Kloster selbst wohnen 130 Priester und ebenso viele in Zeltlagern, die in der Nähe für andere Buddhapriester aufgeschlagen sind.

Die Urjänchen spielen ausgezeichnet Schach, das sie Schcter nennen und wozu sie ganz dieselben Figuren wie wir benutzen, die gewöhnlich aus Knochen und sehr gut gedrechselt sind. Als Permikin aus dem Kloster zurückkehrte, fand er den Sohn des Danaïn, Prinz Irinsy, mit diesem Spiele beschäftigt, dem er dermaßen seine Aufmerksamkeit widmete, daß er selbst den Eintretenden nicht bemerkte. Erst nachdem er die Partie gewonnen hatte, rief er ihm sein freundliches „Mendu-mur“ zu, und zeigte ihm, wie sein Vater, alle seine Herrlichkeiten und Schätze. Während Irinsy mit Schachspielen beschäftigt war, studirte Permikin seine Umgebung. Die junge Fürstin zeigte ein fröhliches Temperament und zeichnete sich durch feines und höfliches Benehmen aus. Andere anwesende Frauen und Mädchen, welche Anfangs schüchtern dastanden, legten ihre Schüchternheit bald ab, tanzten, sprangen, lachten und suchten sich angenehm zu machen. Die Kleidung der Frauen war nach mongolischem Schnitt, jedoch zweckmäßig und schön. Die älteren Personen halten viel auf Reinlichkeit ihres Körpers, was man bei den Kindern vermißt, weil ein Aberglaube das Waschen derselben bis zu einem gewissen Alter verbietet. Die Sitten der Urjänchen haben sehr viel Primitives an sich, das sich bei ihnen erhalten konnte, weil sie durch hohe Berge von der Außenwelt abgeschnitten sind. Die rohe Sitte verlangt es, daß man Kranke und Gebrechliche ihrem Schicksale überläßt, bis sie elend umkommen.

Die Leichen werden nicht begraben, sondern neben die Jurten geworfen, wo sie Hunde, Raubthiere und Vögel verzehren. Vergehen unter den Urjänchen werden vom Danaïn entschieden, der im Kloster zu Gericht sitzt. Die Strafen ähneln den in China gebräuchlichen: wer einen Ochsen gestohlen hat, kommt auf vierzig Tage in einen Klotz, der ihn an Allem verhindert. Der Diebstahl zweier Ochsen wird mit der doppelten Buße bestraft, während für den Diebstahl dreier die Todesstrafe verhängt ist. So verlangt es das Herkommen.

Der Kossogolsee, in den von den umliegenden Bergen unzählige Bäche und Flüßchen herabströmen, ist 250 Werst lang, etwa 50 Werst breit und heißt bei den Umwohnern „Baigall-Dalai". Diese Bezeichnung erinnert stark an den Bai-kall, an den heiligen See der Burjaten, und dürfte wol ebenso der „heilige See des Dalai" bedeuten. Wie der Baikalsee hat auch der Baigall-Dalai nur einen Ausfluß, die Ega, welche sich in die Selenga, einen Zufluß des Baikals, ergießt. Der Kossogol ist sehr fischreich, doch ziehen die Urjänchen hiervon wenig Nutzen, da ihnen der Gebrauch von Kähnen gänzlich unbekannt ist. Eine Folge hiervon ist, daß sie auch nur zur Winterszeit, wenn der See zugefroren ist, auf die Insel Dalai-Kui (Nabel des See's) gelangen. Gegenüber dieser Insel treten zu beiden Seiten bedeutende Vorgebirge von den Ufern in den See hinaus, die sich an der Ostseite als breiter Kürbisvorsprung mit steiler, von Trümmergestein bedeckter Südseite ins Wasser senken, während an der Westseite mehrere Höhen als schmale Zungen in die Fluten einschneiden. Das Südende des Kossogols soll sich zu einem schmalen Kanale verengen, aus dem endlich die Ega oder Ekhe-gol heraustritt.



Tunguse.

Die Gegend von Kossogol mag für Nomaden sehr geeignet sein; bei der bedeutenden Höhe der Ufer des Sees, welche 1705 Meter beträgt, dürfte aber der Ackerbau kaum möglich sein, dem auch die Trockenheit der Luft, die häufig schneelosen Winter, durchaus keinen Vorschub leisten. Es herrscht in dem Kossogolthale oder Kessel ein rauhes Kontinentalklima, das erst nördlich vom Sajangebirge durch andere Verhältnisse modifizirt wird.

In dem unermeßlichen Landstriche zwischen dem Jenisey und der Lena, der im Süden von der Angará begrenzt wird, und dann weit hin gegen Norden bis ans Eismeer, gegen Osten bis an den Stillen Ozean und im Süden bis an den Amur, lebt ein nomadisirender Volksstamm, den die Natur gleichfalls schon auf ihren Aussterbeetat gesetzt hat, weil er wol fähig war, sich der Thiere der „Tajga", des schlummernden Urwaldes, zu erwehren, jedoch sich nicht genug

Mittel zu verschaffen vermochte, um sie vollständig zu unterjochen und zu verdrängen, noch weniger aber, um sich gegen den von Westen her andringenden Arier zu behaupten, oder gar diesem den Besitz seines Erbes streitig zu machen.

Auf einer ungeheuern Fläche, die an Umfang bei Weitem das Deutsche Reich überragt, lebt, in Gemeinschaft mit Bären, Wölfen, Füchsen, Elennthieren, Renthieren, Hirschen und Rehen unter dem Schatten riesiger Lärchen und Kiefern, auf deren Aesten Herden von Auerhühnern (Tetrao urogallus) und Birkhühnern (Tetrao tetrix), neben schwarzen und silbergrauen Eichhörnchen, Zobeln u. A. wohnen, der Tunguse, den man vergeblich nach seinem Ursprung, nach seiner ersten Heimat, nach seinen Urahnen fragt. Er hat keine Geschichte, keine mündliche Ueberlieferung, welche die lebenden Geschlechter mit den vergangenen verbindet, welche das geistige Band der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist. Wenn man Tungusen kennen gelernt, wenn man mit ihnen verkehrt hat, dann begreift man erst den wahren Werth, das wahre Wesen der Geschichte und lernt sie als die Bewahrerin der geistigen Eroberungen der Völker auffassen, selbst dann, wenn sie uns durch Ströme vergossenen Bruderblutes anekeln, abstoßen sollte. Man beruhigt sich dann, man vergißt sogar der Ströme vergossenen Blutes, ja man kommt unvermeidlich zu dem Schlusse, daß auch dieses vergossene Blut nothwendig gewesen ist, um eine neue menschliche Kulturstufe zu erklimmen. Die Kultur des Menschen wird, wie er selbst, unter Schmerzen, Blutvergießen und heftigen Konvulsionen geboren.

Wenn ich die Geschichte Europa's, selbst die Geschichte des Volkes, welches das meiste Blut vergossen hat, mit der Traditionslosigkeit der Tungusen vergleiche, so wünsche ich mir noch Glück, als Europäer geboren zu sein, der sich hoch emporgeschwungen hat über die Stämme, die in der schlummernden Tajga Sibiriens hausen, und an denen man die Wahrheit der Descendenztheorie Lamarck's studiren kann. Sie haben sich nicht zu weit von ihren Urahnen entfernt.

Ich sah die ersten Tungusen in der Gegend von Wjercholensk an der Lena, und glaubte glatt barbierte Gorillas zu sehen, auf deren Schädel sich eine tiefschwarze, schlichte Haarmasse mächtig entwickelt, und deren Gesichtsfarbe einen gelben, nur auf den Wangen ein wenig gerötheten Teint angenommen hat. Der gedrungene, sehr kräftige Körperbau des Tungusen bewies mir auf den ersten Blick, daß er ganz dazu geschaffen ist, mit den wilden Thieren des Urwaldes den Kampf ums Dasein zu führen, dieselben jedoch nicht im Laufe zu erreichen; er muß den Bären oder Wolf im Lager aufsuchen, das Elennthier oder den Hirsch auf der Weide überraschen, um mit ihnen zu kämpfen. Das Gesicht, der Schnitt des Auges, das saumlose, nach vorn gerichtete Ohr, die niedere Stirn, der hervorstehende Backenknochen, der weit aufgeschlitzte Mund und seine dicke Unterlippe zeigen die nahe Verwandtschaft des Tungusen mit dem Mongolen, besonders aber mit dem in der burjatischen Steppe bei Cajotsk hausenden Burjaten, von dem er sich nicht so wesentlich unterscheidet, daß ihn das ungeübte Auge mit Leichtigkeit unterscheiden könnte.

Ich habe schon früher gesagt, daß die halbwilden Stämme, welchen man von dem Gouvernement Wjatka an bis an die Lena begegnet, schwer von einander zu unterscheiden sind, sobald man die beiden zunächst aneinander

wohnenden miteinander vergleicht, daß dagegen der Unterschied sehr augenfällig ist, sobald man z. B. den Wotjak (im Gouvernement Wjatka) mit dem Ostjaken (im Gouvernement Tobolsk), den Permiak (im Gouvernement Perm) mit dem ujgurischen Tataren (im Gouvernement Krasnojarsk) vergleicht. Ebenso geht es mit dem Tungusen, der in der Gegend von Wierckolensk haust, und dem 40 bis 50 Werst von ihm in der Steppe hausenden Burjaten, von dem jedoch der nördlichere, bei Ustjkutta, Kirensk oder Olekminsk wohnende Tunguse sehr leicht, ich möchte sagen, auf den ersten Blick, zu unterscheiden ist.



Der Silberfuchs.

Ich werde mit Denjenigen, welche behaupten, daß der Tunguse von den Mandschuren, welche am linken Ufer des Amur hausen, abstamme, nicht streiten, denn auch der Mandschur ist — Mongole. So viel ich Gelegenheit hatte, der Abstammung nachzuforschen, habe ich gefunden, daß die Verwandtschaft der Tungusen, welche westlich von der Lena hausen, mit den Burjaten in der nahen Steppe eine sehr nahe ist, denn ihre Idiome sind nahe verwandt, und wenn ja zwischen den letzteren ein Unterschied ist, so ist es ein quantitativer, nicht aber ein qualitativer. Der Tunguse hat weniger Wörter als der Burjat, ganz einfach deshalb, weil er weniger Bedürfnisse hat, weil er auf einer weit niedrigeren Kulturstufe steht als der Burjat, der überdies auch schon seit längerer Zeit mit Völkern, welche auf einer relativ hohen Stufe der Bildung stehen — ich erinnere hier an China, — Verbindungen hat, während der Tunguse noch

heute soviel wie möglich jegliches Annähern an höher stehende Völker vermeidet. Wir wollen hiermit durchaus nicht die Kulturstufe der an der Lena wohnenden Russen als sehr hoch hingestellt haben; jedenfalls ist sie eine bedeutend höhere als die des in der Tajga hausenden Tungusen.

Wir wollen, um den Lesern das Verständniß der Lebensweise des Tungusen zu erleichtern, eine kurze Schilderung der Gegend geben, welche er bewohnt.

Zwischen dem Jenisey und dem Stillen Ozean einerseits und zwischen dem Amur und dem Nördlichen Eismeer andererseits erstreckt sich das von wenigen Tungusen bevölkerte Land. Man kann die Größe dieses Landstriches, selbst nach Abzug dessen, was auf die Polarzone fällt, noch immer auf sechzig bis siebzigtausend Quadratmeilen schätzen, auf denen kaum mehr als 35,000 bis 40,000 halbwilde Bewohner leben. Diese große Fläche ist in verschiedenen Richtungen von mehr oder minder bedeutenden, bewaldeten Gebirgsketten durchschnitten, welche die Wasserscheiden sowol zwischen den Hauptströmen als auch zwischen den einzelnen Flüssen und Flüßchen bilden, deren Zahl nach neueren Forschungen sehr bedeutend sein soll. Ein riesiger Wald bedeckt die ganze Fläche und nur hin und wieder ist er von größeren oder kleineren baumlosen Flächen unterbrochen, welche entweder noch mit Wasser bedeckt sind und Seebecken bilden, oder durch Erdhebungen vom stehenden Wasser entleert worden sind und nun mit Torf oder Morast gefüllte Flächen, „Tundren", bilden, welche, wie behauptet wird, selbst im Sommer nicht mehr als eine Elle tief aufthauen und einen schädlichen Einfluß auf das Klima des ganzen Landes ausüben.

Eine eingehendere Betrachtung über die Zeit, in welcher die Erdhebung stattgefunden haben muß, in welcher also die Moräste des nördlichen Sibiriens entstanden sind, würde, so interessant sie auch wol an sich wäre, zu weit von dem hier besprochenen Gegenstande abführen. Wir konnten die stattgehabte Katastrophe nur andeuten und mußten es thun, weil dieses uns eine, wo anders nicht statthabende Erscheinung erklärt, die nämlich, daß das Gold in Sibirien bis jetzt nicht in Bergen und Höhenzügen, sondern nur in verlassenen Flußthälern und Seebecken, welche alle mit moränenartigem Gerölle angefüllt sind, gefunden wird. Wir müssen, trotzdem sich eine so gewichtige Autorität, wie Häckel, gegen die Katastrophentheorie ausspricht, dennoch an eine Erhebung Nordsibiriens durch eine Katastrophe glauben. Die Tradition spricht für dieselbe und diese Tradition wird durch geologische Denkmäler unterstützt. Unter den Burjaten am Baikalsee herrscht die Ueberlieferung, daß dort, wo heute die klaren, krystallhellen Gewässer des heiligen See's (diese Bedeutung hat das zusammengezogene Wort „Bajkall") sind, vor 600 Jahren ein fruchtbares Thal mit vielen Aulen, ja selbst mit einer großen Stadt gewesen ist. Dieses Thal ist plötzlich versunken und seine Stelle nimmt heute der ungeheuere See, in Sibirien gewöhnlich das „Meer" genannt, ein. Wir wollen die von den Burjaten angegebene Zahl ignoriren, da sie nur auf mündlichen Ueberlieferungen basirt, und die geologischen Denkmäler betrachten. Diese sind: Lava und gebrannter Lehmschiefer, sowie andere vulkanische Gebilde, welche sich in großen Massen am Baikalsee finden und die beweisen, daß er ein eingesunkener Krater ist, dessen Oberfläche über tausend Quadratmeilen betragen hat.

Wenn eine solche Felsenmasse plötzlich versinkt, so kann sie wol eine Erhebung niedrig gelegener Flächen, selbst in weiterer Entfernung, bewirken, und wir glauben wenigstens nichts Unmögliches zu behaupten, wenn wir die tellurische Umgestaltung Nordsibiriens dem Einsturze des Baikalkraters zuschreiben.

Die unermeßlichen Wälder sind reich an Thieren, welche theils Fleisch und Felle, theils geschätztes Pelzwerk liefern; in ihnen hausen unter anderen der schwarze und Silber-Fuchs, der schwarze Bär und der Zobel, deren Felle einen so hohen Werth haben. Die Flüsse und stehenden Gewässer wimmeln von Fischen; im Sommer bedecken den Wasserspiegel unzählbare Scharen wilder Enten der verschiedensten Gattungen, und zwischen ihnen tummeln sich, ebenfalls in buntem Gemisch, verschiedene Arten Wasserhühner und wilder Gänse.



Das Argali oder wilde Bergschaf.

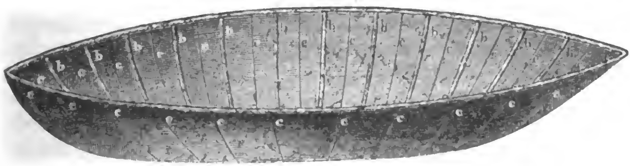
Der Tunguse ist übrigens, wie jeder halbwilde Bewohner Nordasiens, ein vortrefflicher Schütze. Erman erzählt in dieser Beziehung, als Augenzeuge, folgenden Fall. Gegen Sonnenuntergang ritten wir bei feinem Schneegestöber am linken Flußufer (der Bjelaja), als von dem gegenüberliegenden, fast senkrechten Felsen herab das laute Bellen des mitgenommenen Jagdhundes gehört wurde. Wir hielten an und sahen auf halber Höhe der Thalwand fünf ziegenähnliche Thiere von Klippe zu Klippe springen. Vier derselben entkamen und

nur das letzte stellte der Hund auf einem Felsenpfeiler, zu dem er den einzigen schmalen Ausgang unter fortwährendem Bellen gesperrt hielt. Unser alter Jäger nahm nun seinen Stutzen, lief auf Schneeschuhen schnell zum andern Ufer, legte sie dann ab und kletterte durch kleine Schluchten aufwärts zu dem nackten Gestein. Er schoß und erlegte glücklich das Thier, welches unser nachklimmender Jakute an den widderartigen Hörnern zu uns herunterschleppte. Argali, d. h. hier sogenannte wilde oder Felsenschafe, hatten uns dies Jagdschauspiel gewährt. Ich erstand vom Schützen den Balg der Beute. Es war ein hochträchtiges Mutterschaf und eben deshalb schwerfälliger gewesen als die übrigen. Der Balg des ungeborenen Lammes kam, als für weiche Frauenhandschuhe und Kopfbedeckung geeignet, unserer Daria (der Tochter des Tungusen, dessen Gastfreundschaft Erman genoß und der ihm eine weite Strecke als Führer und Fuhrmann diente), zu. Sie allein besorgte auch die Zurichtung der eßbaren Theile. Sie nahm die Magen heraus, reinigte sie und sammelte darin das Blut, welches geräuchert für eine der leckersten Speisen gilt. Der Pansen oder erste Magen war ungeheuer angefüllt mit gröblich zerkanter Spreu von gefrorenen Kräutern. Der von Hunger abgemagerte Hund erhielt sein bestimmtes Theil und verschlang dasselbe mit äußerstem Wohlbehagen. Wir schlugen, nicht weniger vergnügt, ein Lager im Walde auf, da inzwischen ein stärkeres Schneetreiben begann. Zum Schutze dagegen wurde das Gepäck an der Windseite wie eine Mauer zusammengestellt und Alles versammelte sich um das dahinter mächtig auflodernde Wachtfeuer. Beim Anblicke des frischen Fleisches rief der Jakute (der als Verlobter der Daria die Gesellschaft begleitete) jauchzend: „Nun bleibe ich die ganze Nacht über wach und esse bis zum Weitermarsch!“ Auf einige schnell geschnitzte Holzstäbe spießte ein Jeder sich eine Reihe kleiner Fleischstückchen; dann wurden die Schnitte am Feuer geröstet. An diesem Braten labten wir uns vorläufig, während Daria in dem schneegefüllten Kessel weit größere Stücke kochte. Wir fanden das Fleisch höchst wohlschmeckend und saftreich. Der Jäger aber sog „als Lohn für die Jagd“ das Gehirn des Thieres roh aus; auch die Augen kochte er für sich allein als leckeren Bissen. — Ich erhöhte den Reiz des heutigen Festes durch ein reichliches Geschenk von Buchweizen. Als der Brei im Kessel zu kochen anfing, warf unser Jakut mit großem Ernst einiges davon ins Feuer, sodaß die Flamme hoch aufloderte. Er nannte dies, was bei animalischen Speisen nie geschieht, ein Opfer für die Erde. Zufällig lernte ich auch noch eine andere religiöse Ueberzeugung der Tungusen kennen. Als ich dieselben nämlich bat, einige ihrer unterwegs angestimmten melancholischen Lieder zu wiederholen, erwiederten sie mit einer Art heiliger Scheu: „es sei Sünde, in der Nacht zu singen.“

Ich habe hier absichtlich außer der Jagdscene auch die Episode des Nachtlagers wiederholt, weil sie dem Leser Einsicht in die Lebensweise und religiösen Anschauungen des einfachen Naturmenschen gewährt, dem wahrscheinlich irgend ein melancholischer Träumer, den der Gesang im Schlafe gestört, eine eigenthümliche Art Sünde geschaffen hat, die selbst die europäischen alleinseligmachenden Religionen nicht kennen. Außerdem aber dürfte den Leser auch noch die Bemerkung interessiren, daß die Tungusen, welche östlich von den Flüssen

Allahjuna und Kudoma nomadisiren, sich von den weiter westlich, überhaupt vom Meere entfernter wohnenden in mancher Rücksicht unterschieden. Sie sind empfänglicher für Frohsinn, witziger, und verstehen es, sich angenehm zu machen, sowie auch jedem Gegenstande die lächerliche Seite abzugewinnen. Auch eine Art Tanz haben sie, bei dem sie zweisilbige Worte, wie zum Takte, singen, wobei jedoch bei jedem folgenden Worte die Tanzart, die übrigens ein Hüpfen, Springen und Gehen ist, geändert wird.

Durch die oben geschilderte Beschaffenheit des Landes ist schon die Lebensweise seiner Bewohner gegeben. Der Tunguse konnte unter den vorhandenen Lebensbedingungen sich nicht anders entwickeln, als er sich eben entwickelt hat, zumal er auf einer sehr niederen Stufe der Kultur gestanden hat, als er durch irgendeine, uns und ihm selbst unbekannte historische Katastrophe in die wilde, wenn auch von der Natur überreich ausgestattete Gegend geschleudert wurde.



Tungusischer Kahn. a Bordbügel. b Rippen c Nähte der Umkleidung.



Tungusisches Ruder.

Es wäre eher zu verwundern, wenn er sich hoch emporgeschwungen hätte auf der Leiter der geistigen Entwicklung, als daß er eben so roh geblieben ist, wie wir ihn heute noch in dem unwirthlichen Lande treffen. Sein ganzes Streben war bis jetzt nur auf die Erhaltung des physischen Daseins gerichtet, um das er mit Raubthieren sehr gefährlicher Natur zu kämpfen hatte.

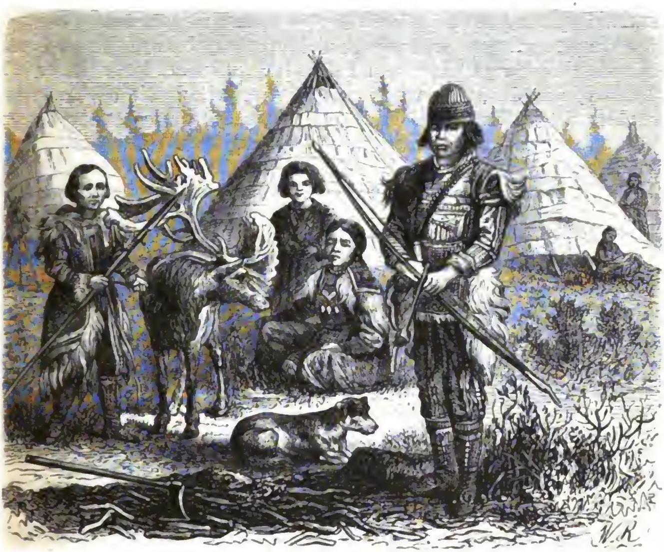
Vor allen Dingen hatte er es wol mit dem Wolfe und dem Bär zu thun. Solange der Tunguse nur Pfeil, Bogen und Lanze führte, muß es ihm sehr schwer geworden sein, und deshalb ist es auch leicht begreiflich, weshalb der tungusische Volksstamm sich selbst damals nicht vermehrt und zu einem respektabeln Volke herangebildet hat, als er noch nicht mit dem Russen in Berührung gekommen und von ihm abhängig geworden ist. Jetzt ist es zu spät! Zwar ist nun dem Tungusen der Kampf mit den wilden Thieren erleichtert; der Russe verkauft ihm die schlechte Büchse, deren Zeichnung ich bei der Beschreibung der Karagassen mitgetheilt habe, und welche wir allgemein in Sibirien verbreitet finden, aber er hat auch gleichzeitig mit dem ihn von allen Seiten überflügelnden Russen einen wenn auch unblutigen Kampf zu führen, in welchem er früher oder später unbedingt unterliegen wird.

Der seit der Ankunft der Russen in sein Gebiet menschenscheu gewordene Tunguse lebt in seinen Wäldern in einfachen, aus Birkenrinde, Filz und Fellen

gefertigten, zeltartigen Hütten, welche ihn kaum vor dem Unwetter, gewiß nicht gegen die Kälte schützen können, die in der Gegend zwischen Wjercholensk und Kirensk oft so groß ist, daß das Quecksilber im Thermometer gefriert. Gegen die Kälte schützen ihn einfach seine Pelze. Den Sommer und Winter verbringen die Männer mit Jagen und Fischen, die Weiber mit der Zubereitung der Felle der erlegten Thiere. Selten wol geht ein Tunguse auf die Jagd, sondern meistentheils familien- oder stammweise, und ebenso liegen sie auch dem Fischfange ob. Wer solch einem Tungusen in seinem leichten Kahne, den der Russe „Seelenverderber" nennt, auf den oft sehr reißenden Flüssen dahinfahren sieht, muß wirklich erstaunen über die Geschwindigkeit, mit der er dahinschießt. Der ganze Kahn ist so leicht, daß ihn ein Mann ohne große Beschwerlichkeit tragen kann; denn er besteht ganz aus Birkenrinde, welche an einem aus Birkenholz gefertigten Gerippe befestigt ist. Rippen, Kiel und Bordbügel sind höchstens einen Zoll dick. Ein einfaches, wenige Zoll breites und auf den Bordbügeln ruhendes Bretchen dient zum Sitze, da es gefährlich wäre, in dem leichten Fahrzeuge zu stehen. Das Ruder wird in der Mitte mit beiden Händen erfaßt und der Kahn derart vorwärts bewegt, daß man mittels des Ruders mit großer Schnelligkeit wechselsweise rechts und links ins Wasser schlägt. Als ich das erstemal einen solchen Kahn und in ihm einen Menschen erblickte, schauderte ich unwillkürlich zusammen. Später lernte ich selbst mich seiner bedienen und überzeugte mich, daß das Fahrzeug, wenn es mit Vorsicht benutzt wird, gar nicht so gefahrdrohend ist, als es den Anschein hat. Ich muß gestehen, daß ich in keinem solchen Kahn einen Tropfen Wasser gefunden habe, ein Zeichen, daß er wasserdicht ist. Der an der Lena wohnende Russe hat dieses Fahrzeug vom Tungusen angenommen und selbst Weiber und Kinder setzen in ihm während des Sturmes über den riesigen Fluß. Daß Rippen, Kiel und Bordbügel nur mit Birken- und Weidenzweigen miteinander verbunden sind, daß die Umkleidung mit eben solchem Materiale am Gerippe befestigt ist, hätte ich beinahe zu bemerken vergessen. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß der Tunguse mit Eisen nicht verschwenderisch ist; er hat außer seiner Büchse, seinem Messer, Beil, Spieß und seiner Harpune nichts, das aus Eisen gefertigt ist, und diese wenigen Gegenstände reichen bei ihm vollkommen aus. Hauptbeschäftigung der Tungusen ist die Jagd. Das Fleisch, das ihm vom eigenen Konsum übrig bleibt, räuchert er, gewöhnlich über Birkenrinde, infolge dessen es einen unangenehmen, birkentheerartigen Geruch annimmt, sich aber lange gut konservirt. Mit dem Räuchern und Trocknen der Fische befassen sich die Weiber, welche außerdem auch die Felle zuschneiden und ihrer so viel, als zu einem Pelze nothwendig, zusammennähen.

Ueberhaupt ist die Stellung der Frauen bei den Tungusen eine sehr sklavische, was schon durch das Kaufen derselben bedingt ist. Die Tungusin baut die Jurte und packt sie wieder zusammen, wenn der Lagerplatz, was ja sehr häufig geschieht, da der Tunguse eminent Vagabond ist, gewechselt wird; sie gerbt die Felle, besorgt das Hauswesen, leitet die Renthiere, pflegt die Herde und hilft bisweilen sogar auf der Jagd. Selbst die Stiefel muß sie dem Herrn Gemahl schmieren, wobei sie den hierzu zu verwendenden Thran in den Mund nimmt und ihn durch die Zähne in Staub verspritzt, den sie mit den zu schmierenden

Stiefeln auffängt, welche indessen am Feuer erwärmt und mit der Hand tüchtig gerieben werden. Eine Folge dieser Operation ist zwar, daß die so geschmierten Stiefel wasserdicht werden, aber auch, daß sich die älteren Tungusinnen durch einen ranzigen Thrangeruch auszeichnen, der ihre Nähe durchaus nicht angenehm macht. Ueberhaupt wäre der Tunguse ohne Renthier und ohne Weib verloren; beide sind ihm vollkommen unentbehrlich zu seiner Existenz.



Tungusen. Nach einer Originalphotographie.

In der Jugend kleiden sich die Tungusen, wie unser Bild sie darstellt, mit einer gewissen Eleganz. Sämmtliche Kleidungsstücke sind mit bunten Stickereien verziert, das Oberkleid mit feinem Pelzwerke verbrämt, das junge Mädchen trägt Ohrringe und Halsgeschmeide, leider gewöhnlich nur aus Messing oder Zinn und Glasperlen; selbst die Fußbekleidung wird durch irgend eine Verzierung ausgezeichnet. Später kommt die liebe Noth, und man vernachlässigt die Toilette, weil die Nahrungssorgen — wenn wir es so nennen dürfen, da wir eigentlich nicht gewohnt sind, bei den Nomaden von Voraussicht zu sprechen, — nicht soviel Zeit lassen, um die Kleider durch Stickereien mit gefärbtem Darmzwirne zu zieren. Selbst tungusische Fürsten und Stammesälteste schämen sich in vorgerückteren Jahren eines Loches in ihrem Kleide nicht, und entschuldigen es mit der schlechten Zeit, da sich die Jagd von Jahr zu Jahr verschlechtert, ja in manchen Gegenden des weiten Landstriches, den die Tungusen als ihr Eigenthum beanspruchen, seit langer Zeit kein Zobel mehr gefangen worden ist.

In vielen Gegenden nennt man die Jagd jetzt schon gut, wenn man im Laufe des Winters 150 Eichhörnchen, 4 Zobel, einige Füchse, Wölfe und Bären erlegt.

Wir müssen hier noch einer bei allen nordasiatischen Eingeborenen Sitte oder Unsitte erwähnen, welche viele Reisenden verleitete, diese Völkchen als Stammverwandte der amerikanischen Rothhäute zu betrachten. Ich meine das Tätowiren. Wer jedoch der Sache näher tritt, findet einen großen Unterschied zwischen dem Tätowiren der Nordamerikaner und Nordasiaten. Die ersteren nämlich bringen verschiedene Farben unter die Haut, infolge dessen sie thatsächlich bemalt sind, während sich die Nordasiaten dünne, gefärbte Darmsaiten in verschiedenen Windungen unter die Haut zogen, ihren Körper also gleichsam durch Stickereien verzierten oder verunzierten. Die Regierung hat nun diese Art der Körperverstümmelung, welche, nachdem sie ausgeführt ist, eine gefährliche Eiterung nach sich zieht, streng verboten, infolge dessen man auch nur noch sehr alte gestickte Tungusen sehen kann. Das junge Geschlecht wächst ohne die schmerzliche Operation, durch welche der ohnehin nicht schöne Körper noch mehr verunziert wurde, auf, und die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher auch die letzte Spur davon, daß die besprochene Unsitte geherrscht hat, unter den Tungusen gänzlich verschwunden sein wird.

Im Dezember kommen die Tungusen in die ihnen zunächstgelegene Gemeindeverwaltung (Wolostj), wo sie den russischen Beamten den „Jassak" (Tribut) in Fellen abliefern und sich mit Mehl, Formthee, Pulver, Blei, Flintensteinen, Salz, Tuch, Baumwollenzeug und dergleichen versehen. Alle diese Sachen bezahlen die Tungusen mit Fellen, welche sie auf ihren langen, sehr leichten, mit Renthieren bespannten (Narten) Schlitten herbeischaffen. Eine solche „Narta" ist nicht breiter als ein Mensch, und wie der Kahn aus Birkenholz gearbeitet. Die einzelnen Theile sind eben auch nur durch Weiden- oder Birkenruthen und durch einem Riemen miteinander verbunden.

Häufig besorgen jedoch die Tungusen ihre Transporte auf dem Rücken der Renthiere, wobei sie vier Pud, oder 140 Zollpfund, auf das Thier laden. Diese Last wird mit der größten Genauigkeit abgewogen und mit eben dieser Genauigkeit auf beide Seiten vertheilt, damit die Packballen genau im Gleichgewicht stehen. Wie zum Ziehen und Lasttragen wird das Renthier von den Tungusen auch zum Reiten gebraucht, wobei es jedoch nicht so bestiegen werden kann wie ein Pferd, da hierdurch dem armen Thiere das Rückgrat zerbrechen würde, denn sobald man dieses nur einige Zoll hinter dem Sattel berührt, so biegt sich das Thier in die Kniee, wie unter einer unerträglichen Last. Auf die allein tragfähigen Vorderschultern kann man sich aber nicht stützen, solange man noch mit den Füßen den Erdboden berührt, denn jeder dabei unvermeidliche Seitendruck reißt das Sattelkissen aus dem Gurte. Man muß sich also, um ein Renthier zu besteigen, die Methode des Tungusen aneignen und einige Uebung macht bald den Meister. Der Reiter hält nämlich das Renthier am Zügel und stellt sich, das Gesicht nach vorn gewandt, an die rechte Seite desselben, statt an die linke, wie wir es machen, wenn wir ein Pferd besteigen wollen. Nun hebt man den linken Fuß auf das Sattelkissen, ohne dieses jedoch mit der Hand zu berühren und kommt zum Sitzen, indem man sich mit dem rechten Fuße unter

gleichzeitiger Nachhülfe mittels des Stockes vom Boden in die Höhe schnellt. Die Tungusinnen steigen oder hüpfen vielmehr ebenso behende auf das Renthier, wie die Tungusen. Auch das Sitzen auf dem Renthiere unterscheidet sich bedeutend vom Sitzen auf dem Pferde, da man sich durchaus nicht an den Körper anschließen darf. Man muß sich vielmehr dadurch sitzend oder so recht eigentlich schwebend erhalten, daß man seinem Körper beständig eine wiegende Bewegung giebt, wobei der zum Aufsteigen nöthige Stock als Balancirstange dient. Außerdem aber pflegt man zur Erhaltung des Gleichgewichtes bei jedem Schritte abwechselnd zur Rechten und Linken mit den Hacken leise hinter die Schultern des Thieres zu schlagen. Wollte man der festeren Unterstützung wegen die Kniee gegen das Sattelkissen drücken, so würde man mit diesem zugleich niederfallen, denn es wird absichtlich nur lose gegürtet, sodaß es sich leicht nach beiden Seiten hin verschiebt. Auf ebenem Wege erlernt auch der Europäer bald die Schaukelkunst auf dem Renthiere; etwas schwieriger ist die Sache auf unebenem Wege oder wenn es durch tiefen Schnee geht. Doch werden auch hier die Schwierigkeiten bald überwunden; der Reiter muß auf schwierigem Terrain nur noch loser auf dem Thiere sitzen, denn wollte er sich etwa mit den Knieen halten, so würde sich das Sattelkissen sogleich nach hinten auf das Rückgrat verschieben und der Reiter würde an den niedergebogenen hinteren Sprunggelenken des Thieres zur Erde gleiten. Wenn es durch tiefen Schnee geht, wird immer im Gänsemarsche geritten, wobei das erste, gewöhnlich ein Elitethier, mit der Brust Bahn bricht und die Schneemassen auseinander wühlt. Der erste Reiter spornt dann schneller mit den Hacken, indem er das untere Ende seines Springstabes gleich einer Lanze auf das rechte Knie stützt und den Zaum fest anzieht. Dann hebt das Renthier stolz sein Haupt und streckt sich bei jedem Schritte recht lang, indem es gleichzeitig den kurzen Schwanz senkrecht emporhebt und taktmäßig nach beiden Seiten hin bewegt. Die übrigen Thiere folgen dann im gleichmäßigsten Gange und jedes folgende tritt genau in die Fußstapfen des vorderen.

In dieser Weise besorgen die Tungusen die Verbindung zwischen den in den Taigen liegenden Goldwäschen und sie sind, wie aus Latkin's „Skizzen des nördlichen und südlichen Systems der Goldwäschereien im Jeniseisker Kreise“ erhellt, die ausschließlichen Vermittler zwischen den in diesen Goldwäschen beschäftigten Russen und der übrigen Welt. Sie bringen die nöthigen Lebensmittel herbei, welche russische Bauern bis auf gewisse Stationen schaffen; sie auch schleppen auf ihren Renthieren, oder auf den mit diesen bespannten Narten, das aus dem Boden geförderte Gold an die Punkte, von denen aus es mit Pferden weiter geschafft werden kann. Wie die Sachen jetzt noch stehen, würde die Goldwäscherei in den Taigen Sibiriens weit schwieriger sein, als sie es thatsächlich ist, ja sie würde vielleicht unmöglich sein, wenn nicht der Tunguse mit seinem Renthiere dem aus Europa hergekommenen Russen behülflich wäre, die Schätze aus den unwegsamen Tundren herauszuschaffen.

Ich muß hier noch eine Bemerkung Erman's einschieben, die vielleicht nicht ganz an ihrem Orte ist, die mir aber wichtig scheint, weil ich sie bis jetzt in keiner Naturgeschichte gefunden habe, trotzdem sie für Denjenigen, der wirklich in der Natur forscht, von Wichtigkeit ist, da sie den Zusammenhang, vielleicht gar

die Abhängigkeit gewisser Körpertheile mit und von einander beweist. Alle Thiere wechseln bekanntlich im Frühlinge ihr Haar; die zur Hirschklasse gehörenden wechseln außerdem auch ihr Geweihe. Nun ist es bewiesen, daß diejenigen Renthiere, welche zu Frühlingsanfang noch ihr vorjähriges, im Winter silbergraues Haar haben, auch noch ihr altes, vorjähriges Geweihe mit sich herumtragen, während diejenigen, die schon ihr neues, dunkelbraunes Sommerkleid angelegt, auch schon lange neue Hörner haben. Diejenigen, welche noch am Kopfe und in der Schwanzgegend Flicke ihres vorjährigen Kleides mit sich herumschleppen, während der übrige Körper mit braunen Haaren bedeckt ist, haben auch dem entsprechend kleinere junge Geweihe. Aus dieser kurzen Notiz dürfte ersichtlich sein, daß beim Renthiere und wahrscheinlich auch bei den anderen Hirscharten das Variiren der Haare mit dem Variiren der Geweihe parallel geht und gewiß in kausalem Zusammenhange steht.

Daß der Tunguse keinen Begriff vom Handelswerthe seiner Waare hat, bedarf wol kaum der Erwähnung. Der Russe verdient an ihm mindestens 200 Prozent. Ebenso scheint es mir überflüssig, zu erzählen, wie der russische Beamte, welchem der arme, halbwilde Tunguse den Jassak abliefert, sich auf seine Kosten bereichert. Ich verweise den Leser in dieser Beziehung auf das, was ich in meiner Schilderung der Karagassen gesagt habe.

Es giebt Schriftsteller, welche die Tungusen in Pferdetungusen, Renthiertungusen, Hundetungusen und Steppentungusen theilen. Es sollte ihnen wol schwer werden, diese Eintheilung zu rechtfertigen. Diejenigen Tungusen, welche nahe an der Burjatensteppe wohnen, sind so lange Pferde- und Steppentungusen, als sie eben ihren Wohnsitz nicht verlassen und sich tiefer in den Wald begeben, wo sie mehr Wild und Fische finden, als am Saume der Steppe, deren eigentliche und rechtliche Besitzer die Burjaten sind. Sie werden dann Renthier- und Hundetungusen, d. h. sie spannen an ihre Narten Renthiere oder Hunde, um den Russen Lebensmittel und Postsendungen in die Goldwäschereien, welche sich ja in ihrer Wildniß befinden und die sie bis jetzt nicht auszubeuten gelernt haben, zu bringen. Es giebt wol keine Tungusenfamilie, welche nicht Renthiere und zum Anspannen abgerichtete Hunde hätte. Man findet diese schon in der Gegend von Wjercholensk, also ganz nahe an der Burjatensteppe. Die Thiere, welche ich dort sah, waren so zahm, daß sie sich ganz ruhig von mir und meinen Reisegefährten streicheln ließen. Das Pferd ist nicht geeignet zum Zuge im dichten Walde, durch den nur schmale, dem Tungusen bekannte Fußsteige führen, und würde übrigens in dem Walde aus Nahrungsmangel untergehen. Das Renthier aber findet seine Nahrung, die bekanntlich hauptsächlich in dem an Stärkemehl reichen Moose besteht, und der tungusische Hund verschmäht Fischgräten, ja halbfaule Fische nicht, deren der Tunguse ja immer ansehnliche Massen für ihn vorräthig hat. Es will mir scheinen, daß obige Eintheilung einfach auf einem Irrthum beruhe, und aus Unkenntniß der russischen Sprache irgend eines flüchtig die Gegend bereisenden Europäers resultirt. Eben so gut könnte man ja auch z. B. die Bauern in Polen, ja selbst im Posen'schen, in „Pferdepolen" und „Ochsenpolen" unterscheiden, weil die einen Pferde-, die anderen Ochsengespanne haben, was gewiß keinem Vernünftigen einfallen wird.

Der Tunguse Sibiriens, der sich übrigens selbst „Boje“ oder „Owjenki“, das heißt Mensch par excellence nennt, gehört wol zu den friedfertigsten Geschöpfen auf der Welt. Ich hatte Gelegenheit zu sehen, wie einer von ihnen schändlich von einem Russen betrogen wurde, und der gute Mann ging friedlich, selbst ohne zu murren, davon, trotzdem der Betrug so frech und unverschämt ausgeübt worden, daß er selbst für einen Tungusen klar gewesen ist.

Seiner Religion nach gehört der Tunguse zu den Bekennern des Lamakultus, zu welchem er wahrscheinlich von den Burjaten, denen er einst tributpflichtig gewesen, bekehrt worden ist. Ich zweifle jedoch, ob er überhaupt eine Idee von einem abstrakten, außerhalb der Materie und des Raumes befindlichen unkörperlichen und doch körperlich wirken sollenden Wesen habe und ob er nicht so recht eigentlich das ist, was man gewöhnlich „Heide“ nennt, d. h. ob er sich seinen Gott nicht selbst, je nach Bedürfniß oder Laune, fabrizirt, woran ihn gewiß die Schamanen, welche auch hier Priester, Propheten, Lehrer, Aerzte und Richter in einer Person sind und alle diese Würden, ebenso gut wie die Priester aller sogenannten geoffenbarten Religionen, direkt von ihrem Gott erhalten haben, durchaus nicht hindern, wenn er eben nur durch ihre Hände dem unsichtbaren Wesen „Hanki“ ein genügendes Opfer spendet. Der Tunguse beerdigt seine Todten an ihrem Sterbeorte. Es wird ein mannslanger Holzkasten gefertigt, der nach Art eines Sarkophages circa einen Meter über den Boden hervorragt und ganz mit Erde gefüllt wird. Die getauften Tungusen bezeichnen das Kopfende, das immer gegen Osten gerichtet ist, mit einem Kreuze. Diese Art der Beerdigung dürfte mit als Beweis dafür dienen, daß der Tunguse aus Gegenden stammt, in denen es Sitte war, die Todten in Sarkophagen zu bestatten, nicht aber, wie es die Ostjaken thun, auf Bäumen den wilden Thieren des Waldes als willkommne Speise zu überlassen.

Die russische Regierung suchte zur Zeit Nikolaus' I. das Christenthum in der Form des orthodoxen Ritus unter den Tungusen zu verbreiten. Die Popen, welche in den russischen Dörfern an der Lena, Olekma u. s. w. wohnen, besuchten die Aule der Tungusen, beredeten sie, zum „wahren, alleinseligmachenden Glauben“ überzutreten, den sie ihnen durch diverse kleine Geschenke, durch ein Stück Formthee (circa zwei Pfund), ein weißes, baumwollenes Hemd, ein ungeschicktes Messingkreuzchen an rothem Bändchen ꝛc. erläuterten. Durch solche Beweise der Richtigkeit der sogenannten Heilswahrheiten ließen sich viele Tungusen, die ja überhaupt gegen die Religion indifferent sind, bewegen, sich taufen zu lassen, was dann immer in Masse geschah. Hundert, ja oft mehr Personen, gingen ganz ruhig in die Flüsse, wo der Pope sie auf einmal taufte und ihnen auch einen allen gemeinsamen Namen gab. Infolge dessen fand man später Aule, in denen lauter „Iwans“ oder lauter „Michajile“ wohnten, während alle Weiber „Irena“, „Maria“ und dergleichen hießen.

Da die Regierung überdies auch den Popen für Bekehrungen von Heiden Gratifikationen ertheilte, so handelte es sich für sie nicht um die Qualität des den Tungusen ertheilten Unterrichtes, um die Intensität des Glaubens, sondern um das Quantum der Bekehrten. Deshalb auch dürfte es sich leicht herausstellen, daß die Zahl der in den Bekehrungslisten verzeichneten Tungusen drei

oder vier Mal größer ist, als die wirklich in Sibirien lebende Anzahl dieses im Allgemeinen wenig zahlreichen Volksstammes.

Die jetzige Regierung hat es aufgegeben, auf Kosten ihres Volkes dem Himmel Seelen zu erwerben; sie überläßt dieses ganz dem privaten Eifer der Popen, welche als Lohn für ihre Mühewaltung höchstens eine Medaille oder ein Anerkennungsschreiben erhalten. Seitdem die Regierung in dieser Weise verfährt, haben auch die Bekehrungen unter den Tungusen aufgehört und selbst die früher Getauften leben ihres früheren Glaubens, da das Wasser allein nicht genügte, um ihnen die unverstandenen orthodoxen Dogmen beizubringen und sie zum Glauben an dieselben zu bewegen.

Wenn irgendwo, so wird es dem aufmerksamen Beobachter in Ostsibirien klar, daß nicht das Christenthum die Völker civilisirt hat, daß nicht die Taufe und der Glaube an unverständliche und unverstandene Dogmen die Menschheit aus dem Zustande der Barbarei erhebt, sondern daß die Völker, welche sich hoch emporgeschwungen zu geistiger Höhe, es einzig ihrer eigenen geistigen Arbeit verdanken. Der Grieche zu Perikles' Zeiten stand, trotzdem er nicht getauft war und Christum nicht kannte, höher als der jetzige getaufte Grieche. Ich habe vergebens nach einem Unterschiede in der Civilisation getaufter und ungetaufter Tungusen gesucht!

An eine Industrie ist beim Tungusen nicht zu denken. Er, der nach dem Tschuder Volksstamme von den reichen Goldlagern der Gegend zwischen dem Jenisey und der Lena Besitz nahm, hat ruhig die Goldkörner im Sande der ausgetrockneten Flüsse liegen lassen, bis der unternehmende Russe kam, dem er nun theilweise behülflich ist, sie in klingende, Handel und Wandel belebende Münze zu verwandeln. Während der Tunguse nicht ein Körnchen Gold aus den Lagern herausgeholt hat, schafft der Russe jetzt Hunderte von Centnern jährlich an die Oberfläche. Das System der Lena gab allein im Jahre 1872 630 Pud = 210 Centner Gold. Der eine Kreis Olekminsk gab im Jahre 1857, als noch mit Sträflingen gearbeitet wurde, $133\frac{1}{2}$ Pud (à 40 russische Pfund) Gold.

Wie mit dem Golde, so wußte auch der Tunguse nicht, was er mit dem Mammuth beginnen solle, das herdenweise in seinem Lande begraben liegt. Er wußte nur die Fabel zu erfinden, daß das ungeheuere Thier unter der Erde herumwandle, etwa wie der Maulwurf, und sogleich sterbe, wenn es an die Luft komme. Der Russe schafft alljährlich Hunderte von Centnern Mammuthzähne in den Handel und nur der gänzliche Mangel an Wegen hindert ihn, ganz Europa mit diesem Artikel so zu versorgen, daß alle Messerstiele aus diesem edeln Material angefertigt werden könnten.

Nach der Schilderung, welche ich oben vom Tungusen gegeben habe, ist es leicht erklärlich, daß auch die Tungusin nicht schön ist. Das mag jedoch nicht der Grund ihrer Unfruchtbarkeit sein, um so mehr, als sich ja selbst die Tungusen für schöner als uns halten. Der Grund liegt weit tiefer, und ist wol einestheils ein psychologischer, andererseits ein rein physischer.

Der geistig nicht entwickelte Tunguse muß sich unendlich niedergedrückt fühlen durch die geistige Ueberlegenheit des Europäers, selbst wenn dieser noch, wie der jetzige russische Bewohner der Lena- und Angaragegend, auf einer sehr

niedrigen Stufe der Entwicklung steht. Daß aber Seelenzustände Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Männer wie der Frauen ausüben, dürfte ich nicht erst zu beweisen brauchen, sondern als bekannt voraussetzen.

Als physischen Grund muß ich das Schließen von Ehebündnissen in zu nahem Verwandtschaftsgrade betrachten. Die Erfahrung lehrt, daß die Inceſtzucht zur Unfruchtbarkeit und zum Idiotismus führt. Es mag hierzu bei einer Klasse von Thieren ein kürzerer, bei einer anderen ein längerer Zeitraum nothwendig sein; jedenfalls haben dieselben physischen Ursachen bei allen Geschöpfen die gleichen Folgen. Da nun auf der ungeheuern Fläche zwischen Jenisey und Lena nur so viel Tungusen leben, daß kaum einer auf die Quadratmeile kommt; da sie ferner stammweise leben und deshalb die Ehen in sehr nahem Verwandtschaftsgrade geschlossen werden, so ist es kein Wunder, daß die Jurten der Tungusen selten von Kindergeschrei wiederhallen. Wie alle Eingeborenen Nordasiens kauft auch der Tunguse sein Weib für einen seinen Vermögensverhältnissen entsprechenden Kallym, den der junge Mann, wenn er arm ist, beim künftigen Schwiegervater abarbeiten kann. Vor der Verlobung sind die Mädchen äußerst schüchtern, oder scheinen es doch zu sein, erheben ein kreischendes Geschrei, wenn sie einer Mannsperson begegnen, und fliehen voll Entsetzen, als wären sie besessen, denn die Volkssitte verlangt es, daß sie ihre Freiheit aufs Aeußerste vertheidigen. Diese in ihren Uranfängen vielleicht sehr sinnreiche Sitte ist, wie dieses ja überall mit religiösen Satzungen der Fall ist, zu einer bloßen Ceremonie geworden. Das Geschrei der wilden Schönen, ihre Flucht vor der Mannsperson, der sie begegnet, ist eigentlich zum Reiz- und Lockmittel geworden, welches bedeutet: „Komm' nur und fasse mich, zerreiße mir das Kleid und — ich bin Dein!“ denn thatsächlich hört von dem Augenblicke jeder Widerstand, jedes Geschrei auf, wenn der kühne Angreifer das Kleid der gejagten Spröden erfaßt und es aufgerissen hat. Im Innern der Jurten sind diese Ceremonien nicht nöthig.

Da ich diese Sitte auch bei den Permiaken, im europäischen Theile des Gouvernements Perm, gefunden habe, bei denen ja auch noch, trotz aller Taufe, die schamanitische Naturreligion in voller Blüte ist, so bin ich geneigt anzunehmen, daß sie von den Schamanen nach Westen, bis über den Ural hinaus, und nach Osten, bis an die Küsten des Stillen Ozeans, nach Kamtschatka getragen worden ist.

Auch bei den Burjaten, über deren Begriff von Sittlichkeit und Schamhaftigkeit ich schon gesprochen habe, herrscht eine etwas ähnliche Sitte. Sie dürfen nämlich für verletzte Frauenehre Blutrache nehmen, wenn sie im Innern der Jurte verletzt worden ist; dagegen wird die Schuld der Beleidigten zugeschrieben, wenn sie sich unvorsichtig vom geheiligten Herde entfernt hat und sich vom Ehrenräuber in der endlosen Steppe erwischen ließ.

Ehe noch eine höhere Kultur zwischen dem Jenisey und dem Stillen Ozeane die dort von der Natur aufgehäuften Schätze, Salz, Kaolin, Alabaster, Eisen und wahrscheinlich auch Steinkohlen, zum Segen der Menschheit, zu Tage fördert, wird der Tunguse verschwunden sein, und man wird von ihm sagen können: „Nec locus ubi Troja fuit.“

Der jetzt an den Ufern der drei Hauptflüsse des Landes wohnende Russe trägt, ohne es zu wollen und zu ahnen, viel zum Aussterben der Tungusen bei.

8*

Es ist nämlich Sitte, bei Beginn des Frühjahrs das trockene Gras auf den Wiesen und Hutungen anzuzünden, um hierdurch einen kräftigeren Graswuchs zu erzielen, und es versteht sich von selbst, daß man dieses thut, wenn der Wind vom Dorfe gegen den Wald weht. Der Wind treibt die Flamme Hunderte von Wersten, vielleicht Hunderte von Meilen, in den Wald hinein und die Flamme und der erstickende Rauch vernichten nicht allein das für die Renthiere des Tungusen nöthige Futter, sondern eine Menge von Thieren, von denen er seinen Unterhalt hat. Vielleicht ist auch mancher Tunguse, manche Tungusenfamilie ein Raub der Flamme geworden, wenn diese, während der Nacht vom Winde über das trockene Gras gejagt, sich wie ein Feuermeer in die schlummernde Tajga ergoß. Ich hatte häufig Gelegenheit, an der Angara solche Brände (Pally) zu beobachten. Sie sahen brillant aus, wenn man sie in dunkler Nacht, durch den breiten Strom gegen sie geschützt, beobachtete; aber der Gedanke, daß einige Fuder Heu, welche der Russe infolge dieser Brände mehr ernten will, Tausenden von Thieren, welche halbwilden, aber ruhigen Volksstämmchen, deren Tage ohnedies gezählt sind, zum Unterhalte dienen, den Untergang bringen, versetzte mich immer in eine trübe Stimmung. Auch diese Brände sind noch ein Zeichen von Barbarei, welche dem Russen anklebt, und die er höchst wahrscheinlich vom Mongolen, der ja einst seinen Nacken getreten, geerbt hat.

Sollte dieses theilweise Vernichten einzelner Ueberbleibsel der Mongolen durch das Verfahren der Russen, das auch den Wäldern und ihren Bewohnern Vernichtung bringt, nicht als das Walten der Nemesis betrachtet werden können? Ja, dann dürften alle Völker, welche andere unterjochen und bedrücken, sich die „Pally" der Russen in Sibirien merken, welche jetzt mit einer von den Mongolen angenommenen Unsitte einzelne Stämme der letzteren theilweise vernichten.

In Rußland ist ein Gesetz, welches das Anzünden des trockenen Grases verbietet. Es wird dort wenig, in Sibirien gar nicht beachtet.

Wir werden auf diesen Gegenstand nochmals zurückkommen.

Noch ein Nekrolog — denn Nekrologe sind es, die man schreibt, sobald man über irgend eines der im weiten Nordasien heute noch vegetirenden Volksstämmchen berichtet, Nekrologe am Grabe dahinsiechender Volksembryone, welche sich nicht zu mächtigen Völkern entwickelt haben, nicht weil ihnen hierzu die physische Möglichkeit, wol aber weil ihnen die physische Kraft mangelte. Mag die russische Regierung sich auch die größte Mühe geben, die Völklein in Sibirien zu erhalten, um sie einst an der „allgemeinen menschlichen Civilisation" Theil nehmen zu lassen; mag sie dieselben hätscheln wie Schoßkinder, mag sie die besten Gesetze erlassen, um sie zu schützen und zu erhalten — sie werden untergehen, weil sie untergehen müssen, weil ihre geistigen Waffen zur Behauptung ihres Daseins seit ihrer Berührung mit den wohlausgerüsteten Ariern nicht ausreichen; weil sie vielleicht schon zum größten Theile den Zweck ihres Daseins erfüllt, die übergroße Anzahl von Raubthieren in den unermeßlichen Urwäldern des unermeßlichen Landstriches eingeschränkt haben.

Eine Thräne über den Untergang der wilden oder halbwilden Stämme Sibiriens zu vergießen wäre eine bittere Ironie, wäre fast eine Versündigung wider die gesunde Vernunft; sie sind ihrer nicht werth, weil sie kaum etwas

Menschliches gewirkt, nichts „Menschenwürdiges" gethan haben. Sie haben, solange sie auf Erden wandelten, nur das Thierische, das im und am Menschen ist, gepflegt; sie haben gezeugt und zeugen lassen, wilde Thiere erlegt, um Zeugungskraft zu haben; nur den Kreislauf des Stoffes in den von ihnen bewohnten Regionen gefördert — und weiter nichts. Ist aber dieses allein Aufgabe des Menschen und der „Menschheit"?

Wer beweint heute die ausgestorbenen Geschlechter der Urbewohner Belgiens, deren Ueberreste wir in den Höhlen des Landes finden? Wer spendet den fossilen Menschenschädeln im Neanderthale und in der Engishöhle eine Thräne? Welcher fromme Pater liest eine bezahlte Seelenmesse für die versteinerten Ueberreste aus Natchez am Missisippi, und welche gläubige Seele betet ein andächtiges „Ave Maria" für die ohne Taufe in den auf Pfählen erbauten Hütten der Lacusterbewohner dahingeschiedenen Seelen? Wer auch, außer den Naturforschern und Gelehrten, bedauert den Untergang der gewiß unzählbaren Mittelglieder, welche zwischen dem Gorilla und australischen Neger liegen sollen?


Jakut im Festanzuge.

Der Leser wird es mir wol verzeihen, wenn ich von den halbwilden Bewohnern Sibiriens wie von paläontologischen Ueberresten spreche, welche man irgendwo entdeckt. Alle Bewohner des Landes von mongolischem Ursprunge sind eigentlich nur noch paläontologische Ueberreste eines Volkes auf einem Territorium, auf dem dieses Volk Jahrhunderte hindurch geherrscht hat, ohne irgend eine andere Spur seines Daseins zu hinterlassen als ungeheuere Steppen, die es dort schuf, wo ein edleres Volk vor ihm Ackerbau getrieben und die Kunst in ihren Anfängen gepflegt hat.

Ohne also zu weinen, erheben wir uns mit dem sibirischen Adler in den blauen Aether, schwingen wir uns empor über den Landstrich östlich der riesigen Lena und überschauen wir von hier aus das grüne Meer, welches sich unter uns in unermeßlichen Dimensionen ausbreitet, und das, als es eben ein furchtbarer Sturm zu riesigen Wellen aufthürmte, — versteinerte, erstarrte.

Ein Blick auf eine Karte Nordasiens dürfte den Leser davon überzeugen, daß meine soeben in einigen Worten ausgedrückte Schilderung des Landes richtig ist, da sich Berge an Berge reihen, miteinander kreuzen, und ein Durcheinander bilden, dessen Entwirren einst dem Geologen Mühe machen wird. Heute sind die meisten dieser namenlosen Erdwellen noch unbekannt, und so manche, welche in der Natur existirt, mag auf den Karten noch fehlen, während viele dort verzeichnet sein mögen, wo ein Thal, vielleicht gar ein mächtiger Sumpf oder See vorhanden ist. Der Mensch, welcher jetzt jene Gegend durchstreist, um mit dem Bären zu kämpfen, oder einen Hirsch, ein Stück Damwild, ein Elennthier zu erjagen, hat wol noch nie daran gedacht, seine Heimat kennen zu lernen, sich ein Bild von ihr zu schaffen; er vegetirte in ihr, wie andere wilde Thiere, von denen er sich nur dadurch unterscheidet, daß er eine dem Mongolischen verwandte Sprache redet, sich in Felle anderer Thiere kleidet und stets auf zwei Füßen geht, während die Mitbewohner dieser seiner Heimat auf vier Füßen gehen, ihre angeborene Bedeckung haben und sich nicht in der mongolischen Gutturalsprache auszudrücken vermögen.

Die Gegend, in welche ich die Leser jetzt versetze, heißt das „Jakuterland“, oder einfach „Jakutsk“, wie auch das von den Russen an der Lena erbaute Hauptstädtchen des ungeheuern Landstriches heißt. Betrachten Sie sich auf der Karte die „Provinz“ Jakutsk, aus der wahrlich einige ansehnliche Kaiserthümer geschnitten werden könnten, und vergleichen Sie ihre Oberfläche mit der winzigen Zahl, mit ihren etwa 80,000 Bewohnern, welche zerstreut in den ungeheuern Urwäldern hausen, und sich in Korjäken, Jakuten und Jukaphiren theilen, auch wol häufig mit den von mir schon geschilderten Tungusen vermischen, denen sie übrigens so nahe verwandt sind, wie etwa der Sachse dem Thüringer, oder der Pommer dem Mecklenburger, und Sie werden selbst erstaunt die Frage aufwerfen, woher es denn komme, daß ein Volksstamm, der einen Raum einnimmt, welcher hinreichen würde, um hundert Millionen Menschen zu ernähren, sich im Laufe von Jahrhunderten nicht nur nicht vermehrt, sondern sogar ungemein vermindert hat?

Der physische Theil des Menschen ist ein Theil des Landes, in welchem er gezeugt und geboren worden, in welchem er aufgewachsen ist. Er unterscheidet sich in dieser Beziehung gewiß durchaus nicht von anderen organischen Wesen, nicht einmal vom Baume und Strauche. Seine Vermehrung ist aber, da seine Hauptwaffe der Geist ist, der seinen Körper beherrscht, hauptsächlich von dem Grade seiner geistigen Entwicklung abhängig, da selbst der blos physisch kräftigste Mensch mit keinem Raubthiere den Kampf aufnehmen kann und die schnellfüßigen, wilden Wiederkäuer sich ihm durch die Flucht entziehen können.

In diesen wenigen Worten sind schon die Gründe skizzirt, weshalb sich der Jakuterstamm Jahrhunderte hindurch nicht vermehrt hat. Seine von ihm in die Wildniß mitgebrachte Waffe war nicht hinreichend, ihm reichliche Nahrung in einem solchen Ueberflusse zu verschaffen, daß er, vor häufig wiederkehrendem Mangel geschützt, sich den Freuden des Lebens und der Liebe hätte hingeben, an die Vermehrung seiner Geistesschätze und seiner Nachkommenschaft hätte denken können. Der Jakute suchte das Letztere durch Polygamie zu erreichen, welche

ihm sein „Schaman“ erlaubt, und er hat durch dieses Mittel nur noch mehr dazu beigetragen, seine Zeugungskraft zu zersplittern, seine Ehen unfruchtbar, seine Zelte kinderlos zu machen und den Stamm dem Untergange nahe zu bringen.

Sehr spät, denn es sind wol kaum zweihundert Jahre her, brachte der eindringende Russe dem Jakuten die zwar schlechte, uns bekannte Kugelbüchse, welche vielleicht hinreichen würde, für seine kleine Familie eine große Menge Nährstoffvorräthe anzusammeln, und so einen Grund der Unfruchtbarkeit zu beseitigen, aber der Russe brachte zugleich Unmoralität und die eigenthümlichen Geschlechtskrankheiten, brachte Pocken und Branntwein mit und legte dem bis jetzt freien, nur von dem ihm vom Schaman geschaffenen Gotte abhängigen Jakuten das Joch des „weißen Zaren“ auf, dem hinfort ein „Jassak“, ein Tribut an Fellen, gegeben werden mußte, und der den Jakuten, welcher ein ihm unbegreifliches und unverständliches russisches Gesetz übertritt, in eine Tausende von Meilen weit von der Heimat entlegene europäisch-russische Festung einsperren läßt. Es ist die Zeit gekommen, in welcher

„Jamque nocens ferrum, ferroque nocentius aurum prodierant . . .“

Auch das Klima hat Einfluß auf die Vermehrung der Volkszahl eines Landes. Nun kann sich zwar das Jakutenland nicht rühmen, ein angenehmes Klima zu haben; seine Winter dauern acht Monate, seine Sommer nur vier. Während des Winters gefriert das Quecksilber im Thermometer und die Russen und Polen in Jakutsk behaupten, daß das Weingeistthermometer im Winter häufig — 50 und mehr Grade unter 0 R. zeigte (die mittlere Jahrestemperatur von Jakutsk beträgt — 8,25° R., dagegen beträgt die mittlere Julitemperatur + 16,35° R. Das Klima soll sich übrigens seit circa 15 Jahren bedeutend gebessert haben. Freilich sind auch während dieser Zeit von den Russen ziemlich bedeutende Flächen des Waldes ausgerodet und dem Ackerbau übergeben worden), während im Sommer eine Wärme von 36° gar nicht zu den Seltenheiten gehören soll, infolge dessen die Erde in jenen Gegenden so erwärmt wird, daß selbst die halbwilden Eingeborenen es nicht aushalten, barfuß auszugehen. Die Wärme ist in Jakutsk während des Sommers so groß, daß sie Pantherthiere verlockt, aus China bis nahe an die Lena bei Jakutsk zu dringen. Ein solcher Fall ereignete sich im Anfange der sechziger Jahre. Es erschien in jener Zeit in der Nähe einer Jakutenjurte ein Thier, das ihrem Bewohner durchaus unbekannt war, das man aber doch für eine große Katze hielt. Kaum bemerkte ihn aber der Panther, so machte er sich auch schon sprungbereit und ehe es sich der Jakute versah, packte er ihn und zerriß ihm mit seinem scharfen Gebiß den Arm. Auf das Geschrei des mit dem unbekannten Thiere Ringenden eilten die Nachbarn herbei, der Kampf wurde einige Zeit mit bloßer Hand geführt, bis endlich Einige nach ihren Schußwaffen eilten und mit einigen Kugeln die große Katze niederstreckten. Viele Männer des Stammes waren verstümmelt, einige erlagen den Wunden. Das Fell wurde später nach Jakutsk gesendet, wo es Europäer für das Fell eines Panthers erklärten. Aber das Gouvernement Petersburg, die Provinzen Stockholm, Upsala, Westerås (in Schweden), Christiansamt und Hedemarken (in Norwegen) liegen unter denselben Breitengraden, unter denen Jakutsk (das Land) liegt, und doch hat der Mensch sich dort vermehrt,

sich physisch und geistig entwickelt, ja sogar das von Natur rauhe Klima durch eine intensive Bodenkultur umgewandelt, sanfter gemacht, aus dem an sich unwirthbaren Lande eine menschenwürdige Wohnstätte geschaffen. Ich bin mir der geographischen Unterschiede der genannten europäischen Landstriche und Jakutsks sehr wohl bewußt, kenne den Einfluß, den das nahe Meer und seine warme Strömung auf die von ihm umspülten Länder ausübt, und bin gern bereit, den Mangel einer Meeresküste, die binnenländische Lage ihres Heimatslandes den Bewohnern von Jakutsk zu Gute zu schreiben. Das wird jedoch nur ihre Schuld wider die Menschheit, wider sich selbst verringern, nicht aber gänzlich tilgen. Sie haben keinen Wald ausgerodet und die von ihm eingenommene Fläche mit nahrhaftem Getreide besäet; sie haben keinen Sumpf ausgetrocknet, um aus ihm eine fruchtbare Wiese zu schaffen, und doch hätte gerade dieses eine Verbesserung des Klimas, eine Vermehrung und Sicherung der Nahrungsmittel, also auch eine Vermehrung des Volksstammes zur Folge haben müssen.

Das Typische der mongolischen Rasse habe ich schon früher mitgetheilt; es ist in der Physiognomie des Jakuterstammes bis zur Karikatur ausgeprägt. Die entsetzlich entwickelten Kauwerkzeuge, deren unterer Theil, der Unterkiefer, so bedeutend hervorragt, daß zwischen den unteren Schneidezähnen und den oberen ein bedeutender leerer Raum bleibt, erschrecken, frappiren wenigstens den Europäer beim ersten Anblicke; man glaubt eine englische Dogge vor sich zu haben bereit, uns mit ihren Zähnen zu packen und zu zerfleischen. Die Mundöffnung ist fast so weit, wie der Unterkiefer lang ist, und nicht weit von den Mundwinkeln befinden sich Ohrmuscheln von einer für uns ungewöhnlichen Größe, vom Kopfe abstehend, bereit, jeden Laut aus dem nahen Walde aufzufangen und dem wenig entwickelten, in einer niedrigen Stirn eingepreßten Gehirne mitzutheilen. Ein mächtiger Haarwuchs, dessen einzelne Fäden wie aus Ebenholz geschnitzt oder einem mauretanischen Rappen aus dem Schwanze gezogen zu sein scheinen, bedeckt den fast flachen Hirnschädel, kleine, tiefliegende schwarze Augen blinzeln über hervorragende Backenknochen hervor und eine gelbliche, pergamentartige, nur auf den hervorstehenden Points etwas geröthete Haut bedeckt den hageren, muskulösen Körper, der wol stark, aber nicht gelenkig ist.

Wenn man solch einen Jakuten in seiner Winterkleidung sieht, welche aus einem mit den Haaren nach innen und einem mit den Haaren nach außen gekehrten Pelze (Sanajach), mit seinen Torbasy aus Renthierfell, mit den Haaren ebenfalls nach außen und seiner Pelzmütze besteht, so findet man wol im ersten Augenblicke keinen großen Unterschied zwischen ihm und dem Bären, mit dem er im Sommer kämpft, um ihn seines Felles zu berauben und sich seines Fleisches zu bemächtigen. Ich selbst hatte ein paar Jakuter „Torbasy", welche mir während der Reise von Ustjkutta nach Irkutsk (Dezember 1866) wichtige Dienste leisteten. Ich trug diese Fußbekleidung ganz wie der Jakute, d. h. ich hatte ein Paar Strümpfe aus Elennhaut unmittelbar auf den Füßen, dann wickelte ich um jeden Fuß gegen 1 Meter sehr groben, dicken Tuches, während ich in die eigentliche Fußbekleidung, in die Torbasen, Heu steckte, soviel ich mit beiden Händen umspannen konnte. Es dürfte sich wol von selbst verstehen, daß an meiner Fußstapfe Niemand unterscheiden konnte, ob ich vorwärts oder rückwärts gegangen war.

In solcher Fußbekleidung kann man schon getrost einer Kälte entgegensehen, bei der das Quecksilber gefriert, wenn man mit einem leichten Pelze aus weißen Hasen, einer Dacha aus Hirsch- oder Renthierfell und einer Krimmermütze bekleidet ist. Was heißen dann 45 oder 50 Grad Kälte, besonders wenn nebenbei alle 2 bis 3 Stunden ein gehöriges Stück fetten Fleisches und ein Glas heißen Thees genossen wird?



Jakute und Jakutin.

Im Sommer ist die Bekleidung des Jakuten eine weit leichtere. Er trägt dann ein blaues oder rothes Hemd aus Baumwollenstoff, blaue Pluderhosen aus eben solchem Stoffe, leichte Torbasen aus Elennhaut, die Haare nach innen gekehrt, einen langen Kaftan aus sehr grobem weißen Tuche und eine Mütze aus Entenhaut, mit dem ganzen Federschmucke nach außen gekehrt. Baumwollenstoff und Tuch erhandelt er von den Russen, welche diese und viele andere Sachen im Mai in großen Kahnladungen aus Irkutsk nach Jakutsk bringen und sie gegen Pelzwerk eintauschen. Es ist wol überflüssig zu sagen, daß bei diesem Handel nicht der Russe, sondern der halbwilde Jakute betrogen wird.

Wie bei allen mongolischen Stämmen, so sind auch bei den Jakuten dem Aeußern nach die Weiber von den Männern kaum zu unterscheiden; es kann dies höchstens der Jakute selbst, oder Derjenige, der sehr lange unter ihnen gelebt hat. Es findet sich übrigens sehr selten eine Jakutin, welche echt weibliche Züge hat; das gleiche Leben, die gleiche Beschäftigung drückt auch ihren Physiognomien den männlichen Stempel auf.

Der Jakute kauft, wie alle mongolischen Stämme, seine Frau oder seine Frauen von ihren Eltern und giebt für sie einen „Kalym", der in Renthieren, Pelzwerken oder russischem Tande besteht. Der „Kalym" wird nach den Vermögensumständen des Vaters der Auserkorenen bemessen. Die gekaufte Frau siedelt mit ihrem Manne in sein Zelt über und ist durchaus nicht erstaunt, wenn

sie dort noch eine oder gar zwei Kolleginnen findet, welche eben solche rechtliche Ansprüche an ihren Gespons machen können, wie sie selbst. Auch die Zuerstgekommenen sind gar nicht eifersüchtig gegen die Nachzüglerin, und Frauen wie die Baronin von Gleichen (in Musäus' Volksmärchen der Deutschen) sind im Jakuterlande so wenig selten, daß auch kein Musäus ihren Ruhm verewigt. Es sollen eifersüchtige Jakuterinnen so selten sein, daß selbst ein Diogenes mit der Laterne sie nicht finden würde. Sollen wir die Töchter des Jakuterlandes unseren europäischen Damen als Beispiel aufstellen? Vielleicht ja, denn neben allem Mangel an Eifersucht herrscht im Herzen der Jakuterinnen eine große Zuneigung zu ihrem Manne, dessen Sklavinnen sie, trotzdem er sie gekauft hat, durchaus nicht sind; sie sind dem Manne treue Gefährtinnen.

Wie ich oben angedeutet, hat sich die Polygamie nur deshalb zur Sitte des Jakuter Volksstammes ausgebildet, weil sich das Bedürfniß fühlbar machte, den Stamm zum Volke zu entwickeln. Da man irrthümlich das Weib allein für die Trägerin der Fruchtbarkeit ansah, so mußte man nothwendig zu dem falschen Schlusse gelangen, daß man, jemehr Frauen man habe, auch destomehr Kinder erzeugen könne. Höchst wahrscheinlich hat irgend ein Schaman von seinem Gotte diesen Gedanken eingegeben erhalten, denn er verkehrt ja, wie es dem leicht zu bethörenden Volke eingeredet wird, unmittelbar mit dem ihm ganz ähnlich gestalteten unsichtbaren Wirbelthiere, und theilt dessen Sentenzen der gläubigen Menge eben so gut ex cathedra mit, wie dieses der Unfehlbare in Rom thut. Ein Unterschied zwischen einem Hohenpriester der Jakuter und einem Schaman in Rom existirt in Wirklichkeit nicht, es wäre denn der, daß der erstere seinen Hokuspokus ohne theuern Pomp, für einige Felle, verrichtet, während der letztere jährlich Millionen braucht und von den Gläubigen erhält.

Die Sommerwohnung des Jakuten ist ein einfaches Zelt aus grobem Filz, aus Fellen oder Birkenrinde, geräumig genug, um die nicht große Familie mit ihrem geringen Hausgeräthe gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, und heißt „Urossy“, die Winterwohnung dagegen, die „Jurta“, ist eine aus dünnen Balken erbaute Hütte, welche die Form einer abgestumpften Pyramide hat und außen mit Rasen und Lehm dick belegt ist. Zwei viereckige, im Winter mit Eisplatten verschlossene Oeffnungen dienen als Fenster. Das Lager der Familie besteht aus Moos, über das eine gegerbte Elennhaut ausgebreitet wird; Pelze dienen als Kissen und Decke. Große Lärchenbäume schützen übrigens das leichte Gebäude, vor dessen Eingange beständig Feuer unterhalten wird.

Die Jakuten leben stammweise miteinander und heirathen auch gewöhnlich aus dem Stamme, was gewiß viel zur Abnahme der Fruchtbarkeit sowol der Frauen als der Männer beigetragen hat.

Im Sommer packt der Stamm seine Habe auf seine Renthiere, welche gleichzeitig die Stelle der Kühe und Packpferde vertreten, und begiebt sich in mehr offene Gegenden, wo die Wiederkäuer der Tajga ihre Weideplätze haben. Wenn nun die Thiere aus dem Dickicht herauskommen, werden sie von den auf sie lauernden Schützen niedergeschossen und in die nahe gelegene Behausung gebracht. Es ist dann Aufgabe der Weiber, die Felle abzuziehen und zuzurichten und das Fleisch zu räuchern, um es für den Winter aufbewahren zu können,

da die Jagd während des Winters aus sehr natürlichen Gründen ruht. Der Frost ist nämlich zu groß und der Schnee liegt zu hoch, als daß der Jakute in seiner Kleidung mit Behendigkeit über ihn hinwegschreiten und ein Elennthier, einen Hirsch u. s. w. verfolgen könnte.

Die eigenthümliche Gewohnheit der Renthiere, zweimal des Jahres ihre Weideplätze zu wechseln, hat auch den Jakuten veranlaßt, seine Gewohnheit danach einzurichten. Ende Mai nämlich ziehen die Renthiere nach dem höheren Norden, um Schutz vor den ungezählten Scharen von Mücken und besseres Futter zu suchen, das sich dann auf den Moostundren findet. Die Flüsse sind um diese Zeit noch mit Eis bedeckt und deshalb werden dann nur wenige Renthiere erlegt oder in Schlingen gefangen. Da sie in dieser Zeit auch sehr mager und außerdem durch die Bisse der Insekten ganz mit Beulen bedeckt sind, wird ihr Fleisch größtentheils zu Hundefutter benutzt. Im August und September kehren die Renthiere jedoch wieder in die Wälder zurück, um Schutz gegen die Winterstürme zu suchen. Dann sind sie gesund und gut bei Fleische, geben also eine schmack- und nahrhafte Speise, und das Winterfell, das sie nun schon lange tragen, ist fünf bis sechs Mal soviel werth als das Sommerfell, mit dem sie im Mai einhergehen. Dieser Herbstzug bildet die Hauptjagd des Jakuten, denn in guten Jahren kommen Herden von einigen Tausend Stück, die dann in der Breite eine Linie von 50 bis 100 Werst einnehmen. Sobald der Führer der Herde in den Fluß stürzt, um ihn zu durchschwimmen, stürzt die ganze Herde ihm nach, und diesen Augenblick warten die Jakuten ab. Kaum ist die Renthierherde im Flusse, so stürzen auch die Jäger in ihre Kähnlein, umringen den Zug und suchen ihn aufzuhalten, während drei oder vier der Gewandtesten, mit einem kurzen Spieße, „Pokoljuga“, bewaffnet, in den schwimmenden Haufen hineinfahren und in unglaublich kurzer Zeit eine große Menge tödten oder so schwer verwunden, daß sie den am Ufer lauernden Weibern, Mädchen und Kindern in die Hände fallen. Diese Art von Jagd ist übrigens mit Gefahr verknüpft. In dem ungeheuern Gewühl ist der leichte Kahn jeden Augenblick dem Umwerfen nahe; außerdem wehren sich auch die angegriffenen Thiere auf alle mögliche Art; die Männchen mit ihrem Geweihe, die Weibchen mit den Füßen, mit denen sie den Rand des Kahns zu erreichen suchen, um ihn umzuwerfen. Gelingt ihnen dieses, dann ist der Jäger verloren, wenn er sich nicht an ein starkes Thier anklammert und von ihm getragen das Ufer erreicht. Die Leute sind jedoch zu geübt im Rudern, als daß sie häufig ein derartiger Unglücksfall treffen könnte, und verstehen es, das Thier mit einem Streiche zu erlegen, wenn es in ihrem Interesse liegt, was nicht immer der Fall ist. Die im Flusse getödteten Thiere gehören nämlich Allen an, die sich an der Jagd betheiligt haben, die verwundeten dagegen sind ausschließliches Eigenthum des Jägers. Eine Folge hiervon ist, daß man fast ausschließlich schwache und kleine Thiere im Flusse tödtet, starke dagegen und ansehnliche nur verwundet aus dem Flusse kommen läßt, wo sie verenden. Ein guter Jäger erlegt, nach Wrangel, in weniger als einer halben Stunde hundert und mehr Renthiere, denn wenn die Herde einmal in Unordnung gerathen ist, so verwickeln sich die Thiere mit ihren breiten Geweihen und werden dadurch an der Gegenwehr gehindert. Die am Flußufer stehenden

Jakuten ermuntern übrigens die auf dem Flusse thätigen durch Beifallsgeschrei, ertheilen ihnen Rath und warnen sie vor Gefahr. Der Lärm, den Menschen und Thiere bei dieser Gelegenheit verursachen, soll fürchterlich sein. Die erlegten Thiere soll man, um sie vor Fäulniß zu bewahren und bis man sie ausweiden kann, ins Wasser senken. Das Fleisch wird gedörrt, geräuchert oder, wenn zeitig Frost eintritt, gefroren. Augenzeugen sagten mir, daß bei einer solchen Jagd viele Thiere nutzlos zu Grunde gehen; sie werden, wenn sie schwer verwundet sind, vom reißenden Strome mit fortgerissen und verschwinden bald aus dem Gesichtskreise der Jagdgesellschaft.

Doch „auch das Renthier ist klüger geworden", sagt der Jakute. Es hat sich die Zeit gemerkt, in welcher ihm der Jakute an den Flüssen auflauert, und hat schon einen Wechsel in seinen periodischen Wanderungen eintreten lassen. Es kommt jetzt schon später in den Wald zurück, wenn die Flüsse bereits gefroren sind und das Eis auf denselben eine sichere Brücke bildet. Außerdem wählen auch die Renthiere seit einiger Zeit andere Wege; sie vermeiden die engen Schluchten, an deren Ausgängen sie von den Jakuten überfallen wurden, und suchen über Sümpfe, die dem Menschen schwer zugänglich sind, in das Dickicht des unermeßlichen Urwaldes zu entkommen.

Dieser Umstand beweist, daß die Thiere, wenn auch sehr langsam, Erfahrungen sammeln und ihre Lebensweise allmählich veränderten äußeren Verhältnissen anpassen. Ueberhaupt scheint die Annahme, daß das Renthier aus Mitteleuropa verschwunden ist, weil sich in ihm die Temperatur bedeutend verändert hat, nicht ganz begründet. Ich habe in Wjercholensk Renthiere gesehen, ja mit eigener Hand gestreichelt, trotzdem die Hitze im Schatten über 28° R. betragen hat. Aber die Thiere hatten den Urwald ganz in der Nähe, in dem sie sich, trotz ihrer Zahmheit, umherzutummeln lieben und in dem sie sich ihre Nahrung suchen, die sie durchaus nicht aus der Hand des Menschen annehmen wollen. Sie berühren sogar nicht ihr liebes Renthiermoos, das ja ihre Hauptnahrung bildet, wenn es die Hand eines Menschen berührt hat.

Es versteht sich, daß die Jakuten, außer auf die Wiederkäuer der Taiga, auch auf die Raubthiere Jagd machen. Sie thun dieses, einestheils um sich und ihre Renthierherden, denen Bären, Wölfe und Luchse nachstellen, zu schützen, anderntheils auch um einen von den russischen Kaufleuten gesuchten Handelsartikel zu erwerben, für den sie dann in Jakutsk, der Residenz des Gouverneurs, während der dort im Mai stattfindenden Jahrmärkte, Pulver, Blei, Büchsen, Flintensteine, Mehl, Formthee, in Sibirien gebauten rohen Blättertabak, Gamsa (chinesische Metallpfeifen), Feuerstahl, Tassen, Theekessel und Theemaschinen, Baumwollenstoffe, Tuch, Beile, Flitterwerk und Schnaps eintauschen. Man wird sich einen Begriff von der Einträglichkeit des Handels machen, wenn man bedenkt, daß z. B. ein Pfund rohen Blättertabaks auf dem Markte (Bazar) in Irkutsk für 4 bis höchstens 10 Kopeken gekauft, dem Jakuten aber für 1 Rubel bis 1 Rubel 25 Kopeken berechnet wird. Umgekehrt bezahlt man in Irkutsk für ein dunkles Eichhörnchenfell 10 Kopeken und nimmt es vom Jakuten im Preise von 1 bis 2 Kopeken. Mir selbst bot ein Jakute einen gelben Fuchsbalg für einen Rubel an, dessen Werth er in fünf Pfunden schwarzen Brotes annehmen wollte.

Da er nur den einen Fuchsbalg hatte, so ließ ich ihm denselben und schenkte ihm das von ihm so sehnsüchtig gewünschte Brot, das selbst in jenen brottheueren Gegenden einen Kaufwerth von nur circa 25 Kopeken repräsentirte.

Bis jetzt hat sich kein Jakute zum Ackerbau erhoben; er ist Jäger, wie seine Vorfahren es waren, von denen er nicht weiß, ob sie Urbesitzer des Landes waren oder in dasselbe eingewandert sind. Nur wenige Familien haben sich einigermaßen der Viehzucht oder Viehhaltung anbequemt und sollen sich, nach Wrangel, hierin besonders die Bewohner des ungefähr hundert Werst nördlich von Jakutsk belegenen, sehr fruchtbaren Mjöröthals auszeichnen, welche große Viehherden und Pferdetabune besitzen. Auch dieser Halbwilde hat keine Vergangenheit, und deshalb hat er auch keine Zukunft. Neben der Jagd beschäftigt er sich mit der Fischerei, deren Ertrag mit zu seinem Lebensunterhalte beiträgt. Da die Fischerei ebenso wie die Jagd in jenen Gegenden sehr ergiebig ist, so wäre eigentlich von einem Nahrungsmangel nicht zu reden, und dieses wäre ein Widerspruch gegen meine vorhin gemachte Behauptung, daß Nahrungsmangel mit ein Grund zur Unfruchtbarkeit des Jakuterstammes sei. Dennoch ist meine in dieser Beziehung gemachte Behauptung vollkommen begründet. Der Wilde und Halbwilde kennt nicht das ökonomische Gesetz der Sparsamkeit. Gewöhnlich haben die Familien, ja die ganzen Stämme, während der Zeit, in welcher Jagd und Fischfang sozusagen rentabel sind, einen ungeheuern Ueberfluß an Fleisch und Fischen; sie verstehen es nur nicht, die Massen zu bewältigen, richtig einzutheilen und so viel gut aufzubewahren, als nöthig ist, um reichlich auszukommen. Während des kurzen warmen Sommers werden zwar Unmassen von Thieren erlegt und in Netzen gefangen, aber ihr Fleisch geht auch sehr schnell in Fäulniß über und ist für den späteren Konsum verloren. Während des langen Winters wird dann am Hungertuche genagt, oder man genießt halbverfaultes Fleisch und ebensolche Fische, welche der Frost vor gänzlichem Verwesen geschützt hat. Die Folge des Genusses solcher verdorbenen Lebensmittel ist gewöhnlich der Skorbut, welcher überhaupt in Sibirien grassirt, am häufigsten aber gewiß die halbwilden Volksstämme, welche in den Urwäldern des Landes leben, heimsucht und dezimirt.

Für gewöhnlich besteht die Nahrung des Jakuten aus gesäuerter Kuh- und Stutenmilch und aus gekochtem Fleische. Der größte Leckerbissen ist — Fett, das roh und geschmolzen, frisch und verdorben mit der größten Gier verzehrt wird.

Vom Jakutsker Lande hat man, in Sibirien wenigstens, lange steif und fest behauptet, daß in ihm der Ackerbau wegen der ungewöhnlichen Rauheit des Klima's unmöglich sei. Wer diese Fabel erfunden hat, ist unbekannt, aber sie wurde lange Zeit hindurch für ein Dogma gehalten und von der blinden Menge als Axiom wiederholt. Man behauptete lange Zeit hindurch, daß, wenn der Getreidebau überhaupt möglich wäre, die dortigen Bewohner ihn schon längst betrieben hätten; da nun das letztere nicht der Fall ist, so sei auch das erstere nicht möglich. Diesen Syllogismus cornutus wollte jedoch ein denkender und unternehmender Kopf, mit Namen Johann Sohn Stephans Starostyn, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Jakutsk kam, nicht gelten lassen und das russische Volk wird diesem Manne gewiß einst dankbar dafür sein,

daß er ihm den Weg zeigte, auf dem Jakutsk zu erobern sei, denn er wagte es, den Getreidebau einzuführen. Ihm folgten in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts der Titularrath Johann Starostyn, wahrscheinlich ein Nachkomme des Vorigen, ein gewisser Gregor Waal, von dem es nicht bekannt ist, ob er freiwillig nach Jakutsk gekommen oder dorthin verbannt worden ist, und die Kaufleute Schylow und Leontjew, sowie einige Andere, deren Namen uns leider die Kulturgeschichte von Jakutsk nicht aufbewahrt hat. Die Bemühungen der genannten Männer wurden vom besten Erfolge gekrönt. Man baut heutzutage in der Umgegend der Hauptstadt des Verwaltungsbezirkes nicht nur Gerste und Hafer, sondern sogar Sommerroggen und Sommerweizen, welche auf dem jungfräulichen Boden bei geringer Arbeit sehr reiche Ernten bringen und vollkommen reif werden.

Außer den genannten Getreidegattungen baut man auch schon in der Nähe von Jakutsk Kartoffeln, Kopfkohl und auch Gurken; alle diese Kulturpflanzen gelangen zur Reife und liefern ganz ansehnliche Erträge.

Wer es nicht mit eigenen Augen angesehen hat, wie schnell sich die Vegetation in jenen Gegenden unter dem Einflusse des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme während des kurzen Sommers entwickelt, dem wird es schwer glaublich erscheinen, daß alle oben genannten Getreidearten, zu denen ich übrigens noch die Erbsen hinzufügen muß, während eines Zeitraumes von ungefähr 13 bis 14 Wochen sich vollkommen entwickeln und ihre Körner zur Reife bringen. Wer aber mit eigenen Augen gesehen hat, daß ellenhoher Schnee im Freien während weniger Stunden verschwindet; daß sich ein Fluß wie die Angora ebenfalls in wenigen Stunden vom Eise reinigt, dessen Dicke über einen Meter beträgt; wer da, wie ich, gesehen hat, daß ein bis zwei Tage, nachdem der Schnee verschwunden, schon die Anemonen und Gänseblümchen mit ihren Blüten den Frühling begrüßen, der wird mir glauben, wenn ich ihm sage, daß man in ganz Sibirien, folglich auch in Jakutsk, wenn auch nicht das Gras wachsen hört, so doch es beinahe wachsen sieht. Eine von der Wissenschaft bestätigte kurze Bemerkung dürfte dieses Wunder erklären.

Es ist festgestellt, daß eine gegebene landwirthschaftliche Kulturpflanze einer gewissen Summe von Wärmegraden bedarf, um sich zu entwickeln und zur vollkommenen Reife zu gelangen; so bedarf beispielsweise die Gerste gegen 2000°. Da nun in Jakutsk die Summe der mittleren Julitemperatur allein schon 600 Grade Wärme beträgt, da Juni und August nur ein Unmerkliches weniger Wärme bieten, so ist leicht herauszurechnen, daß die Wärme vom Mai ab gerechnet zum mindesten ausreicht, um Sommergetreide zur vollkommenen Reife zu bringen. Der Leser wird dieses um so begreiflicher finden, wenn ich noch bemerke, daß in den Breiten, unter denen Jakutsk liegt, der Sommertag bedeutend länger ist als in unseren Breiten; daß dort im Juli, also während der längsten Tage, keine eigentliche Nacht, sondern nur Dämmerung ist, bei der man um Mitternacht fast noch ohne Anstrengung gewöhnlichen Druck lesen kann, daß also die Tageslänge, d. h. eigentlich das Sonnenlicht, gleichsam die Vegetationsperiode verlängert, da doch wol die Pflanzen nur unter dem Einflusse dieses Lichtes sich normal entwickeln.

Von der Einführung des Getreidebaues in sein Heimatland hat der Jakute bis jetzt keinen Nutzen gezogen. Er hält sich fern von ihm, als ob er fürchte, dadurch aus seiner jetzigen Lage herausgerissen und in eine andere Welt mit festen Wohnsitzen geworfen zu werden. Er sieht zwar das Gute ein, das der Getreidebau für den Menschen hat, aber er kann es nicht über sich bringen, seine Vagabondennatur abzulegen und sich selbst an die mit dem Ackerbau verknüpften Arbeiten und Mühen zu machen.

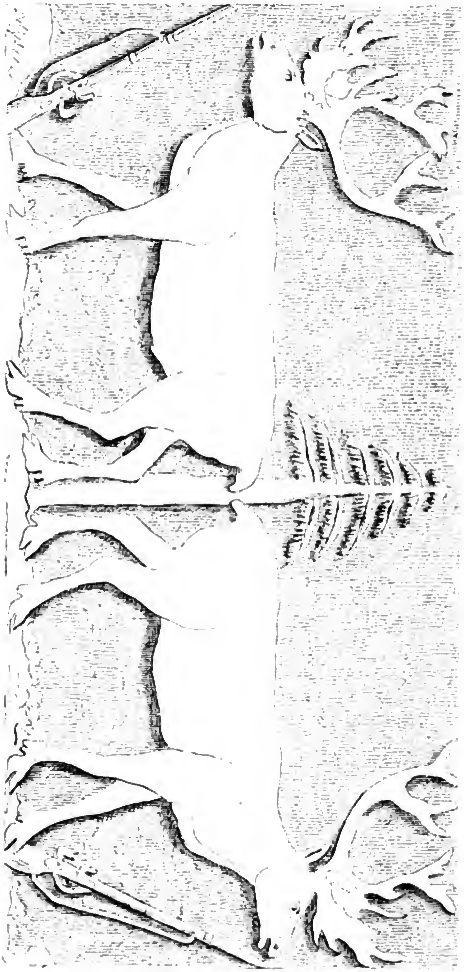
Zwischen Vorsehung und Fatum ist im Allgemeinen in der Volksauffassung kein großer Unterschied! Deshalb auch, glaube ich, macht sich der Jakute nicht an den Ackerbau, weil er ja fest überzeugt ist, daß Alles, was ihn Gutes oder Böses trifft, entweder direkt von seinem Gotte gesendet, oder durch seine Zulassung vom „Hausgeiste", vom eigentlichen „Wirthe" der Jurte gemacht worden ist. Einer dieser Wirthe herrscht unumschränkt, wenn auch für gewöhnlich ganz unsichtbar, im Zelte, ein anderer in der Renthierherde, ein dritter im Walde, ein vierter im Wasser, ja es scheint, daß jede Thiergattung ihren besonderen „Wirth", ihre besondere Vorsehung hat. Wenn es die Jakuter Vorsehung zu arg treibt mit ihrem Mündel, oder wenn sich der Hausgeist doch zu viel herausnimmt, dann wendet sich der Geplagte an den Heiligen des Herrn, an den Priester, und erreicht mit seiner Hülfe eine Aenderung, ein Aufhören irgend eines Uebels, — sei es auch durch den Tod, der ja ebenfalls nur eine gnädige Zulassung der allgütigen Vorsehung ist.

Der Jakute opfert den Wirthen, wenn er sich auf Reisen befindet, an gewissen ihrer Lieblingsorte Pferdehaare, welche er mit vieler Ehrfurcht an den Ast eines Baumes oder an zierliche Stäbchen bindet, die in der Nähe dieses Baumes in die Erde gesteckt sind. Während solcher Reisen besingt er in einförmiger, trauriger Weise die Schönheiten der ihn umgebenden Natur, und je grauenhafter die Gegend, je nackter die Einöde, je sumpfiger das Wasser, desto mehr preist er die Schönheiten, bewundert er die Fülle der Schätze und Klarheit des See's. Es ist nicht die Einbildungskraft, welche den Jakuten hinreißt, sich der Selbsttäuschung hinzugeben. Er will den Rübezahl, den Gott der Gegend, betrügen und ihn durch seine Lobpreisungen in guter Laune erhalten.

Wie der Jakute sich bis jetzt nicht an den Ackerbau gemacht hat, so hält er sich auch im Allgemeinen, besonders da, wo er mit dem russischen Ansiedler nicht in Berührung kommt, von der Viehzucht fern, trotzdem auch diese in jenen Gegenden noch nicht unmöglich ist und von den in Jakutsk angesiedelten Russen, wenn auch in geringem Maßstabe und unrationell, betrieben wird. Wenn sich die Ansiedler so sorgsam mit den Kühen befassen würden, wie sie es mit den Hühnern thun, welche sie im Winter in großen Vogelbauern in warmen Zimmern wie Kanarienvögel pflegen, so würden sie gewiß recht gute Resultate erzielen. Aber auch der Russe verläßt sich auf die Vorsehung, in deren Hand er und seine Kuh steht; auch bei ihm ist das Fatum, wenn auch in christlichem Gewande der Vorsehung, die immaculata mater der Faulheit.

Von einer Industrie im wahren Sinne des Wortes bei den Jakuten zu sprechen würde wie Ironie klingen; ich bin fest überzeugt, daß in ihrer Sprache überhaupt gar kein Wort für diesen Begriff existirt. Das Zubereiten der Felle

der erlegten Thiere, das Anfertigen der wenigen Kleidungsstücke, welche die genügsame Familie bedarf, kann wol nicht als Industrie bezeichnet werden.



Vorderseite einer von einem Jakuten aus einem Stücke Mammuthzahn geschnittenen Zuckerdose. (Halbe Größe.)

Und doch hätte dieser Volksstamm, dessen Heimat ja durch die Lena mit dem südlicheren Theile Sibiriens verbunden ist, und dem es nicht schwer geworden wäre, von Katschuga nach Irkutsk zu gelangen, um dort die Erzeugnisse seines Landes abzusetzen, das Material zur Entwicklung der Industrie in reichem Maße in seinem Boden gefunden. Es unterliegt nach allen von mir und Anderen gesammelten Indizien keinem Zweifel, daß sich im Jakuterlande sehr reiche Goldlager befinden (diese meine hypothetische Annahme hat seitdem ihre Bestätigung gefunden, wie aus Friedr. Matthäi's Werke: „Die Industrie Rußlands", Leipzig 1874 bei Hermann Fries, II. Theil, S. 95 erhellt), welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wie ich dieses in meinem Artikel über den Tschuder Volksstamm gesagt habe, bis jetzt noch unberührt sind, da zeither auch der Russe noch nicht in dem eigentlichen Jakuterlande

nach Gold schürft, sondern sich noch nicht weiter als bis ans Gebiet der Olekma gemacht hat. Außerdem befinden sich im Jakuterlande wahre Lager, Begräbnißplätze von Mammuths, in denen sich große Mengen dieser Thiere in vollkommen wohlerhaltenem Zustande befinden.



Deckel einer von einem Jakuten aus einem Mammuthzahn geschnittenen Zuckerdose. (Halbe Größe.)

Nicht dem Jakuten kommt dieser Reichthum zu Statten, sondern dem eingewanderten Russen, der jeden Winter Hunderte von Schlittenladungen Mammuthzähne über Kirensk, Ustjkutta nach Jenisseisk sendet, von wo dieses vorsündflutliche Elfenbein den Weg nach Rußland findet. Jede Schlittenladung, welche ein Pferd transportirt, beträgt drei bis vier Zähne, was ungefähr 12 bis 16 Pud ausmacht. Ein Zahn würde also gegen 120 Pfund wiegen.

Ich zweifle, ob alle Zähne der im Jakuterlande, ja in ganz Sibirien begrabenen Mammuthe vollkommen gut erhalten sind, wenigstens würde ich diesen Zweifel einem Fall gegenüberstellen, der ihn begründet. Ich hatte nämlich ein Stück Mammuthzahn, dessen Länge ungefähr 12,

dessen Durchmesser 3 Zoll betrug und dessen Inneres vollkommen kalzinirt war. Auch die äußere Schicht war hier und da weich wie Kreide. Das bezeichnete Stück rührte unstreitig vom Zahne eines jungen Thieres her, indeß war es unmöglich festzustellen, ob der Zahn etwa dadurch verdorben war, daß er einer zu großen Hitze ausgesetzt gewesen, oder daß er noch nicht vollständig verhärtet war, als die Katastrophe eintrat, welche den Untergang des Thieres und seiner Verwandten herbeiführte.

Ein Jakute, dessen Namen ich leider nicht erfahren konnte, schien sich zu einem höheren Gedanken hinaufschwingen, die Idee der Kunst erfassen zu wollen. Wahrscheinlich sah er bei irgend einem zur Abnahme des „Jassak“, des Tributes, bestimmten russischen Beamten eine Zuckerdose, und der Naturkünstler machte sich daran, eine solche Zuckerdose aus Mammuthzahn zu fertigen. Die erstere Figur der beigefügten Zeichnung stellt die Vorderseite des primitiven Kunstwerkes vor, dessen Seiten und Rückseite der Vorderseite analog waren. Den Deckel zeigt die zweite Figur. Die ganze Dose war à jour gearbeitet und waren der Untertheil wie der Deckel aus je einem Stücke gefertigt. Ich finde es sehr natürlich, daß der halbwilde Künstler zwei für seinen Stamm höchst wichtige Thiere zum Modell gewählt hat: das Reuthier, welches ihn nährt, und Meister Petz, der ihm Schaden zufügt und mit dem er während eines großen Theils des Jahres einen gefährlichen Kampf zu bestehen hat. Idealisirt hat unser Künstler nicht. Er hat nur zu naturgetreu gearbeitet, wie gewiß auch die Vorläufer des Phidias nur die Natur getreu nachgeahmt haben, bis ihnen poetische Köpfe, wie Kalchas, Götter und Göttinnen erfanden und zu ihren Meisterwerken sitzen ließen.

Das Meisterwerk unseres Jakuten ist mit einem einfachen Messer, vielleicht hin und wieder mit einem Flintensteine gemacht worden. Andere Instrumente dürfte er schwerlich besessen haben. Die Zeichnung kann eine makellose genannt werden und ich muß gestehen, daß das Ganze auf mich einem angenehmen Eindruck gemacht hat, da ich mir bei der Betrachtung des Gegenstandes stets die Kulturstufe des Meisters vergegenwärtigte.

Diese Zuckerdose schenkte der Künstler seinem Stammesoberhaupte, seinem Fürsten (Knäsjuz), bei dessen Tochter ich sie im Jahre 1868 sah und bewunderte. Hier möchte ich noch Einiges über ein Naturprodukt des Jakuter Landes beifügen, das einige Beachtung verdient. Es ist dieses der Glimmer.

Ich darf mich hier wol nicht über die geologischen Gebilde, welche die Lena von Katschuga, wo ich sie kennen gelernt habe, bis nach Kirensk und weiterhin gegen Norden begleiten, weitläufiger auslassen, da ich hierdurch das ethnographische Feld verlassen und auf ein anderes übertreten würde, das zu sehr ausführlichen Betrachtungen Veranlassung gäbe. Deshalb hier nur so viel, wie eben zur Aufklärung dieses Gegenstandes nothwendig ist.

Die Lena begleitet bis unterhalb Ustjkutta ein ungemein mächtiges Lehmschieferlager, das später allmählich verschwindet und in die Urgneisformation (Naumann) übergeht. Anfangs ist das Gestein grobkörnig, theilweise verwittert und mit Urwaldungen bedeckt; hinter Jakutsk jedoch, oder, wenn wir wollen, nördlich von dieser Stadt, tritt es als nackter Fels zu Tage, welcher mächtige Adern von Glimmerschiefer enthält. Die russischen Ansiedler der Gegend machen

sich dieses zu Nutze und brechen große Tafeln Glimmer aus den Felsen, um sie in den Handel zu bringen. Diese Tafeln werden später von Kaufleuten an die Bewohner der Lenagegend verkauft, und bilden sogar in Irkutsk einen Handelsartikel. Das Glas ist nämlich in jenen noch wenig bevölkerten Gegenden ein Luxusgegenstand, dem entsprechend theuer, sodaß man an der Lena nur bei den Begüterten gläserne Fensterscheiben findet. Bei den minder begüterten Bewohnern jener Gegend findet man nur Scheiben aus Glimmerschiefer, und auch hier wiederum kann man den Grad der Behäbigkeit der Hausbewohner an der Größe der Scheiben bemessen. Beim Armen sind sie aus Glimmerstückchen von der Größe eines Zweithalerstücks oder eines Papierthalers zusammengeflickt; bei dem besser situirten Hausbesitzer haben sie die Größe einer Hand oder eines halben Briefbogens kleinen Formats. Ein Stück des letzteren Umfanges in der Dicke von wenigen Centimetern kostet schon gegen 60 Kopeken.

Auch aus diesem Reichthum seines Landes zieht der Jakute keinen Nutzen; er hat dieses dem aus Europa hergekommenen Russen überlassen.

Wrangel macht vom Charakter des Jakuten nicht die beste Schilderung; er sagt von ihm, daß er rachgierig, prozeßsüchtig, ungesellig und verschlossen ist, und hieraus erklärt der berühmte Reisende den Hang zur Einsamkeit und Abgeschiedenheit, da nicht das Weidebedürfniß ihn nöthigt, zwischen sich und seinen Nachbarn einen Raum von einigen hundert Wersten, selbst gegen Norden zu, zu haben. Hieraus ist es auch erklärlich, warum man häufig Jakuten in den verschiedenen Gefängnissen Ostsibiriens und in den Etappen sieht, während ich nie einen Tungusen, der sich durch großes Phlegma auszeichnet, als Gefangenen gesehen habe. Außerdem bemerkt der berühmte Reisende noch, daß in der Quellengegend der Kolyma, wo sogenannte „Albuty", d. h. flache Thäler existiren, die sich im Frühlinge mit Wasser füllen und fischreiche Landseen bilden, später aber austrocknen und schnell mit dem schönsten Grase bewachsen, eine Jakutenniederlassung existirt, deren Häuptling zahlreiche Viehherden und Pferdetabunen hat. Diese Niederlassung besteht aus mehreren Hütten, in denen sich die nächsten Angehörigen des Häuptlings, seine Hausgenossen und Knechte befinden, und das Ganze ist von einer Umzäumung eingefaßt. Alles soll in dieser Ansiedelung Wohlhabenheit, patriarchalische Eintracht und Sittenreinheit verkündet haben. Den Reisenden bestimmte die gastfreundliche Aufnahme, die er in der Ansiedelung fand, die milde Luft, der Ueberfluß an Milch und anderen frischen Nahrungsmitteln, den Rest des Sommers dort zu bleiben. Unter den von Wrangel besuchten Albuty's der Umgegend gefiel ihm besonders die „Sulyi Star", die Pferdetrift. Dort lebte ein 82jähriger, für sein Alter noch sehr rüstiger Jakut, welcher der russischen Sprache ganz mächtig und in seiner Art sehr gebildet war. Dieser Greis beklagte die jetzige Unwissenheit seines Volkes, das früher den Gebrauch der Schriftzeichen gekannt haben soll, und den sichtlich zunehmenden sittlichen Verfall. Er behauptete, daß die Jakuten aus dem fernen Süden hier eingewandert seien, worauf die Volkssage, in welcher von Gold und Edelsteinen, Löwen und Tigern die Rede ist, hinweist. Vor ihnen hätten schon die zum Theil ausgestorbenen Schelagen, Tungusen und Jukaghiren hier ihre Wohnsitze gehabt, aber nichts für die Kultur gethan.

Den Jakuten soll das Verdienst gebühren, in diesen unwirthbaren Gegenden Vieh- und Pferdezucht und allerlei andere landwirthschaftliche Betriebsamkeit eingeführt zu haben. Sie sind jetzt alle getauft und die russischen Geistlichen wirken aufs Eifrigste dem Einflusse der Schamanen entgegen; doch treiben diese noch immer als Aerzte und Wahrsager ihr Wesen. In Sprache, Sitte und Lebensweise sind übrigens die hiesigen Jakuten denen von Jakutsk ganz ähnlich. Dieses die Mittheilung des Greises, die er Wrangel gemacht hat, und deren Richtigkeit wir dahingestellt sein lassen müssen. Ich muß nur bemerken, daß Alles, was ich über die Jakuten in den „Notizen der Russisch-Geographischen Gesellschaft" gelesen, und was ich von der von mir oben erwähnten jakutischen Fürstentochter gehört habe, mit obiger Angabe des Greises, wenn es ihr nicht widerstreitet, nicht im Einklange steht. Ein aus besseren Gegenden in die Wüsten Nordostasiens versetztes, auf einer höheren Stufe der Civilisation stehendes Volk, wäre dort im Kampfe ums Dasein nicht nur nicht von der Stufe, auf welcher es stand, herabgestiegen, sondern es hätte sich höher emporgeschwungen, denn Noth lehrt nicht nur beten, sondern auch — arbeiten. Mir scheint es, daß der jakutische Greis die Arbeiten und Bestrebungen der beiden Starostyn's, Gregor Waal's u. s. w., von denen er gehört, auf Rechnung seiner Stammgenossen geschrieben hat. Die Sage von der Einwanderung der Jakuten aus dem fernen Süden will ich nicht bestreiten, da sie viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Die Stadt Jakutsk, die Hauptstadt des Verwaltungsbezirks gleichen Namens, zählt nur gegen 2000 russische Einwohner. Sehr wenige jakutische Familien haben sich im Städtchen angesiedelt, in welchem sie jedoch nicht beständig leben. Auch sie sehnen sich in den unermeßlichen Wald hinaus, in die Wildniß, welche ihre Väter einst unbeschränkt und ungetheilt besaßen.

Bis zum Tode des Kaisers Nikolaus I. war Jakutsk Verbannungsort für politische Verbrecher. Seit dem Regierungsantritte Alexander's II. werden politische Verbrecher nur dann nach Jakutsk gesendet, wenn sie sich in Sibirien selbst wieder eines Vergehens schuldig gemacht haben. Dagegen wird Jakutsk in der Alexander'schen Periode als Verbannungsort der „Skopzen" (von „Skop", der Hammel), jener Sekte, welche sich entmannt, um in den Himmel gelangen zu können, und der „Starowjerzy", der Altgläubigen, wie sie sich selbst nennen (das Gesetz nennt sie Raskolniki, von „raskolotj", spalten), und deren Anhänger die Bekenner jeder anderen Religion für unrein halten.

Es liegt klar zu Tage, daß das Land durch diese Art von Kolonisten nie bevölkert werden kann. Die Skopzen vermehren sich doch in Rußland nur durch Anwerbung von Anhängern; die Starowjerzen aber werden unfruchtbar, nach dem Gesetze der Inzucht, denn ihrer sind in Jakutsk zu wenig, als daß sie in weit entfernten Verwandtschaftsgraden eheliche Verbindungen eingehen könnten. An eine eheliche Verbindung mit einer gewöhnlichen Jakutin dürfte aber wol selbst der gewöhnliche Russe nicht denken, denn erstens dürfte auch er das mehr doggen- als menschenähnliche Gesicht nicht gerade reizend finden, und zweitens braucht er eine „Chazajka", eine „Wirthin", also eine Frau, welche ihm auf Russisch kochen, backen, die Hauswirthschaft versehen, im Nothfalle auch das Feld bestellen kann. Alles dies versteht eine Jakutin nicht.

Ich las in einem russischen Missionsberichte aus den Zeiten des Kaisers Nikolaus I., der ja so gern die ganze Menschheit auf Russisch in die ewige Seligkeit befördert hätte, daß sich oft Tausende von Jakuten zur „heiligen Taufe" drängten. Ich forschte über diesen Gegenstand nach und erfuhr, daß alle Stammesgenossen ganz ruhig im Dome der Natur der Sonne ihren Dank spenden, welche ja ihren Boden erwärmt, den Hausgeist aber mehr ehren und fürchten als das, was sie Gott nennen. Man drängte sich früher, wie ich schon gezeigt habe, als ich über die Tungusen sprach, um ein Stück Formthee und ein weißes Hemd zu erhalten, zur Taufe; aus dem Messingkreuzchen am rothen Bändchen hat man sich auch früher schon nichts gemacht.

Widmen wir noch dem weit gegen Norden, an dem Ausflusse der Jana, Indygirka und Kolyma hausenden Volksstamme der Jukaghiren einige Aufmerksamkeit, und zwar schon deshalb, weil einer der berühmtesten und verdienstvollsten Forscher des Nordens Sibiriens, Ferdinand von Wrangel, mehrere Jahre unter ihnen verlebt, sie studirt und uns ihre Lebensweise beschrieben hat.

Keine Geschichte erzählt uns, durch welche Katastrophe die Vorfahren der Jukaghiren, wie überhaupt der Bewohner der unwirthbaren Einöde, welche sich an den Küsten des nördlichen Eismeeres dahinzieht, in jene Gegend gekommen sind. Nicht einmal eine Ueberlieferung hat sich erhalten. Nur eine dunkle Sage, welche sich das Volk wie ein Mährchen erzählt, deutet darauf hin, daß hier einst ein zahlreicher Volksstamm wohnte, da sie angiebt, daß ehemals an den Ufern der Kolyma mehr Feuerstätten der Omoki gewesen sind als Sterne am klaren Himmel." Was an dieser Sage Wahres ist, müssen wir dahingestellt sein lassen; heute wohnen in dem ungeheuern Bezirke von Kolyma nur 2498 Menschen männlichen Geschlechtes, und zwar 325 Russen, 1139 Jukaghiren und gegen 1000 Jakuten und Tungusen.

Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob die Jukaghiren überhaupt einen besonderen Volksstamm (in meiner Auffassung), d. h. eine besondere Rasse bilden. Sitten, Gewohnheiten, religiöse Anschauungen, Körpergestalt und Lebensweise weisen darauf hin, daß sie nahe Verwandte der Tungusen und Jakuten sind. Frohsinn und Heiterkeit kennen diese Halbwilden nicht. Ihre Hütten, die gewöhnlich 12 bis 18 Quadratfuß an Umfang haben und 9 Fuß hoch sind, werden aus Treibholz aufgeführt, das die Frühlingsüberschwemmungen vom Meere in die Flüsse hinaufführen. Zwischen die einzelnen Balken wird Moos gelegt, die Ritzen und Vertiefungen zwischen denselben überdies noch mit Lehm verklebt und endlich das ganze Gebäude von außen mit einem hohen Erdwalle umgeben. Auch das flache Dach wird mit einer zwei bis drei Fuß dicken Erdschicht bedeckt. Zwei einen Quadratfuß große Oeffnungen in den Wänden dienen als Fenster. Im Sommer vertritt eine Fischblase, im Winter eine sechs Zoll dicke Eisplatte die Fensterscheiben. Daß infolge dessen kaum ein Schimmer des Tageslichtes in das Innere fällt, ist klar. In einer Ecke dieser Wohnung befindet sich noch eine Oeffnung, welche der Decke nahe, gegenüber dem niedrigen Eingange, angebracht ist; es ist dieses der Rauchfang, der sich über dem „Tschuwal", dem Herde, befindet. An den Wänden sind breite, mit Renthierfellen bedeckte Bänke angebracht, und eine oder zwei niedrige Abtheilungen schließen

die Schlafstätten von einander ab. An diese Hütte schließt sich eine Vorrathskammer, ein Vorhaus, ein Hundestall und ein Gerüst zum Trocknen der Fische an.

Die Hauptheile der Bekleidung der Jukaghiren bilden eine „Parka“, d. h. ein Hemd aus weichem Renthierfelle, mit einem schmalen Besatze aus Flußotter- oder Biberfell, Beinkleider aus demselben Stoffe, eine „Kamleja“, d. i. ein mit einer Kapuze versehenes Oberkleid aus dickem Renthierleder ohne Haar, über welches ein zweites, diesem gleiches, aber aus doppeltem Fellwerke gefertigtes, die „Kuchläuka“, gezogen wird, wenn es auf Reisen geht. An den Aermeln der „Kuchläuke“ sind große Fausthandschuhe befestigt. Zu Hause tragen sie eine Art Schuhe aus braunen Juchten mit Schäften aus rauhem Renthierfelle, die mit verschiedenen Zierrathen besetzt sind und durch zwei, das Bein kreuzweis umwickelnde Riemen an die Beinkleider befestigt werden. Auf Reisen bedient sich der Jukaghire einer wärmeren Fußbekleidung, der „Torbassy“, einer großen, in- und auswendig rauhen Pelzmütze und außerdem noch einer warmen Maske, von der jedoch das mit farbiger und goldener Stickerei besetzte Stirnband mehr zum Schmucke als zum Schutze dient. Am Gürtel hängt ein großes Messer, eine „Gamsa“ (kleine Tabakspfeife) und ein Tabaksbeutel, denn der Jukaghire ist, wie alle Bewohner des Nordens, ein leidenschaftlicher Raucher.

Die Hauskleidung der Weiber unterscheidet sich fast durchaus nicht von der der Männer; sie ist nur leichter und hat einen Kragen von Pelzwerk.

Im Frühlinge herrscht reges Leben in dieser eisigen Gegend, in welcher eine 38tägige Winternacht, vom 22. November bis 28. Dezember den Menschen zur Unthätigkeit zwingt, und in der der Winter, während dessen im Januar über 43 Grad Kälte herrscht, neun volle Monate dauert. Noch ist der Schnee nicht verschwunden, da kommen auch schon die Boten des Frühlings, die Zugvögel in ungeheuern Schwärmen herbeigeflogen, und Alles eilt, hiervon den möglichsten Nutzen zu ziehen. Jung und Alt lauert mit Flinten oder Bogen auf einen heranziehenden Schwarm, der bedeutend geschwächt weiter zieht. Die eigentliche Ernte beginnt jedoch auch für den Jukaghiren erst später, im Juni, denn dann erst reinigen sich die Flüsse vom Eise, was zwar Anfangs ein neues Ungemach mit sich bringt, da sich an manchen Stellen ungeheuere Eismassen stemmen und große Ueberschwemmungen verursachen, infolge dessen dann plötzlich große Seen entstehen, was jedoch nicht lange dauert. Nun macht man sich an den Fischfang, denn jetzt ziehen die Fische stromabwärts. Um diese Zeit ist der Hauptfang. Sterlette, große Lachsforellen (njelma), eine große Art Seestinte (muksun), und noch eine hier „Tschyr“ genannte Fischgattung werden gefangen und für den Winter an der Sonne getrocknet. Der Tschyr wird, so lange er noch mager ist, gereinigt, der Länge nach auseinander geschnitten, gedörrt und als „Juchala“ zum Speisen der Hunde aufbewahrt. Der später, während der kleinen Fischerei, welche nicht mit Netzen, wie die große, sondern mit Reusen und Setzkörben betrieben wird, gefangene Tschyr ist fett und wird, wie die anderen Fische, sehr sorgfältig gedörrt, zubereitet und unter dem Namen „Jukola“ aufbewahrt. Er dient in diesem Zustande als Hauptnahrungsmittel für die Menschen. Die fetteren Theile werden besonders geschätzt und als Leckerbissen zu den aus Fischen bereiteten Kuchen verwendet.

Hierauf folgt die Periode des Stromaufwärtsschwimmens der größeren Seefische, welche man in Setzkörben und Netzen fängt und, wie die früheren, an der Sonne trocknet. Währenddeß haben sich auch zahlreiche Zugvögel eingefunden; Enten, Gänse und Schwäne beleben die Oberflächen der Seen und Tümpel, an deren Ufern sie ihre Nester anlegen und brüten. Wenn sie mausern und, ihrer Federn beraubt, nicht fliegen können, wird eine allgemeine oder vielmehr gemeinschaftliche Jagd veranstaltet, zu der man sich mit Schießgewehren, Bogen und Knitteln bewaffnet. Zu dieser Jagd abgerichtete Hunde scheuchen die unbehülflichen Vögel aus ihren Nestern und jeder Jäger erlegt ohne Mühe eine bedeutende Anzahl. Ein großer Theil der Beute wird geräuchert, die Hauptmasse jedoch im Schnee für den Winter aufbewahrt. Außer den genannten Vögeln muß auch das wilde Renthier, welchem man während des Sommerzuges an der Anjuja und anderen Flüssen, wie auch den Seen der Tundren auflauert, zu den Wintervorräthen des Jukaghiren wie auch der anderen Bewohner der Polargegenden Sibiriens einen bedeutenden Theil beitragen. Die Renthierjagd wird von diesem Volksstamme ganz wie von den Jakuten betrieben. An der Anjuja kann ein guter Jäger in einem günstigen Jahre an hundert Renthiere erlegen; in der Tundra ist die Jagd weniger ergiebig, da sie nur zwischen 5 bis 20 Stück liefert. Man zieht jedoch die in der Tundra erlegten Thiere den an Flüssen erlegten vor, da sie besser als die letzteren genährt sind. Auch ist die Jagd in den Tundren eine sehr sichere, da hier nie Renthiere ganz ausbleiben, was an den Flüssen seit längerer Zeit schon oft der Fall ist.

Die Haupternte der Jukaghiren findet im September statt, da in diesem Monate die Heringe in ungeheuern Massen in die Ströme kommen, um stromaufwärts zu ziehen. In günstigen Jahren werden oft mit einem Zuge über 3000 Heringe aus dem Wasser geschafft und sie allein schützen die Bewohner vor Hungersnoth, welche eintritt, wenn die Fischerei im Allgemeinen nicht ergiebig war. Es ist erstaunlich, welche Massen Heringe in jenen Gegenden verzehrt werden. Hundert Familien in der Gegend von Nischny-Kolyma brauchen ihrer gegen drei Millionen zu ihrem Unterhalte. Da der Heringsfang jedoch nur ein Drittel des bezeichneten Bedarfs liefert, sind die Bewohner genöthigt, das Fehlende durch größere Fischgattungen zu ersetzen, und dieses geschieht während der eigentlichen sogenannten Herbstfischerei, die auf dem Eise betrieben wird. Quer über den Fluß werden Löcher in das Eis gehackt, durch welche man große Netze ins Wasser zieht, welche den Fluß absperren. Infolge der Stürme werden um diese Zeit viele größere Fischgattungen in die Flüsse getrieben, die in den Netzen gefangen werden, solange es eben die rasch zunehmende Kälte und Dunkelheit erlaubt. Bei Beginn des Winters beginnt auch die zweite Renthierjagd, da nun die Renthiere vom westlichen Ufer der Kolyma auf das östliche übersiedeln. Man lauert ihnen in Engpässen und Schluchten, oder am Ausgange eng zulaufender, zur Renthierjagd absichtlich eingerichteter Verzäunungen auf und fängt sie gewöhnlich in Schlingen. Während des Winters wird nun die eigentliche Jagd auf Pelzthiere betrieben, zu welcher das Aufstellen und Besichtigen von Fallen gehört. Dieses wird auf Narten, welche mit Hunden bespannt sind, ausgeführt und ist, wenn der Jäger geschickt ist, eine der lohnendsten Arbeiten, welche häufig

und regelmäßig ausgeführt wird. Die Falle, „Pasti", ist ein länglicher Kasten, in dessen Innerem sich zum Anlocken des Thieres ein Köder befindet, der mit einer Vorrichtung zum Selbstverschließen in Verbindung ist. Sobald das Thier den Köder berührt, fällt die Thür zu und es ist gefangen. Bei jedesmaliger Besichtigung der Fallen kann man auf je zehn Fallen einen Fang rechnen. Ein in dieser Art Jagd geübter Jukaghire steht weit und breit in hohem Ansehen und es übertrifft ihn nur der Elennthier- und Bärenjäger an Ruhm, der mit diesen mächtigen Thieren einen gefahrvollen Kampf zu bestehen hat.

Wie wir sehen, reiht sich auch im hohen asiatischen Norden in größter Regelmäßigkeit eine Arbeit an die andere. Wenn die bisher beschriebenen Arten hauptsächlich zur Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse, der Nahrung und Kleidung, dienen, so fehlt es doch auch nicht an Beschäftigung, bei der das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden ist. Ich meine das Einsammeln von Beeren, welche nur leider nicht alle Jahre gerathen. Wie die Winzer und Winzerinnen zur Zeit der Weinlese in unseren europäischen Weingegenden, so ziehen die Jukaghiren unter Tänzen, Spielen und freudigen Gesängen aus, um Johannis-, Rausch-, Preisel- Multebeeren, die duftige Mamura zu sammeln und Thymian einzuheimsen, der als Räucherwerk und Gewürz dient. Bei dieser Gelegenheit wird auch die „Makarscha", eine mehlige Wurzel, wahrscheinlich eine Art Erdmandel, die ja weit gegen Norden vegetirt, gesammelt. Das Sammeln der Makarscha zeigt wiederum, wie relativ der Begriff von „Nützlich" und „Schädlich" ist. Bei uns gehört bekanntlich die Maus zu den schädlichen Thieren, und wir füttern absichtlich Katzen, um sie von uns fern zu halten, und womöglich ganz auszurotten. Für den Jukaghiren ist die Maus ein sehr nützliches Thier, denn — sie sammelt die Makarscha, trägt sie in ihre Vorrathskammern, aus denen sie dann der Nordländer herausnimmt, um sie als Zugabe zu seinen Fleisch- und Fischkuchen zu verwerthen.

Die langen Winterabende vertreibt sich der Jukaghire mit Jagderzählungen, bei deren Anhören man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, daß der berühmte Münchhausen hier gewesen ist und seinen reichen Jägerlügenschatz bei den Jukaghiren gesammelt hat. So erzählte z. B. ein alter Jukaghire, daß, als er einst mit seinem Sohne von der Fuchsjagd heimkehrte, er auf einen in seiner Höhle liegenden Bären stieß. Trotzdem er zu einem Kampfe mit diesem Könige der Wüste nicht bewaffnet war, beschloß er dennoch ihn anzugreifen, und führte diesen Entschluß folgendermaßen aus. Der Sohn griff an der einen Oeffnung der Höhle den Bären mit einem leichten Speere, „Pokoljuga" genannt, an, während der Vater sich mit seinem breiten Rücken vor den anderen Ausgang stemmte und mit seinem dicken, doppelten Pelze den Zähnen und Tatzen des geängsteten Thieres solange widerstand, bis es den fortgesetzten Angriffen des jüngeren Jukaghiren erlag.

Ein anderer, ebenfalls nicht für den Kampf mit einem Bären ausgerüsteter Jukaghire behauptete, er habe sich einst an einen großen schwarzen Bären, der emsig in der Erde scharrte, so nahe herangeschlichen, daß er ihn mit der einen Hand an einem Hinterbeine erfassen konnte. Ehe der Jäger aber mit der anderen Hand das Messer ergreifen und anwenden konnte, ergriff der erschrockene

Bär die Flucht und schleppte den beharrlichen Jäger so lange mit sich fort über Stock und Stein, bis er ermattet und fast zerfetzt seinen wüthenden Gefangenen loslassen mußte. Solche und ähnliche Abenteuer werden erzählt und — geglaubt, weil der Zuhörer wünscht, daß auch ihm geglaubt werde, wenn er eine Jägerlüge, welche jene an Unwahrscheinlichkeit übertrifft, auftischen wird.

Die beiden wichtigsten Hausthiere sämmtlicher halbwilden Volksstämme Sibiriens sind das Renthier und der Hund. Das erstere und seinen Einfluß auf die Existenz der einzelnen Volksstämme haben wir schon früher hervorgehoben.



Zobel.

Ohne diesen höchst nützlichen Wiederkäuer, der zugleich Rind und Pferd vertritt, müßten sämmtliche Nordasiaten in sehr kurzer Zeit untergehen. Aber auch ohne den Hund wäre die Existenz der jetzigen Eingeborenen Sibiriens bedroht, wenn sie nicht ganz unmöglich wäre.

Der Hund des Nordasiaten, von dem wir hier ausschließlich sprechen, hat viele Aehnlichkeit mit dem Wolfe, denn er hat eine lange, spitz auslaufende Schnauze, spitze, aufrecht stehende Ohren und einen langen, buschigen Schwanz. Sein Haar ist kraus oder glatt, und von Farbe schwarz, weißlich, rothbraun oder auch gefleckt. Sein Bellen ist dem Geheule des Wolfes sehr ähnlich. Ein guter Schlittenhund darf nicht unter $^3/_4$ Meter hoch und 1 Meter lang sein.

Während des Sommers findet man den sibirischen Hund in Löchern, die er sich in die Erde gegraben, oder im Wasser, in das er geht, um sich der Mücken zu erwehren. Im Winter scharrt er sich selbst tiefe Löcher in den Schnee. Der Abrichtung des Vorder- oder Leithundes wird ganz besondere Aufsicht gewidmet. Gewöhnlich stürzt das ganze, meistens aus 12 Hunden bestehende Gespann, seinem angeborenen Triebe folgend, dem Wilde, sobald es dasselbe wittert, unaufhaltsam nach. Ein guter Leithund aber sucht mit bewunderungswürdiger Klugheit und List die anderen Hunde von der Verfolgung der Wildspur abzuhalten. Häufig ist er auf Reisen, über die weiten, öden Tundren, in dunkeln Nächten und dichtem Schneegestöber der Retter seines Herrn. Wenn das Thier nur einmal mit ihm in einer Gegend gewesen und mit ihm in der schützenden „Powarna", d. h. in der hölzernen, mit einem Herde und breiten Bänken versehenen, und zur Bequemlichkeit der Reisenden erbauten Hütte übernachtet hat, so bringt es ihn auch sicher an diese Stelle, wenn auch die Hütte tief im Schnee vergraben liegt, und zeigt durch sein freundliches Wedeln an, daß er hier nur nachzugraben brauche, um das ersehnte Nachtlager zu finden. Im Sommer wiederum ziehen sie die Boote stromaufwärts. Wenn sich ihnen bei dieser Gelegenheit ein Hinderniß in den Weg stellt, gehen sie ins Wasser, schwimmen neben dem Boote, die Zugleine nach sich schleppend, setzen über den Fluß und stellen sich am andern Ufer in der größten Ordnung wieder auf, um auf einen zweiten Ruf ihres Herrn das Boot weiter zu ziehen. Wrangel theilt folgenden wahrhaft rührenden Fall mit, der sich während seiner Anwesenheit in dem Heimatslande der Jakughiren ereignete. In den Jahren 1821 bis 1823 raffte eine Seuche den größten Theil dieser nützlichen Thiere hinweg und die Folge davon war eine allgemeine Hungersnoth. Es wird erzählt, daß in einer unglücklichen Jakughirenfamilie, die von 20 Hunden nur noch zwei eben erst geworfene übrig behielt, die Frau, um den letzten Rest ihres einstigen Reichthums zu retten, die beiden Hündchen an ihrer Brust gemeinschaftlich mit ihrem eigenen Kinde gesäugt und so die Stammeltern eines neuen, kräftigen Hundegeschlechtes aufgezogen hat.

Ich selbst habe ein Paar solcher sibirischen Hunde aus der Turochansker Tundra in Kansk gesehen, die ein Chirurgengehülfe von dort mitgebracht hatte. Die Thiere waren nicht dressirt, verstanden aber jeden Wink ihres Herrn. Sie retteten ihm nicht nur das Leben, als ihn eines Abends, als er spät aus dem Gefängnißhospitale nach Hause zurückkehrte, vier bewaffnete Kosaken überfielen, sondern fingen ein anderes Mal Diebe, welche in die Wohnung ihres Herrn eingebrochen waren. Sie ließen diese Gäste ungestört durchs Fenster in die Wohnung einsteigen; aus derselben ließen sie sie nicht eher hinaus, als bis ihr Herr die Diebe der Polizei zum Abführen ins Gefängniß übergeben hatte. Sonst waren die Thiere sehr gutmüthig und zutraulich.

Der Leser dürfte wol begierig sein, den Schlitten des sibirischen Nordländers, die „Narta", kennen zu lernen. Dieses Fuhrwerk besteht aus einem flachen, aus Weidenzweigen dicht geflochtenen Obertheile und der sogenannten Sohle aus Birkenholz, deren untere, von Zeit zu Zeit mit Wasser begossene Fläche eine etwa 6 Linien dicke Eisschicht bildet, die auf dem gefrorenen Schnee

so leicht hingleitet, daß man die schwerbepackte Narta mit einer Hand fortschieben kann und die Hunde bei gutem Wege mit ihr 10 bis 12 Werst in der Stunde zurücklegen. Die einzelnen Theile sind nur durch Riemen miteinander verbunden und erhalten dadurch etwas Elastisches, das sie bei heftigen Stößen vor dem Zerbrechen bewahrt. Bei geringerer Kälte, wo die Eiskruste sich an den Sohlen nicht mehr hält, befestigt man Walfischrippen unter die letzteren. In der Mitte, doch etwas seitwärts, sitzt der Führer, den Leitriemen in der einen, und einen mit Eisen beschlagenen und mit Schellen behängten Stecken in der anderen Hand, jeden Augenblick bereit, herabzuspringen, um die Narta aufzuhalten, wenn sie umzustürzen droht, oder sie wieder ins Gleichgewicht zu bringen.



Renthierpost.

Auf einem solchen mit Hunden oder Renthieren bespannten Fahrzeuge wird in ganz Nordsibirien die Post befördert, die jedoch nur selten Nachrichten aus den übrigen Theilen der Welt bringt. Von Irkutsk nach Jakutsk geht beispielsweise alle 14 Tage eine Post ab, und gewiß werden Briefe und Zeitungen von dort nach Nischni-Kolymsk und andere Ortschaften des hohen Nordens noch seltener befördert. Auch die Verbindung der 'Goldwäschereien mit den Kreisstädten wird in ganz Nordsibirien von den Tungusen mit solchem Gefährte unterhalten. Eine Narta hält 25 Pud oder gegen acht Centner Belastung aus, die mit Riemen so fest angeschnürt wird, daß selbst beim Umwerfen Schlitten und Ladung, als ob sie aus einem Stücke wären, zusammenhalten.

Es ist selbstverständlich, daß es im Lande der Jukaghiren, das ungefähr unterm 80.° nördlicher Breite beginnt und sich bis an das nördliche Eismeer erstreckt, keine Wege und Straßen giebt. Die einzelnen Familien und Stämme hausen in gewissen, Anderen bekannten Flußthälern, und der Jukaghire, welcher dorthin gelangen will, kennt auch ohne Kompaß die Richtung, die er zu nehmen hat, und von der sein kluger Leithund gewiß nicht abweicht. Ebenso selbstverständlich ist es, daß es keine Wirthshäuser giebt, daß also der Reisende für alle seine Reisebedürfnisse sorgen und diese vom Orte der Abreise mit sich nehmen muß. Auf sehr guten Spezialkarten finden wir zwar sehr häufig Ortsnamen, wie z. B. Sucharnoje, Plotbyschtsche, Powarnoje u. Ae., diese Namen bedeuten aber höchstens eine oder zwei Schuppen, russisch „Ballagan" genannt, welche von den russischen Bewohnern der kleinen sogenannten Städte als Zufluchtsstätten für Reisende erbaut sind. Unter diesen Umständen muß es wohlthuend für den Reisenden sein, in den Jurten der Jukaghiren eine Gastfreundschaft zu finden, die sich kaum mit der wohlbegründeten Sorge für die nächste Zukunft der Seinen vereinen läßt. Wrangel erzählt in dieser Beziehung, daß ihn und seine Gefährten in Plotbyschtsche, wo im Anfange des Herbstes der Zug der Renthiere über einen namenlosen, in die Anjuja fallenden Fluß zu setzen pflegt, ein dort anwesender Jukaghirenhäuptling aufs Gastfreundlichste aufnahm und unentgeltlich bewirthete, was unüberlegt und unvorsichtig erscheinen kann, aber gerade für die hohe, echte Gastfreundschaft, welche die sibirischen Nomadenvölkchen auszeichnet, das schönste Zeugniß giebt. Der Wirth selbst rühmte sich übrigens, von dem verschollenen Volke der „Omoki", das einst seine Gegenden bewohnte, herzustammen. Auch bei anderen Stammhäuptern der Jukaghiren fand Wrangel und seine Begleiter dieselbe gastfreundliche Aufnahme.

Ueber den Charakter der wenigen noch existirenden Jukaghiren äußert sich der berühmte Reisende äußerst vortheilhaft. Sie haben sich theilweise russische Sitten und Gebräuche angeeignet, auch die Taufe über sich ergehen lassen, leben aber als ehrliche Verehrer ihrer alten Götter weiter, und ergötzen sich, wenn sie eben der Hunger nicht quält, mit Gesang und dem Spiele auf der russischen „Balalayka", welche wol die einfachste Guitarre, die man sich denken kann, ist. Das Instrument besteht nämlich (für gewöhnlich), aus einem dünnen Bretchen, das in einer Art Guitarrenhals endet, und mit zwei, gewöhnlich gleich dicken Darmsaiten bezogen ist. Selten ist das Instrument mit Resonnanzboden versehen und noch seltener hat es mehr als zwei Saiten. Ein einfaches, kunstloses Klimpern auf diesen Saiten nennt man „die Balalayka spielen." Daß dabei gesungen wird, versteht sich von selbst. Mit diesem einfachen Instrumente kommt der Jüngling vor die Hütte seiner Angebeteten und bringt ihr — trotz des berühmtesten Troubadours, — eine Serenade dar, für die sie ihn durch einen freundlichen Blick, durch ein liebliches Lächeln, beglückt.

Wir wollen nun den Polarmenschen noch in seiner düstern Winterwohnung belauschen, in welche er am Ende des Sommers mit seiner Habe und seiner Familie übersiedelt. Fürs Erste wird die Hütte ausgebessert und sorgfältig verwahrt, damit der Frost nicht ins Innere dringe, und nun versammelt sich die ganze Familie um den wärmenden Herd. Eine oder einige Thranlampen

erleuchten spärlich den dunkeln Raum, in den durch die Eisscheiben nur ein schwacher Schimmer von außen dringt. Ueber den niedrigen Schornstein erhebt sich eine hohe Säule röthlichen Rauches, aus der prächtige Funkengarben emporsprühen. Um die Wohnungen lagern auf oder im Schnee die Hunde, welche regelmäßig drei bis vier Mal des Tages die tiefe Stille durch ihr Geheul unterbrechen, das weit über die öde Schneewüste erschallt. Die männlichen Hausgenossen sind mit der Verfertigung von Netzen aus Roßhaaren oder von Jagdwaffen, die Weiber mit Zubereitung der Thierfelle und ihrer Verarbeitung zu Kleidungsstücken beschäftigt, wobei sie sich selbstgefertigter Darmsaiten als Zwirn bedienen. Außerdem versehen die Frauen die Küche, zu der keine großartigen kulinarischen Fertigkeiten nothwendig sind, da die Speisen hauptsächlich aus gekochten oder in Thran gebratenen Fischen und Renthierfleisch bestehen, zu denen als Leckerbissen hin und wieder ein Fischkuchen kommt. Kommt jedoch ein reisender Gast, dann wird auch die ausgesuchteste Jukola, geräucherte Renthierzungen, geschmolzenes Renthierfett, ja wol gar gefrorene jakutische Butter und „Struganina“, d. h. getrocknete delikate Fische, aufgetischt. Statt Servietten verabreicht man hin und wieder Holzspäne. Für den europäischen Gast verschafft man Salz, dessen sich der Eingeborene nicht bedient, vor dem er sogar eine Abneigung zu haben scheint. Die Reicheren bereiten aus dem in jenen Gegenden sehr theuren Roggenmehl ein warmes Getränk, zu dem das Mehl geröstet, mit Butter oder Thran angerichtet und mit heißem Wasser verdünnt wird. Ob dieses luxuriöse Getränk auch unseren Geschmacks- und Geruchsnerven behagt, lasse ich dahingestellt. Es ist ja überall „ländlich, sittlich!“

Eines der angenehmsten Geschäfte der jungen, schönen Jukaghirinnen ist — das Wasserholen. Zu bestimmten Stunden fahren sie im besten Putze die Wassergeschirre auf einer kleinen Narta auf den Fluß, wo in das Eis Löcher gehauen sind. Diese Eislöcher bilden, wie bei unseren Dorfschönen die Brunnen und bei unserem städtischen Küchenpersonale die Pumpen, die beliebtesten Versammlungsorte, wo ein Weilchen geplaudert und geschäkert, auch häufig mit dem zukünftigen Ehemanne nähere Bekanntschaft angeknüpft wird.

Während der verschiedenen Feiertage, welche die orthodoxe Kirche zur Winterszeit begeht, belustigen sich auch die Jukaghiren, und ist dieses vielleicht das Einzige, was sie vom geoffenbarten Glauben angenommen haben und was ihnen zusagt, da es auf die Sinne wirkt. An solchen Feiertagen versammeln sich die Nachbarn, man unterhält sich mit Gespräch, Gesang und Tanz, erlaubt sich den höchsten Luxus, denn man trinkt Thee mit Zucker in unglaublicher Menge, genießt Fruchtbranntwein, häufig bis zum Rausche, und geht vergnügt auseinander. Die Popen berichten dann, daß die Eingeborenen ein christliches Leben führen und sich glücklich fühlen, weil sie getauft sind.

Die Jukaghiren haben, wie alle halbwilden Eingeborenen, an die russische Regierung einen Tribut, den „Jassak“, zu zahlen und dieser beträgt pro Kopf 9 Reichsmark. Er wird in Zobel-, Steinmarder-, Fuchsfellen u. dgl. zu Händen des Jsprawnik in Nischni-Kolymsk abgeliefert, der gewiß bei seiner Einziehung ein gutes Geschäft macht und sich an den armen Eingeborenen für die Langeweile rächt, zu der er in der freudenleeren Einöde nahe an den eisigen Küsten des

nördlichen Polarmeeres verdammt ist und wo er nur solange verbleibt, als es nöthig ist, um sich zu bereichern. Der Jassak soll eigentlich eine Bezahlung für den Schutz sein, welchen die Regierung den Eingeborenen angedeihen läßt. Es ist nur schwierig einzusehen, gegen wen eigentlich die Eingeborenen beschützt werden, da von Nord, Süd, Ost und West her keine Feinde drohen, und sie sich nicht nur selbst gegen die wilden Thiere schützen, sondern sie aufsuchen, um sich ihres Fleisches und Fettes zu bemächtigen. Es ist wahr, die Regierung hat in den nordasiatischen Wüsten an weit von einander gelegenen Orten Getreidemagazine errichtet, in die alle Jahre einiges Mehl und Grütze gesendet wird. Der Eingeborene besteht aber auch ohne Brot und selbst der in jenen Gegenden lebende Russe kauft nur in der Noth das theuere und häufig verdorbene Mehl aus den „Kornmagazinen", da er sich mit dem fürs ganze Jahr nöthigen Vorrathe während des Jahrmarktes in Nischnei-Kolymsk versorgt.

Alle Reisende berichten, daß die Jukaghiren sich nicht vermehren, sondern daß ihre Zahl in stetigem Abnehmen begriffen ist. Die Ursachen zu dieser Abnahme dürften wol in der Berührung mit den Russen stehen, von denen sie viele Auswüchse der Civilisation angenommen haben. Es dürfte kaum noch ein Jahrhundert bis zum Verschwinden der Jukaghiren vergehen, die sich, wahrscheinlich aus wärmeren Gegenden stammend, da sie in ihren Liedern von Diamanten, Perlen, Tigern und Löwen und von fruchtbaren Feldern und blühenden Auen reden, wunderbar an das eisige Klima der Polarregion angepaßt haben.

Wir haben im Vorhergehenden so häufig der Schamanen erwähnt, daß es uns nothwendig erscheint, hier, zum Schlusse der Schilderung der halbwilden Volksstämme Sibiriens, einige Worte über das Schamanenthum zu sagen, und dieses umsomehr, als es eine so wichtige Rolle unter den Bewohnern der sibirischen Urwälder spielt, ja sogar Einfluß auf den Russen übt.

Die Schamanen, deren jeder Stamm, jede Karawane einen oder einige hat, und deren Entscheidung die größte Bedeutung in allen wichtigen Angelegenheiten hat, bilden keine besondere, hierarchisch geordnete Kaste, wie etwa die Lama's oder römischen Priester; ja sie haben nicht einmal besondere Lehrer, die sie in die Mysterien des Schamanenthums einweihen. Jeder Einzelne, der von Mutter Natur mit einer hinreichend feurigen Einbildungskraft ausgestattet ist, und dabei reizbare Nerven besitzt, kann in der großartigen, wenn auch düsteren Natur Sibiriens durch Einsamkeit, Wachen, erhitzende und betäubende Mittel in Extase versetzt werden und dort Geister mit riesigen, luftigen Körpern bemerken, wo der gewöhnliche Sterbliche Nichts sieht als — einen leeren Raum zwischen zwei gigantischen Lärchen. Man kann und muß wol zur Ehre der Schamanen sagen, — und dieses unterscheidet sie vortheilhaft von der in Europa herrschenden Priesterkaste, — daß sie größtentheils Schwärmer sind, die selbst innigst an die Geistererscheinungen glauben. Erst wenn sich der junge Mann in der angegebenen Weise für seinen künftigen Beruf vorbereitet hat, wird ihm von älteren Schamanen in nächtlicher Stille die Weihe ertheilt. Der Anblick eines Schamanen, der seine Funktionen erfüllt, ist schauerlich. Die Verzückungen, der wilde Blick, die blutrünstigen Augen, die heisere Stimme, die sich der krampfhaft gepreßten Brust entwindet, die unnatürlichen Bewegungen der Gesichtsmuskeln

und des ganzen Körpers, das emporgesträubte Haar in Verbindung mit dem dumpfen Tone der Zaubertrommel, hat etwas Grauenhaftes, Geheimnißvolles, das der rohe Naturmensch sehr leicht als das finstere Werk dämonischer Geister anzustaunen und aufzufassen vermag.

Die Ansichten über das, was die Schamanen selbst glauben oder nicht glauben, sind übrigens sehr verschieden. Es sind Reisende, welche behaupten, daß der Schamane persönlich nichts glaubt, weil er sich von jeglichem Dogma dispensirt glaubt und nur das Volk zu glauben verpflichtet. Andere Schriftsteller zählen eine Menge Götter, unter ihnen einen Gott „Jelan" auf, welche die Schamanen verehren. Ich würde mich der ersteren Ansicht anschließen, wenn mich nicht zwei Gründe bestimmen würden, die zweite anzunehmen.

Die russischen Bewohner der Lenagegend, die ja so häufig Gelegenheit haben, mit den Tungusen und ihren Schamanen in Berührung zu kommen, wissen alle von der Frömmigkeit der Schamanen und von ihrer Zauberkraft zu erzählen, so zwar, daß das Wort „schamanitj" in die russisch-sibirische Sprache übergegangen ist und „zaubern" bedeutet. Das Wort „Jelan" hat sich übrigens verewigt und die vielen Dörfer in Sibirien, welche diesen Namen führen, dürften eben so viele Orte sein, wo einst dem gleichnamigen Gotte von seinen Priestern Opfer dargebracht worden sind. Soviel ich mich erinnere, sind im Kreise Irkutsk zwei Dörfer dieses Namens: Groß-Jelan (wo ich einige Zeit als Ansiedler gelebt habe) und Jelanka (das Deminutivum von Jelan); im Kreise Nischnei-Udynsk (Irkutsker Gouvernement) und im Kreise Marynsk (Tomsker Gouvernement) heißen zwei große Dörfer „Jelan", und dürften sich ihrer in anderen Kreisen und Gouvernements noch viele gleichnamige Dörfer finden, wo einst dem Gotte Jelan unter riesigen Lärchen Ehre erzeigt wurde.

Der Einfluß der Schamanen ist ein sehr großer, wie folgender von Wrangel erzählter Vorfall beweist.

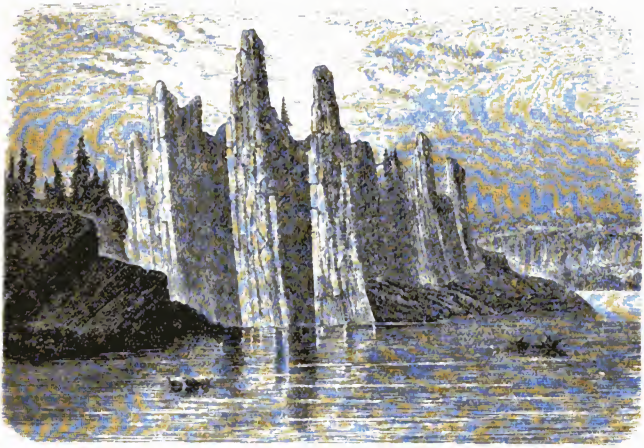
Unter den im Jahre 1814 auf dem Markte in Ostrownoje versammelten Tschuktschen brach plötzlich eine Art Seuche aus, die, trotz der Beschwörungen der Schamanen immer weiter um sich greifend, viele Menschen und Rennthiere wegraffte. Die Schamanen versammelten sich und beschlossen, daß Kotschen, einer der angesehensten Häuptlinge, den erzürnten Geistern geopfert werden müßte. Das Volk aber wollte den allgemein geliebten Führer nicht preisgeben. Als die Seuche jedoch nicht nachließ, und die Schamanen weder durch Geschenke noch durch Drohungen und Mißhandlungen zu einer Abänderung ihres Ausspruchs bewogen werden konnten, so erklärte Kotschen, ein zweiter Curtius, selbst, er wolle zur Rettung seines Volkes sein Leben hingeben. Doch Keiner wollte Hand an das Opfer legen, bis endlich sein eigener Sohn, durch die Ermahnungen seines Vaters erweicht und durch Androhung seines Fluches erschüttert, ihm den Mordstahl ins Herz stieß und den Leichnam den Schamanen übergab. Wie bei den Tschuktschen, so haben die Schamanen bei allen im Vorhergehenden geschilderten Völkerschaften einen ungeheuern Einfluß. Gewiß ist auch, daß sie einige Naturkräfte kennen und zu ihrem Zwecke zu verwerthen verstehen, wie ebenfalls gewiß ist, daß nicht alle Schamanen an ihre Sendung glauben. Besonders dürfte das letztere dort der Fall sein, wo der Schamane

mit seinem Stamme häufig mit den Russen in Berührung kömmt, denn unter diesen Umständen muß er doch nach und nach den Glauben an sich selbst einbüßen und zum Gaukler werden, der sein Ansehen und seinen Einfluß zu selbstsüchtigen, eigennützigen Zwecken ausbeutet.

Noch wollen wir hier zum Schlusse bemerken, daß die Taufe, der sich ja viele der Halbwilden Nordasiens für ein Hemd, für einen Ziegel Thee oder ein Pfund schlechten tscherkessischen Tabaks mit Vergnügen unterzogen haben, dem Einflusse der Schamanen keinen Abbruch gethan hat. Der orthodoxe Staatsgott Rußlands hat keinen einzigen Stammgott, keinen einzigen Hausgeist entthront, ja sehr häufig, wie wir später sehen werden, unter den orthodoxen Russen einen Theil seiner Macht und Herrlichkeit an den Hausgeist, an den „Wirth" (Chasaïn), abtreten müssen, der neben jenem die Phantasie der ungebildeten russischen Kolonen beherrscht und in steter Aufregung erhält.



Das Eismeer an der Küste Ostsibiriens.



Die vier Brüder, Felsengruppe an der Tschussowaja.

3. Das Land zwischen dem Ural und dem Jablonner Rücken, zwischen dem nördlichen Eismeere und dem Sajaner Gebirge und Kleinen Altai.

Geologie Sibiriens. — Der Ural. — Das Altaigebirge. — Das Sajanische Gebirge, das Baikalgebirge und die Gebirge zwischen dem Jenisei und der Lena und zwischen dieser und der Kolyma. — Die Tundren.

Im Vorhergehenden habe ich mich bemüht, dem Leser ein möglichst treues Bild der Völkertrümmer zu bieten, welche Sibirien noch bewohnen, oder vielmehr in seinen unermeßlichen Waldungen, umgeben von den reichsten Gaben der Natur, im Elende verkommen. Ich habe das Bild theils nach eigener Anschauung, theils nach den Mittheilungen berühmter Reisender, deren kurze Biographie ich diesem Abschnitte anschließe, gezeichnet und ich werde mich in der Schilderung des Landes derselben Methode bedienen. Diese Methode aber ist um so mehr gerechtfertigt, als sich in Sibirien so Manches geändert hat, seitdem Reisende, wie Wrangel und Middendorf, es gesehen haben, frühere Reisende aber manche Irrthümer begangen haben, über welche russische Schriftsteller, die sich jetzt mehr als sonst mit Sibirien befassen, lächeln.

Ich will, um dies zu beweisen, hier nur zwei Fälle anführen. Ein sehr oft citirter Reisender sagt von Krasnojarsk, daß es eine Festung sei, weil er am Jenisey, an dem die Stadt liegt, einen Wall gesehen haben will.

Ich bin zweimal in Krasnojarsk gewesen, zweimal über den Jenisey gefahren, habe aber keinen Wall gesehen. Herr Latkin bringt in seinem von mir in der Einleitung citirten Werkchen über den Krasnojarsker Kreis eine Aufklärung dieses Irrthums. Der Jenisey, der alle Jahre im Thale von Krasnojarsk seine Ufer überflutet, setzt große Massen Sand ab, welcher sich mit der Zeit zu einem ansehnlichen Rücken angesammelt hat, und diese Ansammlung von Sand, die jedem ein Wenig mit dem natürlichen Schaffen Vertrauten ihren Ursprung verräth, hat ein Reisender für einen von Menschenhand aufgeschütteten Wall angesehen. Ein anderer Reisender nennt Irkutsk eine Festung. Ich habe längere Zeit in Irkutsk gelebt, es von allen Seiten gesehen, ja ich kann sagen, mich an seinem Anblicke gelabt, und mit Sir Georg Simpson, Gouverneur der Hudson-Compagnie, welcher im Jahre 1842 durch Irkutsk reiste, ausgerufen: „In Sibirien sind romantische Gegenden; in ihnen fehlt jedoch die Spur menschlicher Thätigkeit!“ aber ich habe keine Spur von Festung gesehen. Die paar hölzernen Kasernen, welche in der Stadt stehen und das große gemauerte Gefängniß in der Vorstadt von Irkutsk dürften doch wol nicht als „Festung“ zu beachten sein.

Wie wir bei unseren vorherigen Betrachtungen von West nach Ost vorschritten, so wollen wir auch jetzt wiederum beim Ural beginnen und von diesem aus den Leser durch ganz Sibirien führen, um ihm die Schätze zu zeigen, welche in diesem ungeheuern Lande theils vergraben, theils auf der Oberfläche liegen; wo sozusagen der Mensch sich nur zu bücken braucht, um einen werthvollen Gegenstand aufzuheben, und wo pittoreske Landschaftsbilder sind, die den schönsten anderer Welttheile durchaus nicht nachstehen.

Mit dem Namen „Ural“ bezeichnet der in Sibirien lebende ungebildete Russe, und auch die turko-kirgisischen Stämme, jede bedeutendere Erhöhung, jeden Gebirgszug, besonders wenn er waldbedeckt ist; dagegen erhält man bei Kolywan, Rosgonna, Malta u. s. w., wenn man den Bauer nach dem Namen des südlich am Horizonte hervortretenden weißen Bergrückens fragt, die Antwort: „Bjelogorye“ (das weiße Gebirge), weil es ihm weiß erscheint, da es schneebedeckt und in weiter Ferne als weißer Streifen zu sehen ist.

Wenn man von Kongura aus, das noch im europäischen Theile des Gouvernements Perm liegt, nach Osten reist, und an das Dorf Bistersk kommt, bemerkt man erst, daß man sich am Fuße eines Bergrückens befindet. Nicht weit von diesem Dorfe befindet sich eine Tropfsteinhöhle, in deren Innern ein See ist, und weiter nördlich ist am Ufer des Flüßchens Tschussowaja eine andere, deren Eingang unsere Illustration darstellt. Das Gestein in dieser Höhle ist vorherrschend Kalk. Es befinden sich im Innern Flötze, die in steilen Bogen aufgerichtet und gebrochen sind. In dieser Höhle sind viele andere Höhlen, welche untereinander durch natürliche Galerien verbunden sind, durch die man kriechen muß, um in hohe unterirdische, mit Tropfstein geschmückte Säle zu gelangen. Das Ende eines der Gänge ist durch herabgestürzte Felsen gesperrt; im Hintergrunde eines zweiten gähnt ein tiefer Abgrund, in den ein unterirdischer Wasserfall stürzt. Einzelne der an der Tschussowaja befindlichen Höhlen haben einst berüchtigten Räubern zum Aufenthalte gedient und eine malerische Felsengruppe führt noch heute den Namen der „vier Brüder“ oder „vier Räuber“.

Ehe wir mit dem Leser den Ural überschreiten, müssen wir bemerken, daß man ihn in einen südlichen oder baschkirischen, in einen mittleren oder permischen und in einen nördlichen oder wüsten theilt. Der erstere zieht sich von den Steppen nordöstlich vom Kaspischen Meere über Orenburg bis zur Linie Miask-Slatoust, d. h. bis an die Grenze der Gouvernements Orenburg und Perm. Die mittlere Höhe seiner drei fächerförmig ausgebreiteten Bergkämme beträgt 450—600 Meter und sein höchster Punkt, der Iremel, der in der westlichen Kette in der Nähe der Bjelajaquellen liegt, erhebt sich zu einer Höhe von 1500 Meter. Der mittlere oder permische Ural erstreckt sich von den Quellen und dem Durchbruchsthale der Ufa bis ungefähr zum 60° nördl. Breite. Seine höchsten Kuppen sind der Taganai (1200 Meter) und der Deneschkin (1000). Die Länge dieses schmälsten, aber metallreichsten Theiles des Ural beträgt genau 80 deutsche Meilen, bei einer Breite von 10—15. Im permischen oder „Metall-Ural“ befinden sich die Hauptfundorte edler Metalle und Edelsteine. Der nördliche oder wüste Ural beginnt in der Gegend der Petschoraquellen und ist eine kahle, waldlose, eis- und schneebedeckte Felskette, in der sich Gipfel bis zu 950 und 1200 Meter Höhe erheben. Sie sind größtentheils schroff und steil von unheimlichen Sümpfen (Tundren) umgeben. Unter $68^1/_2{}^0$ wendet sich der Rücken nordwestwärts und zieht sich nun als ein flaches, gras- und moosbedecktes Gebirge, das die Samojeden Paëchoj nennen, bis zur Wajgatz-Insel, und durch die Karische Pforte, im Norden, wo es, wie v. Baer sagt, die Doppelinsel Nowajassjemlja (Neue Erde) bildet.

Im mittleren oder permischen Theile des Ural treten uns nirgends schroffe Gebirgskämme oder isolirte Bergspitzen entgegen. Die einzelnen Erhebungswellen, welche einander überragen, sind breite, langgestreckte Rücken, wahre Plateaus, und ihre mittlere Höhe beträgt nicht viel über 670 Meter. In den Thälern wie auf den Plateaus findet man viele, zum Theil große Dörfer, wie Bogoslowsk, deren Bewohner in den zahlreichen Fabriken lohnende Beschäftigung finden. Die Rücken sind in einiger Entfernung von den Dörfern stark bewaldet; nur in der Nähe derselben, besonders aber in der Nähe der Fabrikdörfer, ist der Wald verschwunden, zum Theil sogar weit zurückgewichen. Der Holzbedarf der Hütten und die Waldbrände richten ungeheuere Verwüstungen an.

Auffallend für den Reisenden ist die Richtung der dem Ural entspringenden Gewässer. Während nämlich alle Flüsse zwischen der Wyschera und Tschussowaja, welche dem Westabhange des Ural entspringen, in ihrer Hauptrichtung von Süden nach Norden fließen, strömen alle der Ostseite entspringenden in der Hauptrichtung von Nord nach Süd. Die ersteren gehören, soweit sich dieses auf den permischen Ural bezieht, dem Stromgebiete der Wolga, die letztere, mit Ausnahme der ganz im Süden des baschkirischen Ural entspringenden, dem Stromgebiete des Ob an.

Der Meridianrichtung des Gebirges, sagt Dr. Hochstetter, entspricht auch die geologische Zusammensetzung und seine Tektonik. Alle am Westabhange des Gebirges zu Tage tretenden Sedimentformationen zeigen ein nordsüdliches Streichen, und treten somit in schmalen Zonen auf, deren Parallelismus auf jeder geologischen Karte des Ural deutlich genug in die Augen fällt.

Mit dem ersten aus der permischen Ebene sich hervorwölbenden Band der uralischen Steinkohlenformation beginnt das eigentliche Uralgebirge. Die geologische Grenze kann nicht schärfer gedacht werden, wenn sie auch orographisch nicht überall zu gleich entschiedenem Ausdruck gelangt. Devonische und weiterhin silurische Schichten bilden die zweite und dritte Parallele. Ein viertes Band, die Zone der krystallinischen Schiefergesteine (Phyllite, Quarzite, Talk und Chloritschiefer), bringt uns bereits auf den Ural-tau, den mittleren Uralrücken, auf die Wasserscheide des Gebirges, die Grenze zwischen Europa und Asien.

Vergebens sucht man hier die weiteren Parallelen, welche in anderen Gebirgen in stufenförmigem Ansteigen durch eine mächtige Glimmerschiefer- und Gneiszone zu einer granitischen Centralkette führen. Man sieht hier nur von einem vorherrschend aus phyllitischen Gesteinen bestehenden Wasserscheiderücken hinab und hinaus über ein vielkuppiges Berg- und Hügelland bis weit in die sibirischen Ebenen, und man fragt sich, ob jemals eine eigentliche Centralkette im Ural vorhanden war, oder ob er seit seiner Emporhebung schon vor der Bildung der permischen Formation solche Veränderungen erlitten hat, daß diese mittlere Kette nicht mehr zu erkennen ist?

Am Ostabhange beantwortet der Ural selbst diese Frage. Dieser fällt nämlich steiler ab als der Westabhang, und man sieht außerdem deutlich, daß die Lagerungsverhältnisse der Gebirgsschichten gestört sind; der Zusammenhang einer früheren Massenerhebung ist durch eine von Nord und Süd erfolgte Bewegung unterbrochen worden.

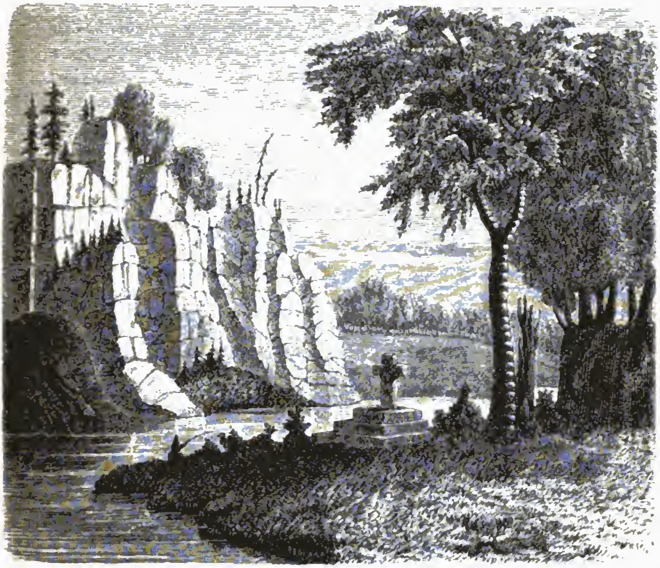
Das vielkuppige Berg- und Hügelland, das östlich vor der Uralkette liegt, besteht, nach Gustav Rose, aus Dioriten, Dioritporphyren, Augitporphyren, Uralitporphyren, Hyperiten, Serpentinen und einer Menge basischer Eruptivgesteine. Dazwischen liegen mehr oder weniger ausgedehnte Partien von Glimmerschiefer, Gneis und silurischen Kalken; abgerissene Fetzen und Schollen, unter und zwischen welchen die auf einer ungeheuern Meridianspalte, die sich vom Eismeere bis in die südlichen, von Kirgisen bewohnten Steppen verfolgen läßt, emporgequollene Eruptivmassen. Wie wild zerrissene Gehänge einer halb eingestürzten Kraterwand erheben sich im Westen von Bogoslowsk aus den sumpfigen Niederungen dieser Zone die schroffen Felsformen und Felsspitzen der nördlichen Uralberge, und jüngere Ablagerungsgesteine, wie z. B. petrefaktenreiche Juraschichten, haben sich über die Eruptivgebilde gelagert, und manche Unebenheiten und Risse ausgeglichen, oder mindestens verdeckt.

Erst östlich dieser Zone kommt man auf Granit, der, wie alle anderen Formationen im Ural, einen langen, nordsüdlich streichenden, wenn auch nicht ununterbrochenen Rücken bildet, sich aber nur selten, wie bei Miask im Ilmengebirge, zu einer ausgeprägten Bergkette erhebt. Gegen Süden hin verliert sich der Ural in der Kirgisensteppe; gegen Osten in der waldigen und sumpfigen Steppe, welche sich bis an den Irtysch und Ob erstreckt.

Der mittlere Theil verdient vor allen unsere Aufmerksamkeit, denn von Mjask bis Schajtansk hin erstreckt sich die Region der Korunde, Saphire, Hyazinthe, Granaten, der Topase, Berylle, Turmaline; aus ihr brachte Humboldt der russischen Kaiserin die ersten ihr versprochenen Diamanten; in ihr liegen

die reichen Schätze an Gold, Platina, Kupfer und Eisen, welche von den Demidow's u. A. in großartigstem Maßstabe ausgebeutet werden.

Der von einem Grobschmiede stammenden Fürstenfamilie Demidow, welche sich durch Fleiß, Redlichkeit und Intelligenz hinaufgeschwungen hat zu der Höhe, auf der sie jetzt auf der gesellschaftlichen Stufenleiter steht, gebührt das Verdienst, diese Gegenden dem Gewerbfleiße erschlossen zu haben. Die dankbaren Nachkommen haben ihrem Ahnherrn in einer romantischen Gegend an der Tschussowaja, wo er geboren, ein einfaches Denkmal errichtet, welches wir unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen.



Demidow's Geburtsstätte an der Tschussowaja.

Auch vor dem Verwaltungsgebäude in Nischni-Tagilsk, oder „Tagil“ (wie man es verkürzt nennt), steht ein stattliches Denkmal, welches den vor der Glücksgöttin knieenden Urahn der Familie, den Grobschmied aus Tula, Nikita Demidow, der als Lohn für seinen Fleiß und seine Rechtschaffenheit von Peter dem Großen in den Adelsstand erhoben wurde, und von diesem auch das Eisenwerk Newjansk als Eigenthum erhielt, auch noch zu Lebzeiten des Kaisers zehn neue Eisenhüttenwerke erbaute, darstellt, wie sie ihm den Lorberkranz auf Haupt drückt.

Nischni-Tagilsk ist der Mittelpunkt eines großen Bergreviers und eine bedeutende Bergstadt am Ural geworden, die jetzt über 30,000 Einwohner zählt und lediglich dem seltenen Reichthum an Erzen und Metallen des Tagil'schen Bergreviers ihre Blüte und hohe Bedeutung verdankt.

Unmittelbar an der Südwestseite der Stadt befindet sich die „Wysokaja gora“ (der hohe Berg), die aus einer unerschöpflichen Masse von Magneteisenstein besteht und, nach Tunner, die größte und werthvollste Erzniederlage des ganzen Urals ist. Am Fuße dieses Magneteisensteinberges liegt das von Alters her berühmte Kupferbergwerk Majdan-Rudnjansk, von wo das gewonnene Kupfer auf der Uralstraße über Kuschwa nach Serebrjanska Prystan (Hafen von Serebrjansk) und von dort auf der Tschussowaja weiter transportirt wird, und in den westlichen Theilen des Bergreviers, befinden sich reiche und seit langer Zeit berühmte Gold- und Platinwäschereien.

In diesem Theile des Urals, gegen Osten zu, giebt es wirklich pittoreske, wilde Landschaftspartien. Wir weisen nur auf die Krestowaja gora (Kreuzberg) an der Kuschwa, auf den Mogilnyj Kamjen (Hünengrabfelsen) bei Bogostowsk hin, dessen Bergbezirk seit Kurzem für die Summe von 2,050,000 Rubeln in den Besitz des Staatsraths Baschmakow übergegangen ist, und an den von Bergen umgebenen Tschernstoj Tynskoj Sawod, welcher an einem Gebirgssee, der fast wie ein erloschener, mit Wasser gefüllter Krater aussieht, liegt und sich in seinen ruhigen, nie von Stürmen bewegten Fluten spiegelt.

Nicht volle sieben Meilen von der Wysokaja gora befindet sich ein zweites großartiges Lager von Magneteisenstein; es heißt Gora Blagodatj oder kurz Blagodatj (Gnadengabe) und ist ebenso unerschöpflich, wie das Lager der Wysokaja gora, das man noch immer annähernd auf 20- bis 30,000 Millionen Pud 66 Prozent haltiger Erze schätzt, von denen jetzt jährlich 8 Millionen Pud abgebaut werden.

Außer der Stadt Nischni-Tagilsk hat Nikita Demidow auch im Jahre 1700 die Stadt Newjansk gegründet, die jetzt gegen 15,000 Einwohner zählt. Das alte Schloß erinnert mit seinen sonderbaren Verzierungen und seinem alterthümlichen inneren Schmucke an jene längst entschwundenen Zeiten, in denen der geistige Einfluß Hollands sich im weiten Zarenreiche geltend machte.

Wir finden in Humboldt's Leben und Wirken, Reisen und Wissen folgende gedrängte, aber klassische Schilderung des Lebens in diesem Schlosse:

„Von den Wänden des Saals schauen die Bildnisse der Demidow's in alterthümlichen Trachten herab auf das eiserne Meublement, das die Zimmer schmückt. Doch vor dem erstaunten Gaste steht ein Tisch mit Wildbraten, Burgunder, Rheinwein, Madeira, Champagner und ähnlichen Herrlichkeiten, sodaß er glaubt, er sei in das Märchen vom Tischchen-decke-dich oder in 1001 Nacht versetzt und werde beim Abreisen mindestens durchgeprügelt werden. Er hat nichts zu befürchten. Ein altes Herkommen bringt es mit sich, daß der Fremde so aufgenommen und fürstlich traktirt wird. Der Verwalter überreicht dem Fürsten jährlich eine anständige Rechnung für „Lebensmittel, Vorspann u. s. w. für nützliche Fremde“. So äußern sich fast alle Fremde, die in Newjansk vorsprachen, und auch Humboldt lobt die gastliche Aufnahme, die er im Schlosse der gefürsteten Schmiede gefunden.

In der Nähe des Schlosses steht ein altes Gebäude, das ehemals, als man im Ural noch mit Strafgefangenen arbeitete, als Gefängniß gedient hat. Ein ziemlich hoher Thurm erhebt sich über dem massiven Bau.

Heute ist er verlassen und wird nicht mehr benutzt, da er sich infolge einer Erdsenkung auf die Seite geneigt hat, und die Zeit dürfte nicht fern sein, wo vom ganzen Gebäude nur ein Schutthaufen übrig sein wird, um Zeugniß abzulegen für die ununterbrochene Thätigkeit der Natur, welche lösbare Schichten, die im Untergrunde liegen, atomweise weiter befördert.

Der aufmerksame Reisende bemerkt, wenn er auf die Ostabhänge des Urals kommt, in den Rinnsälen der Bäche und Flüsse, ja des zeitweise herabrieselnden Regenwassers, eine Menge kleinen Gerölls, in welchem er mit Leichtigkeit Diorit, Dioritporphyr, Augitporphyr, Uralitporphyr, Hyperit, Serpentin und anderes basisches Eruptivgestein erkennt. Häufig sieht er auch große Quarzblöcke, die im Sonnenscheine wie Gold oder Silber glänzen, oder wie eine Komposition beider Metalle erscheinen; hier ist es auch, wo die Goldwäschereien des Urals liegen, die seit dem Jahre ihrer Entdeckung, 1745, bis jetzt erstaunliche Mengen Goldes geliefert haben und immer noch nicht erschöpft sind.



Felspartie im Ural (Krestowaja gora) an der Kuschwa. (Originalzeichnung v. R. Ludwig.)

Dieses edle Metall kommt hauptsächlich auf Quarzgängen vor, doch wird es auch auf sekundärer Lagerstätte als Waschgold, im sogenannten Seifengebirge, gefunden, welches nichts weiter als „Goldsand" und „Goldlehm" ist. Man nimmt gewöhnlich an, daß die Hauptflüsse kein Gold (d. h. nicht in bauwürdiger Menge) führen, sondern daß es sich nur in den obersten Quellzuflüssen, namentlich in denen findet, welche im Gebiete der krystallinischen Schiefer (Chlorit-, Talk-, Glimmerschiefer u. s. w.) entspringen. Charakteristisch ist, nach Hochstetter, für das Seifengebirge, daß die in Lehm und Sand eingebetteten Gesteinsstücke meist eckig oder nur wenig abgerollt sind, was darauf hindeutet, daß das Gold führende Material nicht aus großer Entfernung von seinem Ursprungsorte transportirt wurde. Das Vorkommen von Mammuthresten, namentlich im Seifengebirge des Reviers Bogoslowsk, weist auf ein diluviales Alter der Ablagerungen hin.

Das Gold ist, wie sich wol von selbst versteht, im Sande und Lehm nicht gleichmäßig vertheilt und sind die unteren Schichten immer reicher als die oberen. Es giebt Goldsand, der 6, 7, ja 10 und 12 Solotnik in 100 Pud Sand enthält, während man aus anderen Schichten nur $^1/_2$ Solotnik Gold erhält. Auch dieser Sand ist noch bauwürdig. Sand, welcher in 100 Pud nur $^1/_4$ Solotnik Gold enthält, hält man für jetzt noch nicht des Waschens werth. Dieses dürfte jedoch nur in Bezug auf die großen Unternehmungen richtig sein, welche mit großen Maschinen und einer großen Anzahl Arbeiter und Beamten arbeiten. Ich habe während meiner Rückreise aus Sibirien in der Nähe der Ekaterinenburg drei gewöhnliche Bauern hart an der Straße mit Goldwaschen beschäftigt gesehen, die sich eines ganz alterthümlichen kleinen Waschherdes bedienten, und auf ihm alten, früher schon ausgebeuteten Sand wuschen. Die Leute erklärten mir auf Befragen, daß ihnen dieses „Nachwaschen“ noch weit mehr bringe, als wenn sie während der besten Jahreszeit für Tagelohn arbeiten würden.

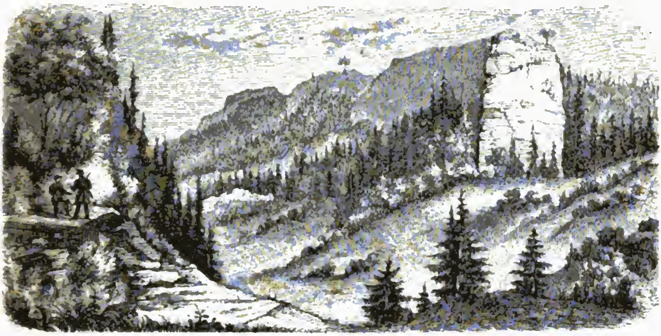
Wie das Gold wird auch das Platin in Seifen, die in schmalen Gebirgsthälern, in denen mitunter Bäche rieseln, gefunden. Auch hier finden wir, daß die Sohle aus Sand und Steingrus, besonders aus Brocken von Serpentin und Chloritschiefer besteht. Dieses Metall kommt, wie das Gold, vorzugsweise in Gestalt kleiner Körner, und nur in sehr seltenen Fällen in ansehnlicheren Stücken vor. Platin findet sich jedoch niemals in reinem Zustande, sondern ist stets von einer Reihe eigenthümlicher Metalle, sogenannter „Platinmetalle“, zu denen wir das Palladium, Rhodium, Osmium, Iridium und Ruthenium rechnen, begleitet. Im Ural wurde Platin das erste Mal im Jahre 1819 gefunden und drei Jahre später als solches erkannt. Der Kaiser Nikolaus I. prägte, trotz des Abrathens von Humboldt, Münzen aus Platina, „Platina-Imperiale“. Die rasche Abnutzung dieser Münzen im Verkehr bewies jedoch bald den Fehlgriff; man hörte im Jahre 1845 auf, Platinamünzen zu prägen, und zog die im Kurse befindlichen nach und nach ein.

Es ist wol selbstverständlich, daß das Eisen den Hauptreichthum des Urals bildet, und es scheint, daß er in dieser Beziehung unerschöpflich ist. Zur Verarbeitung des Eisenerzes ist jedoch Holz unumgänglich nothwendig und dieses beginnt, wegen der Rücksichtslosigkeit, mit welcher man den Wald im Ural (wie in Rußland und Sibirien überhaupt) behandelt, in der Nähe der Sawods zu mangeln und muß schon aus bedeutender Entfernung zu Wagen herbeigeschafft werden. Das sibirische Eisen zeichnet sich durch einen hohen Grad von Biegsamkeit und Weichheit aus und gehört unstreitig zum besten Eisen, das es überhaupt giebt. Das Tagil'sche Stabeisen ist das theuerste und gepriesenste Eisen in Rußland und Sibirien; es ist so geschmeidig, daß man zolldicke Stäbe kalt in Knoten biegen kann. Vor Kurzem wurde auch in der Tagil'schen Herrschaft und zwar in Nischna-Salta die erste Bessemerhütte eingerichtet.

Außer den schon aufgezählten Metallen findet man auch im Ural Kupfererze und gediegenes Kupfer und es werden bedeutende Mengen zu Tage gefördert. Im Jahre 1871 betrug die Gesammtproduktion 10,755 Pud, d. h. fast um die Hälfte weniger als in früheren Jahren. Diese Verminderung der Ausbeute rührt jedoch nicht von einer Erschöpfung der Gruben, sondern lediglich

davon her, daß sich die Produktion nach den Bestellungen der russischen Regierung richtet, welche fast die ganze Ausbeute für das Arsenal in Petersburg ankauft.

Wir haben schon einer Menge Edel- und Halbedelsteine erwähnt, welche im Ural gefunden werden; es bleibt uns noch übrig, eines Minerals zu erwähnen, das im Ural häufig vorkommt, und dieses ist der Malachit. Er gehört zu den Kupfergesteinen, und es wird auch aus kleinkörnigem Malachitgeröll ein sehr vorzügliches Kupfer geschmolzen. Größere Stücke werden jedoch in Steinschleifereien zu allerlei Kunstsachen verarbeitet, was an sich nicht sehr leicht ist. Dieses Gestein ist nämlich reich an Sprüngen und Adern, und kann daher nur in kleinen Stücken Verwendung finden. Man könnte, wie Friedrich Matthäi sagt, die Malachitarbeiten Fourniermosaiken nennen. Denn zuerst wird der Malachit in Platten bis zu einer Linie Dicke geschnitten, und dann auf den bereits aus Kupfer, Eisen, Zinn u. s. w. geformten Gegenstand, dessen äußere Wandung er später bilden soll, aufgelegt und durch mit Malachitpulver grüngefärbten Mastix befestigt.



Mogilny Kamejn (Hünengrabfels), Theil des Ural. (Nach Originalzeichnung v. R. Ludwig.)

Die Kunst der Malachitarbeiten dieser Art besteht darin, die einzelnen Stücke des Gesteins so auszuwählen, daß die ganze Arbeit wie aus einem einzigen reichgeaderten Stein gefertigt erscheint. Trotzdem giebt es auch ziemlich bedeutende Malachitplatten, doch kommen solche selten in den Handel.

In neuerer Zeit findet man auch im Ural ein Mineral, das Olez oder Orlet genannt wird, und das das erste Mal in Form einer großen ovalen Schale auf der letzten Petersburger Ausstellung (1870) erschien. Diese Schale kostete 37,873 Rubel und war von wunderbarer Schönheit und tadellosem Schliffe. Größere Stücke dieses Minerals sind jedoch bis jetzt noch eine große Seltenheit.

Der Leser wird sich aus obiger kurzen Skizze genugsam von dem unerschöpflichen Reichthume des Urals, aus dem ja schon das Tschuder Volk geschöpft hat, überzeugt haben. Die der Tschudj nachfolgenden Volksstämme hatten keine Ahnung von diesen Schätzen und wußten nicht, welchen Werth sie für den Menschen haben, da ihre richtige Verwendung nicht nur das physische Wohlsein fördert,

sondern auch zur Hebung der Bildung und Gesittung, zur wahren Kultur und Civilisation beitragen, ja hierzu unbedingt nothwendig sind. Es ließen sich ganze Bücher über diese Grenzscheide Europa's und Asiens schreiben, wir müssen uns mit Obigem begnügen, um vom Ural hinab in die Ebene zu steigen, welche sich östlich vom Kreisstädtchen Kamyschlowo, das wol außer dem Gefängnisse und einigen Cerkwjen (Kirchen) keine gemauerten Gebäude hat, in unermeßlichen Strecken ausdehnt. Welchen Weg wir übrigens nach dem weiteren Osten einschlagen wollen, ob den nördlichen über Tobolsk und Tara, oder den südlichen über Jaluturowsk, Ischym und Omsk, wir müssen immer durch Tjumen an der Tura reisen.

Noch lange, ehe man nach Tjumen kommt, merkt man, daß man in die Steppenregion, wenigstens an deren Saum, angelangt ist. Dieses verräth der tiefgründige schwarze Humusboden, unter dem eine mächtige Lehmschichte liegt, wie dieses in einer Schlucht, welche einige Werst vor Tjumen beginnt und sich bis nahe an die Stadt hinzieht, zu sehen ist, deren Tiefe wol noch Niemand untersucht hat. Ueberall am Wege findet man Dörfer, deren Aussehen eine gewisse Behäbigkeit der Bewohner beweist, weil sie, so weit ihnen dies ihr niederer Bildungsgrad gestattet, vom Boden durch Ackerbau und Viehzucht Nutzen ziehen. Tjumen, das unbedingt auf dem Boden steht, wo einst die „Tjumen's", d. h. die Jurten der Juraken, gestanden, hat alle Prätensionen, eine Handels- und Fabrikstadt zu werden, und wenn nicht das scheußliche Gefängniß gleich beim Eintritte in die Stadt dem Reisenden in Erinnerung bringen würde, daß Sibirien selbst von der Regierung als Gefängniß für Verbrecher gebraucht oder mißbraucht wurde und noch wird, so würde die Stadt wirklich einen angenehmen Eindruck machen, vorausgesetzt, daß man an die im Aufschwunge begriffene Stadt nicht zu große Ansprüche in Bezug auf Luxusbauten macht.

Im Frühjahre 1864 überschritten wir die Tura, bei Hochwasser auf einer schwimmenden Brücke, deren Breter ganz einfach auf Balken lagen, die mit Stricken zusammengebunden und ebenso am Ufer befestigt waren. Der Gorodnitschy (Bürgermeister) ging zuerst über diese, für uns Europäer ungewohnte Brücke, um ihre Haltbarkeit zu prüfen, und nun ging die zahlreiche Partie Deportirter einzeln nach. Es versteht sich, daß das Wasser die Breter dieser Brücke bespülte; im Uebrigen war sie jedoch, mit Vorsicht benutzt, sicher. Der Landstrich, welcher nördlich von der Tadwa, südlich von der Tura und östlich vom Irtysch begrenzt ist, gehört zu den fruchtbarsten Landstrichen, die man sich denken kann, denn abgesehen von der kleinen sandigen, mit Kiefern bewachsenen Erhebung östlich von Tjumen, giebt es an der Straße von Tjumen nach Tobolks wol kein Stückchen Boden, der nicht allen Ansprüchen des Landwirthes, rationellen Viehzüchters, ja selbst des Gärtners, vollkommen genügen würde. Das Diluvium, der Untergrund dieser Gegend, ist dem des Ural stammverwandt; ich habe zwischen dem Lehm bei Ekaterinenburg, Kamyschlowo und Tjumen keinen Unterschied finden können. Das Alluvium, die heutige Kulturschicht, entstammt dem Meere, das einst diese Gegenden bedeckt hat und dessen Strömungen das Material zu ihr von weit her gebracht und mit Ueberresten von Pflanzen und Thieren bereichert haben. Erst ganz in der Nähe von Tobolsk, wie überhaupt des Irtysch, sieht man

wieder Sand, den die Fluten dieses mächtigen Flusses herbeigeführt haben und noch immer vermehren.

Ehe wir unsere Wanderungen gegen Osten weiter fortsetzen, wollen wir uns den Irtysch betrachten, der zwar nur ein Nebenfluß des Ob ist, der aber unsere europäischen Hauptströme an Länge und Breite übertrifft, und wie er einst mächtig auf die Gestaltung der Gegend, die er durchströmt, eingewirkt hat, so noch in Zukunft auf die Kultur der Bewohner dieser Gegend einen tiefgreifenden Einfluß haben wird. Ich werde, da ich persönlich nur wenige Punkte des Irtysch kennen gelernt habe, meinem Leser das bieten, was unser großer Humboldt gesehen und beschrieben hat, indem ich gleichzeitig das einflechte, was andere Reisende über diesen mächtigen Fluß, der so recht Centralasien mit Nordasien verbindet, geschrieben haben.



Tschernostoj Tynskoj Sawod mit der Ansicht des Ural. (Originalzeichnung v. R. Ludwig).

Der Irtysch entspringt an den Südwest-Abhängen des Großen Altaigebirges unterm 90.° östl. Länge von Greenwich, und unterm 46.° nördl. Breite, durchschlängelt das Thal zwischen diesem und dem Kekssungebirge, in welchem er mehrere kleinere Gebirgsflüßchen aufnimmt, fällt als Schwarzer Irtysch in den Sajssansee, der an der Ostgrenze der Kirgisensteppe liegt, und tritt aus diesen schon als mächtige Wassermasse hervor, um sich, nachdem er viele recht ansehnliche Flüsse aufgenommen hat, ungefähr unterm 69.° östl. Länge und $60^1/_2$° nördl. Breite mit dem Ob zu vereinigen.

Es ist so ziemlich selbstverständlich, daß die Ufer des Irtysch, so weit er zwischen zwei mächtigen Gebirgsrücken dahinfließt, romantisch sind; aber auch da, wo er schon die Steppe durchschneidet, zwischen Ustj-Kamjenogorsk, Ssemipalatynsk, und Pawlodar, sind seine Ufer noch romantisch und — belehrend, selbst für einen Humboldt, der hier eine für die Lehre von der Entstehung des Granits wichtige Erscheinung beobachtete. Er sagt darüber:

„Nirgends habe ich, weder in der einen noch in der anderen Hemisphäre, Granit gesehen, welcher den Charakter plutonischer (hervorgebrochener oder ergossener) Felsarten deutlicher an sich trüge als der Granit, welcher die Gebirgsmasse des Altai umgiebt. Er ist so isolirt, wie Porphyr oder Basalt und wird nicht von Gneis und Glimmerschiefer begleitet. Bald liegen die Felsen in geraden Reihen hintereinander, bald zerstreut in der Ebene; und dabei besitzen sie die sonderbarsten Gestalten: hier sieht man schmale Mauern, dort kleine Thürme oder Polygone. Die niedrigsten Mauern ähneln Tribünen, Sesseln oder Grabdenkmälern, und diese geschichteten Granitmassen ruhen an den Ufern des Irtysch, wie unsere beiden Illustrationen zeigen, auf Thonschiefer, dessen Schichten theils ganz senkrecht, theils im Winkel von 85 Graden stehen, also sichtlich während des Hervorquellens der Granitmassen gehoben und aus ihrer natürlichen horizontalen Lage herausgedrängt worden sind. Diese aufgestülpten Thonschiefermassen mit den auf ihnen lagernden Granittafeln erstrecken sich am Irtysch in einer Längenausdehnung von 5200 Metern. Diese Formation wiederholt sich übrigens mehrmals auf der Strecke von Buchtarminsk nach Krasnojarki, und man ist versucht, von fern die granitischen Hügel für Basalt- oder Trachytkegel zu halten."

Weiter nördlich, wo der Steppencharakter der Gegend deutlicher hervortritt und der Irtysch schon eine enorme Breite angenommen hat, sind seine Ufer häufig sumpfig, mit Schilf und Weidengebüsch bedeckt, doch sieht man recht oft ganz malerische Landschaften, welchen die auf dem Irtysch schwimmenden schwerfälligen russischen „Barschen" (Flußfahrzeuge) einen eigenthümlichen Reiz verleihen. Schon jetzt ist der Irtysch eine wichtige Verbindungsstraße zwischen dem Handel des Nordens und Südens und es dürfte sich seine Wichtigkeit in nicht ferner Zukunft bedeutend erhöhen. Man hat an diesem Flusse eine eigenthümliche Beobachtung gemacht, die nämlich, daß er das westliche Ufer immer mehr abspült und sich vom östlichen zurückzieht; die starke Strömung des Flusses begünstigt das rasche Vorwärtsschreiten dieses Abweichens nach West, erklärt es jedoch nicht; auch konnte ich keine annähernd bestimmten Angaben über die Durchschnittsbreite der Fläche erhalten, welche er alljährlich im Westen überflutet und im Osten trocken liegen läßt. Meiner Ansicht nach, welche von anderen Beobachtern unterstützt wird, ist der Grund für diese Erscheinung darin zu suchen, daß das östliche Ufer bedeutend höher ist als das westliche. Selbst nördlich von Tobolsk erheben sich steile, zerklüftete Felsen, dann ist das Ufer wieder mit Kiefern- oder Birkenwaldungen bedeckt, die jedoch immer am Westufer bedeutender sind als am Ostufer. Eine Folge der soeben besprochenen Eigenschaft des Irtysch und seiner Ufer ist, daß er im Frühjahre und überhaupt bei Hochwasser, große Massen Holz mit sich führt, denn er spült gewöhnlich die Erde von den Wurzeln der Bäume in einem Jahre hinweg, um diese selbst im folgenden Jahre mit sich zu reißen und den Bewohnern des hohen Nordens am Obibusen zuzuführen.

Der untere Irtysch fließt trotz der eben beschriebenen Uferbeschaffenheit immer ruhig in seinem breiten Bette dahin. Bevor er sich jedoch mit dem Ob vereinigt, theilt er sich in viele Arme, die alle bei ruhigem Wetter schiffbar sind. Doch während eines Sturmes verändert sich das Bild. Die vordem spiegelglatte

Oberfläche beginnt sich zu kräuseln, kleine Wellen bewegen sich nach allen Seiten hin und ein immer dichter werdender gelber Schaum bedeckt das sonst krystallklare Wasser. Wenn der Steuermann diese Anzeichen eines nahen Wuthausbruches bemerkt, so lenkt er schnell die Barsche oder den Dampfer in den Hauptarm des Flusses. Die Anzeichen des nahen Sturmes stellen sich gewöhnlich bei völliger Windstille ein, was für die unbeholfenen Segelschiffe oft gefährlich wird, da sie dann den sichereren Hauptarm nicht erreichen können.



Schloß Demidow und schiefer Thurm in Newiansk.

Der Sturm läßt nicht lange auf sich warten, sondern bricht schnell und mit großer Wuth herein. Wasserberge thürmen sich hoch in die Luft und heben das Fahrzeug mit sich empor, um es in demselben Augenblicke in einen Abgrund sinken zu lassen und es mit schneeweißem Schaume zu bedecken. Die Fahrzeuge müssen sehr fest sein, um einen Sturm auf dem Irtysch auszuhalten, und ich glaube, daß die Rücksicht auf die Stürme, welche die Fahrzeuge auf der Wolga, Kama, dem Irtysch, Ob, Jenisey und der Angara auszuhalten haben, die russischen Flußschiffsbauer bewegt, nicht von ihrem alten, schwerfälligen Systeme abzugehen.

In einer Barsche auf den genannten Flüssen steckt fast soviel Holz wie in einem guten dreimastigen Schoner, der die See hält.

Von Buchtarma bis an den Ausfluß des Irtysch in den Ob sieht man an beiden Ufern des Flusses häufig russische Dörfer, manchmal von recht bedeutendem Umfange, hin und wieder eine Stadt, und nur dieses, im Vereine mit den hohen, oft romantischen Ufern, macht die Reise auf diesem wahrhaft großartigen Flusse angenehm. Der Anblick eines tatarischen Dorfes mit seiner Moschee und ihrem spitzen Minarete, den man hin und wieder im Kreise Tara hat, und einer Ostjakenansiedelung in einiger Entfernung von der Irtyschmündung, trägt nicht wenig dazu bei, die Reise angenehmer zu machen.

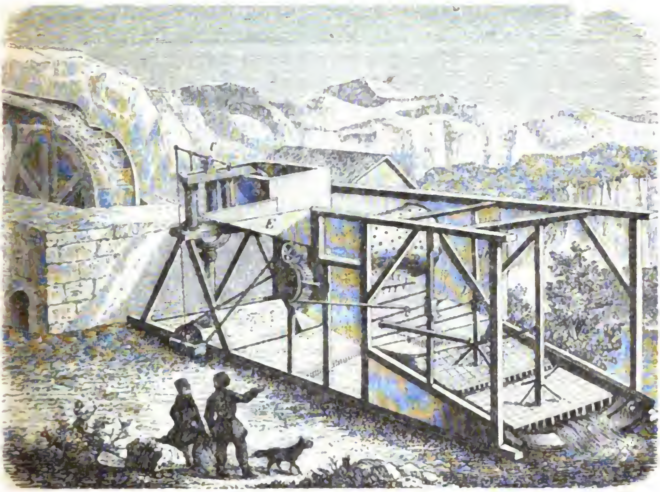
Auf dem Irtysch, wie überhaupt auf den sibirischen Flüssen, erinnert man sich leider zu häufig des Sprüchwortes: „Keine Rose ohne Dornen!" und diese Dornen werden dem Reisenden fühlbar in der Gestalt ganzer Wolken Mücken, die besonders Denjenigen plagen, der nicht raucht. Man schützt sich zwar gegen diese kleinen, aber wegen ihrer Unzahl gefährlichen Feinde durch den Qualm von Tabak oder durch eine Maske aus Pferdehaar, die so gemacht ist, daß sie auch den Hals bedeckt; daß eine solche Maske das Sehen erschwert, ist selbstverständlich. Mir wenigstens und einigen meiner Gefährten war sie hinderlich und deshalb schützten wir uns lieber durch Tabaksqualm gegen die winzigen Feinde. Es giebt noch ein sehr probates Mittel, die kleinen Quälgeister von sich fern zu halten, es ist dieses — das Einreiben der unbedeckten Körpertheile mit Birkentheer. Dieses Mittel wenden die Russen häufig an; ich habe mich nie zu seiner Anwendung entschließen können, denn der Geruch ist unausstehlich.

Wir wollen jetzt den Hauptstrom betrachten, zu dessen Systeme der Irtysch gehört. Es ist dieses der Ob oder Obi.

Wer von uns erinnert sich nicht, in seiner frühesten Jugend die Sagen vom „schönen Rhein" gehört zu haben, welche von Mund zu Munde gingen, und die, wenn eben Naturschönheiten gepriesen wurden, gerade die Naturschönheiten des Rheins als das Höchste schilderten! Wahrlich, sagenhaft klang es mir immer, wenn ich Erwachsene, und später, als Kind noch, meine Lehrer hörte, welche das Gelände des Rheins mit seinen Rebendächern und seinen halbverfallenen Burgen in reizenden Farben und glänzendem Lichte schilderten; ich glaubte immer, daß wohlthätige Feen alle diese Schönheiten hingezaubert hätten, um der nach ästhetischen Eindrücken begierigen Menschheit in einem prächtigen Panorama einen mehrere Tage dauernden Genuß zu verschaffen und die Reisebegierde zu reizen. Obgleich selbst begierig, die bezaubernden Landschaften zu sehen, konnte ich doch immer nicht begreifen, wie sich erwachsene und gebildete Menschen, Ausländer und Deutsche ohne Unterschied, darnach sehnen könnten, „eine Reise auf dem Rheine zu machen". Später, als ich selbst die Reise gemacht, als ich meine Blicke an dem herrlichen Naturgemälde gelabt hatte, wurde es mir klar, warum sich jeder Gebildete, ohne Unterschied der Nationalität, nach der Rheinreise sehnt, wie der rechtgläubige Muselmann nach der Pilgerfahrt zu der Kaaba in Mekka. Es scheint, daß für den gebildeten Europäer nicht blos das Sprüchwort gilt: „Neapel sehen und dann sterben", sondern daß es ebenso heißt: „Den Rhein sehen und dann sterben", trotzdem man wirklich nicht befriedigt,

nicht gesättigt von dieser Reise zurückkehrt, sondern sie immer noch ein Mal zu unternehmen wünscht, um neue Schönheiten, neue Reize, neuen Zauber zu entdecken.

Welcher meiner rheinfahrtsüchtigen Leser wird es mir nun wol glauben, wenn ich ihm sage, daß der Rhein nicht allein ein schöner Fluß sei, daß er im fernen Osten, jenseit des Uralgebirges, das Europa von Asien scheidet, mächtige Nebenbuhler habe, welche ihm in gewissen Beziehungen den Rang streitig machen, und daß schon wenige Tagereisen östlich vom genannten Gebirge ein Strom fließt, dessen Gebiet 63,000 Quadratmeilen beträgt, in den sich als Nebenfluß ein Strom ergießt, der bedeutend größer ist als selbst der Vater Rhein? Dieser Riese unter den Strömen der Erde ist der Ob oder Obi; dieser mächtige Nebenfluß ist der Irtysch, der fast eben so lang ist wie der Strom, in den er sich ergießt.



Eine Centrifugal-Waschmaschine der Platina- und Goldseifen.

Man wird sich einen kleinen Begriff von dem riesigen Strome machen können, wenn man bedenkt, daß er im Frühlinge während des Hochwassers in der Gegend von Orskibor, nahe bei Kolywan, also noch lange bevor er sich mit dem gleich riesigen Irtysch vereinigt, eine Breite von mehr als 40 Kilometer annimmt und, soweit das Auge reicht, Alles unter Wasser setzt. Als ich im Frühjahre 1864 die ungeheuere Wasserfläche anstaunte, auf der sich einzelne Hügelreihen der Gegend wie Inseln erhoben, und aus der ganze Wälder hervorragten, glaubte ich mich in die Steinkohlenperiode zurückversetzt, während welcher wahrscheinlich unsere Erde das gleiche Bild darstellte. Nur die auf der unübersehbaren Wassermasse schwimmenden Bäume, welche mit ihren Wurzeln aus dem Boden gerissen waren, bewiesen, daß ich nicht an der Küste eines seichten Meeres

der Steinkohlenperiode, sondern an den Ufern eines mächtigen Stromes stehe, welcher eben an der Arbeit ist, die Gebirgskette des Kleinen Altai abzutragen und körnerweise ins nördliche Eismeer zu wälzen, einen ganzen Erdtheil umzugestalten. Es war ein furchtbares, aber erhabenes Schauspiel, welches uns die ungeheuere Transmutationskraft des Wassers veranschaulichte, und so Manches vordemonstrirte, was ohne Veranschaulichung schwer verständlich ist. Ich hatte vor diesem schon große Ueberschwemmungen gesehen; ich wußte, welche Verheerungen die Weichsel anrichtet, wenn die Hochwasser ihre Wogen schwellen; doch habe ich an ihr nie so gut die umgestaltende Kraft des Wassers studiren können, wie ich dieses bei Orskibor am Obi konnte.

Bietet auch der „Vater Rhein", wenn er im Frühlinge die Fesseln sprengt, welche ihm der Winter anlegt, ein so großartig schönes Bild, wie der Obi? Wird auch er zum Meere, dessen andere Küste das menschliche Auge nicht sehen kann? Ich glaube eben, daß eine Ueberschwemmung des Ob, welche jetzt wol noch keinem Menschen gefährlich ist oder Schaden bringt, zu den Schönheiten gehört, durch welche dieser Riesenstrom den Rhein übertrifft.

Man macht sich gewöhnlich ganz falsche Vorstellungen von Sibirien, und zwar einfach deshalb, weil man bis jetzt zu wenig die Natur in diesem ungeheuern Lande studirt hat. Ich glaube, es ist die Pflicht jedes Menschen, soviel an ihm ist, zur Aufklärung und Beseitigung von Irrthümern beizutragen, und dazu sollen diese Zeilen dienen.

Ich will keineswegs behaupten, daß die Ufer des Ob ebenso schöne Partien bieten, wie die Ufer des Rheins, obgleich Landschaftsbilder, wie das beigefügte, gar nicht selten sind. Es mangeln ihnen vorzüglich die den Rhein begleitenden Gebirge, auf deren Felsengipfel sich Ueberreste alter Burgen befinden, die sich im Wasser spiegeln; es mangeln ihm die große Anzahl reicher Städte mit dem geschäftigen Wirken ihrer Bewohner, das emsige Treiben eifriger Winzer, welche mit ihren Reben das Gelände schmücken und aus dem Felsen den edeln Rebensaft hervorzaubern, um mit ihm den Menschen zu erquicken. Dafür aber bietet er ein Panorama, wie es kein Fluß oder Strom Europa's bietet.

Wild, wie die Gegend des Kleinen Altaigebirges, von dem herab sich die kleinen Flüßchen Katunja und Bija, aus deren Vereinigung der Ob entsteht, stürzen, ist auch die Gegend, die er in vielfachen Krümmungen und Windungen in der Hauptrichtung von Süd nach Nord, in einer Länge von nahezu 550 Meilen durchströmt, um sich erst in vielfache, fast besondere Riesenströme bildende Arme zu theilen, und endlich, nachdem sich dieselben wiedergefunden und vereinigt, einen Busen des nördlichen Eismeeres, die „Obskaja guba" (den Mund des Ob), zu bilden. Man wird sich die Größe des Stromes erklären können, wenn man bedenkt, daß er allein 16 Nebenflüsse von der Bedeutung des Irtysch und Tom aufnimmt, nicht gerechnet die zahllose Menge von Nebenflüssen und Nebenflüßchen, die seine Wassermenge vergrößern.

Westsibirien, d. h. die Gouvernements Tobolsk und Tomsk, welche der Ob durchströmt, bilden ein sehr fruchtbares Tiefland, das wol den Anschwemmungen des Ob und seiner Nebenflüsse seine Entstehung verdankt. Wenn man die Südkreise des Tomsker Gouvernements, Kuschnietzk, Bijsk und Barnaul abrechnet, welche

einen gebirgigen Charakter haben, auch die wenigen Erhöhungen bei Tobolsk und Kolywan und die namenlosen Wasserscheiden, welche sich im Goldgrubensysteme des Jeniseisker Kreises befinden, außer Acht läßt, behält man eine ungeheuere Ebene, welche häufig versumpft ist, im Allgemeinen aber den geologischen Charakter der Kirgisischen und Barabinsker Steppe an sich trägt. Man muß sich sehr hüten, wenn man von einer Steppe Sibiriens hört, an dem durch die Schule beigebrachten Begriff festzuhalten. Die Steppen Sibiriens sind keine baumlosen grünen Wüsten, in denen man außer mannshohem Grase keine anderen Pflanzen sieht. In den sibirischen Steppen sind ganz respektable Wälder, in denen riesige Birken von 30 bis 45 cm. Durchmesser, bei einer Höhe von 15 bis 20 m., und Kiefern von 60 bis 90 cm. Durchmesser durchaus keine Seltenheiten sind.



Fähre über den Ob.

Der Russe, besonders der in Sibirien, bezeichnet mit dem Ausdrucke „Steppe" (Stjep) jede Ebene, welche nicht hohes, aber süßes Gras produzirt, und ihm eine gute Weide fürs Vieh liefert. Er mäht hauptsächlich niedrige Grasflächen, welche hohe Riedgräser (Carices) hervorbringen, da er hierdurch bei wenig Arbeit große Heuhaufen erhält. Um die Qualität kümmert er sich nicht.

Aus Obigem wird man sich leicht einen Begriff von den Landschaften machen können, welche, wie ein Panorama, sich den Blicken des auf dem Ob Reisenden darstellen. Mit jedem Knoten, den der Dampfer weiter nach Norden zurücklegt, wird die Wassermenge eine größere, an den Ufern erblickt der Reisende Nadelwälder von ungeheuerer Ausdehnung, deren Bestand in buntem Gemische

die sibirische Lärche (Larix sibirica), die sibirische Fichte (Pinus sibirica), die Kiefer (Pinus sylvestris), die Zirbelkiefer (Pinus Cembra), in Sibirien gewöhnlich „Ceder“ genannt, und sowol wegen ihres Holzes als auch wegen ihres Samens, der unter dem Namen „Cedernüsse“ in ganz Sibirien einen bedeutenden Handelsartikel bildet, geschätzt und gerühmt, zeigt. Der Sibirier fragt jeden Fremden mit einem gewissen Stolze, ob auch in seiner Heimat die köstliche Ceder wachse? Neben diesen Bäumen, welche, soweit das Auge vom Decke des Dampfers zu schauen vermag, alle den Charakter von Urbäumen haben, d. h. sich durch riesige Dimensionen auszeichnen, erblickt man ebenso riesige Birken, welche für die Bewohner des vom Ob durchströmten Landes von hoher wirthschaftlicher Bedeutung sind, und sie bilden, wo sie in größeren Gruppen am Ob sowol als auch in anderen Gegenden Sibiriens vorkommen, die einzigen Laubwälder, in denen sich, wie in den Nadelholzwäldern, vereinzelte Weiß- und Balsampappeln, Grauerlen und Weidengestrüpp als Unterhölzer vorfinden.

Außer diesen bedecken den Boden als eigentliche Sträucher besonders Heidelbeersträucher, die Spierstaude (Spiraea), welche wir in Ziergärten pflegen, der Weißdorn, dessen Stamm in diesen Gegenden einige Centimeter Durchmesser erreicht, mehrere wilde Rosenarten, der Berberitzenstrauch u. a.

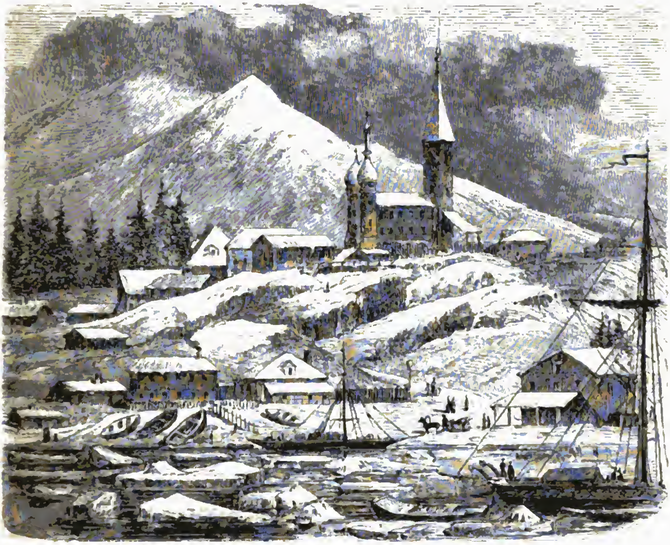
Unter den Bäumen und Sträuchern bedeckt ein riesiger Teppich von Moosbeeren (Vaccinium oxycoccus), die hier „Klukwa“ genannt werden, Preisel- und Sumpfbeeren, selbst hin und wieder von süßen Erdbeeren oder Rothbeeren (Fragaria vesca) den Boden, und wo im Walde eine Lichtung ist, haben sich hohe Gräser und Bärenklau (Heracleum sibiricum) angesiedelt, der weit gegen Norden herrscht und der Gegend einen eigenthümlichen Typus verleiht. Neben diesen bedecken verschiedene Flechten und Moose die Erde, zwischen denen im Sommer die verschiedenartigsten Pilze hervorgucken.

Im Allgemeinen muß jedoch gesagt werden, daß sich, je weiter gegen Norden, die Zahl der Individuen einer und derselben Gattung vermehrt. Die Vegetation, von einem kurzen, aber heißen Sommer begünstigt, hat etwas Tropisches an sich; sie entwickelt sich riesig, selbst bis Narym, ja bis Beresow hin, und wird in den genannten Gegenden von der Sonne während eines Tages, dessen Länge fast 6 Wochen beträgt, gehätschelt, denn um die Zeit der längsten Tagesdauer geht sie fast gar nicht unter, und man kann um 12 Uhr in der Nacht noch fast ganz bequem gewöhnliche Druckschrift lesen und größere Gegenstände in nicht zu großer Ferne gut von einander unterscheiden.

Diesem Reichthume der Pflanzenwelt entspricht der Reichthum der Fauna, deren Bedeckung allein einen Handelsartikel bildet, durch welchen jährlich Millionen in Umlauf gesetzt werden. Ich will nur an die verschiedenen Wiederkäuer, an die Dam- und gewöhnlichen Hirsche, an die Rehe, Elenn- und Renthiere erinnern, welche in diesen Wäldern herdenweise leben; ich will auf die zahllose Menge von Hermelinen, Iltissen, Edel- und Steinmardern, Wieseln, Fretten, Vielfraßen, braunen, schwarzen und gestreiften Eichhörnchen, auf die braunen und schwarzen Bären, gelben, schwarzen und silbergrauen Füchse u. s. w. hinweisen, deren Bälge meinen Lesern gewiß genügend aus eigener Anschauung bekannt sind. Alle diese Thiere beleben die unwirthbaren Gegenden, welche rechts und links

vom Ob und seinen Nebenflüssen, besonders einige hundert Kilometer nördlich der „chinesischen Straße“, unermeßliche Strecken bilden.

Auf den riesigen Bäumen wimmelt es von Birk- und Auerhühnern, in den Gebüschen und Ebenen hausen Herden von Schneehühnern (Tetrao lagopus alpinus), welche im Winter ihr graugelbes Sommerkleid mit einem schneeweißen vertauschen, das sie mit sieben weißen Schwanzfedern schmücken, und die Gewässer bedecken zahllose Scharen von Teich- und Bläßhühnern, wilden Gänsen und Enten, zwischen denen sich ganze Herden von Singschwänen (Cygnus musicus) bewegen, welche mit Beginn des Frühlings gegen Norden ziehen und ihre eigentliche Heimat mit angenehm klingenden Tönen begrüßen.



Beresow.

In den Flüssen, also auch im Ob, wimmelt es von Fischen der verschiedensten Arten. Zu den edelsten, weil schmackhaftesten, gehört wol der Sterlet (Acipenser ruthenus), welcher häufig ein Gewicht von sechs Pfunden erreicht.

Den Ob selbst bedecken Hunderte von Inseln, hin und wieder kleine Archipele bildend, welche eine Gerstäcker'sche Phantasie leicht mit Piraten beleben könnte, die vielleicht auch hier ihre Schlupfwinkel anlegen würden, wenn der Ob nicht in das unwirthliche, nicht von reichen Kauffahrteifahrern besuchte Eismeer, sondern in ein das ganze Jahr hindurch offenes Meer strömen möchte. Wie die Sachen jetzt stehen, sind die oft sehr bedeutenden Obinseln die Zufluchtsstätte für Wasservögel, welche sie zu ihren Brutstätten benutzen, und für Thiere,

welche während des Winters, wenn der mächtige Strom mit einer dicken Eisdecke überbrückt ist, auf sie gelangen, sich später aber scheuen, durch Schwimmen wieder das Festland zu erreichen, oder dieses nicht können.

Nach Durchlesung obiger Schilderung dürfte der „Tourist" von Profession, der ja nur nach Eindrücken jagt, der jede Minute, jeden Augenblick etwas Neues will, weil er zu blasirt ist, um auch an einem bekannten Gegenstande Neues zu erblicken, sagen: „Eine hübsche Gegend, die des Ob, einförmig bis zum Tode. Kein einziges Schloß, keine Ruine, kein komfortables Hotel, kein Winzer und keine schöne Winzerin, welche das grüne Glas mit Rheinwein gefüllt kredenzt; nichts als Wiese, Wald und Strauch, darin wilde Thiere — und weiter nichts. Ich danke für diese Naturschönheit, für diesen Hochgenuß." Sendet aber einen Roßmäßler in jene Gegend; mag er sie euch schildern, wenn er beladen mit einer Unmasse von Pflanzen, Thieren, Gesteinen nach Hause zurückkehrt, und er wird euch sagen, daß er eine reiche Gegend gesehen, daß er sich selbst bereichert hat. Denn wer die Alpenwelt, besonders ihre Flora studiren will, braucht nur eine Reise auf dem Ob zu machen, da hier die Alpenregion bereits in der Ebene beginnt, während man sie in Gebirgsgegenden mit Kraftanstrengung erst in der Höhe von mehr als zweitausend Meter erreichen kann. Auf dem Obi kommt man sozusagen à tempo aus den fruchtbarsten Ebenen und Auen der gemäßigten Zone in die Gletscherzone des Montblanc, welche freilich erst nördlich der Obskaja Guba sich in ihrer ganzen schrecklichen Majestät zeigt, und der Geolog wird auf dem riesigen Strome die schöpferische Thätigkeit des Wassers bewundern können, da er an vielen Inseln ihr Wachsen, wie an den Jahresringen der Bäume, und ihr langsames Schwinden abzählen kann.

Wenn also auch der Obi für den Fachtouristen, der sich ja auch am Rheine und in den Alpen nicht eben um die eigentlichen Naturschönheiten, um den Naturreichthum kümmert, keine Vergnügungsreise ist, so wird doch für jeden Naturfreund und Naturforscher eine Reise auf dem wahrhaft majestätischen Flusse eine wahre Vergnügungsreise sein. Wer auf den Obi kommt, ohne Naturgeschichte „studirt" zu haben, der wird sie hier lernen, ein Verständniß für sie gewinnen, sollten auch lange Zeit hindurch die von ihm gesehenen und beobachteten Gegenstände namenlos bleiben. Er braucht nur Eins mitzunehmen auf die Reise: Sinn für die Natur, Verständniß für das, was sie sagt, oder, nach Roßmäßler: „fünf gesunde Sinne, ein nüchternes Urtheil, Liebe zu der uns umgebenden Natur, und Maß, Zahl und Gewicht."

Doch auch für den blasirten, eindrucksüchtigen Touristen, der nur nach wildromantischen Felsen und Abgründen jagt, findet sich am Ob das Gesuchte; er muß sich mit uns an die Quellen der Bija (wahrscheinlich vom kirgisischen Worte „Bij" = Fürst, also wol „Fürstenquelle") und Katunja, also in das Altaigebirge versetzen, dessen Hauptort, wenn auch nicht geographischer Mittelpunkt, Barnaul ist, das, wie Nischni-Tagilsk, dem Unternehmungsgeiste der Demidow's seine Entstehung verdankt. Diese strebsame Familie begnügte sich nicht damit, aus dem Ural Schätze herauszufördern; sie drang mit ihren Eisenhämmern bis an den Kolywansee, wo sie schon 1725 ein Hüttenwerk gründete, dessen Leitung sie einem ihrer besten Werkmeister, dem Dmitryj Sjemjenow, übergab.

Die damalige Technik beim Gewinnen der Erze war jedoch noch sehr primitiv und roh, und nahm erst einen Aufschwung, als in den Jahren 1743 und 1744 mehrere Deutsche — die ja in so vielen Stücken die Lehrmeister der Russen und als solche in ganz Sibirien gesucht und geschätzt sind, — nach den Werken am Kolywansee und Ob gesandt wurden. Eigentliches Leben kam aber erst in das Unternehmen, als die Regierung im Jahre 1744 den Deutschen Beier beauftragte, die Kolywan'schen Bergwerke zu untersuchen und genauer zu inspiziren, sowie über den Befund Bericht zu erstatten. Die Regierung aber betraute Beier deshalb mit dieser Mission, weil in den Demidow'schen Bergwerken auch Gold und Silber entdeckt worden, das als Regal der Krone zustand.



Granitfelsen am Kolywansee.

Von diesem Zeitpunkte an begann sich Barnaul zu heben, das nun den Demidow's abgenommen und der Verwaltung Beier's übertragen wurde. Die Eisenwerke blieben jedoch im Besitze der Demidow's.

Von Barnaul kann sich nun der Tourist durch die sogenannte Platowskasche Steppe nach Kolywansk begeben. Schon von einem Gehöfte dieser Steppe aus sieht er in der Ferne eine lazurblaue Kuppe, die „Sinaja Sopka", zu der er jedoch von dieser Stelle aus über 100 Werst (nahezu 15 deutsche Meilen) zurückzulegen hat. Wie im hohen Norden durch eine in unseren Breiten unbekannte Naturerscheinung, durch die „Fata Morgana", welche von einer eigenthümlichen Brechung der Sonnenstrahlen bedingt wird, ferne Gegenstände dem Auge des Beobachters genähert und ihre Formen eigenthümlich, oft sehr bizarr dargestellt werden, so geschieht es auch mit den Gegenständen am Kolywansee, wenn man sie von der Platowskajasteppe betrachtet. Man glaubt die „Sinaja

Sopka" ganz nahe vor sich zu haben, trotzdem man mit einem guten russischen Dreigespanne, das ja nur in gestrecktem Carrière zu gehen versteht, selbst wenn es steile Berge hinaufgeht, fast zwei Tage zu fahren hat, um an sie zu gelangen. Die Vorberge dieser Kuppe bilden die Granitfelsen am Kolywansee, dessen romantische Ufer mit vollem Rechte gerühmt werden. Wie der Leser aus unserer Illustration ersieht, sind diese Granitfelsen, welche sich beim Dorfe Sauschkyuka, am nördlichen und östlichen Ufer eines kleinen See's befinden, mit den sonderbarsten Formen ausgestattet, stehen vereinzelt, ohne sichtbaren Zusammenhang da, sind aber oft reihenweise gruppirt, als wären sie aus einer Spalte hervorgebrochen. Diese eigenthümlichen Granitpfeiler bestehen aus übereinander liegenden, meist horizontalen Platten von neun Neuzoll bis einen Meter Mächtigkeit. Die Spitzen einiger dieser Pfeiler hängen oft über und drohen jeden Augenblick herabzustürzen. Dabei sind auch die einzelnen Schichten wie die Pfeiler selbst von verschiedener Größe. Einzelne erscheinen wie kleine Altäre, andere wieder wie Ruinen alter Burgen oder Mauern. Oestlich erheben sie sich immer mehr und schließen sich an die lazurblaue Kuppe (Sinaja sopka) an, welche ebenfalls aus Granit besteht. Man findet wol in ganz Sibirien, vielleicht auf der ganzen Erde, keine ähnliche Granitfelsengruppe, und man muß die hier beschriebene Gruppe am Kolywansee sozusagen als urwüchsig, als aus dem Boden, auf dem die Felsen stehen, hervorgebrochen betrachten. Sie sind keine Irrsteine, von mächtigen Eisinseln herbeigeschleppt, wie die Irrsteine, welche wir so häufig und in so großen Massen in der norddeutschen Ebene und in Polen treffen und deren Struktur es verräth, daß sie theils von entfernten nördlichen, theils von ebenso entfernten südlichen Gebirgen herstammen. Europa kann solche Irrsteine haben, denn es hat seine Eisperiode, wahrscheinlich wol mehrere, durchgemacht. Der Altai, zu dessen Systeme die hier beschriebenen Granitpfeiler gehören, hat, wie ganz Sibirien (versteht sich mit Ausnahme des hohen Nordens), noch keine Eiszeit in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes durchgemacht. Im ganzen weiten Lande findet man keinen Stein, außer an den Flußufern, denn nur an diesen habe ich Moränen gefunden, und Latkin's Beobachtungen, die er im nördlichen und südlichen Systeme der Goldwäschereien des Jeniseisker Bezirkes gemacht hat, bestätigen meine Beobachtungen, und gerade diese Moränen sind es, welche Gold führen. Aus diesen Gründen kann auch nicht angenommen werden, daß die Granitfelsen am Kolywansee herbeigeflößte Gebilde seien. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß die Straßen der Städte Sibiriens bis jetzt nicht gepflastert sind. Das Herbeischaffen von Pflastersteinen aus dem Gerölle an den Flußufern würde sehr große Kosten verursachen; man begnügt sich, größere Stücke dieses Gerölles zu Fundamenten bei Bauten zu benutzen; man pflastert die Straßen nicht, macht aber Trottoire aus Bretern. Sibirien lag wol tief unter Wasser, als Europa seine letzte Eisperiode durchmachte. Vielleicht bedeckte es damals das Meer der Steinkohlenperiode.

Auch die „Schmejna Gora", der Schlangenberg, so genannt wegen der vielen Schlangen, welche man zur Zeit seiner Entdeckung auf ihm fand und zu deren Vertilgung man eigens Leute anstellen mußte, dürfte den Touristen gewöhnlichen Schlages und den Forscher anziehen.

Dieser Berg bildet einen von den umliegenden Bergen ganz abgesonderten, also selbständigen Bergrücken, der von West nach Südwest streicht und in dieser Richtung eine Ausdehnung von nahezu 600 Metern hat. Er erhebt sich im Mittel gegen 58 Meter über das südliche Thal.

Der ganze Schlangenberg ist fast nichts weiter als ein mächtiges Erzlager, das von einer in Thonschiefer gebetteten Hornsteinmasse gebildet wird, welche nach allen Richtungen von Gängen und Trümmern eines schuppigen, körnigen Schwerspaths durchsetzt ist. In diesen Schwerspathgängen sind nun vorzugsweise die Erze eingesprengt, oft finden sie sich jedoch auch ohne Schwerspath unmittelbar in dünnen Klüften des Hornsteins. Die Metalle, welche man im Schlangenberge findet, sind: gediegenes Gold, mehr oder minder silberhaltig, gediegenes Silber, Silberkupferglanz, Silberglanz, Fahlerz, Hornerz, gediegenes Kupfer, Buntkupfererz, Kupferkies, Kupferglanz, Bleiglanz, Zinkblende, Eisenerz, Rothkupfererz, Kupferlazur, Malachit, Kupfergrün, Weißbleierz und Zinkspath. Von Nichtmetallen finden sich außer den vorhergenannten drei Mineralien noch Quarz, Adular, Witherit, Kalkspath und Flußspath vor.

Das Gold findet sich im Schlangenberge, wie überhaupt im Altai und in den sibirischen Lagern, nicht krystallisirt, sondern theils in dünnen, moosartig zusammengehäuften Blättchen, theils in kleinen Schuppen oder Blechen mit unebener Oberfläche, die selten dicker als der Rücken einer Messerklinge, gewöhnlich aber viel dünner sind. Größere Stücke, etwa im Werthe von funfzig bis hundert Mark, sogenannte „Samorodki“ (Selbstgeborene), gehörten in den bis 1870 bebauten Goldwäschen Sibiriens zu den größten Seltenheiten, während sie früher nach dem, was mir alte Goldsucher mittheilten, sehr oft und zwar häufig ganz auf der Oberfläche gefunden wurden.

Auch das Silber findet sich im Schlangenberge nicht krystallisirt, sondern aufgewachsen in draht- und meistens haarförmiger Gestalt und eingewachsen in Blechen und Plättchen. Seit Jahren soll sich jedoch die Ertragsfähigkeit des Schlangenberges an Edelmetallen bedeutend verringert haben; doch ist dieses wol nur soweit es seine Oberfläche betrifft, anzunehmen.

Die nicht fernen, von einem Deutschen entdeckten und nach ihm benannten Riddersdorfer Gruben und die Minen von Syränowsk gehören demselben Systeme an und unterscheiden sich von denen des Schlangenberges, weder durch Reichthum noch durch Verschiedenheit der Minerale, durchaus nicht.

Für den Touristen eindruckbringend und für den Forscher belehrend sind wol die weiteren südlichen Altaiketten, die sich bis zu 1600 Meter erheben und weit über die Schneelinie hinausragen. Hier findet man Schneefelder und Gletscher, Felsmauern, zerrissene Kegel, Pyramiden, welche die Natur aufgethürmt hat, thurmartige Spitzen, ja sogar, wie z. B. in der Gegend von Krasnojarsk, einen ungeheuern Dom mit zwei abgerundeten riesigen Kuppeln, ein wahres Vorbild der russischen Kirchen. Und zwischen diesen Eisfeldern, zwischen diesen Pyramiden und Säulen und Minarets findet man auf einmal warme Quellen und Seen, die nie zufrieren, über deren einen ich schon früher gesprochen habe. Humboldt bringt diese warmen Gewässer mit unterirdischen Feuermassen in Verbindung, welche im Nertschinsker Gebiete so häufige Erdbeben bewirken;

spätere Forscher erklären sie selbst für erloschene Vulkane, weil sich in ihrer Nähe Spuren einstiger vulkanischer Ausbrüche finden.

Wir müssen, ehe wir das Quellgebiet des Ob verlassen, noch erwähnen, daß der Rücken des Altai noch viele, bis jetzt gar nicht benutzte Schätze aufzuweisen hat, deren Ausbeutung späteren Geschlechtern vorbehalten bleibt; ich meine die ungeheueren Massen von Porphyr und Marmor, vom blendendweißen bis zum kohlschwarzen in allen Nuancen. Charakteristisch ist noch das am Bau des Altai, daß das Granitgebiet im westlichen Theile, das Bernhard v. Cotta im Jahre 1868 untersucht hat, eine sehr große Ausdehnung hat, während es im östlichen viel weniger hervortritt. Dagegen finden sich im ganzen Altai sehr viele Kalkstein- und Dolomithöhlen, und man findet in ihnen thierische Reste aus der Diluvialperiode, namentlich Reste von Dickhäutern. Doch finden sich auch viele Reste solcher Thiere, welche noch heute im Altai leben oder doch vor nicht langer Zeit in ihm gelebt haben, wie z. B. vom Wildschwein und vom Biber. Früher, das heißt in einer älteren geologischen Periode, lebten im Altai die Höhlenhyäne (Hyaena splenea), der Riesenhirsch (Cervus euryceros), der Bison (Bos binasus), der Urochse (Bos laurus primigenius), das büschelhaarige Rhinozeros (Rhinoceros tichorinus) und das Mammuth (Elephas primigenius). Spuren eines primären Menschen sind bis jetzt in den Höhlen des Altai nicht entdeckt worden.

Daß der Altai ein sehr altes Gebirge ist, dafür spricht die in sehr große Tiefe reichende Zersetzung und Verwitterung fast aller Gesteine. Seine Entstehung fällt gewiß in die langen Zeiträume, welche zwischen der Silur-, Devon- und Steinkohlenperiode verflossen sind, denn diese finden sich am Fuße des Gebirges und ziehen sich weithin gegen Norden, über Atschinsk am Tschulym hinaus, an dessen Gelände (Ufer kann ich die Erhöhung nicht nennen, da sie heute zu weit vom Flusse entfernt, obgleich sie unstreitig in einer älteren Periode sein Ufer gewesen ist), ich ein Stück Lepidodendron und das verkieselte Samenkorn einer Araucaria (von der Größe eines heutigen Zirbelkiefersamenkornes) gefunden habe. Ich habe diese und noch einige andere Mineralien, u. A. ein Stück weißer Koralle aus dem alten Tschulymbette, im Jahre 1868, während meiner Anwesenheit in Irkutsk, Herrn Maack für die Realschule geschenkt. Gewiß ist, daß sich am Altai und in seinen Abhängen noch andere Schichten, die über Steinkohle und Devon hinausgehen, finden.

Am linken Ufer des Ob, in einer Verlängerung der Kirgisensteppe, zieht sich die sogenannte „Baraba“ oder Barabinsker Steppe hin, welche westlich bis weit über Tara, östlich aber über Kaïnsk hinausreicht. In dieser Steppe ist für Denjenigen, der nur zum Vergnügen reist, nicht viel zu sehen, es wäre denn, daß ihm im Frühlinge die prachtvolle blaue Lilie (Iris sibiriaca) und der angenehme Lärm der in dieser Jahreszeit nach Norden ziehenden Schwäne Freude macht, deren Zahl nicht zu bestimmen ist, und die, wenn sie sich auf einem See niederlassen, um auszuruhen und ihren Hunger zu stillen, ihm den Anschein geben, als ob er mit Schnee bedeckt sei. „Pittoreskes“ darf man in der Baraba nicht suchen. Dagegen bietet auch sie viel Belehrendes. Sie stellt sich dem Reisenden ganz ungesucht als der Boden eines Meeres dar, das diesen mit

Salz imprägnirt hat, und von dem noch heute in verschiedenen Gegenden des Landes viele in Reihen geordnete Salzseen, u. A. der 14 Meilen lange Tschany- und Tawoschanskersee, von dem ich einige Stückchen Salz (und ein Stück Graphit aus der Gegend von Petropawlowsk) der Mineraliensammlung der Posener Realschule gegeben habe, Zeugniß ablegen. Da die geologischen Verhältnisse Centralasiens, das ja schon auf der Südseite des Altai beginnt, ebenfalls darauf hinweisen, daß dieses vom Meere bedeckt gewesen, und dieses centralasiatische Meer durch das Meer, das die Kirgisensteppe bedeckte, mit dem Barabameere verbunden war, so muß auch damals im Altaigebirge, oder vielmehr auf der Altaiinsel, eine sehr hohe Temperatur geherrscht haben, da sich die warmen Meeresströmungen um sie herumschlängeln mußten. Daß dieses Barabameer ein warmes, dem Indischen Ozeane gleiches gewesen ist, kann man daraus schließen, daß Korallen in ihm Riffe gebaut haben, von denen ich am Tschulym bei Atschinsk ein Stück gefunden habe. Auch die vielen Salzefflorescenzen in der Steppe, sowie der häufig vorkommende Gelbholzstrauch (Sarcozygium Xanthoxylum), weisen darauf hin, daß der Boden mit Salz imprägnirt ist.



Zweig eines Salzstrauches der Steppe (Sarcozygium Xanthoxylum).

Man glaube jedoch ja nicht, daß diese Eigenschaft des Bodens die Baumlosigkeit der Barabasteppe bedingt. Man findet in ihr recht stattliche Birkenwälder, in welchen Bäume von 12 bis 14 Zoll Durchmesser bei einer Höhe von 7 bis 8 Meter stehen, und sehr viele Häuser in den zahlreichen Dörfern sind aus Birken- (oder Espen-) Stämmen erbaut. Das barbarische „Anzünden der Steppe" im Frühlinge dürfte die Hauptursache des Verschwindens der Waldungen sein. Auch für den Ackerbau ist der größte Theil der Barabasteppe ein sehr dankbares Gebiet. Es giebt in ihr sehr begüterte Bauern, die ihren Wohlstand hauptsächlich dem Ackerbau verdanken, und in Istkulla (in der Seegegend bei Kolywan) sagte man mir, daß man das dreißigste Korn ernte. Ich fand aber nicht, daß der Boden bei diesem Dorfe fruchtbarer sei, als er in der Baraba überhaupt ist. Die Rinderpest ist eine nicht ganz angenehme Zugabe zu dem, was die Baraba ihren Bewohnern Gutes bietet, denn sie rafft oft sämmtliches Vieh dahin.

Humboldt, der die Steppe von Barbara im Jahre 1829 bereiste, meint, daß die furchtbare Krankheit, deren ich soeben erwähnt habe, in dieser Steppe entstehe; er hat hier lediglich die Ansicht der Bewohner der Steppe ausgesprochen, die ja überdies noch glauben, daß sie eine „Zulassung Gottes" sei. Die Ansichten haben sich seit 1829 geklärt.

Die Rinderpest entsteht in der Baraba nicht, sondern wird aus der trockenen Kirgisensteppe durch ganz Sibirien verschleppt und durch den Mangel energischer sanitärpolizeilicher Maßregeln selbst unter die Renthierherden der halbwilden Bewohner gebracht. Im Jahre 1869 hatte sie sich auf der ganzen Linie bis Irkutsk verbreitet, und es scheint, daß die Polizei in Tomsk eine Prämie für die Verbreitung ausgesetzt hatte, denn sie ließ Hunderte gefallener Thiere wenige hundert Schritte von der Stadt auf der Oberfläche des Bodens liegen (Januar 1870), und ich sah ganze Rudel Hunde und Tausende von Krähen damit beschäftigt, sich mit dem Fleische der gefallenen Thiere zu sättigen und die Keime der Krankheit (wahrscheinlich Sporen von Bacillarien oder ihnen verwandten mikroskopischen Gebilden) in die benachbarten Dörfer zu schleppen. Einen eklatanten Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung dürfte Folgendes bieten. Die Pest wurde schon im Herbste 1869 durch Tomsk nach Mariinsk und weiterhin verschleppt und hatte im Dorfe Jelan östlich von Mariinsk sämmtliches Vieh, bis auf eine Kuh, dahingerafft, welche der Krankheit deshalb nicht unterlag, weil sie ihr Eigenthümer zu seiner Bequemlichkeit mit sich auf seine Saïmka genommen hatte, wo er einige Zeit verweilte, um die Wintersaat zu bestellen und andere Arbeiten auszuführen. In einigen anderen, an der Straße von Moskau nach Kjachta belegenen Dörfern rettete man den Viehstand ganz, indem man aus purer Angst das Vieh tief in die Tajga trieb, es daselbst Monate lang ließ, und so vor der Berührung mit Wagen, die aus infizirten Gegenden kamen, bewahrte. Während östlich und westlich von solchen Dörfern sämmtliches Vieh ein Raub der Rinderpest wurde, fiel in diesen Dörfern kein einziges Stück. Gewöhnlich grassirt die Rinderpest auch nur an den Straßen, welche stark frequentirt sind, während sie weitab von ihnen selten auftritt und dann gewiß nur von Hunden, Wölfen, Krähen und Elstern eingeführt wird. Wenn die Herren Gouverneure und Polizeimeister sich um solche Sachen bekümmern würden, so ließe sich die Rinderpest sehr leicht lokalisiren und ihr, wie andern Krankheiten, welche den faulen Gewässern der seichten Süßwasserseen und Sümpfe entspringen, vorbeugen. Man sollte es nicht glauben, daß es Dörfer giebt, in denen alljährlich Hunderte von Menschen am Fieber kranken, in denen das Vieh mit Flechten und Ungeziefer bedeckt ist, die aber auch nur wenige Schritte von einem ungeheuern Steppensee liegen, der wiederum mit einem Sumpfe von unbekannter Ausdehnung in Verbindung steht, dessen Wasser in wenigen Minuten abgelassen werden könnte, wenn man einen vielleicht 100 Fuß oder höchstens so viele Meter langen Graben schlagen würde, der den See mit Flußthälern, und Schluchten von bedeutender Tiefe, in denen nur winzige Bäche rieseln, verbinden würde. Dieses würde auch wol geschehen, wenn man nicht die unfähigsten Menschen, welche man sich denken kann, wie z. B. den General Samjatnin und ihm ähnliche, zu Gouverneuren ernennen möchte. Doch darüber werden wir später noch sprechen.

Weiter nördlich kommen wir in die von allen Reisenden als trostlos gegeschilderten „Tundren“, in die ungeheuern, mit Moos bedeckten Sümpfe, deren Oberfläche selbst während des kurzen Sommers nur bis höchstens $1/2$ Meter tief aufthauen, während der Boden unter dieser Schicht ewig gefroren sein soll.

So wirds erzählt und wieder erzählt und Niemand stellt an die Erzähler die Frage, welche ich mir im Jahre 1868 an Herrn General Schalaschnikow, Civilgouverneur von Irkutsk, zu stellen erlaubte, als er mir die Unmöglichkeit der Akklimatisirung mancher Pflanzen, besonders aber Bäume, damit beweisen wollte, daß sie 1) eben nicht schon da sind, und 2) daß ja der Boden in der Tiefe beständig gefroren sei. Ich frug ihn ganz einfach: „Haben Ew. Excellenz eigenhändig bis aus ewige Eis gegraben!" Sr. Excellenz antwortete mit „Nein!" und ich konnte ihm mit während unserer Unterredung anwesenden Zeugen beweisen, daß ich im Frühjahre 1867 eigenhändig tiefer als eine Elle gegraben habe, ohne auch nur eine Spur des ewigen Eises entdeckt zu haben. Ich habe freilich in Ussola, 70 Werst westlich von Irkutsk, so tief gegraben, aber Erman hat in Beresow Bohrversuche gemacht, wo ihm ja auch vom ewigen Eise in geringer Tiefe gesprochen wurde, und er hat gefunden, daß die Erde in einer Tiefe von 5 englischen Fußen ($4_{,7}$ Pariser) weich und durchaus nicht gefroren ist, und daß die Temperatur des Bodens in einer Tiefe von $23_{,3}$ englischen Fußen ($21_{,8}$ Pariser) noch 1° 60′ R. beträgt. Der Brand von Jeniseisk im Jahre 1869, der ja eine Folge des Feuers war, das unter der Oberfläche der Tundra brannte, dürfte wol beweisen, daß die meisten Reisenden die Geschichte vom ewigen Gefrorensein der Tundra einfach wieder erzählen, ohne sie auf ihren wahren Gehalt, wie Erman, zu prüfen. Sollten nicht Lager von Mineralien, wie das vom Kaufmanne Sidorow aus Krasnojarsk, im Kreise Turschansk, an den Flüssen Kuryka und Nyschnaja Tunguska, entdeckte Graphitlager, dessen Breite 14 Werst betragen soll, dessen Länge noch unbekannt ist, das in einer sehr geringen Tiefe unter der Oberfläche liegt und auf das man beim zufälligen Hineinstecken eines Stockes in die weiche Oberfläche traf, zu der Fabel vom „ewigen Gefrorensein des Bodens der Tundra" etwa die Veranlassung gegeben haben?

Gegen Norden hin verflacht sich das Festland allmählich und senkt sich allgemach unter die Wasserfläche des nördlichen Eismeeres hinab, aus dem es sich, wie Middendorff dies durch unzweifelhafte Beweise darthut, langsam, aber stetig emporhebt. Wir wollen die Beweise hierfür nach dem berühmten Reisenden kurz anführen.

Ueber zweihundert Werst von der Eismeerküste und in einer Höhe von 16 bis 62 Meter findet man scharfrandige und so vorzüglich erhaltene Muscheln, daß man noch heute die allerfeinsten Linien und Verzierungen an ihnen mit der größten Genauigkeit unterscheiden kann. Es sind dies Muscheln, deren Nachkommen noch heute im Eismeere leben. Im thonigen, weichen Meeresgrunde, wo sie abgestorben sind, eingebettet, wurden sie durch spätere Ablagerungen gegen Beschädigung beschützt und erhielten sich aufs beste, um später durch die Wirkung des Tagwassers, nach Tausenden von Jahrhunderten, dem Auge des Beobachters bloßgelegt zu werden. Außer diesen wohlberedten Zeugen giebt es noch andere, die dafür sprechen, daß der Boden dem Meere entstiegen ist. Wir wollen von diesen nur das Adams- oder Noahholz nennen, welches für den Haushalt der an der Polarmeerküste vagirenden Volksstämme von der höchsten Wichtigkeit ist. Es ist dieses ein ausgelaugtes, mehr oder minder verwittertes

Treibholz, das gewiß in grauer Vorzeit von den sibirischen Strömen aus holzreichen Gegenden herbeigeschwemmt worden und an den Küsten nach und nach mit Schlamm bedeckt worden ist. Die Hauptmassen dieses Noahholzes hat Middendorf zwar in der Taimyrtundra gefunden, wo es in bedeutender Entfernung vom Meere, mehrere hundert Meter über dessen Oberfläche liegt. In der jetzigen geologischen Periode findet man im Quellgebiete des Taimyr keine Waldungen, aus denen das Noahholz stammen könnte, es muß also in einer früheren Periode durch andere große Ströme, welche damals die Tundren überflutetem, herbeigeschafft worden sein. Dieses Holz wird von den jetzigen Bewohnern der Eismeerküste — denn man findet es in ihrer ganzen Ausdehnung — seit unvordenklichen Zeiten als Brennmaterial benutzt, trotzdem bemerken sie keine Abnahme der Vorräthe, welche unerschöpflich sein müssen, da auf Nowaja Sjemlja, Neu-Sibirien und anderen Inseln des nördlichen Eismeeres klafterhohe Holzberge aufgethürmt liegen, deren Bestand von den jetzt herbeigeflötzten Hölzern — Lärchen, Kiefern und Birken — gänzlich verschieden ist. Außer dem Noahholze haben wir noch des Bernsteins, versteinerter Hölzer und Steinkohlenlager zu erwähnen, welche man im hohen Norden findet und welche die hier besprochene Hebung des Bodens beweisen. Der erstere wird von verschiedenen Stämmen gegraben und von ihnen „Myralada", d. h. Myra und Ladan, wie die Russen den Bernstein nennen, genannt. Die Steinkohle dieser Gegenden ist reich an Kieselerde und Schwefel, in der Form von Schwefeleisen, und dieses macht sie untauglich für den Gebrauch an der freien Luft, worin die halbwilden Volksstämme ihre Feuer anlegen. Trotzdem sollen häufig Selbstentzündungen unterirdischer Kohlenlager, „selbst in den ewig gefrorenen Gebieten des Erdbodens", vorkommen. Der Brand der Tundra von Jeniseisk im Jahre 1869, dem der größte Theil dieser Stadt zum Opfel fiel, ist, wie amtlich festgestellt sein soll, keiner Selbstentzündung zuzuschreiben.

Wenn man auf der großen chinesischen Straße an den Tom gelangt, bemerkt man augenblicklich, daß man aus der Steppe heraus ist. Das östliche (rechte) Tomufer erhebt sich bedeutend über den Wasserspiegel und man sieht den nackten schwarzen Schiefer in mächtigen Schichten übereinander gelagert. Auf diesem Schiefer steht, gleich beim Eintritte in die Stadt, das große gemauerte Gefängniß, dessen Korridore mit Sandsteinfliesen belegt sind. Die Stadt Tomsk selbst, die übrigens ein sehr schönes Aussehen hat und in deren Hauptstraßen, sowie auch am Markte, größtentheils große gemauerte, mehrstöckige Häuser stehen, ist auf dem Abhange zweier Hügel erbaut, und hinter der Stadt wird die Oberfläche immer wellenförmiger; nach Nord und Süd erstrecken sich Höhenzüge, die meistens weite, bewaldete Hochplateaus bilden, welche reich an Kohlenflötzen sind. Ich selbst fand ganz nahe bei einem Dorfe, ungefähr 70 Werst östlich von Tomsk, im Walde, der eine mächtige Erdwelle bedeckt, große Stücke Steinkohlen ganz auf der Oberfläche, welche auf ein nahes Lager schließen lassen. Ein Bauer des Dorfes, den ich frug, ob man diese Steinkohlen im Haushalte benutze, belächelte meine „Einfalt", — wie er es nannte, — und ärgerte sich schließlich über mich, weil er meinte, ich wolle ihn hänseln, um mich zu überzeugen, ob er so dumm sei zu glauben, daß „Steine brennen können."



Ansicht aus dem östlichen Sajan-Gebirge.

 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Ich ertheilte dem Manne den Rath, wenigstens die Probe zu machen, bei der er nichts verlieren könne. Ich weiß nicht, ob er meinen Rath befolgt hat. So gelangt man allmählich über dem Tschulym (bei Atschinsk), in das sieben Werst lange Dorf Saledejewskoje sjelo, das 565 Häuser und nahezu 4000 Einwohner hat, für welche 90 Schänken eingerichtet sind, und von hier aus über ein höchst fruchtbares, lehmiges Hochplateau in die Niederung des Jenisey.

Noch ehe man von diesem Plateau ins Thal hinabsteigt, in dem Krasnojarsk liegt, sieht man südöstlich von dieser Stadt den ungeheuern natürlichen Steindom, von dem ich schon gesprochen habe; dann, in größerer Ferne, eine riesige Champagnerflasche: die „Afontowa gora", auf welcher eine Kapelle errichtet ist, wohin das unwissende und deshalb gläubige Volk alle Jahre im Frühjahre vom Popen in Prozession geführt wird, weil sich dort — ich weiß nicht welcher wunderthätige Heilige geoffenbart haben soll.

Der riesige Jenisey, dessen Länge über 500 geographische Meilen beträgt und der zu den größten Flüssen des alten Kontinentes gehört, bildet die Grenzscheide zwischen dem kleinen Altai- und dem Sajanergebirge und seine Quellen sind im Großen Altai zu suchen. Der ursprüngliche Name des Flusses lautet auf Tungusisch „Yoan-desi", der große Fluß, und diese Bezeichnung wurde wahrscheinlich, von den Kosaken geradebrecht, in „Jenisey" umgewandelt.

Im Allgemeinen muß der kleine Altai als eine westliche Fortsetzung des Sajans betrachtet werden, der wiederum ein ostwestlicher Ausläufer der Baikalalpen ist. Mächtige Granitmassen, welche man während heiterer Tage in einer Entfernung von mehr als 600 Werst von der Sonne vergoldet und auf denen man deutlich den ewigen Schnee glänzen sieht, erheben sich in und über die Wolken, auf mehr denn 4000 Meter über dem Meeresspiegel. Wir kennen schon theilweise diesen riesigen Gebirgsrücken, der Nordasien von Centralasien trennt, denn wir sprachen von ihm, als wir die Sojoten und Urjändchen betrachteten. Es blieben uns jedoch noch manche Einzelheiten übrig, die einer eingehenden Besprechung werth sind.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Sajan ebenso reich an edeln und halbedeln Gesteinen, an edeln wie an nicht edeln, trotzdem aber höchst wichtigen Metallen ist, wie der Ural und Altai. Zu seinen schon bekannten Reichthümern, dem weißen Marmor, der vom Jenisey ab gegen Osten zu immer häufiger wird, haben wir schon gesprochen. Daß auch schwarzer Marmor und schwarzer mit gelben Adern in ihm nicht zu den Seltenheiten gehören wird, geht daraus hervor, daß im Gerölle des Flüßchens Bjelaja große Stücke solchen Marmors, theilweise platt geschliffen, liegen, von wo ich ein Stück mit mir nahm, das ich später Herrn Maack für die Irkutsker Realschule geschenkt habe. Außerdem findet man in diesem Gerölle Diorit und Dioritporphyr, Augitporphyr, Hyperit, Quarzit, überhaupt aber Eruptivgestein, das sich nicht in der Nähe des Flusses, da, wo ich ihn kennen gelernt habe, bei Malta, vorfindet, da das linke Ufer eine tiefgründige Lehmschicht begleitet, während am rechten Ufer der nackte Jurakalk zu Tage tritt. Auch der Umstand, daß an den Ufern der Birussa, welche die natürliche Grenze des Jeniseisker und Irkutsker Gouvernements bildet, vor Jahren Gold gewaschen worden ist, spricht hierfür. Kapitän Kühn in Etappe

Birusinsk sagte mir zwar im Dezember 1869, daß die Goldlager der Birussa seit einiger Zeit erschöpft und deshalb aufgegeben sind, indeß las ich doch später in russischen Zeitschriften, daß die Arbeiten an der Birussa wieder und zwar mit gutem Erfolge aufgenommen worden sind, und gewiß liegen in den Moränen der Flüsse Uda, Uk, Bjelaja, Bilichlujka, Tunkinskaja und deren Nebenflüßchen noch sehr bedeutende Schätze an Edelmetallen begraben. Es fehlt nur ein Mann wie Nikita Demidow, der kühn in die Tajga eindringt und mit eisernem Willen sagt: „Ich will!" und vor dessen „Ich will!" Felsen erbeben, Mauern einstürzen und Armeen erzittern; ein Mann, der, selbst der schweren Arbeit gewöhnt und kundig, sich persönlich auf die Kobolde stürzt, welche die Schätze bewachen. Die in Reichthum und Weichlichkeit erzogenen Ostjanins, Bjelogolows, Trapjeznikows u. A. in Irkutsk, wie hoch ich sie auch sonst schätze, sind nicht die Männer, welche mit der Natur einen Kampf zu bestehen, ihre Kräfte zu besiegen vermögen. Ihr „Ich will!" klingt wie das „Ich will!" eines Kindes, das man mit Lächeln anhört, das jedoch Niemand respektirt.

Wenn wir dem Laufe des Jenisey folgen, der sich übrigens, wie ein Blick auf die Karte beweist, am Ausgange des Obibusens in diesen ergießt, so finden wir, daß er erst das schöne Thal, welches den reichen Minusinsker Kreis bildet, durchschneidet, später sich in rapidem Laufe Bahn bricht durch verschiedene südlich und südöstlich von Krasnojarsk gelegene Gebirgszüge, um nördlich von dieser Stadt die „rothe Schlucht" (Krasnyj jar) zu durchschneiden, welche ein Ausläufer eines sich von Osten her ziehenden, aus rothem Mergel bestehenden Höhenzuges ist, den ich in meinem in Sibirien gesammelten Materiale als den Höhenzug von Tireta verzeichnet habe, da er dort sehr deutlich zu Tage tritt. Weiterhin gegen Norden ist das linke Ufer flach, theilweise versumpft — die kleine Tundra, während sich am rechten Ufer und in einiger Entfernung von demselben verschiedene Höhenzüge, so z. B. der Tschyraty (800 Meter über dem Jenisey), der Kalaminsker Berg, auch die Istolschnaja gora (der Quellenberg) genannt, weil mehrere Nebenflüsse des Jenisey hier ihre Quellen haben, der pyramidale Berg Pollkan in der Ajachtynsker Bergkette u. v. a., mehr oder minder bedeutende, hinziehen. Wenn auch weiterhin am Flusse und auf demselben kein regeres Leben herrscht als auf dem Obi, so herrscht doch in den den Jenisey begleitenden Gebirgszügen ein äußerst reges Leben, denn in ihnen befinden sich die Goldwäschen des Jeniseyer Bezirkes, in denen viele Tausende von Arbeitern beschäftigt sind, die Reichthümer zu heben, welche Luft und Schnee aus den Fesseln des Granites und Quarzes und wol noch anderer Eruptivgesteine befreien, während sie das Wasser nach den Thälern geführt hat und wol noch diese Arbeit verrichtet, um sie dem Menschen näher zu bringen und ihm ihr Zutagefördern zu erleichtern. Herr Latkin, der selbst Besitzer einer Goldwäsche in diesem Systeme ist, beschreibt die Gegend eingehend. Die abschüssigen Ufer der vielen Flüsse sind häufig voller Poesie und werth eines Malers. Manche von ihnen stehen an Schönheit den Thälern der Schweiz nicht nach, wenn auch die Gebirgszüge keineswegs die Höhe der Alpen erreichen. In den verschiedenen Gebirgszügen, welche wir hier besprechen, und die wir als Fortsetzungen des Sajan betrachten müssen, weil sich eine Verbindung mit diesem Gebirge überall

nachweisen läßt, auch die mineralischen Gebilde die gleichen sind, findet man Diorit und Grünstein, Schieferthon mit eingesprengten Hiastatitkrystallen, Schwefel- und Kupferkies, Silber-, Kupfer- und Bleierz, das wiederum reich an Silber ist, krystallinisches (kubisches) Eisen mit einem Gehalte von mehr als 65% reinen Eisens, Feldspath, Porphyr, Veniskrystalle, Almadin, schwarzen Scherl, Bergkrystall, Quarz, häufig in großen, von Goldadern durchzogenen Blöcken, welche ganz wie vergoldet aussehen.

Das Gold wird, wie im Ural und Altai, in dünnen Blechen oder in Körnern gefunden. Näher den Quellen der Flüsse ist es immer grobkörnig und findet sich dort mehr dieses Metalles, als in der Nähe des Ausflusses. Häufig findet man größere Stücke Goldes „im Hemde", d. h. von einer Hülle anderer Mineralien umgeben, aber immer leicht als Edelmetall erkennbar. Hier wie im Ural klagt man über die Abnahme des Goldes in den Moränen der Flüsse; jedoch wird allgemein behauptet, daß die Arbeit des Waschens immer noch lohnend sein würde, wenn die Bergbaugesetzgebung einer Aenderung unterläge. Wie sie jetzt ist, ist sie der Exploitation im Großen nicht mehr günstig, aber immer noch sehr lohnend für den Kleinbetrieb. Außer vielen Russen hat auch ein Deutscher, Dr. Lessing, eine Goldwäscherei in diesem Gebiete und zwar am großen Schaarganflusse, und man hat den Bergrücken, aus dem dieser Fluß entspringt, die Niemzowaja gora (den Berg des Deutschen) genannt. Noch hätte ich zu bemerken, daß die goldführenden Schichten auf Uebergangsgebirgen, in der Nähe plutonischer Schichten liegen, und manchmal nur mit einer dünnen Schicht todten, aufgeschwemmten Bodens, manchmal aber auch mit einer eine oder zwei Arschinen mächtigen Schichte solchen todten, lehmigen und kieselhaltigen Bodens bedeckt ist, was das „Schurfen" sehr erschwert.

Der Jenisey ist ein der Schiffahrt nicht sehr günstiger Strom, da sich in ihm häufig Felsen und Riffe befinden, welche nahezu die ganze Breite des mächtigen Flusses einnehmen und nur einen schmalen Durchgang für Fahrzeuge lassen. Dabei ist der Strom, besonders in der Nähe dieser Schwellen („Porogi"), furchtbar reißend, sodaß die ganze physische und geistige Kraft des am Schnabel des Fahrzeuges stehenden Piloten nothwendig ist, um es mit einem kräftigen, rechtzeitig geführten Stoß in den engen Fahrpaß zu schieben, durch den es nun pfeilschnell dahinschießt, um in die unten gähnende Tiefe zu stürzen, von der aus es nun wohlbehalten weiter schwimmt. Das kleinste Versehen, die geringste Versäumniß seitens des Piloten zieht den Untergang des Fahrzeuges und der Mannschaft nach sich. Es gehört kein geringer Grad von Muth dazu, diese Porogi zu passiren, und doch wagt es der Jeniseyschiffer, sie nicht nur in seiner plumpen, aber kräftigen Barsche, sondern sogar auf Triften zu passiren, um auf ihnen Getreide und andere Waaren aus dem Süden, aus Minussinsk und Krasnojarsk nach Jeniseisk und dem weiter nördlichen Turochansk zu bringen, von wo aus bis nach Dudynskoje die Fahrt keine Schwierigkeiten mehr bietet. Im Winter ist die Passage des Jenisey nicht minder gefährlich. Das mehrere Ellen dicke Eis ist nicht überall glatt. Sehr häufig windet sich nur eine sehr schmale, spiegelglatte Bahn zwischen Eisfelsen hindurch, welche der wüthende Fluß im Anfange des Winters aus Treibeis emporgethürmt hat und an denen

der Schlitten stets in Gefahr ist zu zerschellen. Außerdem entstehen häufig breite Risse im Eise, in die nicht selten das Gefährte stürzt und dann rettungslos verloren ist. Sehr oft ist aber auch das Eis auf dem Strome sehr dünn und ist dieses immer in der Nähe warmer Quellen der Fall, deren sehr viele an den Ufern des Jenisey emporsprudeln. In ihrer Nähe gefriert der Jenisey selbst während der größten Kälte nicht.

Trotz aller dieser gefahrdrohenden Hindernisse ereignen sich doch nur sehr selten Unglücksfälle. Der Jemschtschyk (Fuhrmann), der an den Ufern des Jenisey geboren, mit allen seinen Kaprizen vertraut und dabei gewandt und muthig ist, und die kräftigen, gelenkigen und muthigen Pferde bringen den Schlitten selbst an den gefährlichen Eisklippen vorbei und über die gefährlichsten Stellen hinweg und der Reisende merkt erst, daß er wiederum einer Gefahr entronnen ist, wenn der Fuhrman die Mütze vom Kopfe nimmt, sich andächtig bekreuzt und ausruft: „Slawa tjebja hospodyn!" (Ruhm sei dir, Herr!). Reisen dieser Art kennt der Europäer nicht und ich meinerseits muß gestehen, daß ich eine Reise auf unseren Bahnen und gut chaussirten Wegen vorziehe. Wer aber, vom Spleen gequält, nach Eindrücken jagt, dem wünsche und rathe ich eine Reise auf dem Jenisey zu machen; er wird sowol im Sommer wie im Winter Eindrücke empfangen, die er nie vergessen wird.

Der Landstrich, welcher zwischen dem Jenisey, der Angara, dem Irkut und Sajangebirge liegt, gehört wol zu den reichsten Landstrichen der Erde. Hier liegt die Salzsiederei Troitzk und Ussola, das Eisenwerk Nikolajewsk, das jetzt im Besitze des Kaufmanns Trapjesnikow in Irkutsk ist; hier findet man, wie bei Tasjejewo, Eisengruben ganz auf der Oberfläche des Bodens, sodaß beispielsweise ein Schmied dieses Dorfes seit mehr als 25 Jahren sich seinen Eisenbedarf direkt von dort entnimmt und es ohne große Mühe — es ist Eisenoxydul — in seiner sehr primitiven Werkstätte verarbeitet. Hier auch finden sich, wie z. B. bei Tscheremchowo, mächtige Kohlenlager dicht unter der Oberfläche der Erde, kaum mit einer dünnen Erdschicht bedeckt. Der westliche Theil von Tscheremchowo steht auf blanker Kohle. Da ich außerdem bei Ussola, hart am linken Angaraufer, ein Kohlenschieferlager und nicht weit davon ein Kohlenlager, ferner im Sandsteine, der das Angara-Ufer zwischen Ussola und Telminskaja fabrika bildet, Spuren von Anthrazit, bei Groß-Jelan endlich, als ich meinen Acker pflügte, versteinerte Schuppen eines Araucariazapfens ausgepflügt habe, den ich der Mineraliensammlung des Gymnasiums in Krasnojarsk mit noch anderen Mineralien geschenkt habe; da endlich mächtige Lager von Steinkohlen am Irkut, ganz in der Nähe von Irkutsk, zu Tage treten, so dürfte meine Behauptung, daß einst jede Eisenbahnstation in Ostsibirien ihre eigene Kohlengrube haben wird, gar nicht zu kühn sein.

Von allen diesen Schätzen wird jetzt noch nicht umfangreicher Gebrauch gemacht. Kaum daß man die beiden obengenannten Salinen ausbeutet, von denen Troitzk ohne Gradirwerk arbeiten soll, während die Soole in Ussola über ein Gradirwerk fließt, auf das sie ein höchst primitives Pumpwerk, das mit Pferdegöpel betrieben wird, hebt, und von dem aus sie in 11 Siedehütten auf große eiserne Pfannen, unter denen unmittelbar das Feuer angelegt ist, gelangt.

Die Siedehütten von Ussola liegen auf einer Insel der mächtigen Angara; Strafarbeiter waren mit dem Sieden beschäftigt und — trotz der strengen Aufsicht — stahlen sie immer eine bedeutende Quantität Salz, das von den Bewohnern des großen, einer Stadt nicht unähnlichen Dorfes gekauft, und von ihnen in den Handel gebracht wurde. Dieser Handel bringt den Leuten bedeutenden Gewinn.

Außer diesen, bis jetzt wenig oder gar nicht benutzten Schätzen, zu deren Ausbeutung man sich, wo sie stattfindet, sehr primitiver Mittel bedient, findet sich im Sajansysteme auch Porzellanerde, welche von einem russischen Kaufmanne in Ustilug (Kreis Irkutsk) zu Tassen, Theekannen, Tellern und Schüsseln in einer sehr kunstlosen Weise verarbeitet wird, und Graphit, der im Alibert'schen Bergwerke zu Tage gefördert wird, um später von Faber in Nürnberg zu Bleistiften verarbeitet zu werden. Dieses wirklich intelligent ausgebeutete Graphitwerk wollen wir etwas näher in Augenschein nehmen. Wir haben die Bewohner dieser Gegend nach Radde kennen gelernt, wir wollen uns auch jetzt dieses Führers bedienen, um die Gegend selbst und das Graphitwerk kennen zu lernen.

Unser Reisender gelangte zu dem in ganz Sibirien berühmten Werke von Osten her, aus der Quellengegend des Jollut, der Oka und des Tumalik. Schon am Irkut, den man den Schwarzen nennt, trotzdem sein Wasser sehr klar ist, merkt man die Alpennatur der Gegend, in welcher er entspringt, und welche sich bis an seiner Mündung in die Angara, gegenüber der Stadt Irkutsk, nicht verändert. Die Vegetation der Gegend ist einförmig; kümmerliche Lärchen, Alpenweiden und Rhododendronbüsche, zu kleinen Gruppen geordnet, und die Caragana jubata, mit ihren leicht gebogenen, zähen, dichtstacheligen Zweigen, bilden die Hauptvegetation dieser Gegend. Zwischen diesen Sträuchern und den dünnbelaubten Lärchen weidet das wilde Renthier den dichten Flechtenwuchs ab, hütet sich jedoch, die Baumgrenze zu überschreiten. Hier auch schleicht der Vielfraß in mondheller Nacht der frischen Spur des Moschusthieres nach, das seine Lieblingsnahrung ist. Das Quellthal des Irkut hat eine Breite von 8 bis 10 Werst (7 à 1 Meile), das von immer höher werdenden Bergzügen begrenzt ist. Der Boden im Thale selbst ist sumpfig und mit Flechten überzogen; weiterhin wird er steinig und zwar so sehr, daß das scharfe und spitze Material für unbeschlagene Pferde gefährlich wird, und sich dieselben nur mühsam vorwärts bewegen können. Endlich gelangt man an einen kleinen Alpensee, der Iltschyr-See genannt, welcher sehr fischreich ist, und in welchem die auch in Deutschland vorkommenden Forellen (Salmo thymallus und fluviatilis) leben. Hier ist der Centralpunkt der Sojoten, denn der Iltschyr-See bietet ihnen die Möglichkeit, sich einen Theil ihrer Nahrungsmittel zu verschaffen. Die Sojoten betreiben die Fischerei mit Hülfe einer zweizinkigen gekrümmten Gabel, welche an einem langen Stocke befestigt ist



Forellenfang im Iltschyr-See.

und Tatur genannt wird. Es ist eine gewisse Geschicklichkeit und Behändigkeit nöthig, um mit diesem einfachen Instrumente in kurzer Zeit eine Menge Fische aus dem Wasser zu ziehen. An warmen Sommertagen, wenn in dem eisfreien Iltschyr die großen Fische an die Oberfläche des Wassers steigen und langsam längs des Ufers hinstreichen, wird der Fang betrieben. Der Fisch schwimmt gegen die im Wasser liegende Stange und durch eine blitzschnelle, zurückziehende Bewegung des Armes spießt der Fischer seine Beute auf eine der scharfen Zinken.

Von hier geht's über den Fluß Irkukargan, einen Nebenfluß des Irkut. Er führt durch ein breites Thal, das, wie alle höher gelegenen Thäler des Sajan, eine Vegetation von Lärchen, kleinblütigen Alpenrosen und Zwergbirken trägt, nach der Paßhöhe des baumlosen Utuigebirges. An der Uebergangsstelle über diesen Paß hatten die durchreisenden Einwohner im Laufe der Zeit einen hohen Steinhaufen in Form eines Kegels zusammengeworfen, weil sie es für eine, ihrer Ansicht nach, dem Berggeiste, dem Sajaner-Rübezahl, wohlgefällige Handlung ansehen, wenn sie ihm, in Ermangelung eines bessern Gegenstandes, wenigstens einen Stein opfern. Von den Sojoten ist dieser Aberglaube auf die ungebildeten Russen übergegangen, was die so oft bewiesene Behauptung, daß die Dummheit ansteckend sei, wiederum bestätigt.

Nachdem der Paß des Utuigebirges überschritten ist, befindet man sich in einem Labyrinthe von Quellen, welche sich zu Parallelabflüssen ordnen, die der Angara und mit ihr dem Jenisey zufließen. In den Höhen, wo viel Schnee fällt und auch im Sommer ein bedeutender Grad von Bodenfeuchtigkeit bemerkt werden kann, tritt überall die Zirbelkiefer auf.

Endlich, nach langem, mühevollem Bergansteigen, in einer Wildniß, in welcher nur hin und wieder eine Sojotenjurte die Anwesenheit eines menschlichen Wesens bekundet, gelangt man auf einen guten klafterbreiten Weg, der mit großer Mühe und Sorgfalt durch das schwierige Terrain gebahnt ist. Hier gewinnt die Zirbelkiefer die Oberhand und zu den Alpenrosen gesellt sich eine rosablühende Pflanze, Osmanthus fragrans. Ueber die Bäche führen sehr bequeme Brücken, der Weg ist zwischen Granitblöcken gebahnt und von der Höhe herab öffnet sich dem Auge der Blick in eine weite Landschaft, in deren Vordergrund sich das die ganze Gegend belebende Alibert'sche Etablissement darstellt, das nun für einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit fesseln soll.

In einer Höhe von 2000 Meter über dem Meere sieht der Reisende, wie aus dem harten Felsen hervorgezaubert, gut eingerichtete menschliche Wohnungen, ein großes Fabrikgebäude, nebst den zu einer industriellen Unternehmung nothwendigen Anlagen, Wegen und Stegen, die den besten europäischen öffentlichen Straßen nicht nachstehen und — es fehlen nur Bäume, um den Beschauer vergessen zu machen, daß er sich in einem wilden Gebirge, hoch über der Baumgrenze, und mehrere hundert Meilen von der Heimat befindet.

Alle Gebäude sind mit der größten Sorgfalt ausgeführt, und wenn sie auch nicht durch riesige Dimensionen Staunen erregen, so zeugen sie doch für den Geschmack des Erbauers, denn alle sind bequem eingerichtet, und die kleine Kapelle, welche nicht vergessen ward, ist mit allem Luxus ausgestattet, den der Gott der römischen und griechischen Katholiken und ihre Heiligen fordern.

In Rücksicht auf die hohe Lage (2101 Meter) und die Abgeschiedenheit des Ortes von der übrigen Welt, was das Halten von Nutzthieren nothwendig macht, war der Besitzer genöthigt, für deren Pflege die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Eine Folge hiervon war, daß in der Nähe des Hauptwerkes ein kleines Vorwerk entstand, in welchem man sich mit der Wirthschaft oder speziell mit der Viehzucht beschäftigt. Mit bedeutendem Geldaufwande wurde nach einem geschützten Platze ein Weg angelegt, wobei zahlreiche und bedeutende Terrain-Schwierigkeiten zu überwinden waren. Der Energie und Ausdauer Alibert's gelang es jedoch, alle diese Schwierigkeiten zu besiegen und auch diesen Weg herzustellen. Es kann in dieser Höhe von Getreidebau nicht die Rede sein; man begnügt sich, das nöthige Heu zu gewinnen, um 20 Pferde und die nöthige Anzahl Ochsen unterhalten zu können.

Der Alibertsberg, wie man die Kuppe nennt, in welcher der Graphit vorkommt, besteht an seiner Südseite aus Kalk- und Schiefergesteinen, während er an der Nordseite Granit und Syenit in allmählichen Uebergängen zeigt. Alibert's Lebensgeschichte ist kurz folgende.

Er war ein Goldsucher, der sich bis zum Jahre 1847 ein hübsches Vermögen erworben hatte, das er zum Goldsuchen verwendete. Bei dieser Gelegenheit fand er im östlichen Sajan Graphitsplitter und verschiedenes anderes Gerölle in den Bächen, und dieser zufällige Fund gab seiner ganzen Thätigkeit eine andere Richtung: er wendete sich der Erforschung der Gegend zu, aus welcher die Bäche und mit ihnen die Graphitsplitter stammen. Das Glück kam dem Unermüdlichen zu Hülfe; er fand einen Sojoten, der ihm die Hauptader zeigte, und jetzt genießt Alibert, nach vieljährigen Mühen und langem Einsiedlerleben, die Früchte seines Fleißes, seiner Energie und Ausdauer.

Der Graphit findet sich im Alibertberge in einer klafterbreiten Hauptader welche fast senkrecht in grobkrystallinischen Syeniten und Graniten niedersteigt und in dem 24 Meter tiefen Schacht unter zunehmender Tiefe auch an Mächtigkeit und Güte zunimmt. Außerdem wird er auch in den krystallinischen Kalken bald als zufällige Beimengung, bald nesterweise gefunden; namentlich fand man in diesen Kalken Graphitstücke von langer, schmaler Form, mit einer feingewellten Struktur, welche stark an Holzstruktur erinnert. Dieses soll der vorzüglichste Graphit sein. Größere kompakte Massen kommen in sehr verschiedener Größe vor; sie haben besonders in der Nähe der sie begleitenden Gesteine einen muscheligen Bruch und einen starken Perlmutterglanz. Man schätzt die in der Hauptader liegende Graphitmasse auf 100,000 Pud. Die Herausförderung dieser Masse, welche mittels Pulversprengung geschieht, wird Jahrhunderte erfordern. Die Wichtigkeit dieses Fundes für Kunst und technische Zwecke wird noch wesentlich dadurch erhöht, daß die englischen Graphitwerke von Borrowdale gänzlich erschöpft sind, die von Passau in Bayern nur ein sehr mittelmäßiges Material liefern, die von Sidorow in der Turochansker Tundra, zwischen den Flüssen Kurika und Nischnaja Tunguska, welche in den Jenisey münden, entdeckten aber noch nicht in dem Maße abgebaut werden, daß sie ausreichendes Material für das steigende Bedürfniß liefern könnten, da ihr Transport aus der Tundra mit größeren Schwierigkeiten verbunden ist als der aus der Sajantajga.

Ich habe eine Graphitplatte aus der Tundra im November 1869 bei Herrn Sawjenkow in Kansk gesehen, die einen Umfang von einem Quadratmeter und eine Dicke von mehr als 6 Zoll hatte. Das Material war so weich, daß ich mir die Finger bei der leisesten Berührung vollkommen schwärzte.

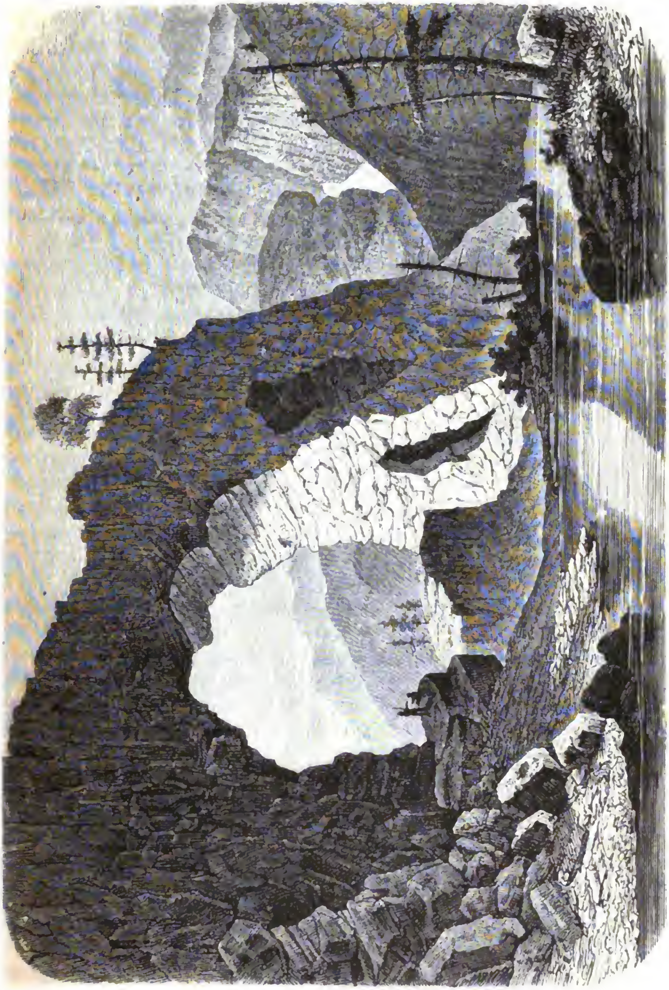
Der Leser mag begierig sein zu erfahren, wie lange es wol dauert, um einen gesprengten Graphitblock in klingende Münze zu verwandeln. Aus dem öden Sajan und der furchtbaren, wenn auch großartigen Tajga gelangt das Rohmaterial auf dem Rücken vbn Pferden in die verhältnißmäßig ebenere Gegend von Irkutsk, wo es im Winter auf russische Schlitten, im Sommer auf die elende „Telega", den zur Qual des Pferdes erbauten russischen Wagen, geladen wird, um nun ununterbrochen auf der großen chinesischen Straße über den Ural bis Perm transportirt zu werden. Von hier aus bis Nischny-Nowgorod wird das Material auf Dampfbooten gebracht und nun geht's auf Eisenschienen über Moskau dem fernen Westen zu, um endlich zu Nürnberg in Bayern, durch die Sägen der Faber'schen Fabrik, die sich einen Weltruf gegründet hat, zerschnitten und für die Hand des Künstlers hergerichtet zu werden. Um in die Hand des Künstlers zu gelangen, muß der Graphitblock eine Strecke von mehr als tausend deutschen Meilen zurücklegen, und viele Hände passiren, die ihn gebrauchsfähig machen, und dieses dauert sechs Monate. Vom Sajan, d. h. vom Graphitwerke Alibert's, wird der Graphit nur im Winter weggeschafft, da der Transport im Sommer, der vielen Sümpfe und Flüsse wegen, weit schwieriger ist als der Transport im Winter. Er kommt in angenehm riechenden Kisten aus Zirbelkiefernholz, deren jede 5 bis $6^1/_2$ Pud enthält, nach Nürnberg.

Das vom Krasnojarsker Kaufmanne Sidorow in der Turochansker Tundra im Laufe von 1859 bis 1862 entdeckte Graphitlager soll, wie mir Kaufmann Sawjenkow mitgetheilt hat, noch gar nicht in seinem ganzen Umfange bekannt sein. Im Jahre 1869 soll man erst gewußt haben, daß es 14 Werst (zwei Meilen) breit ist; von der Länge dieses Lagers hatte man damals noch gar keine Ahnung. Da der Verbrauch von Graphit in Europa von Tag zu Tage steigt, weil er zur Herstellung von Schmelztiegeln zu Gußstahl durchaus erforderlich ist, wird auch wol die Förderung des Rohmaterials aus der Turochansker Tundra, trotz aller Schwierigkeiten, bald einen bedeutenden Aufschwung nehmen und dies wird zur Belebung des öden Turochansker Kreises beitragen.

Außer diesen Graphitlagern befindet sich auch, wie ich schon erwähnt habe, ein solches in der Gegend von Petropawlowsk, mit dessen Abbau die sibirischen Bauern in der Gegend von Tjukalinsk, beim Dorfe Krutinsk, sich befassen, um den Weg auszubessern. Ich habe dort mehrere zollgroße Stückchen Graphit gefunden und mein Jemschtschik sagte mir ganz treuherzig, daß er und die Mitglieder seiner Gemeinde diesen schwarzen Grus aus der Gegend von Petropawlowsk herbrächten, da sie in größerer Nähe kein Material zur Wegereparatur fänden. Die Stückchen Graphit, die ich bei Krutinsk auf dem Wege gefunden und später der Realschule in Posen geschenkt habe, waren übrigens sehr hart.

Im Systeme des Sajangebirges giebt es wirklich romantische Gegenden und Naturbilder, die eines Malers würdig sind. Besonders zeichnet sich in dieser Beziehung die ungemein großartig entwickelte Syenitformation dieses

Gebirges aus, und dürfte dem Leser unser, das natürliche Felsenthor am Nuku-Daban darstellendes Bild als Begründung dieser Behauptung dienen.



Natürliches Felsenthor am Nuku-Daban.

Ich füge diesem noch folgende, meinen Notizen entnommene Schilderung bei, die ich unter dem Eindrucke des Gesehenen niedergeschrieben habe.

Ich will keineswegs behaupten, daß die Gegend von Nischny-Udynsk etwas den Rheinpartien Aehnliches aufzuweisen habe; sie darf aber auch nicht mit der Sächsischen Schweiz verglichen werden. Von den Rheinpartien unterscheidet sie der Mangel alterthümlicher Ruinen, moderner Anlagen und der hohen Kultur des Bodens und der Bewohner, sowie auch außerdem der Mangel eines großen Stromes; von der Sächsischen Schweiz das Grandiose, Kolossale der geologischen Gebilde, welche uns in der Gegend von Nischny-Udynsk entgegentreten.

Etwa 14 Werste westlich von dem genannten Kreisstädtchen liegt das Dörfchen Rubachina, am Flüßchen gleichen Namens, wie überhaupt in ganz Sibirien die Ortsnamen gewöhnlich von den Namen der Flüsse und Flüßchen, an denen, oder der Thäler, in welchen sie liegen, abgeleitet sind. Das Flüßchen, welches in der Nähe des Dorfes halbversumpft und mit einer entsprechenden Vegetation von Rohr, Schilf, Sumpfweide u. dergl. bedeckt ist, zieht sich mit kaum merklichem Abflusse von Süd nach Nord, um sich in die Uda zu ergießen, und an seinem rechten Ufer erhebt sich eine steile Felsenwand von Syenit, welche gerade an der Stelle, wo der Weg über sie hinführt, am niedrigsten ist, aber immerhin noch eine Höhe von 5 bis 6 Klaftern erreicht. Wie absichtlich hat die Natur an dieser Stelle zwei hohe Säulen geschaffen, von denen die südlich stehende in einen vollkommenen Kegel ausläuft, während der nördlichen eine ebensolche Zuspitzung fehlt. Sie scheint im Laufe der Zeiten abgebrochen zu sein. Die südliche Säule trägt eine sibirische Ceder (Pinus cembra), die einzige in der ganzen Gegend. Ein Samenkorn, eine „Cedernuß“, wie man dasselbe in Sibirien nennt, muß vor Jahren zufällig hinter die Säule gefallen sein, hat Wurzel getrieben und das junge Pflänzchen, das nach Osten wegen des hohen Berges nicht hinaus konnte, auch von dort kein Sonnenlicht empfing, drang gegen Westen an die Oberfläche, schmiegte sich später langsam um den steinernen Pfeiler, den jetzt der Stamm des ungefähr 5 Zoll dicken Baumes in $^3/_4$ Kreise umschließt und der ihm nun zur Stütze dient, um endlich senkrecht in die Höhe zu treiben und den Pfeiler zu krönen.

Zwischen diesen beiden Pfeilern, welche man füglich eine Porta sibirica nennen könnte, hat der Mensch einen sehr steilen Weg nach Nischny-Udynsk gebrochen, welches am rechten Ufer der Uda liegt. Gegen Norden von Nischny-Udynsk erhebt sich die Gegend immer mehr, die schroffen Syenitwände bilden einen großen Bogen, dessen Sehne die Uda ist, und hierdurch wird ein Thal gebildet, das, wenn andere Menschen die Gegend bewohnen möchten, längst in die herrlichsten Gärten und Wiesen verwandelt worden wäre. Heute bildet es eine Wildniß, in welcher man sehr leicht einen Hirsch oder ein Reh erlegen, aber eben so gut auch mit einem Bären zusammentreffen kann, der gewöhnlich auf solchen Weideplätzen der Wiederkäuer seine Nahrung sucht. Wenige Schritte vom letzten Hause der Stadt wuchern schon junge Kiefern und Fichten und einige hundert Schritte weiter befindet man sich im Urwalde. In dieser Richtung ist die Gegend nicht eigentlich schön, aber sie ist wildromantisch.

Wenn man dagegen stromaufwärts geht, besonders aber, wenn man, wie ich, im Winter (1866), auf Schlitten stromaufwärts fährt, erblickt man in der Ferne die Ruinen eines alten Schlosses. Man sieht eine Bastion, eine krenelirte,

vom Zahne der Zeit benagte Mauer, über welcher sich die Kuppel einer griechisch-katholischen Kapelle erhebt, und im Hintergrunde thürmt sich ein bewaldeter Berg, der den Horizont einschränkt und die weitere Fernsicht verhindert.

Ich war erstaunt, als ich die Ruine von ferne sah. Mehr als 30° Kälte konnten mich nicht abhalten, den Kopf aus dem Pelzkragen herauszurecken, um das Wunder anzustaunen. Vergebens bat ich den das Pferd antreibenden Fuhrmann, mir über die Vergangenheit der Ruine einigen Aufschluß zu geben, und schon glaubte ich, daß ich über sie in Unwissenheit bleiben werde, da verließ der Schlitten das nach Süden führende Bett der Uda, bog gegen Osten und glitt auf dem spiegelglatten Eise des Flüßchens Kamionnaja dahin — hart an der vermeintlichen Ruine vorbei, welche sich als eine schroffe Syenitwand entpuppte, deren oberen Saum Luft, Wasser und Eis vielfach zerrissen hatten, was ihr eben den Anblick einer krenelirten Mauer gab.

Man bewundert hier zwei Erscheinungen: das großartige Gebilde, welches uns in gewissen ästhetischen Formen entgegentritt und das der Macht des Feuers sein Entstehen verdankt, und die still wirkende Kraft der Natur, welche eben damit beschäftigt ist, den harten Felsen zu zersetzen und aus ihm einen fruchtbaren Boden für künftige Geschlechter zu bereiten.

Ungefähr zweihundert Schritte von der Stelle der Syenitwand, wo sie plötzlich ihre Richtung von Nord nach Süd verläßt, um nach Ost zu streichen, ist sie ganz kahl und ich konnte — wenigstens vom Schlitten aus — an ihr nicht die geringste Spur von Leben bemerken. Weiterhin jedoch erblickte ich schon verschiedene Flecke, weiß, roth, grün, gelb, braun und schwarz, in denen ich bald organische Gebilde, Flechten (Lichenes), erkannte. Die weißen und grauen Steinflechten (Stereocaulon) begannen den Reigen bei der Urbarmachung des nackten Felsen; auf ihren abgestorbenen, verwesten, in Dammerde verwandelten Leibern vegetirten schon die höher entwickelten gelben, rothen, grünen, braunen und schwarzen Flechten, die endlich unter anspruchsvolleren Moosen verschwanden. Als ich im Herbste 1869 dieselbe Gegend wiedersah, hatte ich Gelegenheit, die weitere, stufenweise Entwicklung der Vegetation zu verfolgen, und bemerkte, daß auch die genügsamen Moose, welche schon eine Masse Feuchtigkeit aus der Luft absorbiren, in die Poren des Felsen einführen und hierdurch zu seiner Zersetzung beitragen, nur dazu da sind, um aus dem Felsen eine Stätte zu schaffen, auf der höhere Organismen leben können. So fand ich nach und nach die gemeine graue Schmiele (Aira canescens), deren grüngraue Stöckchen sich kümmerlich auf der noch dünnen, sandigen, aber feinkörnigen Oberfläche ernährten, nach und nach aber anderen anspruchsvolleren Gräsern Platz machten. Weiterhin begannen in der dünnen Erdschicht, unter der schon der Fels verschwand, Kiefernsträucher zu wuchern, deren Größe auf ein Kindesalter von höchstens zehn Jahren schließen ließ, während die rissige, braune, mit Flechten bedeckte Borke, und die eng und dicht aneinander stehenden Zweige das Greisenalter verriethen. Zwischen diesen greisenhaften Kiefernsträuchern zeigten sich nach und nach Birkenruthen, je weiter nach Osten, desto mehr entwickelte Stämme, bis endlich der mächtige Urwald aus Kiefern, Tannen, Lärchenbäumen und dicken, hochstämmigen Birken eine mächtige Schichte feiner Dammerde verrieth.

Freilich dürfte diese Schichte noch nicht aus der zersetzten, verwitterten Syenitunterlage entstanden, sondern von den hinter ihr liegenden waldigen Terrassen herabgespült sein; immerhin bleibt feststehend, daß die unscheinbaren Flechten und Moose im Vereine mit Feuchtigkeit, Luft und Frost an der Zersetzung des harten, formlosen Gesteins arbeiten, und den Boden für höherstehende Organismen und in letzter Linie für ein höherstehendes Menschengeschlecht vorbereiten.

Schon während meiner Reise nach Irkutsk erfuhr ich, daß tief im Walde versteckt ein Wasserfall sei, welcher sehenswerth ist, und den die Bewohner von Nischny-Udynsk im Sommer auf Kähnen besuchen. Die Beschreibung, welche man mir machte, reizte meine Neugierde, ich wünschte das sibirische Naturwunder zu sehen. In der Lage, in welcher ich mich damals befand, — ich war ja ein zu 12 Jahren in die Bergwerke Sibiriens verurtheilter politischer Gefangener, — war die Erfüllung dieses Wunsches unmöglich. Anders gestalteten sich die Verhältnisse im Jahre 1869, als ich befreit war und in meine Heimat gesendet wurde. Ich benutzte die Gelegenheit, um das Wunder zu sehen.

Kaum in Nischny-Udynsk angelangt, wurden ich und einige andere aus Sibirien entlassene politische Gefangene dem Kapitän Bertram aus Uk zur Weiterbeförderung übergeben und dieser war nicht wenig erfreut, als ich ihn in gutem Deutsch anredete und bat, mir das Sehen des „Uker Wasserfalles" zu erleichtern. Er sagte mit Vergnügen zu und am 17. (29.) Oktober 1869 begaben wir uns auf den Weg zum berühmten Katarakt.

Der Wasserfall von Uk liegt etwa 30 Werst südöstlich vom Dorfe. Einige Tage vor meiner Ankunft in Uk hatte schon der Winter mit trockenem Froste begonnen und in der Nacht vom 16. zum 17. Oktober fiel hinlänglich Schnee, um die Reise auf Schlitten zu erlauben. Kapitän Bertram ließ zwei anspannen, wir setzten uns beide, mit Revolvern bewaffnet, auf den ersten, auf den sich auch zwei wohlbewaffnete Soldaten setzten, während vier andere auf dem zweiten Platz nahmen. Herr Bertram nahm deshalb so viele Mannschaften und Waffen mit, weil es sich häufig ereignet, daß man in dieser Zeit auf umherirrende Bären stößt, die, durch irgendeinen Zufall aus ihrem Winterlager aufgescheucht, sich wüthend auf Alles stürzen, was ihnen in den Weg kommt. Der aus seinem Winterlager aufgescheuchte Bär soll weit gefährlicher sein, als der, welcher im Frühlinge und Sommer im Walde umherstreift und seinen Winterschlaf in aller Ruhe gehalten und während desselben „an den Tatzen" gesaugt hat.

Ungefähr 20 Werst von Uk kamen wir in die „Zaïmka" eines reichen Uker Bauern. Es sind dieses kleine Vorwerke, auf denen sich die Bauern häufig mit ihrer ganzen Habe und mit den nöthigen Arbeitern während des Sommers befinden und welche mehr oder minder in der Mitte ihres Ackers, der sich stets in ziemlicher, häufig sogar in bedeutender Entfernung vom Dorfe befindet, erbaut ist. Die Zaïmka, auf welche wir kamen, liegt hart an den Ufern des Uk, eines jetzt ziemlich unbedeutenden Flüßchens, das jedoch früher ein bedeutender Fluß gewesen sein und unterhalb der Zaïmka einen großen See gebildet haben muß. Dafür nämlich spricht das sehr breite Thal, in welchem sich heute das Flüßchen dahinschlängelt; es muß dieses Thal einst vollständig mit seinem Wasser ausgefüllt haben, bis es ihm gelang, die Syenitwand zu durchbrechen.

Auf dem Hofe wurden die Pferde ausgespannt und Kapitän Bertram und ich setzten uns ohne Sattel auf dieselben. Die Soldaten gingen neben uns her, aufmerksam horchend auf jedes Geräusch. Es dürfte sich von selbst verstehen, daß weder ein Weg noch ein Fußsteig nach dem Wasserfall führt; der Mensch hat dort noch nicht daran gedacht, Naturschönheiten zu verschönern, sie — genußlos zu machen, wie wir dieses so häufig in den besuchteren Gebirgsgegenden Europa's finden. Kein berechnender Gastwirth hat am Uker Wasserfalle ein Hotel erbaut, in welchem er sich frugale Mahlzeiten mit Gold aufwiegen läßt. Von der Zaïmka ab bis zum Wasserfalle ist Alles reine Natur.

Unsere Pferde hatten riesige Leichen von Lärchen und Kiefern zu überschreiten, die zu Hunderten umherlagen und zwischen denen sich andere Riesen in voller Manneskraft erhoben. Selten nur kann man solche Hindernisse umgehen, man muß über sie hinweg.

Nachdem wir ungefähr 7 Werst geritten waren, mußten wir von den Pferden steigen. Die Hindernisse wurden zu bedeutend, als daß sie von ihnen hätten überschritten werden können. Der Mensch klettert leichter über einen Baumstamm von nahezu $^3/_4$ Meter Durchmesser, als ein Pferd, dem es unmöglich ist, über zwei oder drei solcher auf und nebeneinander liegender Stämme hinüber zu kommen; ihnen auszuweichen ist sehr schwer.

Kapitän Bertram übergab die Pferde den Soldaten mit der Weisung, zu versuchen, sie an den Wasserfall zu bringen und sich selbst an demselben mit den mitgenommenen Mundvorräthen und der Theemaschine (dem „Samowar") einzustellen. Wir selbst schritten eine bewaldete, steile Anhöhe hinan, über welche hinweg wir zum Wasserfalle gelangten, zu dem man von dem steilen Abhange dieser Anhöhe hinabsteigt. Wir hatten ungefähr einen Marsch von 3 Wersten zu Fuß gemacht, der uns gegen $1^1/_2$ Stunde kostete. Erst als wir auf dem Gipfel der Anhöhe angelangt waren, hörten wir zu unseren Füßen das Rauschen des Wasserfalls. Einige starke Nachtfröste hatten eine sichere Brücke über den Uk erbaut, welche wir vom rechten Ufer des Flüßchens aus überschritten. Hart am Falle selbst hat man ein unförmliches hölzernes, grün angestrichenes griechisches Kreuz von Manneshöhe aufgestellt, das nach der Angabe des Kapitäns 3000 Rubel Silber kostete. Wofür eigentlich der Erzbischof von Irkutsk, in dessen Sprengel der Wasserfall liegt, die enorme Summe gezahlt hat, ist nicht begreiflich. Man gelangt zu dem Felsen, auf dem das Kreuz steht, ohne jegliche Gefahr.

Auf dem linken Ufer des Falles begannen wir in die Tiefe hinabzusteigen. Hin und wieder klammerten wir uns an herabhängende Baumwurzeln, dann ließen wir uns wiederum langsam und vorsichtig hinab, indem wir mit den Händen in die Syenitspalten griffen; weiter begannen uns losgerissene Felsblöcke als Treppe zu dienen, die wir häufig auf Händen und Füßen überschreiten mußten. Das geringste Zittern, der kleinste Fehltritt drohte mit Lebensgefahr. Erst nachdem wir den ungefähr tausend Schritt langen Abgrund hinter uns hatten, konnten wir es wagen auszuruhen und uns umzusehen.

Welch herrlicher, nie gesehener Anblick! Von einer nahe zehn Klafter hohen Felsenwand stürzt das Wasser des Uk senkrecht in die Tiefe. Wie der Frost das ruhige Flüßchen mit einer Eisdecke überbrückt hatte, so hatte er auch das

herabstürzende Wasser mit einem weißen Eismantel verhüllt, hinter dem man es herabstürzen sah. Das Ganze machte den Eindruck, als ob eine Flüssigkeit durch ein ungeheueres Milchglas rinne, und nur tief unten am Fuße der Felsenwand spritzte weißer Schaum in die Höhe, der in Myriaden wässeriger Bläschen umherstob, um sich unter den im Abgrunde in wilder Unordnung herumliegenden Syenitblöcken zu sammeln und der Uda zuzuströmen.

Mit Worten eine genaue Beschreibung des Wasserfalls und seiner Großartigkeit zu geben ist unmöglich. Man muß eine solche Naturschönheit selbst sehen, um ihren ganzen Reiz empfinden und würdigen zu können.

Nicht die große Wassermasse ist es, welche hier auf den Beschauer Eindruck macht, wie dieses beim riesigen Niagarafalle, bei den Katarakten des Nil der Fall ist. Die Wassermasse des Uker Falles ist verhältnißmäßig klein. Aber die schwindelnde Höhe, von der sie herabstürzt, und die großartige Leistung der verhältnißmäßig geringen Masse ist es, was den Beschauer in Staunen versetzt.

Der Syenit gehört bekanntlich der Eruptivformation an; derselbe ist bei oberflächlicher Betrachtung dem Granite sehr ähnlich, doch fehlt ihm in der Regel der Quarz, wie dies besonders im Uker und Uder Syenite der Fall ist, in welchem ihn Glimmer und Hornblende vertreten. Charakteristisch ist, daß der Syenit, trotz seiner ungeschichteten Struktur, Querrisse hat, welche fast an Schieferbildung erinnern und seine Zersetzung sehr erleichtern.

Ich setze voraus, daß die pyrogene Bildung des Syenits ebenso bekannt und anerkannt ist, als auch, daß er ein Eruptivgestein ist, das die Erdrinde durchbrochen, sie entweder gehoben oder wie ein aus der Tiefe emporsteigender Riese seinen Mantel abgeworfen hat, um nach seinem Erkalten als imposante Masse ohne alle Bedeckung dazustehen. Bei der Formation des Syenit der Gegend, von welcher ich hier im Allgemeinen spreche, sind beide Fälle eingetreten; speziell beim Wasserfalle des Uk nur der erste. Was lehrt uns nun dieser Wasserfall? Er erzählt uns Folgendes.

„Vor undenklichen Zeiten wurden die mächtigen Syenitmassen, welche heute das Heimatsland der Karagassen schmücken und sich am Ufer der Uda dahinziehen, durch Feuersgewalt aus den Eingeweiden der Erde gehoben, infolge dessen ein viele Hundert Fuß dicker Steindamm entstand, welcher dem Wasser des damals nicht unbedeutenden Flusses Uk den Weg verlegte und es verhinderte, sich in die Uda zu ergießen. Es sammelte sich allmählich an, bildete einen ungeheuern See, der die Gegend weit und breit bedeckte, bis auch ihm die weitere Ausdehnung durch bedeutendere Höhen unmöglich gemacht wurde.

„Betrachte genau die Umgegend, und du wirst finden, daß der steinerne Damm gerade dort am niedrigsten gewesen sein muß, wo jetzt der Abgrund des Uk in die Uda ausmündet. Dieser Umstand erklärt es, daß, nachdem die im Uksee angesammelten Wassermassen in seinem Becken nicht mehr Raum genug fanden, sie sich über den Damm ergossen und unmittelbar in die Uda stürzten.

„Aber sieh, der Syenit zeigt Spalten und Risse, welche das über den Damm hinstürzende Wasser anfüllte, und dieses gefror in ihnen, bildete Krystalle, deren Ausdehnung bedeutend größer war als die des Wassers, aus denen sie entstanden und die nun wie ein mächtiger Keil auf das harte Gestein wirkten.

Allmächtig, langsam, aber sicher arbeitend, wurde ein Stück Wand nach dem andern losgesprengt, und gewiß begann dieses Lossprengen zuerst von unten, sodaß später, als die stille Arbeit schon lange Zeit gedauert hatte, das Wasser des Uksee's sich nicht mehr über den Damm stürzte, sondern in breitem Strome durch denselben heraus floß. Eine mächtige, gewölbte Syenitbrücke führte wol Jahrtausende hindurch über das Wasser, das unter ihr immer mehr Blöcke losriß, aber auch an der Zerstörung des finsteren Gewölbes arbeitete, das endlich der sprengenden Kraft der Eiskeile und seiner eigenen Schwere erlag. Es brach zusammen und liegt heute in ungeheuren bogenförmigen Felsblöcken im tiefen Abgrunde, wo die Wassergewalt im Vereine mit dem Froste an ihrer ferneren Zerbröckelung arbeitet."

Man sieht an diesem Wasserfalle so deutlich die nimmermüde Thätigkeit des Wassers, das immer neue Stücke von der Wand, über welche es dahinstürzt, losreißt, daß es selbst der gläubigsten Seele unmöglich wird, fernerhin zu glauben, die Erde sei wie aus einem Gusse so hergestellt worden, daß der weise Schöpfer, als er sie mit behaglichem Wohlgefallen betrachtete, habe ausrufen können: „Und siehe da, es ist Alles gut!" Der Wasserfall zieht sich, wenn auch unendlich langsam, zurück; das ist sichtbar an den Spuren, welche das nach und nach erfolgte Abbrechen der Hinterwand an den Seitenwänden zurückgelassen hat. Dem widerstreitet durchaus nicht die verhältnißmäßig geringe Menge von Felsblöcken im Abgrunde, durch welchen jetzt das herabstürzende Wasser der Uda zufließt; der größte Theil wurde von den Eismassen des Uk stromabwärts getragen, und so mancher Syenitblock aus dem Heimatslande der Karagassen mag heute in der Angara, dem Jenisey oder im nördlichen Eismeere von seiner langen, vielleicht tausendjährigen Wanderung ausruhen.

Als wir mit Kapitän Bertram aus der „Hölle", wie ich den tiefen Abgrund nannte, heraustraten, frug ich ihn im Umsehen, ob wir auf demselben Wege wieder zurückkehren würden, wozu, ich muß es gestehen, ich gar keine große Lust hatte; ich fühlte mich zu sehr erschöpft, als daß ich mir hätte zutrauen können, wie eine Katze an der senkrechten Felsenwand hinaufzuklettern. Der Kapitän tröstete mich und versprach mir einen bequemeren und sicherern Rückweg. Bevor wir jedoch diesen „bequemeren und sicherern Rückweg" antraten, wollte er mir noch eine Naturseltenheit der Gegend zeigen.

Wir gingen auf dem Eise der Uda gegen zweitausend Schritte stromabwärts. Plötzlich blieb mein Führer stehen und frug mich, ob ich klar unterscheiden könne, in welcher Richtung nun die Uda eigentlich fließe: ob sie sich, wegen der einige hundert Schritte vor uns sich erhebenden Felsenwand, nach Osten oder Westen wende. Für Denjenigen, welcher die topographischen Verhältnisse der Gegend nicht kennt, war dieses eine schwer zu beantwortende Frage, da von den Seitenwänden abspringende Felsecken die Fernsicht ganz unmöglich machten. Ich wußte ganz gut, daß sich die Uda nach Westen wenden müsse, um die sie vom geraden Laufe abhaltende Felsenwand zu umfließen.

Nachdem ich dem Kapitän die Frage beantwortet und nebenbei auch die Gründe erklärt hatte, welche mir das richtige Beantworten ermöglicht hatten, forderte er mich auf, einen Schuß senkrecht auf die Felsenwand abzufeuern.

Ich that dieses und — plötzlich befanden wir uns in einem Kleingewehrfeuer, das uns von allen Seiten zu drohen schien. Außer dem von mir abgefeuerten Schusse hörten wir noch deutlich vierzehn Schüsse, welche plötzlich, und ohne daß die Kraft des Schalles nachgelassen hätte, aufhörten. Gern hätte ich die Probe noch einige Male wiederholt; indeß warnte Herr Bertram, da wir ohnedies schon ein gefährliches Spiel getrieben hätten. „Der Bär", meinte Herr Bertram, „ruht noch nicht seit lange; er schreckt in dieser Zeit noch sehr leicht auf, und das könnte leicht für uns beide, trotz unserer Revolver, gefährlich werden, da wir keinen Hund mit uns haben, ohne den ein Kampf mit dem Bären eben kein Kinderspiel ist." Infolge dieser Bemerkung verzichtete ich auf das Vergnügen, das zweite Mal das Echo herauszufordern, um nicht vielleicht gleichzeitig auch Meister Petz aus dem süßen Schlafe zu rütteln.

Nachdem wir noch eine kleine Strecke vorwärts gegangen waren, gelangten wir an einen tiefen Einschnitt, durch den wir bequem vom Eise der Uda aufs Land gelangen konnten. Kapitän Bertram ging voran auf einem sehr engen Fußsteige; links hatten wir in bedeutender Tiefe die Uda, rechts eine schroffe Felsenwand. Unser kaum $^1/_4$ Meter breiter Fußsteig begann plötzlich so steil anzusteigen, daß wir auf Händen und Füßen hinankriechen mußten. Das geringste Ausgleiten drohte den unvermeidlichen Tod. Ich athmete tief auf, als ich nach einiger Zeit bemerkte, daß wir uns vom Flusse immer mehr entfernten und noch mehr, als wir endlich auf dem Gipfel des Berges angelangt waren und uns zum Weitergehen lediglich unserer Füße bedienen konnten. Auch Kapitän Bertram athmete aus tiefer Brust, als er sich wieder aufrichtete, und sagte mir, daß jetzt jede Gefahr vorüber sei, denn wenn uns nun auch ein Bär begegnen würde, so würden wir uns wenigstens so lange vertheidigen können, bis die nicht weit entfernten Soldaten mit ihren Gewehren uns zu Hülfe kämen. Wenn aber der König dieser Gegend uns auf seinem Fußsteige entgegengekommen wäre, so wären wir trotzdem unrettbar verloren gewesen. Der Fußsteig, auf welchem wir den Berg erklettert hatten, war — der Weg des Bären, auf dem er den Berg hinabsteigt, um die unten an der Uda ihren Durst löschenden Wiederkäuer zu überfallen und von ihnen seinen Tribut einzuziehen.

Wir kamen wohlbehalten und ohne weitere Schwierigkeit an dem Uk an, wo die Soldaten die Theemaschine aufgestellt und den Thee bereitet hatten. Wir stärkten uns nach den Strapazen der Reise, ruhten einige Zeit auf einem dicken Stamm aus, bestiegen die Pferde und traten den Heimweg an. Wir hatten auf dem Rückwege nur einen kleinen, aber sehr schroffen Hügel hinanzureiten, da wir weiterhin die Ufer des Flüßchens entlang reiten konnten, denn die Soldaten hatten sich überzeugt, daß seine sumpfigen Ufer hinlänglich fest gefroren seien, um über sie hinwegreiten zu können. Um den Hügel hinanzureiten, bedurfte es des Festhaltens am Halse der Pferde, denen wir ruhig die Zügel schießen ließen. Oben angelangt, konnten wir uns mit Kapitän Bertram ruhig und gemächlich über alles Gesehene unterhalten und gegenseitig unsere Beobachtungen austauschen. In die Etappe gelangten wir gegen Abend.

Gewiß habe ich nur den geringsten Theil der Naturschönheiten des Heimatslandes der Karagassen gesehen, denn unstreitig sind ihrer noch sehr viele

bis an die Quellen der Uda. Der Karagasse hat gewiß keinen Genuß gehabt von allen diesen Herrlichkeiten, wie er keinen Nutzen gezogen hat von dem fruchtbaren Erdreiche, das die Oberfläche des ganzen Landstriches bildet. Er begnügte sich, mit dem Bären zu kämpfen, die wilden Wiederkäuer des Waldes zu erlegen, welche ihn in großen Herden bewohnen, sein Renthier zu melken, es gegen den argen Luchs zu beschützen und thatenlos von der Erde zu scheiden, um sein Erbe einer thätigeren Menschenrasse zu überlassen, welche jetzt einen zwar unblutigen, aber nichtsdestoweniger vernichtenden Vertilgungskrieg wider ihn und sein Geschecht führt, der unbedingt mit dem endlichen Verschwinden des friedlichen Völkchens enden wird.



Höhlen am Ufer des Baikalsee's.

Wir wollen uns nun über den Okafluß, der, mit der Jja vereint, in die Angara fließt, nach Osten begeben, hierbei aber kurz bemerken, daß beide Flüßchen die oben geschilderten Syenitformationen durchbrochen und Gebirgsbilder geschaffen haben, welche an Reiz und majestätischer Größe den großartigsten Alpenbildern ebenbürtig sind. Wir überschreiten den Schwarzen Irkut und befinden uns im Systeme des Baikalgebirges, dem wir nun unsere Aufmerksamkeit widmen wollen. Man nennt wol die Alpen des Nertschinsker Landes das Baikalgebirge, weil ungefähr in der Mitte des Gebirgsknotens der „heilige See", das größte Süßwasserbecken der alten Welt, liegt, das einen

Flächenraum von 625 Quadratmeilen und einen Uferumfang von mehr als 2000 Wersten (gegen 300 Meilen) hat. Beinahe durch vier Breitengrade erstreckt sich der See, auf den der Sibirier stolz ist und den er „Morje" (das Meer) nennt. Der Spiegel dieses Süßwassermeeres liegt 430 Meter über dem des wahren Meeres und die ihn umgebenden Gebirge, welche sich meistentheils steil an seinem Ufer erheben, sind 900 bis 1000, ja stellenweise bis 2000 Meter hoch. Nicht weit von Listwjennitschnaja, dem westlichen Baikalhafen, sind Bergkämme, welche weit über die Schneelinie hinausragen. Ueberall ziehen sich tiefe Furchen vom Kamme bis zum Fuße des Gebirges hin, welche ihm ein gerunzeltes Aussehen geben und den Beobachter über das wahre Alter täuschen, denn Runzeln und Falten im Gesichte sind ja Zeichen des Alters eines Menschen. Indeß glaube ich, daß die Furchen und Falten der den Baikalsee umgebenden Wände eine trügerische Maske, daß sie also viel jünger sind, als man gewöhnlich annimmt, und kaum verharschte Narben sind.

Die Kämme und Wände am Baikalsee bestehen aus nacktem Granit, Syenit, Kalkspath und Kalk, in welchem sich sehr häufig Höhlen befinden, deren Boden wol tief unter der Oberfläche des Baikalsee's liegen mag, ferner aus grobkörnigem Marmor, Granit-Syenit, feinkörnigem Marmor, Hornblende, Diorit, Basalt, Lava und ungeheuern Schichten von Lapis lazuli, welche schon jetzt ausgebeutet werden und die ein um so schöneres Material liefern, aus je größerer Tiefe dieses herausgeschafft wird. Ich selbst hatte einige Stücke von Mannsfaustgröße, die fast ganz blau waren.

In dem Gerölle am Baikal, das noch nicht viel zu bedeuten hat, da das Gestade meistens nur die Breite von einem Meter hat, findet man Drusen, angefüllt mit Granaten und anderen Krystallen, Hyazinthen, Topasen, Saphiren, Beryllen und anderen edeln und halbedeln Gesteinen. Der ganze ungeheuere Kessel, den die Gewässer des Baikalsee's füllen, trägt, wie man sieht, das Gepräge eines ehemaligen Vulkans an sich, der erloschen ist, weil sich der Ozean um mehr als 30 Längengrade von den Baikal- und Nertschinsker Gebirgen zurückgezogen hat. Das an Gewässern reiche Nertschinsker Land, dessen Oberfläche von himmelanstrebenden Gebirgen bedeckt ist, muß ungemein reich an unterirdischen Höhlen sein, welche unter dem Drucke der Granitmassen einstürzen. Dieses die einfache und leicht verständliche Ursache der Erdbeben, wie sie Dr. Rudolph Vallnisz auffaßt, und welche die in Sibirien so häufigen Erdbeben, deren Herr Kehlberg in Selenginsk in den Jahren 1847 bis 1856 allein 21 beobachtet hat, aufs einfachste erklären. Da thätige Vulkane seit Langem nicht mehr in Sibirien existiren, und sich die nächsten auf den Kurulischen Inseln und in Japan, überhaupt aber immer nur in der Nähe der Meeresküste befinden, dürfte auch die Erklärung der Erdbeben Vallnisz's die allein genügende sein. Wenn auch die Erdbeben in Sibirien, besonders aber die sich häufig im Nertschinsker Lande ereignenden, die Städte und Dörfer des Landes nicht mit dem Schicksal von Herculanum und Pompeji bedrohen, da sie nicht von vulkanischen Ausbrüchen herrühren und von ihnen nicht begleitet sind, sind sie trotzdem für die Bewohner nicht minder gefahrdrohend. Nicht Lava und Asche verschüttet sie, aber sie stürzen in die Tiefe und versinken in einem Abgrunde, wie dieses vor

einigen Jahren mit dem Dorfe Stepnaja und seinen Bewohnern der Fall war, und wie dieses sich wol häufiger ereignet. Darauf weist die von mir weiter oben angeführte Legende der Burjaten am Baikalsee hin.



Das durch Erdbeben zerstörte Dorf Stepnaja.

Etwa zwölf Werst vom Baikalsee befindet sich das „Gussoje osjero“, der Gänsesee, der, wenn es noch eines Zeugen für den ehemaligen Vulkanismus der Gegend bedürfte, als vollgiltiger Zeuge hierfür auftreten würde.

Die Umgegend dieses See's ist nämlich eine deutliche, mit einer fruchtbaren Alluvialschicht bedeckte Lavaschicht; die steilen, aus Lehmschiefer bestehenden Ufer des See's sind roth gebrannt, wie wenn Lehm in einem Ofen zu Ziegeln gebrannt wird, und sein Wasser enthält das reinste Glaubersalz, das jedoch wol noch wenig ausgebeutet wird. Auch der von hohen Gebirgskegeln umringte „Frelicha=“ oder „Dawatschandasee“ ist ein eingestürzter Krater. Dieser See ist reich an Forellen, und hiervon stammt wol seine tungusische Benennung. Noch heute beanspruchen, wie Radde erzählt, die in der Umgegend dieses See's hausenden oder hierher kommenden Tungusen das Eigenthumsrecht an diesem See, welcher eine Länge von zehn bis zwölf und eine Breite von einer bis vier Wersten hat. Das Ost= und Südostufer ist wild, steil aufsteigend, und mag sich zu einer Höhe von 900 Meter erheben. Es bildet also einen ganz respektabeln Bergrücken, dessen oberer Theil von jedem Pflanzenwuchse entblößt daliegt. Im Nordwesten des See's ziehen sich nur niedere Hügelketten hin; er bildet hier drei Buchten, an denen zahlreiche erloschene Feuerstellen beweisen, daß früher hier Menschen, wahrscheinlich Tungusen, gehaust haben. Der See liegt etwa 105 Meter höher als der Spiegel des Baikalsee's, folglich mehr als 550 Meter über dem Ozean, und soll, wie die Tungusen behaupten, unglaublich tief sein. Im Allgemeinen muß ich hier erinnern, daß bis jetzt die Tiefe der Gewässer des Nertschinsker Landes, selbst nicht die des Baikalsee's, der ja von großen Dampfern befahren wird, genau ermittelt ist. Man muß sich mit vagen Angaben begnügen. Die größte Tiefe des Baikalsee's soll auf der Linie von Listwjennitschnaja bis zu dem gegenüberliegenden Possolsk 803 Klafter betragen; an manchen Uferpunkten fällt das Loth auf 150 bis 200 Meter Tiefe.

Als charakteristisch für die Gegend von Nertschinsk, unter welchem Namen man immer das ganze Verwaltungsgebiet südlich vom Baikalsee begreift, ist der Reichthum an Metallen und Steinkohlen. Wie im Sajanergebirge, Altai und Ural, findet man auch in den Rinnsälen der Bäche und kleineren Flüsse des Baikalsystems Gold im Gerölle, doch soll die Herausschaffung im Baikalgebiete kostspieliger sein als im Ural und Altai. Trotzdem überstieg schon im Jahre 1852 die Ausbeute Ostsibiriens, speziell des Nertschinsker Landes, die des Ural im Verhältnisse von 6 : 1.

Ebenso reich ist das Nertschinsker Land an Silber, das theils gediegen, theils vererzt vorkommt. Nach amtlichen Quellen, welche mir zu Gebote standen, betrug die Silberausbeute dieses Verwaltungsgebietes im Jahre 1862 nahezu 6 Pud. An Blei wurde in demselben Jahre nahe 402 Pud zu Tage gefördert.

Im Petrowsker und Groß=Alexandrowsker Sawod wurden im Jahre 1862 50,235 Pud 36 Pf. Gußeisen, 19,036 Pud 26 Pf. Schmiedeeisen und 158 Pud 11 Pf. Stahl produzirt. Alle diese Zahlen geben keinen rechten Begriff von der Größe des Metallreichthums der Nertschinsker Gruben und man wird sie erst bedeutend finden, wenn man bedenkt, daß man sie mit Hülfe von Strafgefangenen ausbeutete, auf deren Thätigkeit und Fleiß nicht zu rechnen ist. Die Vorsteher der Werke sind nicht einmal der Zahl der ihnen zugetheilten Strafarbeiter sicher, denn nicht selten ereignet es sich, daß von fünfzig heute angekommenen morgen keine fünf Mann mehr im Sawod anwesend sind.

Außer diesen findet man im Baikalsysteme Kupfer und Kupfererze, Zinn, Schwefel und Quecksilber, welches letztere jedoch bis jetzt noch nicht regelmäßig gesucht wurde. Es wird erst dann mehr gesucht und auch gefunden werden, wenn am Baikalsee das Goldwaschen gänzlich Privatleuten und zwar nicht unter den bisherigen drückenden Bedingungen überlassen werden wird, denn dann wird man Quecksilber suchen, um mit seiner Hülfe Gold, durch Amalgamirung, zu gewinnen. Rechnen wir diesem Allem noch hinzu die großartigen Steinkohlen- und Anthrazitlager, welche man im Nertschinsker Lande entdeckt hat, deren Ausbeutung man jedoch der Zukunft überläßt, trotzdem sie fast ganz an der Erdoberfläche liegen sollen, und wir werden uns einen Begriff machen von den unerschöpflichen Schätzen, welche auch dieser Theil Sibiriens, wie des ganzen nördlichen Asiens, in seinem Schoße birgt.

Leider sind die Alpen des Nertschinsker Landes fast ebenso wenig wie die Ufer des Baikalsee's hinreichend explorirt. Georgi hat die letzteren im vorigen Jahrhundert wissenschaftlich untersucht und später kümmerte man sich nicht weiter um ein tieferes Ergründen, bis endlich Radde im Sommer des Jahres 1859 in einem kleinen Boote ohne Mast sich der wissenschaftlichen Untersuchung unterzog, dem oft eine furchtbare „Sarma" oder „Surma", ein Seesturm, wie er nur auf dem Baikal vorkommt, den Untergang drohte. Wir wollen, ehe wir uns in andere Gegenden des weiten Landstriches begeben, noch flüchtig Einiges über den Baikalsee und die ihn umgebenden Gebirge hinzufügen, das wir fast ausschließlich Radde entlehnen werden.

Das Ufer des Baikalsee's ist größtentheils ganz kahl, und nackte Felsen, Granite, Syenite und krystallinische Schiefer treten in steilen Abfällen bis ans Wasser, ja reichen oft als senkrechte Wände tief in dasselbe hinein. Einer dieser Felsen, welcher sich durch seine pittoresken Formen vorzüglich auszeichnet, ist unter dem Namen des „Baklan-Felsen", d. h. des Felsens der Seeraben, bekannt. In einiger Entfernung von demselben Felsen und etwa $1\frac{1}{2}$ Werst vom Ufer liegt am See selbst ein 90 Meter hoher spitzer Kegel, auf dem Tausende von Kormoranen oder Seeraben (Phalarocrocorax Carbo), die allgemein berüchtigten Seeräuber, brüten. Kein Grashalm, nicht einmal eine Flechte, vegetirt auf diesem, hin und wieder mit einer fußhohen Schicht von Vogelmist bedeckten Felsen, den übelriechende ammoniakalische, dem Miste entsteigende Dünste umhüllen. Die Felsen im Baikalufer bleiben sich übrigens fortwährend gleich, sie fallen größtentheils senkrecht zum Wasser ab und haben ein dunkles, graubraunes Ansehen. Auch hier begegnet man häufig, wie aus den „Notizen der russischen Geographischen Gesellschaft" erhellt, deutlichen Spuren von Vulkanismus, — rothgebranntem Thonschiefer.

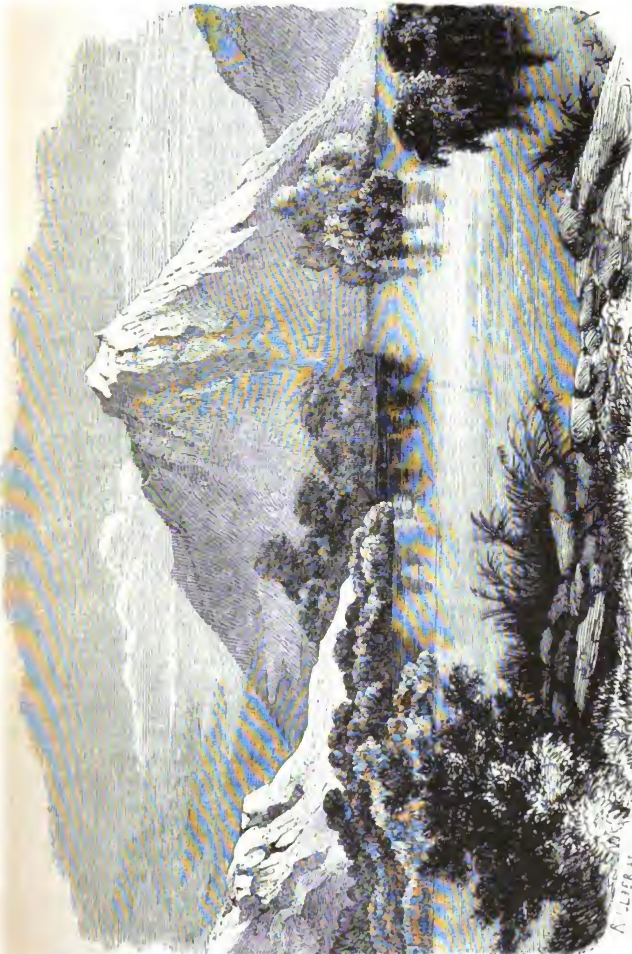
Der nördliche, engere Theil des Baikalsee's wird gewöhnlich das Kleine Meer genannt, in das man bei der Insel Olchon gelangt. Etwas weiter nördlich liegt der zu einem Sunde verengte Hals des Baikalsee's, der den nördlichen und südlichen Theil des Bassins vereinigt und die „Olchonskaja Worota", das Olchonsker Thor, genannt wird. Von den Buchten dieser Insel ab erhebt sich nach dem Innern zu ein 8 bis 23 Meter hoher baumloser Bergrücken, auf dem ebenfalls Kormorane brüten.

Auf der Insel ist ein Burjaten-Aul, Golonurgon, in welchem ungefähr 300 Einwohner leben, die sich meistenstheils vom Fischfange und der Viehhaltung ernähren und eine ärmliche Existenz führen. In der Mitte der Insel fällt die Bergkette zu einem tiefen, dicht bewaldeten Kessel ab. Die Ostküste der Olchoninsel bilden hohe, steilabfallende, aber bewaldete Berge, an deren Fuße sich die Seehunde sonnen. In der Nähe der Olchoninsel befinden sich viele kleine, unbewohnte und unbewaldete Inseln, welche aus nackten Granitfelsen bestehen. Außer der Olchoninsel und den kleinen, unbewohnten Felseninseln befindet sich im Baikalsee noch die Felseninsel Bogutschan, welche Georgi den „Garten des Baikal" genannt hat. Das Westufer des Kleinen Meeres wie des Baikals überhaupt ist wild. Quaderförmig zersprungene Granite erheben sich steil, sechs Meter hohe tafelförmige oder würfelige Splitter senken sich in den See, und viele Höhlen durchbrechen das Gestein (s. Abbild. S. 189).

An den Ufern des Baikalsee's trifft man häufig auf heiße Quellen, deren Wasser oft eine Temperatur von $+ 55^1/_2{}^0$ R. hat, infolge dessen die Steine in ihrer Umgebung erhitzt werden. Das Wasser hat einen schwachen Schwefel-Wasserstoffgeruch und seinem Geschmacke haftet Etwas von diesem Gase an. Sonst ist es rein und frei von eisenhaltigen oder sonstigen salzigen Substanzen. In der Quelle beim Aule Toukaschyr befindet sich ein griechisches Kreuz, welches das Christenthum der getauften Burjaten recht drastisch charakterisirt, denn sie hängen häufig an die Kreuzesarme einen Hasen, Lappen oder farbige Bänder, welche Gegenstände sie dem „Wirthe" der Quelle opfern. Ihm, diesem Quellengeiste, sind auch wol die Kupfermünzen geopfert worden, welche man in der Quelle findet und die in Schwefelkupfer umgewandelt sind. So begegnen sich an den wilden Ufern des Baikalsee's zwei geoffenbarte Religionen, wie auf neutralem Boden, und der nichtgetaufte Burjat duldet das Sinnbild des Christenthums, wie der orthodoxe Russe Nichts dagegen hat, daß das Kreuz gleichsam als Opferaltar für den himmlischen Vorbesitzer der Quelle dient. Der christliche und lamaitische Gott sind an diesem stillen Orte gleichberechtigt und hausen verträglich nebeneinander — ohne die Menschen wider einander zu hetzen.

Gegenüber dem Ufer der Insel Olchon ragt das Vorgebirge „Swjatojnoss" (heilige Nase) in den Baikalsee hinein. In der Nähe dieses Vorgebirges mündet der ziemlich bedeutende Fluß Bargut in den Baikalsee und bildet eine große, bewaldete Bucht. Von hier aus geht parallel mit dem Strande des Sees eine Poststraße nach den Turkinsker Mineralbädern, denen der Aberglaube wunderwirkende Heilkraft zuschreibt, wol deshalb, weil der Archirej von Irkutsk, zu dessen Sprengel das Dorf Turkinsk gehört, hier ein Krankenhaus und eine Badeanstalt errichtet hat. Die Quellen hauchen ziemlich viel Schwefel-Wasserstoffgas aus und verbreitete einen starken Geruch davon durch das ganze Thal. Die Hauptquelle ist sorgfältig eingefaßt und mit einem tempelartigen Häuschen überbaut, Röhren führen das heiße Wasser direkt ins Krankenhaus, in welchem ein Zimmer monatlich für sieben Rubel vermiethet wird, wobei der Gast, gewöhnlich ein Kranker, für seinen Unterhalt selbst zu sorgen hat. Turkinsk ist im Sommer der Sitz der Irkutsker Haute volée, für welche die europäischen Bäder zu entfernt liegen. Nach Radde sind die Hauptbestandtheile des

ziemlich unschuldigen und wenig wirksamen Wassers hauptsächlich Glaubersalz und Schwefel-Wasserstoffgas und seine Temperatur beträgt + 43° R.



Jrelicha- oder Dawatschanda-See.

Ueber die Bedeutung der heißen Quellen in geologischer Beziehung beginnen sich heute andere, von den früheren, die sie als Zeichen vulkanischer Kräfte

darstellten, grundverschiedene Ansichten zu verbreiten. Dr. Vallniß erklärt sie mit Otto Volger und Friedrich Mohr einfach als durch Pressung und Druck, welche ja Wärme erzeugen, erwärmtes Wasser. Wenn sie Mineraltheile enthalten, so sind dieses mitgeführte Theilchen der Schichten, durch welche das Wasser der Quellen durchgepreßt worden ist. Daß aber ein Pressen und Drücken des Untergrundes in Gebirgsgegenden, wo himmelhohe Granitmassen aufgethürmt sind, stattfinden muß, ist einleuchtend, auch wenn man unter ihnen nicht den ewig glühenden Tartarus oder die christkatholische Hölle hinzudenkt.

In das östliche Ufer des Baikalsee's ergießen sich eine Menge kleiner Gießbäche und recht bedeutende Flüsse, wie z. B. die Obere Angara, der Bargut und die mächtige Selenga, welche, wie ihre Nebenflüsse, u. a. der nicht unbedeutende Olchon, in der Mongolei entspringen. In das Westufer fällt kein einziger Fluß, wol aber eine Menge von Bächen, größtentheils mit sehr kurzem Lauf und reißendem Gefälle. Diese obere Angara darf nicht mit der aus dem südlichen Theile des Baikalsee's kommenden unteren Angara verwechselt werden. Sie fließt in einer tiefen Niederung, zwischen einer dichten Sumpfvegetation, und theilt sich, bevor sie in den Baikal mündet, in zwei Hauptarme, welche durch den Talar-See miteinander verbunden sind. Im Frühlinge bringt dieser Fluß eine Menge Sand, Treibholz und Gerölle mit sich, welches er im Baikalsee absetzt, infolge dessen viele Untiefen und Inseln entstehen. Zahlreiche Buchten und sehr ausgedehnte Moräste, die mit dunkelgrünen Sumpfgräsern bedeckt sind, verwischen die bestimmten Ufergrenzen, und offene Wasserlachen wechseln mit Inseln ab. Vor den Mündungsarmen der oberen Angara zieht sich eine natürliche Barre aus grobem hellgelben Sande hin, deren Höhe zwischen $1^1/_2$ bis 8 Meter schwankt. Von der Seeseite heben sich diese Dünen allmählich, während sie nach dem Flusse zu plötzlich abfallen. Auf ihnen wachsen verschiedene Kräuter und Sträuche, unter denen die Zirbelkiefer, die sich hier nur strauchartig entwickelt, bemerkenswerth ist, während sie auf den umliegenden felsigen Bergen zum mächtigen Baume emporschießt. Dieser Pflanzenwuchs trägt zur allmählichen Befestigung der Dünen und zur Inselbildung bei, und hier kann man sehen, wie die Natur verfährt, um ihr mächtiges „Es werde Land!" auszuführen. Die in den Baikalsee fallenden Wassermassen führt die mächtige Angara aus ihm heraus, die gleich bei ihrem Austritte aus dem Baikalbecken einen Strom von Bedeutung bildet, und deren Wassermassen gegenüber der Stadt Irkutsk noch durch den sehr respektabeln Irkut vergrößert werden. Die Angara gehört zu den schönsten Flüssen, die ich gesehen habe, und ich habe sie den „Ohio", den „schönen Fluß" Sibiriens genannt. Reißend, wie sie ist (sie hat auf 60 Wersten vom Ausflusse aus dem Baikalsee bis Irkutsk ein Gefälle von 60 Klaftern), ist ihr Wasser doch krystallhell, und trotz der bedeutenden Tiefe kann man die kleinsten Steinchen auf ihrem Boden sehen. Oberhalb von Irkutsk entfernen sich die Gebirgszüge von ihrem rechten Ufer, während diese sie, terrassenförmig abfallend und von einem dichten Kiefern- und Birkenwalde gekrönt, auf dem linken Ufer bis nahe an die Mündung des Irkut begleiten. In diesem Gebirgswalde hat der Generalgouverneur von Irkutsk (zu meiner Zeit Herr Karsakow) seine Sommerwohnung, eine reizende, im Schweizer Stile aus Holz erbaute Villa.

Ein Thor führt in den Park. Ueber dem Thore ist ein vergoldeter Stern und unter diesem die Ortsbezeichnung „Zwjesdotschka" (Sternlein) angebracht. Ein beneidenswerthes Plätzchen für wohlverdiente Ruhe, die wol leider selten ein Generalgouverneur von Irkutsk verdient. Gegenüber von Irkutsk, am linken Ufer des schönen Flusses, breitet sich bis zum Dorfe Schylkin eine 14 Werste breite und sehr lang gestreckte Ebene aus, welche die herrlichsten Weiden und Wiesen bietet. Aus dieser Ebene erhebt sich der Hügel, auf dem das erwähnte Dorf steht, und hinter ihm zieht sich die Ebene noch weit hin bis westlich von Sucha, von wo ab erst aus Kies und Lehm bestehende Hügel und fruchtbare Thäler abwechseln, bis endlich zwischen der Telminer Fabrik und der Salzsiederei Ussola der nackte Sandstein als steile Wand hart an den Fluß tritt. Am rechten Ufer tritt schon beim Dorfe Otschakowka, das eine Vorstadt von Irkutsk ist, ein Gebirgszug an die Angara, von der er sich nur hin und wieder ein wenig entfernt, um einem fruchtbaren Thale, in dem dann auch fast immer ein Dorf liegt, Platz zu machen. Auch dieser Gebirgszug tritt häufig, wie z. B. zwischen Barchatowo und Ulonka als nackte, schroffe Felsenwand, die aus Sandstein besteht, hart an das Ufer heran, während sieben Werst nordwestlich von Ulonka, dicht am Dorfe Katschyki und hart am Wege, ein mächtiger Kalkfelsen zu Tage tritt, der von einer sehr tiefgründigen Schicht des schönsten Aubodens bedeckt ist, um den selbst die Bewohner der Magdeburger Börde die Bewohner von Katschyki beneiden würden. Am linken Ufer tritt unterhalb Ussola Lehmschiefer zu Tage und wechseln nun immer Sandstein und Lehmschiefer miteinander bis zur Vereinigung der Angara mit dem Jenisey. Schon unterhalb Irkutsks bildet die Angara Inseln, von denen manche eine bedeutende Ausdehnung hat. Auf einer solchen Insel, über welche der Weg aus Ussola nach dem großen Dorfe Alexandrowsk führt, wo eine ehemals der Regierung, jetzt dem Kaufmanne Judyn aus Irkutsk gehörige Brennerei ist, befinden sich zwei Dörfer Ugolnik und Klein-Schylkin. Diese Insel, keineswegs die größte der Angara, ist 14 Werst lang und 3 bis 4 Werst breit.

Im Kreise Balagansk, in der Nähe der Bratskaja Wollostj (Burjaten-Gemeinde), muß sich einst dem Weiterströmen der Angara ein gegen Norden streichender Gebirgszug entgegengestemmt haben, den die riesige Wassermasse nach und nach durchbrochen hat. Spuren dieses Kampfes zwischen zwei Titanen sind noch heute im Flußbette vorhanden: es sind dies Felsenschwellen (Porogi), deren eine sieben Werst Länge hat. Diese Schwellen erschweren die Schiffahrt und machen sie gefährlich, und es gehört große Geschicklichkeit, Vorsicht, Muth und Kraft dazu, um sie zu passiren. Die Angara ist in ihrer ganzen Länge ein reißender Strom; mit dem Wasser schwimmt eine schwerfällige russische Barsche mit der ganzen Schnelligkeit eines Dampfers; gegen den Strom bedarf es 16 bis 20 Pferde, um sie leer vorwärts zu bringen. Ich habe mit Salz beladene Barschen gesehen, welche stromaufwärts vierzig paarweise vor einander gespannte Pferde zogen, die auf einem schmalen Fußsteige am Ufer gingen.

Während einer Ueberschwemmung ist die Angara furchtbar. Im Frühlinge 1869 begann sie plötzlich zu steigen und ihre Gewässer im Vereine mit denen des Irkut verwandelten bald die ganze Ebene zwischen der Angara und

Schylkin in ein Meer, dessen Wellen den chaussirten Damm, der die Straße nach Schylkin bildet, an vielen Stellen durchbrachen und die Brücken fortrissen. Das Ueberfähr-Etablissement am linken Ufer, das auf einer kleinen Anhöhe erbaut ist, einige Gasthäuser und die Wohnung eines Telegraphenwächters waren bald vom Wasser umgeben. Eine Menge Zuschauer, unter welchen auch ich mich befand, stand am sichern, weil hohen Ufer von Irkutsk, und man sah, wie das Wasser von Minute zu Minute schwoll. Man zitterte allgemein um das Leben der Bewohner am jenseitigen Ufer. Da fand sich nicht ein braver Mann, nein, es fanden sich viele brave Männer, welche der Muse eines Bürger würdig waren, weil sie muthig in leichte Kähne sprangen, um die Menschen, welche sich theilweise schon auf die Dächer der hölzernen Wohnungen geflüchtet hatten, zu retten, und soviel wie möglich von ihrer Habe zu bergen. Aus einem Hause holte man die Bewohner, unter ihnen kleine Kinder, durch die Fenster heraus, und kaum war der Kahn mit seiner Menschenladung vom Hause abgestoßen, da begann es sich auch zu bewegen und schwamm davon, um sich 14 Werst unterhalb seines früheren Standpunktes auf einer Insel festzusetzen. Damals kam der größte Theil der Gebäude des Dorfes Tschortkowo von jenseits des Baikals stückweise angeschwommen. Eine große Menge Pferde- und Rindviehleichen trieb in den Wellen, welche außerdem mächtige Bäume mit sich brachten, von denen die Bewohner von Otschakowka viele dadurch bargen, daß sie sie in das zum Strome angeschwollene Flüßchen, von dem ihre Ansiedelung den Namen erhalten hat, zogen. Wenige Tage später trat der Fluß in seine früheren Ufer zurück und war wieder — der Ohio der Gegend.

Auch im Winter bietet die Angara ein romantisches, wenn auch etwas wildes Bild dar. Sie friert nicht beim ersten besten Froste zu und es bedarf schon einer einige Tage anhaltenden Kälte von 24 und mehr Graden, um über sie eine Eisbrücke zu erbauen, welche die größten Lasten zu tragen im Stande ist. Gewiß ist, daß der untere Theil der Angara weit eher zufriert als der obere, auf dem jedoch schon bei Beginn des Winters große Eisschollen treiben, die wahrscheinlich aus dem Baikalsee, möglicherweise sogar aus dem Innern des Nertschinsker Verwaltungsgebietes stammen, da der See erst spät im Dezember oder im Januar während der heftigsten Fröste zufriert. Diese Eisschollen thürmen sich dann, besonders auf den Inselufern, zu ganz anständigen Eisbergen empor, oder erheben sich als wilde Blöcke auf der Oberfläche des Flusses. Eine Nacht reicht gewöhnlich hin, um bei Ussola eine Brücke zu schaffen, fest genug, um den auf der Insel in den Salzsiedereien beschäftigten Arbeitern den Uebergang zu ermöglichen. Ein oder zwei Tage darauf geht's mit schwerbeladenen Schlitten über den Fluß, da dann auch gewöhnlich schon eine „Purga“, ein mächtiges Schneewehen, die Unebenheiten zwischen den Eisblöcken ausgefüllt hat. Diese krystallene Brücke hält bis gegen Anfang April aus; doch beginnt man schon im März Dünger auf sie zu fahren, um, da dann die Oberfläche zu thauen beginnt, zu ermöglichen, daß die Menschen trocknen Fußes auf die Insel und zurück gelangen können. Schnell, wie sich der Fluß mit Eis bedeckt, reinigt er sich auch von demselben. Am ersten Osterfeiertage 1867 besuchte ich des Morgens gegen sieben Uhr den auf der Insel wohnenden Dr. Nowodworski.



Am Ufer des Baikalsee's.

Hier genossen wir im vertrauten Kreise das „Geweihte", das aus Schinken, Wurst, Eiern, Kalbsbraten, nach europäischer Art bereitetem Käse, Kuchen u. dgl. bestand, und gingen bei dieser Gelegenheit noch über die Mistbrücke. Links und rechts neben derselben waren schon große Löcher im Eise, durch welche das Wasser hervordrang. Nach Verlauf einer Stunde verließ ich den Doktor, um ihm die russische Uebersetzung von Béranger's „Chansonnettes" zu holen, welche ich einige Tage vorher erhalten hatte und die er kennen zu lernen wünschte. Ich wohnte ungefähr zwei Werste von der Angarainsel, auf der „Molotowaja", d. h. auf der Hammerstraße, an deren Ende einst ein Eisenhammer stand, von dem heute nur noch einige unbrauchbar gemachte eiserne Kanonen größeren und kleineren Kalibers, welche auf einer Wiese liegen, übrig sind. Da ich früh in Winterkleidern zu Dr. Nowodworski gegangen und es nun gegen neun Uhr sehr warm geworden war, kleidete ich mich um, nahm den nicht nur übersetzten, sondern wahrhaft russifizirten Béranger und ging langsam der Insel zu. Als ich ans Ufer der Angara kam, war die Mistbrücke verschwunden und hin und wieder sah man nur noch Spuren von Eis an den Ufern. Ich setzte mich in einen Handkahn und fuhr mit einigen Kollegen über den Fluß.

Da ich soeben des ehemaligen Eisenhammers in Ussola erwähnt habe, so muß ich bemerken, daß das Erz aus einiger Entfernung herbeigeschafft worden sein soll; von wo, konnte ich nicht erfahren. Man ließ dieses Eisenwerk eingehen, weil es, wie alle Regierungsanlagen in Rußland, mehr kostete, als es einbrachte, eine Folge der Unehrlichkeit und Gewissenlosigkeit der Beamten. Ich glaube jedoch, daß man in der Nähe Ussola's gegen Westen Eisen finden würde. Ich habe dort ein nahezu zweifaustgroßes Stück krystallinisches Eisen sowie auch ein großes Stück Schwefelkies gefunden, was auf die Anwesenheit von Kupfer im Höhenzuge zwischen Ussola und Badaj, das an der Mündung der Bjelaja in die Angara liegt, schließen läßt.

Ich habe den Leser mit der Angara bekannt gemacht, an der ich im Jahre 1867/8 lebte, um ihm das ganze Sajan- und Baikalsystem, soviel es möglich, im Zusammenhange zu schildern, und will ihn nun an die Lena führen, die ich im Jahre 1866 kennen gelernt habe.

Oestlich von Irkutsk und zwar dicht an Otschakowka erhebt sich ein steil abfallender, gegen 95 Meter hoher Gebirgszug, der vom Baikalgebirge nach Nordwest streicht und auf dem sich in einem jungen Birkenhaine der Friedhof der Stadt befindet, wo die Bekenner der verschiedensten religiösen Ansichten im größten Frieden nebeneinander ruhen, oder vielmehr der langsamen Zersetzung entgegengehen, um wiederum am Kreislaufe der Materie, der wahren natürlichen Auferstehung, theilzunehmen. Dieser Gebirgszug besteht aus Lehmschiefer, der zum Theil stark verwittert ist und Material für die auf dem Berge und an seinem Fuße befindlichen Ziegeleien liefert. Dieser Lehmschiefer ist reich an Pflanzenabdrücken, besonders von Moosen. Wer ein Freund von solchen Pflanzenabdrücken ist, kann sich hier in wenigen Minuten eine bedeutende Kollektion zusammensuchen. Der Lehmschiefer ist häufig durch Mergel vertreten, der, je nachdem er höher oder niedriger liegt, Lehm- oder Kalkmergel ist. Unter diesen Schichten liegt ein Kalkfelsen, der, wie der ganze Höhenzug, gegen

Nordwest streicht. Ich muß hier einer Seltenheit erwähnen, welche auf eine bedeutende Hebung der Gegend schließen läßt.

Während ich in Europa, wenigstens in der norddeutschen Ebene an der Elbe und in Polen im Weichselgebiete, die Braunkohle stets in niedrigen Lagen, oft unter dem Wasserspiegel des nahen Flusses gefunden habe, tritt sie in dem hier besprochenen Höhenzuge in einer Höhe von mehr als 80 Metern in einem bedeutenden Lager zu Tage und ein deutscher Ziegelfabrikant, der in Irkutsk ein Vermögen gemacht hat, sagte mir, daß in diesem Höhenzuge nicht weit von seinen Lehmgruben eine sehr schöne Steinkohle liegt, von der er nur deshalb nicht Gebrauch machte, weil sein Ofen zu Holzfeuerung eingerichtet war und das Holz — außer dem Bauholze — in der Nähe noch immer sehr billig ist. Weiter östlich wechseln Thäler und Höhenzüge mit einander ab, die alle in der Richtung des soeben beschriebenen streichen, und verschwinden rechts und links vom Wege in der Tagja, in welcher vor Kurzem ergiebige Goldlager entdeckt worden sind, deren Ausbeute sehr lohnend sein soll. Wo der Mensch am Fuße der Höhenzüge und nahe am Wege Erde weggenommen hat, um sie zur Ausbesserung des Weges zu benutzen, hat er auch einen Blick in den Bau dieser Züge ermöglicht. Man sieht, daß sie aus Kalkfelsen bestehen, die mit Lehm und Gerölle bedeckt sind, daß also die Thäler ausgetrocknete Flußbetten sind, in denen das Wasser, indem es Felsenstücke vom Baikalgebirge herbeischleifte, Moränen gebildet hat, die überall in Sibirien mehr oder weniger goldführend sind. Diese Höhenzüge, wie noch eine andere unbedeutende Erdwelle bei Oajotzk, bilden die Wasserscheide zwischen der Angara und Lena, zu welcher letzteren man durch die uns schon bekannte Burjatensteppe gelangt.

Die Lena ist einer der größten Ströme der Welt. Ihr Stromgebiet beträgt ungefähr 45,000 Quadratmeilen und sie entspringt im Nordwestabhange des Baikalgebirges, um sich, in mehrere Arme getheilt, ins nördliche Eismeer zu ergießen. Das Bett der Lena ist beständig von hohen Felsenwänden begleitet, welche wiederum von bewaldeten Gebirgszügen überragt werden. Bei Katschuga, das am rechten Lenaufer liegt und dem gegenüber die Burjatensteppe endet, sind es hohe, senkrechte Lehmschieferwände, zwischen denen die Lena fließt, und es ist gewiß, daß es eine Periode gegeben hat, in welcher der Riesenstrom das Bett ganz anfüllte und bei Hochwasser Steingerölle an seinen Ufern absetzte. Solches Gerölle kann man auf dem Rücken der hohen Wände sehr häufig sehen und es ist gewiß noch häufiger unter einer dichten Schichte angeschwemmten Lehmbodens verborgen. Schon bei Katschuga ist die Lena sehr breit, jedoch nicht tief; ich ging mehr als hundert Schritt in den Fluß hinein, um zu baden, hatte aber nirgends das Wasser höher als bis an die Kniee. Zwischen Katschuga und dem elenden Kreisstädtchen Wjercholensk, das sich durch nichts von einem Dorfe unterscheidet und augenscheinlich weniger Einwohner zählt als das Dorf Katschuga, liegt der berühmte Thron des Burjatengottes, dessen ich schon oben erwähnt habe. Zwischen der Lena und Angara einerseits und zwischen der ersteren und dem Jablonner Rücken (Jablonowskoj chrebjet, Apfelgebirge) andererseits erheben sich verschiedene mehr oder minder bedeutende Höhenzüge, von denen herab verschiedene, oft recht bedeutende Nebenflüsse, wie die Wiluja,

Olekma und der Aldan, der Lena zueilen. Die Gebirge zwischen der Lena und Angara bestehen größtentheils aus weißem und rothem Sandstein und sind in der Nähe von Schygalowo Steinbrüche, aus denen die Bewohner Mühlensteine und Schleifsteine herausschaffen. Erst weiter nördlich, in der Nähe des Flüßchens Kutta, tritt in einem mehrere hundert Fuß hohen Gebirgszuge Kalk zu Tage, während im Quellgebiete dieses Flüßchens Granite mit Syeniten wechseln und sich außerdem auch andere Mineralien finden müssen. Wenigstens haben ich und meine Ustj-Kutter Kameraden verwitterten Feldspat, Dioryt, Alabaster und einen an Kupferoxyd reichen, sehr harten Schiefer gefunden. Das kleine Flüßchen bringt solches Gerölle mit seinem Frühjahrshochwasser herbei und setzt es in größeren oder kleineren Stücken an seinem Ufer ab. An seinem linken Ufer erhebt sich auch hinter dem Dörfchen Pankow oder Karpowskoje, das angeblich von einem gefährlichen und berüchtigten Räuber Namens Karpow gegründet worden ist, und dessen Bewohner wol noch jetzt das Handwerk des Stifters ihrer Ansiedelung gegenüber den aus den nördlichen Goldwäschereien Heimkehrenden üben, von denen alljährlich einige in der Gegend von Karpowskoje verschwinden, ein bedeutender Höhenzug, der sich im Halbkreise an der Kutta hinzieht, um weiterhin, nördlich vom Dorfe Ustj-Kutta, die Lena zu begleiten oder einzuschränken. Dieser nahezu 200 Meter hohe, steile und bewaldete Bergrücken besteht aus einem ungeheuren Kalkfelsen, der bis weit gegen Norden hin die beiden Lenaufer begleitet, aber südlich vom Städtchen Kirensk von Eruptivgestein durchbrochen ist, das häufig die Form von Thürmen und Ruinen hat. Auch nördlich von Kirensk begleiten die Lena immer noch dieselben seltsam gestalteten Felsen, welche oft die Höhe von 114 Meter erreichen und bei Ursk nicht nur senkrecht aus dem Flusse aufsteigen, sondern sogar drohend weit über den Wasserspiegel hinausragen. Diese wirklich pittoreske Bildung nennen die Bewohner der Umgegend und die Schiffer „Urskije Worota" (das Thor von Ursk), das durch einen Durchbruch der Lena entstanden zu sein scheint, da ihre Fluten, trotzdem sich rechts eine Niederung befindet, diese nicht zum Durchbrechen benutzen konnten, weil sie, langsam aufsteigend, sich zu dem bedeutenden Rücken des Aldanischen Gebirges erhebt. Dieses Gebirge besteht aus Sandstein und enthält, nach Wrangel, eine große Masse versteinerten Holzes. Der Durchbruch bei Ursk war deshalb leichter, weil dort der Kalk vorwiegt, der ja bei Olekminsk in schneeweiße Gipsfelsen übergeht, die sich auf einer langen Strecke als steile Wände hart am Lenaufer hinziehen.

Diese Gipsfelsen an der Lena, sowie die aus Gips bestehenden Hügelreihen in der Gegend von Olekminsk, dürften den Schluß auf bedeutende Salzlager in der ganzen Lenagegend zulassen, der um so berechtigter ist, als schon 16 Werst oberhalb Ustj-Kutta, in einem am rechten Lenaufer gelegenen Dorfe, eine stark salzhaltige Quelle zu Tage tritt, deren Wasser die Bewohner zum Kochen ihrer Speisen statt des Salzes benutzen, und vier Werst vom linken Lenaufer die Salzsiederei Ustj-Kutta Salz aus einer so hochgradigen Soole produzirt, daß sie nicht über ein Gradirwerk gelassen zu werden braucht, sondern direkt in die Pfannen gepumpt und hier durch unmittelbar unter ihnen angelegtes Feuer abgedampft wird. Diese Quelle soll — so erzählt die Sage —

ein aus einer Strafanstalt entlaufener, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilter Verbrecher entdeckt und der Regierung unter der Bedingung der Begnadigung gezeigt haben, welche ihm auch ertheilt worden sein soll.

Die Gegend von Ustj-Kutta, deren Salzreichthum wir so eben kennen gelernt haben und die gewiß in ihrem Schoße noch viele andere Schätze birgt, dürfte einst zu einer größeren Bedeutung gelangen, als man es heute ahnt, denn zwischen dem Flüßchen Kutta und der Angara liegt eine nur 20 Werst breite Wasserscheide, durch welche leicht ein Kanal gegraben werden kann, welcher die beiden genannten Flüsse und durch sie die Lena mit dem Jenisey verbinden würde. Freilich müßte dann die Kutta eingedämmt werden, damit die Gesammtmasse ihres Wassers in einem engeren Bette fließe, und dasselbe müßte mit der Lena geschehen, auf daß auch sie während des ganzen Sommers schiffbar bliebe, wie es die Angara ist. Ich will nicht untersuchen, ob und in wie fern heute schon die Kanalisirung nothwendig oder zeitgemäß ist. Sie wird gewiß nothwendig werden, wenn sich die Zahl der Bewohner des Landes vermehrt und die Industrie sich in ihm eingebürgert haben wird; heute wäre sie erst nützlich.

Wir wollen, da wir eben des Landstriches zwischen der Lena und dem Jenisey erwähnt haben, noch einen Augenblick in ihm verweilen und den ferneren Norden zwischen diesen Flüssen betrachten. In ihm erheben sich aus einem tiefen, sumpfigen Flachlande, der in Sibirien berüchtigten T u n d r a, verschiedene Gebirgszüge, welche größtentheils von Nordost nach Südwest streichen und als Ausläufer des S s y w e r n a oder S j e w e r n a g o r a (n ö r d l i c h e n G e b i r g e s) zu betrachten sind, das dicht am nördlichen Polarkreise liegt und, mit diesem fast parallel, sich vom Jenisey bis an die Olskma erstreckt. Aus dem Südabhange der Sjewerna gora entspringt eine große Anzahl von kleinen Flüßchen, welche sämmtlich die Wassermasse der N i s c h n a j a T u n g u s k a (Unteren Tungusin) vermehren und mit ihr gegenüber von Turochansk in den Jenisey fallen, während aus dem nördlichen Abhange die C h a t a n g a und deren Nebenflüsse entspringen. Dieser nicht unbedeutende Fluß ergießt sich in den C h a t a n g a-b u s e n, der mit dem westlichen T a i m y r b u s e n die durch die Entdeckungsreisen T s c h e l j u s c h k i n ' s, den wir später kennen lernen werden, berühmt gewordene T a i m y r h a l b i n s e l bildet, welche im Vorgebirge T s c h e l j u s c h k i n ausläuft. Dieses Vorgebirge ist die nördliche Spitze des B y r n a n g a gebirges, das wol der nördlichste Höhenzug des asiatischen Festlandes ist. Aus der Sjewerna gora entspringt auch noch die P j a s i n a, welche ins nördliche Eismeer mündet und, wie wir weiter unten sehen werden, durch die Entdeckungsreisen russischer Seefahrer im vorigen Jahrhunderte berühmt geworden ist.

Trotz der vielen Namen, welche ich soeben angeführt habe und deren Zahl ich leicht verdoppeln und verdreifachen könnte, müssen wir den ungeheuern Landstrich, welcher zwischen dem Jenisey, der Lena, der Angara und dem nördlichen Eismeere liegt, für eine Terra incognita erklären, deren genaue Beschreibung zukünftigen Heroen der Wissenschaft oder Industrie vorbehalten ist. Für jetzt ist nur mit Bestimmtheit bekannt, daß sich in allen nördlichen Gebirgszügen Thonschiefer, fester Grünstein, Kohlen- und Kupfererze in reichen, bis jetzt freilich unberührten Lagern finden, deren Schätze künftigen, vielleicht noch sehr entfernten

Geschlechtern zu Gute kommen wird. Wenn es übrigens erlaubt ist, sich analogischer Schlüsse zu bedienen, so dürfen wir dreist behaupten, daß sich gewiß in den Quellengegenden der vielnamigen Flüßchen und Flüsse, welche in den genannten Gebirgszügen entspringen, reiche, bis jetzt unberührte Goldlager befinden. Daß in dieser Gegend Begräbnißplätze von Mammuthen sind, ist durch die Expedition des Dr. Schmidt schon außer Frage gestellt. Jedenfalls hat die Menschheit in jenen entfernten Gegenden noch so manche Entdeckung zu machen und die Hoffnung, noch manchen Schatz zu finden.



Das Thor von Ursk an der Lena.

Weiter östlich und zwar schon bei Jakutsk finden wir an der Lena Letten, Quarz- und Magnetsand, den dieser mächtige Fluß bis ins Eismeer hineintreibt. In einiger Tiefe finden sich Zweige, Blätter und Wurzeln von Birken oder weidenartigen Bäumen, die bis zu einer Tiefe von 30 Meter liegen. Je weiter gegen Norden, desto mächtiger werden die Lager dieser Bäume, und sie sind besonders mächtig in der Tundra, aus der die Indigirka und ihre Zuflüsse entspringen. Auch die Landseen dieser Gegend sind reich an solchen Holzlagern, aus denen die Jukaghiren ihr Brennmaterial holen und die gewiß

einer glücklicheren, d. h. wärmeren geologischen Periode, während welcher hier ein mächtiger Baumwuchs möglich war, entstammen.



Die Lena bei Kirensk.

Weiter gegen Norden, ungefähr unterm 65.° nördl. Breite, zieht sich ein halbmondförmig gekrümmter Bergrücken, das Orulgan-, Wierchojan- und

Serdotschiner Gebirge hin, das den Aldan zwingt, seine nördliche Richtung zu verlassen, sich nach Westen zu wenden und in die Lena zu ergießen. Dieser Gebirgszug besteht aus schwarzem Schiefer, während das Thal des Flusses Wittim, der sich in das linke Lena-Ufer ergießt, reich an Glimmer ist, der von hier aus in großen Tafeln nach Irkutsk in den Handel gebracht wird. Die Glimmerlager sind durchbrochen von Granatkrystallen, und es finden sich in den Schichten Amethyststücke und schwarzer Hornstein. Häufig sind diese Glimmerlager wiederum, wie bei Scherbinsk, von ästigen Holzstämmen durchbrochen, welche in großen Massen liegen und mächtige Schichten bilden, während das Lena-Ufer hier aus Kalkfelsen besteht, die mitunter eine Höhe von 340 Meter erreichen. In diesen Kalkwänden sind großartige, leider bis jetzt nicht erforschte Höhlen, in denen sich wol, wie Wrangel muthmaßt, fossile Knochen befinden.

Das Lenagebiet, das östlich bis an das Jablonner Gebirge reicht, ist bis jetzt noch sehr wenig auf seine Reichthümer erforscht. Einzelne von den in ihm aufbewahrten Schätzen habe ich bereits angedeutet; andere, wie z. B. Gold und Mammuthzähne, wurden bis jetzt zwar in großer Menge, besonders aus der Gegend von Olekminsk, zu Tage gefördert, doch steht die Ausbeute gar nicht in einem rechten Verhältnisse zur Größe der Oberfläche, die das Stromgebiet der Lena einnimmt. Neuere russische Berichte bestätigen auch vollkommen meine Annahme, daß man noch recht viele Schätze aus jener entfernten Gegend herbeischaffen wird, denn man hat schon Gold in den Zuflüssen des Aldan u. A. gefunden, und weiß nun schon mit voller Gewißheit, daß die Ljachow'schen Inseln oder Neu-Sibirien (1760 entdeckt) großentheils aus Elfenbein bestehen, da sowol dort als an der ganzen Küste des nördlichen Eismeers ganze Skelette vorweltlicher Elefanten und Urochsen im Eise begraben liegen.

Aus obiger Skizze dürfte sich der Leser wol einen kleinen Begriff von der Schönheit des Riesenstromes machen, der von Schygallowo ab sowol im Sommer wie im Winter die einzige Straße nach Jakutsk bildet. Der große Strom fließt immer mit einer seltenen Ruhe dahin, da weder West- noch Ostwinde über seine Wasserfläche streichen können. Während meiner ganzen Reise auf dem Flusse, die nahe einen Monat gedauert hat, und während welcher wir einige Male bedeutenden Sturm hatten, ereignete sich nur ein Mal der Fall, daß wir mit starken Wellen zu kämpfen hatten und stromabwärts fast einen ganzen Tag brauchten, um ungefähr 18 Werst zu schwimmen. Die Wellen gingen zwar hoch (es wehte ein starker Nord-, d. h. ein von Jakutsk aus abgeleiteter Ostwind), welche wol unserem kleinen Boote einige Gefahr drohten, aber einem großen Fahrzeuge nicht gefährlich werden konnten.

Von den steilen, waldbekränzten, wahrhaft pittoresken Ufern stürzen häufig Wildbäche unter einem Winkel von 45 bis 75° herab und an oder vielmehr auf ihnen sind kleine Mühlen errichtet, welche Roggen oder Weizen schroten. An einem solchen Bache zählte ich nicht weniger als fünf solcher kleinen Mühlen, in deren Innern eben nur Raum für das Rad, die Steine und den Korb zum Aufschütten des Getreides ist, während der Müller außerhalb der Mühle stehen muß und hier das in den Sack fallende Schrotmehl beobachtet.

Hin und wieder entfernen sich die steilen Felsenwände vom Ufer, wodurch

freundliche Thäler entstehen, von denen der Russe Besitz genommen hat, um in ihnen freundliche Dörfer und Städtchen zu erbauen.

Die letzteren, zu denen Wjercholensk, Kirensk, Olekminsk und Jakutsk gehören, zeichnen sich durch nichts von den Dörfern aus, und ich würde es sogar vorziehen, eher in Katschuga, Orlinsk oder Ustj-Kutta als in einem der soeben genannten Städtchen zu leben. Da gewöhnlich die Kirchen in den russischen Ortschaften die Hauptgebäude sind, gebe ich hier als Illustration die Kirche von Kirensk, mit dem Bemerken, daß sie ebenso die hölzerne Kirche eines der genannten Dörfer oder Städte wie die der anderen darstellen könnte.



Die Dreifaltigkeitskirche in Kirensk.

Die vielen Inseln, welche übrigens im weiteren Norden, wo die Muna sich in den Strom ergießt, einen wahren Archipel bilden, tragen viel dazu bei, der Reise auf der Lena einen großen Reiz zu verleihen, den jedoch auch die Wolken von Mücken und kleinen Fliegen trüben. Man schützt sich gegen sie durch Masken, deren ich früher schon gedacht habe, oder durch Tabaksrauch, den die kleinen Ungethüme nicht ertragen können. Die Inseln sind größtentheils mit Weidengebüsch bewachsen, hin und wieder sind auf größeren Inseln Birkenwäldchen, alle bilden jedoch üppige Wiesen, deren Gras das Vieh der sehr dünnen Bevölkerung nicht bewältigen kann.

Ich fand die Lena, trotzdem sie für mich der Weg der Verbannung war, majestätisch, selbst als ich im Dezember 1866 auf leichtem Schlitten über das sie bedeckende spiegelglatte Eis dahin fuhr, obgleich sie dann weniger Stoff zu Studien bietet als im Sommer, wo man ihre langsam schaffende, aber allgewaltige Thätigkeit an dem Wachsen der Inseln bemerken kann.

Für große Fahrzeuge ist sie, soweit ich sie kenne, d. h. auf einer Strecke von ungefähr 1400 Werst, nicht fahrbar, und deshalb benutzt man das Hochwasser im Frühling, um auf ihr ganze Speicher Getreide, ganze Läden voll verschiedener Waaren bis weit hin gegen Norden nach Jakutsk, Goworowo, Maximowo und nach Nordost, nach Wjerchojansk, Ustj-Jansk, Kolyma u. A. zu schaffen. Während des Winters werden gegenüber von Katschuga auf der flachen Steppe große Triften erbaut, und auf ihnen feste, große Speicher aus Rundholz errichtet und so dicht und fest gearbeitet, als ob sie Ewigkeiten dauern sollten, trotzdem sie doch schon bei Jakutsk, spätestens bei Maximowo, theilweise aber schon bei Kirensk auseinander genommen und als Bau- oder Brennholz verwendet werden. Wenn diese Magazine fertig sind, werden sie mit Getreide und verschiedenen, für die Bewohner des hohen Nordens bestimmten Waaren gefüllt, mit Bretern zugedeckt und ruhig stehen gelassen, bis Thauwetter eintritt. Gegen Ende April stürzen große Wassermengen vom Baikalgebirge und den die Lena begleitenden Höhenzügen in den Strom; das Wasser erhebt sich oft auf 10 Faden über das gewöhnliche Niveau der Lena und dringt in die Steppe ein, die es häufig bis Mansurka hin in ein Meer verwandelt. Die Mannschaften auf den schwimmenden Magazinen sind bereit, das Wasser trägt sie davon und es bleibt ihnen nichts zu thun übrig, als sie, wo es nöthig ist, ans Land zu steuern, wo auch die russischen Bewohner der Lenagegend, wenigstens nördlich von Wjercholensk, ihre Bedürfnisse an Thee, Pulver, Baumwollenstoff, gegerbtem Leder, Tüchern und Tuchen, theilweise auch an Mehl und Grütze einkaufen. Die Eigenthümer dieser schwimmenden Magazine und Läden fahren in geschickt gebauten, häufig recht bunt bemalten und mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten Gondeln hinter oder vor ihren Waaren her und schließen mit den Einwohnern Verträge ab, die dem Kaufmanne wie dem Käufer bedeutenden Gewinn bringen.

Die Rückreise machen nun schon diese Gondeln, die oft groß genug sind, um zehn bis zwölf Mann und große Ballen Pelzwaaren, Glimmerschiefer u. a. Sachen aufzunehmen und doch noch dem Eigenthümer zwei elegante Zimmerchen zu lassen, allein und werden stromaufwärts von Pferden gezogen, die, mittels langer Leinen an das Fahrzeug gespannt, auf dem engen Fußsteige am Ufer der Lena eins hinter dem andern gehen. Diese Vorspannpferde werden vom Posthalter gestellt und wie Extrapostpferde berechnet. Bei Schygallowo hört der Wasserweg auf, die aus dem Norden mitgebrachten Waaren werden auf gemietheten Wagen nach Irkutsk gesendet und der Kaufmann jagt auf einem Tarantaß (einem gewöhnlichen russischen Wagen, dessen Hinter- und Vordertheil durch vier lange, federnde Stangen, auf denen der Wagenkorb angebracht ist, verbunden sind), der mit einer „Trojka“ (Dreigespann) feuriger Pferde bespannt ist, dem eigenen Herde zu, den er oft anderthalb Jahre nicht gesehen hat.

Die Regierung hat es in den Jahren 1865—1866 versucht, einen guten Landweg von Katschuga nach Wiercholensk, und im Norden von Ustj-Kutta nach Kirensk zu bauen, und hierzu einige Hundert deportirter Polen verwendet. Sie hat jedoch diese Arbeit aufgegeben, da sie zu ihrer Bewältigung zu wenig Kräfte zu verwenden vermochte.



Winterlandschaft im östlichen Altai.

4. Die Flora und Fauna Sibiriens.

Die Baum- und Pflanzenwelt. — Skizze des Ackerbaues. — Die Wirbelthiere, besonders aber die Säugethiere, Vögel und Fische Nordasiens. — Jagd, Fischfang und Viehzucht.

Zwei Mal haben wir den Weg durch Sibirien zurückgelegt: beide Male in der Richtung von West nach Ost. Wir wollen diese Richtung einmal kreuzen, um Sibirien von Nord nach Süd, womöglich aus der Vogelschau, zu betrachten und seine Flora und Fauna ein wenig kennen zu lernen. Wir könnten uns eigentlich die Mühe ersparen, von den eisigen Küsten des Polarmeeres bis an den Fuß der Gebirge, welche Nordasien von Centralasien scheiden, mehrere hundert Meilen zu reisen, und brauchten nur den riesigen Sajan zu besteigen, um die Pflanzen, welche der Boden Sibiriens ohne Zuthun des Menschen hervorbringt, kennen zu lernen, da die Natur in der Richtung von unten nach

oben ebenso, nur in kürzeren Distanzen, wie in der Richtung von Süd nach Nord wirkt. Wir würden, wenn wir diese Methode befolgten, selbst ein Bild der traurigen Tundren wieder finden, welche auf einzelnen Terrassen des Sajan, die sich mehr als 300 Meter hoch erheben (wie z. B. in der Sajan Tajga bei Baleje, ungefähr 50 Werst östlich von Krasnojarsk), gleichsam als Miniaturbilder der großen Turochansker Tundra, existiren; wir würden dann jedoch gezwungen sein, aus einzelnen Gegenden Manches nachzutragen, was wir auf dem Breiten- und Längenwege, nicht aber auf dem Höhenwege finden: die Natur ist einmal nicht einförmig und einseitig in ihrem Schaffen und Wirken, wenn sie auch nach bestimmten, unwandelbaren Gesetzen schafft und wirkt.

Es ist wol selbstverständlich, daß wir uns nicht lange auf den Inseln des nördlichen Eismeeres und an seinen Küsten aufhalten dürfen, wo nach Castrén's treffender Bemerkung nicht einmal Steine gedeihen wollen, trotzdem die großen Steinkohlenlager, welche sich in jenen Regionen befinden, darthun, daß auch hier in weit entfernten Zeiten eine üppige Vegetation bestanden hat. Heute ist von ihr auf der Oberfläche keine Spur vorhanden. Den eigentlichen Charakter eines Landschaftsbildes in der Nähe des Polarkreises bilden die sibirischen Tundren, die unabsehbaren unfruchtbaren Moräste, von denen die bedeutendsten zwischen dem Ob und Jenisey liegen, obgleich sie auch zwischen den anderen Flüssen nicht fehlen. Einige dieser Tundren sind mit einer ununterbrochenen Decke von Renthiermoos, andere dagegen mit einer ebenso unerquicklichen Decke von Widerthonmoos (Polytrichum) bedeckt, die keine andere Pflanze aufkommen lassen. Die Tundra ist für die Nordpolländer das, was für die Tropengegenden die Wüste Sahara ist. Wenn wir überhaupt von der Schönheit der Tundren sprechen dürfen, so müssen wir sagen, daß von allen sibirischen Tundren die zwischen Ob und Jenisey liegende und von Samojeden bewohnte die schönste, aber auch die furchtbarste ist, ein meilenweites, nacktes, schmuzig weißes Meer. Soweit das Auge des Wanderers reicht, erblickt er nichts als das trostlose schmuzige Weiß des Renthiermooses, das nur hin und wieder mit anderen Moosen abwechselt. Deshalb auch begrüßt der Reisende jede kleine grüne Stelle, welche eine andere Pflanze trägt, oder gar eine kleine Wiese, mit Freuden, wie eine liebliche Oase in der traurigen Wüste. „Diese Gegend“, sagt der Schaman, „hat Gott nicht geschaffen, sie ist erst nach der Sintflut entstanden“, und kein Mensch hat sich bis jetzt in ihr angesiedelt; nicht einmal ein Schneehuhn will sich auf ihr niederlassen und meidet sie ängstlich.

Doch kaum haben wir die Polarlinie gegen Süd überschritten, so ändert sich auch die Scenerie. Es zeigen sich Tannen, Fichten, Birken, Weiden und Espen, und wenn sie auch Anfangs nicht einen riesigen Umfang annehmen, so sieht man doch auf jedem Schritte weiter südwärts eine größere Fülle von Kraft und Lebenslust in ihnen. Sie bilden bald mächtige Urwälder, in denen sich nur der halbwilde Eingeborene zurecht findet und in deren Dunkel er ein einförmiges Dasein führt. Doch bieten auch diese so einförmigen Urwälder Sibiriens, die ja größtentheils aus Nadelhölzern bestehen, einen reizenden Anblick dar; man muß sie nur zur rechten Zeit sehen, und diese ist der Winter. Wenn tiefer Schnee den Boden bedeckt, dann stehen die Kiefern, Fichten, Tannen

und Lärchen wie mit Zucker bezogen da, und während der Schnee auf der Erde in winzigen, fast mikroskopischen Schuppen und Flöckchen liegt, hängt er an den Aesten der Bäume in zollangen Nadeln, welche bei der leisesten Bewegung mit einem wunderbar lieblichen Klange abbrechen und zu Boden stürzen. In dieser Zeit auch wiegen sich ganze Herden von Auerhähnen und Birkhühnern auf den Aesten und Zweigen der Bäume, von deren weißem Winterkleide ihr dunkles Gefieder wunderbar absticht. Ich habe mir einige Male, trotz des Frostes, das Vergnügen gemacht, stehen zu bleiben, um die Menge Auerhähne, welche sich auf einem Baume befanden, zu zählen, und fand ihrer einmal über zwanzig Stück, während andere vereinzelt, oder ebenfalls zu Herden versammelt, auf den benachbarten Bäumen sich des Lebens erfreuten. Wahr und treffend schildert Bayard Taylor in seiner „Winterreise durch Lappland" die Schönheit einer Winterwaldung. Jeder mit dem reinsten Schnee bedeckte Baum gleicht einem gothischen Springbrunnen von Bronze, der mit gefrorenem Schaum bedeckt ist. Von jeder Anhöhe blicken wir auf Tausende solcher Springbrunnen, die sich gleichsam von ihrem Fußgestell von Alabaster und Elfenbein niedriger oder höher erheben. Es ist eine verzauberte Wildniß, weiß, schweigsam, strahlend, mit unerschöpflichen Formen der Schönheit angefüllt. Es ist eine Wildniß von Schönheiten, und das Auge weiß nicht, wohin es blicken soll. Ich möchte dem Bilde Taylor's noch das hinzufügen, daß die Natur dem Reisenden im Winter einen großartigen Weihnachtsbaum aufpflanzt, den sie mit Krystallichtlein beklebt und mit gefiederten Geschenken behängt, die sich der sie schauende Mensch nur herunter zu langen braucht.

Doch nicht allein am Tage, wenn all diese Weihnachtsbäume des Urwaldes im Sonnenlichte wiederstrahlen, ist ein sibirischer Urwald schön. Man kann die Gefahr vergessen, von rings um uns her heulenden Wölfen gefressen zu werden, oder zu erfrieren, wenn man die mit Schneenadeln beklebten Bäume der Tajga bei funkelndem Sternenlichte und unter dem Einflusse des farbigen Polarlichtes betrachtet, das bald in riesigen Raketen zum Himmel emporschießt, welche blitzschnell versinken, bald mächtige Regenbogen bildet, die alle Augenblicke eine andere, aber immer schöne Farbe annehmen, bald auch wie ein Vulkan aus engem Krater einen mächtigen Feuerkegel bis zum Zenithe emportreibt. Dann hört man auf, an den Bäumen einfache, aus Wasser entstandene Krystalle zu sehen, die ein warmer Hauch vernichten kann; man sieht Perlen, Korallen, Brillanten, Saphire und Opale, mit denen die Bäume geschmückt sind. Man wird, ich spreche hier aus eigener Erfahrung, nicht müde, solche Naturschönheiten zu schauen; ja ich glaube, daß Mancher, wie ich, bedauert, daß sie nur kurze Zeit zu sehen sind, und verschwinden wie ein Traum oder wie eine Fata Morgana.

Der sibirische Urwald besteht wol selten aus einer Baumgattung: im Ural wie im Sajan, an den Ufern des Ob wie an denen der Lena, bei Mariinsk wie bei Wjercholensk habe ich immer einen gemischten Bestand gefunden, und diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß diese Wälder gedeihen, troß der Verwüstungen, welche das in weiter Ferne angezündete und vom Winde herbeigebrachte Feuer in ihnen anrichtet. In einem Walde herrscht die Kiefer, in dem anderen die Fichte, Tanne, Lärche oder Zirbelkiefer vor.

Doch scheint dieses Vorherrschen einer Baumgattung einem periodischen Wechsel zu unterliegen. In einer Periode herrscht die Kiefer, unter deren Schutze sich dann Fichten, Tannen, Lärchen, Zirbelkiefern entwickeln, die, wenn die Kiefer abgestorben, schnell ihren Platz einnehmen, während in einer andern Periode eine dieser Baumgattungen lange Zeit hindurch anderen als Schutz und Schirm dient, die später wieder ihre Stelle einnehmen. Ein reger Wechsel im Stetigen! Laubwälder in der Bedeutung, wie sie bei uns in Mitteleuropa herrschen, giebt es in ganz Sibirien nicht. In der Barabasteppe wie in der Kirgisensteppe bei Ischym, Tjukalinsk u. A. findet man zwar sehr schöne Birkenwälder; sie sind jedoch, im Vergleiche mit den ungeheuern Nadelholzwaldungen des ganzen Landes, ja sogar mit dem Umfange der Steppe, zu klein, um den Namen „Wald" beanspruchen zu können. Es sind Haine, welche der Gegend zur Zierde gereichen. Ueberall in dem großen Walde, wenn er durch den Kampf ums Dasein, den die Bäume mit einander in der Erde und über derselben um mineralische Pflanzennahrung, Luft, Licht und Feuchtigkeit führen, genügend gelichtet ist, wachsen auch als Unterholz in den Nadelholzwäldern Birken, Weiß- und Balsampappeln, Ebereschen, Grauerlen und Weidengestrüpp. Außerdem begegnen wir in den Wäldern denselben Heidelbeersträuchern, denen wir in unseren Waldungen begegnen, und in Ostsibirien außerdem noch der Alpenrose (Rhododendron chrysanthum, dauricum), welche eine wahre Zierde der Gegend ist, wo sie in größerer Menge auftritt. Eine Art dieser Alpenrosen, mit großen goldgelben Blumen, wird von den Bewohnern des Sajans statt Thee genossen und hat den Ruf als sicheres Heilmittel gegen Gicht und gegen andere Krankheiten. Dieser Umstand hat ihr den



Die sibirische Gichtalpenrose (Rhododendron chrysanthum).

Namen Gichtrose verschafft und sie als Arzenei in die europäischen Apotheken gebracht. Doch dieses sind nicht die einzigen Sträucher, welchen man in den Wäldern und an den Waldrändern begegnet. Man findet im Sommer wilde Rosen in der üppigsten Blüte, Schneeball, ganz und gar von Blütenkugeln bedeckt, Wachholdersträucher, deren Beeren und Zweige zum Räuchern benutzt werden, Loniceren, Weißdorn, der oft eine Höhe von 2—3 Metern erreicht, und Spiräen, wie sie nicht schöner in unseren europäischen Gärten wuchern. In der Burjatensteppe zwischen Irkutsk und der Lena, und dann weiter nördlich bis weit über Ustj-Kutta hinaus, wuchert der Johannisbeerstrauch, der im Juli seine säuerlichen rothen oder hellgelben Beeren zur Reife bringt, und auf der ganzen Linie vom Ob bis zur Lena fand ich den Maulbeerstrauch, der auch in Ustj-Kutta noch kleine, wenig saftreiche Beeren trug, gewiß aber für jede Pflege dankbar sein würde, und den Gichtbeerstrauch (Ribes nigrum, russ. Smorodina), dessen nicht ganz angenehm schmeckende Beeren von den Russen gern genossen werden. Ob die Multebeere, die „Oblepicha" der Russen, in ganz Sibirien, wenigstens in der gemäßigten Zone gedeiht, bezweifle ich; ich habe ihren Namen zuerst in Ostsibirien und zwar in Ussola gehört, die ganz wie Ananas schmeckende Beere dort zuerst genossen und mich während meiner Rückreise vergebens in Westsibirien nach ihr umgesehen und erkundigt.

Man könnte Sibirien füglich das Land des Nadelholzes, der Beeren und der Schmetterlingsblütler nennen, denn in jeder Waldlichtung, wo der Boden nicht feucht genug ist, um schnell einen mächtigen Graswuchs und eine dichte Rasendecke hervorzubringen, wuchern Beeren, besonders die Preiselbeere, die erfrischende Erdbeere, welche bis weit nach Norden hin den Menschen mit ihrer lieblichen Frucht erfreut, und die Schwarzbeere. Die Bewohner der Städte und Dörfer machen auch häufig in großen Zügen Ausflüge in den Wald, um die verschiedenen Beeren, die das Obst theilweise ersetzen, einzusammeln.

An den Wegen, auf den Auen und Wiesen findet man unsere besten Kleegattungen, sowol den rothen als auch den weißen und den Incarnatklee, in dichten Massen wuchern und auf nicht zu feuchten Wiesen wuchern förmlich verschiedene Wickenarten, die ein sehr nahrhaftes Heu, besonders für Milchkühe, geben. Zwischen diesen Wicken- und verschiedenen Arten von Gräsern (ich fand auf den Wiesen Ostsibiriens alle unsere europäischen Grasarten außer dem Ruchgrase vertreten) bemerkt man das Weidenröschen, hin und wieder den blauen Rittersporn, feuerrothe Nelken und bei den Dörfern das giftige Bilsenkraut, das wol ebenso wie der Stechapfel von den das Land durchstreichenden Zigeunern in ganz Sibirien eingeführt worden ist.

Charakteristisch ist die große Anzahl von Doldengewächsen, welche wir in Sibirien finden. Im ganzen weiten Erdstriche finden wir, soweit er in der gemäßigten Zone liegt, den Schierling in stark entwickelten Exemplaren, den Kümmel, der vorzüglich auf Wiesen vegetirt, welche nicht zu feucht sind, und im Osten der Steppengegend den mächtigen Bärenklau, der in den Lichtungen der Wälder ein eigenthümliches Dickicht bildet, unter dem selbst ein Grashalm nicht aufkommen kann. In solchen Waldlichten erreicht diese Pflanze eine Höhe von nahezu $2^1/_3$ m., und so mancher Flüchtling ist in einem solchen Bärenklauwalde umgekommen.

Auch die Urticäen sind in Sibirien durch hochragende Specien und Individuen vertreten. Einer derselben habe ich schon erwähnt, als ich von den Ostjaken sprach, welche sich ihres Bastes bedienen, um sehr feine, aber trotzdem dauerhafte Netze zu machen. Diese Nessel findet man übrigens in ganz Sibirien häufig, wie auch der wilde Hopfen in ganz Sibirien verbreitet ist, und von den Bäuerinnen als Würze zum Nationalgetränk, dem Quas, verwendet wird.

Im Beginne des Frühlings erfreut die Anemone den Menschen und lockt ihn hinaus in das Gebüsch, in welchem noch der Schnee liegt, und bald nach ihr erscheint auf geeignetem Boden das liebliche Stiefmütterchen und das Gänseblümchen. In den Steppen Westsibiriens sieht man häufig große Mengen blauer Lilien, die sich ihrer weißen Schwestern nicht zu schämen brauchen, während ich in der Burjatensteppe Ostsibiriens die Kaiserkrone und gelben, violettpunktirten Mohn im Juli in voller Blüte fand. Die Sumpfgegenden desjenigen Theils Sibiriens, der in der gemäßigten Zone liegt, sind entweder von Riedgräsern und Schilf bedeckt, oder, wo sie in Seen übergehen, mit Rohr bewachsen. Auch an Orchideen mangelt es nicht und ich habe eine Cypripedie auf dem Friedhofe bei Irkutsk gefunden, die auch in unseren Ziergärten die Augen Aller auf sich lenken und jeden Naturfreund baß erfreuen würde.

Die oben erwähnte Pflanzenwelt finden wir auch jenseit des Baikals, im Nertschinsker Verwaltungsgebiete wieder, doch tritt zu den aufgezählten Pflanzen noch ein wichtiger Baum hinzu, der ganz dazu angethan ist, das Akklimatisiren von Obstbäumen zu versuchen. Es ist dieses der Pfirsichbaum, der jenseit des Baikals wild wächst, und kleine, mit wenig Fleisch ausgestattete Früchte trägt, welche zu Spiritusaufgüssen benutzt werden und der hierdurch entstandenen „Nalewka“ (Aufgußliqueur) den Geschmack des Persikoliqueurs ertheilen. Die Wurzel dieses Baumes giebt einen Maser von vorzüglicher Schönheit, aus welchem viele verbannte Polen sehr schöne Cigarrenspitzen machten, die in Irkutsk, ja selbst in den Dörfern westlich und nördlich von dieser Stadt, guten Absatz fanden.

Die wilde Flora der gemäßigten Zone Sibiriens unterscheidet sich, wie aus Obigem zu sehen, nicht bedeutend von der wilden Flora Mitteleuropa's und wenn auch, besonders unter den Bäumen, uns mancher fehlt, so finden wir doch die meisten, außer etwa der Eiche, Weiß- und Rothbuche, wenn auch in besonderen Varietäten, vertreten. Für die wenigen fehlenden Pflanzenspezies treffen wir aber auch andere im wilden Zustande an, die vielleicht den Mangel ausgleichen.

Ueber die angebauten Pflanzen hier nur einige Worte. In der ganzen gemäßigten Zone Sibiriens werden dieselben Getreidegattungen gebaut, welche auf unseren Feldern gedeihen, und nur in Ausnahmejahren ist Mißwachs infolge eines späten Reifes. Auch unsere Gemüsegattungen gedeihen ohne Ausnahme und im Minusinsker Kreise reifen Melonen unter freiem Himmel. Bis weit über Ustj-Kutta hinaus wird Getreide- und Kartoffelbau getrieben und wenn sie nicht den Ertrag bringen, den wir in unseren Gegenden von ihnen haben, so trifft wol den Menschen selbst ein gutes Theil der Schuld.

Wir wollen uns mit den freundlichen Lesern nochmals in den Urwald Sibiriens, in die „schlummernde Tajga“, versetzen, denn als solchen Einen müssen wir den Wald auffassen, der ganz Sibirien, vom Ural bis an den Stillen

Ozean, und von der Schneelinie der im Süden des Landes gelegenen Gebirgszüge, bis an die Schneelinie im Norden des Landes, bedeckt. Dieser Urwald ist zwar durch mächtige Flüsse von einander getrennt, aber verbunden ist er an ihren Quellen, und die Gleichheit des Charakters der Gesammtflora macht auch den Wald zu einem Ganzen und Ungetheilten.

Selbst die Menge Dörfer, und die wenigen Städte des großen Erdstriches, mit den zu ihnen gehörenden Gärten und Feldern, ändern nichts an der Sache. Diese bebauten und angebauten Fleckchen Landes sind — vereinzelte Inseln im unendlichen Ozean, kleine Oasen in der Wüste.

Sollten wir nicht die Steppen als Waldscheiden auffassen und uns hierdurch bemüßigt sehen, von sibirischen Urwäldern, nicht aber von einem Urwalde zu sprechen? Keineswegs. Denn wie der Wald im Süden der Steppe, in den Gebirgsgegenden, miteinander verbunden ist, ebenso begrenzt er sie wieder im Norden, und wenn auch zwischen den südlichen Ausläufern des Urals und den westlichen des Kleinen Altais die weite, offene Kirgisensteppe liegt, so ist doch auch sie im Norden von einem Waldmassive begrenzt, von dessen majestätischer Größe und Wildheit der Europäer sich kaum eine Vorstellung machen kann. Man muß in ihn hinein, um ihn zu bewundern.

Nachdem wir so die Einheit des sibirischen Urwaldes dargethan haben, wollen wir uns in ihn hineinversetzen, um das Leben und Treiben der Thierwelt mit anzusehen, denn wenn er auch für den Menschen schlummert, so ist er doch nicht eine unbelebte Wüste, wie es wol überhaupt in der Natur keine unbelebte Stelle giebt. Sie ist lebendig und schafft überall Leben.

Urwaldkönig ist der Bär, den der Sibirier „Michaïl Iwanowitsch" (Michael, Sohn Johanns) nennt, wie wir ihn bei uns „Meister Petz" nennen. Er herrscht unbeschränkt, und nimmt soviel Tribut, als ihm beliebt, oder besser, als er eben erreichen kann. Infolge dieser autokratischen Stellung des Michaïl Iwanowitsch herrscht in der Tajga ein wenig reges Leben, eine ewige Jagd auf Thiere, die, weil sie von der Natur mit schlechteren Waffen, als er, ausgerüstet sind, ihm als Beute verfallen, wenn sie sich nicht durch Schnellfüßigkeit retten. Für ihn ist selbst ein Elennthier nicht zu schwer, und er versteht es herrlich, dieses aus der Fallgrube zu holen, wenn es in eine solche gestürzt ist, und solche Fallgruben von einer Tiefe von mehr als einer Klafter, deren Wände mit Rundholz ausgelegt sind, richtet sich der Sibirier tief im Walde ein, um Wild zu fangen. Ja, Michaïl Iwanowitsch trägt sogar ein solches Thier mehrere hundert Schritte weit in seine Höhle, in deren Nähe er es vergräbt, um gelegentlich an ihm seinen Appetit zu stillen. Wegen dieser Stärke des Bären ist seine Nachbarschaft den Bewohnern derjenigen Dörfer, welche dicht am Urwalde liegen, sehr gefährlich, da er ihren Herden häufig seinen Besuch abstattet, um auch von ihrem Ertrage seinen Antheil zu entnehmen.

An der großen Heerstraße, welche Sibirien in der Richtung von West nach Ost resp. Südost, d. h. von Ekaterinenburg bis Irkutsk und von dort bis Kjachta durchschneidet, zeigt er sich selten, da er das Geräusch, welches das Thun und Treiben des Menschen verursacht, nicht liebt. Die Axt, welche den Wald immer mehr vom Dorfe entfernt, vertreibt den Sohn Iwan's und zwingt

ihn, sich immer mehr nach Süd, ins Gebirge, nach Nord, in die unbewohnten Tundren, und nach Ost, in das noch unbewohnte Jakuterland, zurückzuziehen, wie es ja wol hauptsächlich die Axt gewesen ist, die Meister Petz aus Deutschland, zum mindesten aus seinen Ebenen, vertrieben hat.

Hin und wieder kommt jedoch auch ein Bär in die Nähe der kleineren, dem Urwalde noch sehr nahen Städte, wie Atschinsk, und erregt allgemeinen Schrecken; gewöhnlich büßt jedoch Bruder Michaïl diese Kühnheit mit dem Leben, da bald hinreichende Mannschaften, mit Büchsen und Beilen bewaffnet, ihm entgegentreten. Im Allgemeinen scheut der Bär die Gegenwart des Menschen ebenso, wie die Gegenwart seines Gleichen. Den Kampf mit dem letzteren scheut er nicht, und man findet nicht selten im Urwalde zwei Bären, die sich gegenseitig getödtet haben. Dagegen eilt er davon, wenn er einen Menschen von Weitem erblickt, und macht sich erst kampfbereit, wenn er ihn in großer Nähe zu Gesicht bekommt. Vor Hunden hat er Respekt, und wenn der kleinste ihn von hinten anfällt, nimmt Michaïl Reißaus, aus Furcht, daß er ihn in das Hintertheil beißen werde. Deshalb auch nimmt jeder Bärenjäger einen kleinen Kläffer mit sich.

Es scheint, daß der Bär nur in der Noth im Walde umhereilt, um irgend ein Thier zu erjagen. Er kennt die Pfade der wilden Wiederkäuer, weiß, wo sie weiden, was gewöhnlich an solchen Stellen geschieht, die reich an Salzefflorescenzen sind, und eben so gut weiß er, an welcher Stelle eines Baches oder Flusses sie zur Tränke kommen. Da lauert denn auch Bruder Michaïl im Hinterhalte und fällt plötzlich über die Herde her, die scheu entflieht, aber immer ein Individuum verliert, das der schlaue Iwanowitsch in sein Versteck trägt.

Häufig ereignet es sich, daß ein in der Nähe eines Dorfes hausender Bär den Bewohnern lästig geworden, die dann eine allgemeine Treibjagd veranstalten, um ihn zu erlegen oder zu vertreiben. Die Jäger sind tief im Walde und suchen Bruder Michaïl, taxiren wol schon sein Fell, — da schaut er durch die Fenster ihrer eigenen Wohnungen, schreckt Frauen und Kinder, reißt auch wol ein altes Haus ein, demolirt die Umzäunung, und entfernt sich dann gerade in der Richtung, welche derjenigen, die die Jäger genommen, direkt entgegengesetzt ist.

Man erzählte mir in Sawatjejowka, das hart am Sajaner Urwalde liegt, es ereigne sich nicht selten, daß, wenn die Weiber und Kinder am Sonntage Beeren pflücken gehen, sie plötzlich auf einen Bären stoßen, der sich eben neben ihnen labt, denn er ist ein großer Freund von Beeren. Wenn Bruder Michaïl bei guter Laune ist, sieht er dem Getriebe ruhig zu, und dieses mag wol dann geschehen, wenn er schon seinen Appetit gestillt hat. Hin und wieder scheint ihm aber doch das Eindringen der Menschen in sein Gebiet nicht zu gefallen und dann stürzt er sich auf die Eindringlinge. Es soll sich bei einer solchen Gelegenheit vor nicht zu langer Zeit der Fall ereignet haben, daß er brummend einen jungen Bauer anfiel, ihm einen tüchtigen Schlag versetzte und dann sich wieder ruhig ans Beerenpflücken machte.

Der Muth des Bären ist ein sehr zweifelhaftes Ding. Ich sah auf einer Etappe einen jungen dunkelbraunen Bären, der zur Spezies Ursus arctos gehörte und ohne jegliches Abzeichen war, und in Nischny-Udynsk einen anderen, mit einem weißen Streifen um den Hals und weißen Flecken

am Kopfe, dessen Spezies ich nicht genauer bestimmen will, da ich nicht weiß, ob er nicht schon in neueren Lehrbüchern seine ihm gebührende Sonderstellung angewiesen erhalten hat. Beide Thiere wendeten scheu die Köpfe ab, wenn man ihnen dreist in die Augen sah, brummten dann und suchten irgend einen Versteck. Wenn man aber den Blick von ihnen wendete, ja sogar that, als ob man sich vor ihnen fürchte, dann streckten sie begierig ihre Tatzen nach den Menschen und suchten ihn mit ihren Krallen zu erfassen. Dasselbe Manöver machten auch alte Bären, deren jede in Sibirien vagirende Zigeunerbande einen hat.

Michaïl Iwanowitsch wird mir auch verzeihen, daß ich seine von anderen Schriftstellern gerühmte Geschicklichkeit im Ringen anzweifle. Für einen Bären freilich mag er sehr geschickt sein, und einen schwachen Europäer mag er, nicht durch Geschicklichkeit, aber durch riesige Kraft, mit Leichtigkeit erdrücken. Aber mit seiner Geschicklichkeit ists zu Ende, sobald er mit einem Samojeden, Ostjaken, Juraken, Tungusen, Jakuten, Karagassen oder einem russischen Sibirier, der im Urwalde zu Hause ist, zusammentrifft und dem Kampfe nicht ausweichen kann. Ich habe im Bureau des Sasjedatels in der Telminer Fabrik einen Bauer aus Sawatjejowka kennen gelernt, der dahin zu einem Termine vorgeladen war. Es ereignete sich dieses im Oktober 1868. Als ihn der Beamte, nachdem die Verhandlung, wegen welcher er vorgeladen gewesen, geschlossen war, frug, wie viel Bären er im Laufe des Sommers erlegt habe, erklärte er, daß es ihm nur — neun zu erlegen gelungen war, weil ihm einige entwischten. Der Sawatjejowker Bauer war aber auch ein wahrer Herkules; in jedem Gardekürassier-Regimente konnte er unbedingt Flügelmann sein. Er ging auf die Bärenjagd ausgerüstet mit einem $1/3$ Meter langen Messer, das ihm der Schmied seines Dorfes angefertigt, mit einem Beile und dem nöthigen Mundvorrathe für einige Tage. Ja, er nahm absichtlich keinen Hund mit sich, um Bruder Michaïl nicht zu verscheuchen. Wenn er ihn hinreichend geneckt und erzürnt hat, sodaß er kampfbereit sich auf die Hinterpfoten erhebt, dann stürzt sich der Bauer auf ihn, stößt ihm mit sicherer und kräftiger Hand das Messer in die Brust, und giebt ihm wenige Augenblicke darauf schon einen so kräftigen Hieb mit dem Beile auf den Schädel, daß er umfällt und weiter keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Während eines solchen Zusammentreffens darf freilich der Mensch kein Schwächling und Feigling sein, denn sonst zieht er den Kürzeren, da Iwanowitsch in frühester Jugend von seiner Mama im Klettern, Laufen und Schwimmen, ja sogar im Ringen unterrichtet und geübt wurde, Strafe erhielt, wenn er sich ungelehrig zeigte, dagegen geliebkost und gehätschelt wurde, wenn er Kapazität und Genialität bewies.

Außer den schon erwähnten Spezies hausen in den Wäldern Sibiriens noch der große, hellbraune, zottige Bär, dessen Haar wellenförmig gekräuselt ist. Er ist größer als die vorher beschriebenen, und soll auch gefährlicher sein als diese, unterscheidet sich jedoch in seiner Lebensweise nicht von anderen Bären. Wie jene, sucht auch er Beeren, Gras und Fleisch, nur soll er nicht so begierig nach Honig sein, wie der dunkelbraune, ohne und mit Halsring und Flecken. Neben und mit ihnen treibt sich in den Dickichten der kleinere rabenschwarze Bär umher, doch scheint er seltener zu sein als die anderen,

da sein Fell am theuersten bezahlt wird. Ein sehr gutes schwarzes Bärenfell wird mit 25—30 Rubel und darüber bezahlt.

Doch nicht allein in den dunkeln Wäldern Sibiriens lebt der Bär; er hat sich weit jenseit der Linie, wo die Vegetation aufhört, hinausgewagt, sich der arktischen Natur angepaßt und an den Genuß von Fischen gewöhnt, die er zu fangen gelernt hat. Selbst die Farbe seiner Bekleidung hat er dermaßen verändert, daß er vom Schnee, in dem er ruht, und von den Eisschollen nicht zu unterscheiden ist, auf denen er Phoken und andere Säugethiere, welche im Meere leben, aber, um sich während des langen Tages der bekanntlich in jener Gegend ebenso lange, wie der Sommer, d. h. sechs Wochen, dauert, im Sonnenscheine zu ergötzen, aufs Eis gehen, jagt und verspeist. Es ist dieses der bekannte Eisbär, mit dem der ganz im Norden hausende Halbwilde ums Dasein kämpfen muß. Von den Siegen und Niederlagen des Menschen in jenen unwirthlichen Gegenden schweigt die Geschichte. Sie giebt uns keine Kunde über den eigentlichen Beherrscher des Polarreichs, denn die wenigen Trophäen, welche wir in unseren größeren Städten in den Schaufenstern der Pelzhändler, oder in den Museen erblicken, stammen gewöhnlich von Eisbären, die der muthige Europäer, welchen der Durst nach Wissen gegen den Nordpol hin getrieben, erlegt hat.

Das Fell sämmtlicher Bärenspezies ist ein gesuchter Handelsartikel; das Fleisch verachtet der Russe, denn er nennt es unrein, „pogane“. Die halbwilden Völkerstämme sind in dieser Beziehung klüger und genießen das Bärenfleisch. Die Tungusen bringen im Dezember immer eine hübsche Anzahl geräucherter Bärenschinken nach Ustj-Kutta und Kirensk; so lange dort polnische politische Deportirte als Strafarbeiter waren, fanden sie immer guten Absatz mit ihrer Waare, trotzdem sie im höchsten Grade mangelhaft zubereitet ist. Sie riecht sehr unangenehm nach Birkentheer, weil die Tungusen alles Fleisch mit Birkenrinde räuchern. Da jedoch Fleisch in dieser Gegend eine Seltenheit ist, weil sich der russische Bewohner der Lena-Ufer nur in geringem Maße mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt, wird auch nach Birkentheer riechendes Fleisch noch gern dem Tungusen abgekauft, nach Möglichkeit von seinem unangenehmen Geruche befreit und verzehrt. Man kauft es übrigens für einen Spottpreis vom Tungusen, denn man zahlt für's Pfund etwa eine Viertelkopjeke (1 Pfennig).

Wenn Bruder Michaïl Iwanowitsch ausschließlich auf dem Boden lebt und nur zum Vergnügen auf Bäume klettert, um etwa in sie hineinzublicken, wenn sie hohl sind, und nachzuschauen, ob sich vielleicht ein Schwarm Bienen in ihrem Innern befindet, dem er dann unbarmherzig den Honig, von welchem er ein großer Freund ist, wegnimmt, so lebt sein naher Verwandter, der Vielfraß (Gulo borealis), hauptsächlich auf Bäumen, von denen er auf seine nichts Arges ahnende Beute herabspringt.

Vor allen Dingen muß ich den Vielfraß einigermaßen von einem ihm gemachten Vorwurfe rein waschen, der ihm zu seinem deutschen Namen verholfen hat. Das ungefähr $^{3}/_{4}$ Meter lange Thier, das einen 8 Zoll langen, dicht und fein behaarten Schwanz hat, frißt eben nicht mehr, als jedes andere Thier seiner Größe. Er ist also durchaus nicht vielfräßig. Dagegen würde ich den Gulo den „Vielverderber“ nennen, da er mehr verdirbt als er verzehren kann.

Wenn er auf einem Baumaste auf der Lauer liegt und ein wilder Wiederkäuer bei dem Baume vorbeigeht, springt der Räuber schnell auf ihn hinab, klammert sich mit Pfoten und Zähnen an sein Genick und martert ihn zu Tode, um von demselben so viel zu genießen, wie eben nothwendig ist, um den Appetit zu stillen, d. h. um sich einmal zu sättigen. Den sehr bedeutenden Ueberrest der Beute überläßt nun der Vielfraß anderen Raubthieren. Man sagt, daß der Vielfraß hauptsächlich das Rückenmark liebt und es aus den Knochen herauszieht. Ich übernehme für die Wahrheit dieser Behauptung keinerlei Verantwortung. Außer den Wiederkäuern liebt der Vielfraß auch das Schneehuhn (Lagopus alpinus), und gewiß auch noch anderes Geflügel, an dem ja der Urwald Sibiriens überreich ist.

Ich weiß nicht, ob auf den Vielfraß absichtliche Jagden angestellt werden; doch kommt sein brauner, dichter und sehr weicher Balg ziemlich häufig im Handel vor, ist jedoch nicht theuer, wahrscheinlich weil er, trotzdem er einen sehr warmen Pelz giebt, nicht sehr schön ist, da ihm der Glanz fehlt.

Neben Bär und Vielfraß haust der Wolf (Canis lupus), von dem sich nicht viel Rühmenswerthes sagen läßt. Er ist nicht viel größer als der europäische Fuchs, weit feiger als der europäische Wolf, so daß er sich nur in der höchsten Noth, etwa zur Vertheidigung seiner Jungen, an den Menschen wagt, und sich mit kleinen Thieren oder mit dem Fleisch gefallener Pferde, Rinder u. s. w. begnügt. Selbst in großen Herden wagt sich der Wolf nicht an einen „Tabun" (Herde) Pferde, wenn dieser einen guten Hengst zum Führer hat. Im Januar 1869 fiel mir in der Steppe bei Groß-Jelan eines meiner Pferde. Mein Kamerad fuhr mit dem anderen nach Jelan, um mir von dort Menschen zu Hülfe zu senden. Ich sah im nahen Gebüsche die Augen der Wölfe funkeln, hörte ihr Geheul, aber keiner der Räuber wagte es, sich mir zu nahen, und ich konnte ruhig ein in Europa nie gesehenes, großartiges Naturschauspiel anstaunen, ein Nordlicht, dessen Pfeiler sich abwechselnd, wie Raketen von riesigen Dimensionen, bis zum Zenithe erhoben und plötzlich niedersanken, um einem ebenso riesigen Feuerbogen Platz zu machen. Dieses Schauspiel machte mir sogar einen Augenblick den mir drohenden Verlust vergessen. Gefahr für mich sah ich nicht in der Nähe einer Herde sibirischer Wölfe, deren Feigheit mir bekannt war, und gegen die ich mich nöthigenfalls mit einem Beile zu vertheidigen verstanden hätte. Sie entflohen übrigens, als ich mich dem Walde nahte, einige trockene Aeste von einem niedrigen Baume hieb und ein lustiges Feuer anzündete.

Der Sibirier macht übrigens keine Jagd auf Wölfe. Wenn ihm ein Stück Vieh fällt, zieht er ihm das Fell ab, und fährt den Kadaver, nachdem er ihn vorher mit einer giftigen Witterung ausgestattet hat, an den Saum eines nahen Waldes, und findet dort gewöhnlich einige verendete Wölfe. Man sagt jedoch, daß ein Pelz aus Bälgen, die von vergifteten Wölfen herrühren, nicht sehr dauerhaft ist, sondern leicht die Haare verliert.

Die halbwilden Völker in den sibirischen Urwäldern jagen den Wolf auf ihren Schlittschuhen, die bekanntlich sehr lang, hinten und vorn in die Höhe gebogen und unten mit dem Felle irgend eines kurzhaarigen Thieres beschlagen sind, was das Zurückglitschen des sich ihrer zum Berganlaufen Bedienenden verhindert.

Der so gejagte Wolf sinkt tief in den Schnee ein, über den der wilde Jäger dahingleitet, wird von diesem schnell eingeholt und mit dem Stocke, mit welchem er sich vorwärts schiebt, erschlagen.

Der europäische Fuchs (Vulpes vulgaris) ist das Sinnbild der List, und ist deshalb das Thema zu vielen Fabeln geworden, wie er auch häufig das Thema zur Unterhaltung der Jäger bildet. Schon der biblische Fuchs, von dem die Mythe sagt, daß er sich habe von Simson fangen lassen, um mit anderen seines Gleichen, am Schwanze zusammengebunden und mit Bränden versehen, die Felder der Philistiner zu verwüsten, scheint durch seine Intelligenz mit unserem „Reinecke“ nicht verwandt gewesen zu sein, sonst hätte wol Christus seinen Jüngern den Rath gegeben, einfältig wie die Tauben, aber listig wie die Füchse zu sein. Nun sagte er ihnen aber, sie sollten listig sein „wie die Schlangen“, und — sie sind es in unserer Zeit, und beißen den Bauer, Staat genannt, der sie an seinem Busen erwärmt und groß gezogen hat.

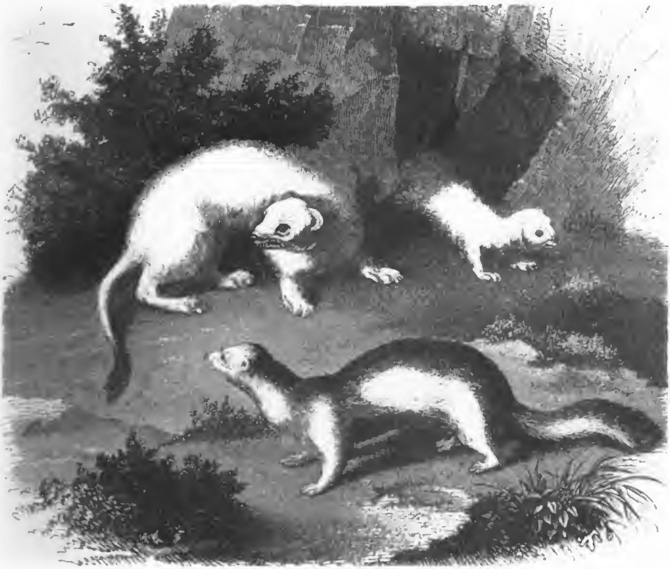
Der sibirische Fuchs ist, in Bezug auf seine geistigen Fähigkeiten, nicht im Entferntesten mit unserem Reinecke zu vergleichen: er hat es gar nicht nöthig, klug und listig zu sein. Wozu soll dem sibirischen Fuchse die Schlauheit dienen? Seine Beute, einen jungen Hasen, ein nicht flügges Schneehuhn, ein kleines Reh u. dergl. erringt er ohne große Mühe und Nachdenken; um seinen Feinden zu entrinnen, dazu bedarf es, besonders im Sommer, keiner großen Schlauheit, und im Winter würde ihn auch diese nicht vor den ihn auf gutem Pferde verfolgenden Menschen retten. Ich bin der Ansicht, daß sich die intellektuellen Anlagen unseres europäischen Fuchses in dem Maße entwickelten, als sich in Europa die Gefahren für ihn vermehrt haben, als sich die Bewohnerzahl vermehrt, der Wald verringert hat und die Kultur gestiegen ist. Selbst der Geruchssinn des sibirischen Fuchses scheint nicht so entwickelt zu sein, als es der seines europäischen Stammgenossen ist. Denn während der letztere bekanntlich sehr schwer mit vergiftetem Aase zu bekommen ist, wird der sibirische größtentheils mit solchem getödtet. Nur selten stellt der Sibirier Fallen oder Schlingen, und der Fuchs geht ohne Schwierigkeit in dieselben.

Die Farbe des sibirischen Fuchses ist bedeutend heller als die seines europäischen Stammgenossen, auch schien er mir etwas kleiner zu sein als dieser; doch will ich dies nicht apodiktisch behaupten, da mir, als ich den sibirischen Fuchs sah, kein europäischer zum Vergleiche zu Gebote stand. Ein guter gelber Fuchsbalg kostet höchstens 3 Rubel.

Auch der Fuchs hat sich dem arktischen Klima anzupassen verstanden und ist dort zum blauen Fuchse (Vulpus lagopus) geworden, der während des kurzen Sommers bräunlich, im Winter aber schneeweiß ist. Er lebt jenseit des Polarkreises auf dem Festlande, ja selbst auf den Inseln des nördlichen Eismeers, und nährt sich hauptsächlich von Mollusken und anderen vom Meere auf das Ufer geworfenen Thieren. Gegenüber von Menschen, welche in jene Gegenden kommen, verhält er sich, wie Wrangel erzählt, ungemein insolent. Während sie schlafen, verzehrt er ihre Nahrungsmittel, welche er ihnen selbst aus dem Verstecke unter ihrem Lager hervorzieht. Sogar Kleidungsstücke, welche ihm zu nichts nützen, raubt er, um sie zu verderben, und was er nicht mit-

schleppen kann, das beschmuzt er. Der Balg dieses Fuchses ist bekanntlich theuer, denn er giebt ein ausgezeichnetes Pelzwerk.

In den unwirthlichsten Gegenden des Urwaldes lebt der schwarze Fuchs, dessen Fell das theuerste aller Pelzwerke liefert, da sein Sommerbalg gewöhnlich schon mit 80—90 Rubel, sein Winterbalg häufig mit einigen hundert Rubeln bezahlt wird. Das tiefschwarze feine Haar glänzt wundervoll und es entspringen ihm, wenn es gegen den Strich gestreichelt wird, elektrische Funken.



Der sibirische Iltis und das Hermelin im Winterkleide.

Der schwarze Fuchs, der an sich schon eine Seltenheit ist, wird sehr selten eine Beute des russischen Sibiriers. Sein Balg kommt hauptsächlich durch die halbwilden Volksstämme in den Handel. Da sie auch verpflichtet sind, schwarze Fuchsbälge als „Jassak“ (Tribut) zu liefern, welchen, wie ich schon gezeigt habe, die Kreishauptleute (Isprawnik) einziehen, so ist es bei der bekannten Gewissenhaftigkeit dieser Herren kein Wunder, ihre Frauen in schwarzen Fuchspelzen, die bis zehntausend Rubel werth sind, einherstolziren zu sehen, wobei man sich dann häufig des französischen Calembours „une poissonnière vétue en robe de soie“ erinnert.

In Bezug auf die Oekonomie und Kapazität des schwarzen Fuchses läßt sich nur das sagen, was ich bereits oben von seinem gelben Bruder gesagt habe; er ist, wie jener, ein Raubthier und bedarf in den finstern Wäldern keiner

großen Weisheit, um seinen Unterhalt zu finden, oder seine Feinde zu dupiren. Gegenüber der uneingeweihten Menschheit geht es diesem Schwarzen, wie es den Schwarzen im Habite des h. Loyola geht: er wird für klüger gehalten als er ist.

Der berühmteste Pelzlieferant Sibiriens ist der Zobel (Martes zibellina). Dieses Raubthier lebt größtentheils auf Bäumen und nährt sich von Eichhörnchen, Vögeln und anderen kleinen Thieren, verschmäht auch junge Hasen nicht, ja fällt sogar alte an und verzehrt sie. Nur im Nothfalle, d. h. wenn es auf den Bäumen keine Nahrung findet, steigt es auf die Erde herab und dann mordet es, was es findet, besonders Vögel, welche auf der Erde brüten, ja sogar junge Rehe. Der Zobel legt sein Nest in hohlen Bäumen an und bereitet es mit großer Sorgfalt für seine Nachkommen vor. Er lebt nur in den dunkelsten Theilen des sibirischen Urwaldes und ist auch hier ein nicht zu häufig angetroffenes Thier, dessen Jagd gar nicht leicht ist. Der Jäger muß tagelang auf einen Zobel lauern, hat Kälte und Hunger zu ertragen, ehe es ihm gelingt, sich einem Zobel auf Schußweite zu nahen, oder sogar mit einer Schlinge an ihn heranzukommen. Allen diesen Strapazen ist nur der halbwilde, nicht russische Bewohner Sibiriens gewachsen, welcher ihn nicht mit einer Büchse, sondern mit seinem Bogen erlegt und sich hierzu eines Pfeiles mit rundem Kopfe bedient, um ja nicht das theure Fell zu beschädigen. Wenn der Zobel betäubt zu Boden stürzt, schlachtet ihn der Jäger und zieht ihm regelrecht das Fell über die Ohren. Man sieht, daß das Erbeuten eines Zobelfelles recht viele Umstände und Mühe macht; doch beeinflußt dieses nur in sehr geringem Maße den Preis desselben. Dieser ist vielmehr abhängig von der Seltenheit und Schönheit des Felles. Je dichter und weicher der „Daun", das ist das Unterhaar, je länger die „Flamme", d. h. das lange Haar ist, desto theurer ist das Zobelfell. Dieses erklärt auch, warum der Preis zwischen 8 und 30 Rubel schwankt.

Fast mit eben solchen Schwierigkeiten ist die Jagd des Hermelins (Mustela erminea) verbunden, das zwar häufiger ist als sein soeben beschriebener Verwandter, aber nicht so leicht zu attrappiren ist, da es im Winter schneeweiß, also auf dem Schnee schwer zu erkennen ist, während sein braunes Sommerkleid gar keinen Werth hat. Das Hermelin wagt sich übrigens auch in die Nähe der menschlichen Wohnungen und führt auf den Gehöften einen energischen Kampf mit Ratten und Mäusen. Auf dem Gehöfte meiner Wohnung in Groß-Jelan, welche am äußersten Ende des Dorfes lag, hatte ich manchmal Gelegenheit zu sehen, wie dieses kleine Thier mit einer Ratte fertig wurde, oder eine Maus fing und mit seiner Beute durch ein kleines Loch im Zaune ins Freie entschlüpfte. Neben ihm lebt das Wiesel (Mustela vulgaris), welches wie er vom Raube lebt, Ratten und Mäuse vertilgt, jedoch nicht gejagt wird.

Um die Zahl der Raubthiere voll zu machen, hat sich auch der Hausmarder (Mustela foina) und der Iltis (Mustela putorius) in Sibirien angesiedelt und richtet hier häufig unter den Tauben, welche der Russe als Sinnbild des heiligen Geistes verehrt, bedeutenden Schaden an. Im Allgemeinen kommt jedoch dieser den „heiligen Vogel" nicht achtende Mörder selten vor, wenigstens habe ich während der sieben Jahre, während welcher ich in Sibirien gelebt habe, nur zwei oder drei Marderbälge gesehen.

Auf den Bäumen des sibirischen Urwaldes hausen nicht blos Räuber, die dem Leben verschiedener Thiere nachstellen, sondern auch solche, die sich nur der Habe der Schwächeren bemächtigen, sonst aber Vegetarianer sind, also sich aus dem Pflanzenreiche ihre Kost wählen. Ich meine die verschiedenen Gattungen der Eichhörnchen, welche auf den Bäumen hausen, sich jedoch selbst kein Nest bauen, sondern gewöhnlich das von einer Krähe, Elster oder Dohle gemachte beziehen und nach eigenem Geschmacke einrichten, wozu die Ueberwölbung gehört. In diesem Neste hält sich das lebhafte Thierchen während der Nacht und während des Winters auf, für den es eine große Menge Cedernüsse und andere Samenkörner aufspeichert. Wenn der Wind und Sturm aus der Richtung des Einganges drohen, verstopft das Eichhörnchen denselben, denn es liebt Wärme und ruhige Luft. Außer dem Raube, dessen sich das Eichhörnchen an fremden Eigenthum schuldig macht, begeht es keine anderen Sünden; trotzdem büßt es schwer für den Hausdiebstahl, denn ihm stellen sämmtliche Räuber nach, die, wie es selbst, auf Bäumen hausen, und außerdem sind auch der sibirische Adler, die Eule und andere Raubvögel seine geschworenen Feinde, denen es durch geschickte Sprünge von Baum zu Baum, von Ast zu Ast und durch schnelles Laufen auf den Baum, den es immer in einer Schraubenlinie erklettert, zu entkommen sucht. Der gefährlichste Feind des Eichhörnchens ist der Marder, der ja auch auf und in Bäumen lebt und leicht das Nest der ersteren erspäht. Vor diesem Feinde flieht das flinke Eichhörnchen und wirft sich, um schneller zu entkommen, vom Baume, wobei es Füße und Schwanz wagerecht ausbreitet, wodurch der Fall verzögert wird, also seine Folgen abgeschwächt werden. Infolge dieser Gewohnheit des Eichhörnchens mag sich wol bei einer Spezies die Haut zwischen Füßen und Körper bedeutender entwickelt haben, und diese bedeutender entwickelte Haut, die es zum schrägen Sprunge von einem Baume auf einen nicht fern stehenden benachbarten befähigt, wurde auf die Nachkommen vererbt, und hat zur Erhaltung der Spezies in Gegenden, in welchen dem Eichhörnchen noch mehr Raubthiere nachstellen, gewiß viel beigetragen.

In Sibirien leben: 1. das gewöhnliche rothe Eichhörnchen (Sciurus vulgaris), 2. das schwarze Eichhörnchen (Sciurus niger), 3. das graue Eichhörnchen (Sciurus cinereus) und 4. das wenig bekannte Nachteichhörnchen (Sciuropterus sibiricus).

Die drei erstgenannten Spezies sind Gegenstand eifriger Nachstellungen seitens sämmtlicher Bewohner Sibiriens. Der russische Jäger schießt nie anders nach einem Eichhörnchen, als wenn er seine Nase sieht, die er auch sicher trifft. Würde er eine andere Stelle des Körpers zum Ziele wählen, so würde er das kleine Fell vernichten. Ich habe unter tausend Eichhörnchenfellen nicht eins gefunden, das an einer andern Stelle, als an der Nase, beschädigt gewesen wäre. Die halbwilden Volksstämme gehen nur mit Pfeil und Bogen auf die Eichhörnchenjagd und zwar bedienen sie sich auch zu dieser nur stumpfer Pfeile, d. h. solcher, deren Spitze nicht scharf, sondern kugelförmig abgerundet ist.

Die Bälge der Eichhörnchen werden sowol nach ihrer Behaarung als auch nach ihrer Farbe klassifizirt und bezahlt. Am wenigsten gesucht sind die rothen, am meisten die grauen. Ganz weiße Eichhörnchen sind eine große Seltenheit.

Aus den Schwänzen der Eichhörnchenfelle werden die sogenannten Boas gemacht. Die Schwänzchen werden zu diesem Behufe aufgetrennt, zusammengerollt und nachträglich gepreßt und getrocknet und nun Scheibe an Scheibe auf eine Schnur gezogen. In der Lenagegend nimmt jeder Bauer, wenn er während des Winters reist, einen Boa um den Hals, der weit bequemer ist und wärmer hält, als das beste Tuch, und die gute Eigenschaft hat, daß das Eis, welches sich an ihm aus dem Hauche des Menschen gebildet hat, schnell abthaut und daß dann auch sogleich der Boa selbst ganz trocken ist, während sich die Feuchtigkeit an einem Tuche länger hält. Ich kaufte mir im Dezember 1866, während meiner Rückreise aus Ustj-Kutta nach Irkutsk für $1^1/_2$ Rubel einen schwarzen Boa, den ich mir dreimal um den Hals wickeln konnte, und ich muß gestehen, daß ich ihn für jene Gegenden sehr praktisch fand.

Das Fell der Nachteichhörnchen bekommt man selten zu sehen. Dagegen sieht man Fellchen von gestreiften Eichhörnchen (Tamias striata), den Burundjuks der Sibirier, sehr häufig. Es sind dieses niedliche graue, braungestreifte Thierchen von der Größe einer Ratte, die man in den Waldungen Sibiriens, besonders an den Flüssen, sehr häufig sieht. Die kleine Ratte sitzt auf einem Strauche, wiegt sich auf seinen Zweigen und verschwindet, sowie der Mensch sich ihr naht. Besonders häufig sah ich diese Thierchen in der Lenagegend, wo man ihre Fellchen zu Spottpreisen kaufen kann. Sie geben sehr leichte Pelzchen für Kinder und Damen, werden aber am häufigsten zu Pelzbesätzen und Aufschlägen benutzt, sind aber als solche nicht schön.

Mit einem nahen Verwandten der Eichhörnchen trifft man besonders häufig in den Niederungen Ostsibiriens, so z. B. bei Sucha, zusammen, dessen Pelz jedoch kein Gegenstand sehnsüchtigen Verlangens ist. Es ist dieses der Hamster (Spermophilus litillus), dessen erdfarbiges borstenartiges Haar seinen Balg vom Pelzmarkte ausschließt. Der Hamster weiß den Sibiriern ein X für ein U vorzumachen und erscheint ihnen als das allerunschuldigste Thierchen von der Welt. Ich frug einst einen Sibirier, mit dem ich nach Irkutsk reiste, und der mich selbst auf die zahllose Menge Hamster auf der Suchaer Wiese aufmerksam machte, warum man denn diese Thiere nicht vertilge? Der Russe war über diese Frage verwundert und sagte mir: „Hundefleisch genießen wir nicht, einen Pelz kann man sich aus dem Felle nicht machen, denn das Haar ist zu steif; und Schaden macht das Thier nicht, denn es nährt sich von Erde, — wozu es also tödten?" Es war eine baare Unmöglichkeit, den Mann davon zu überzeugen, daß der Hamster kein Hund, sondern eine Ratte ist, und daß er nicht von Erde, wol aber vom schönsten Getreide lebt, das er sich von den Feldern in seine Höhle schleppt. Man hätte, um den Russen von seinem Irrthume zu überzeugen, einen Hamster erlegen, seine Höhle finden und aufgraben müssen, und dazu hatte ich keine Zeit. Ich mußte meinen Reisegefährten in dem Glauben lassen, daß wir Europäer keine Kenntniß von der Thierwelt besitzen und daß wir besonders die Natur der sibirischen Thiere gar nicht kennen.

Die Reihe der größeren Lückenzähnler wollen wir mit dem sibirischen Hasen (Lepus variabilis) schließen und hier nur bemerken, daß außer den in Obigem näher beschriebenen Spezies auch die gewöhnlichen Ratten und Mäuse

im Lande hausen und wie bei uns Schaden anrichten, aber auch wie bei uns von Thieren und Menschen verfolgt werden.

Der sibirische Hase ist ein eigenthümliches Thier. Etwas größer als der unsrige, wechselt er je nach der Jahreszeit die Farbe seines Kleides. Im Sommer ist es grau, dem einer wilden Katze ähnlicher als dem Balge unseres europäischen Hasen, während es im Winter weiß ist, wie frisch gefallener Schnee. Nur die Ohrenspitzen sind im Sommer und Winter schwarz. Das katzengraue Sommerkleid des sibirischen Lampe mag die Ursache sein, daß ihn der sibirische Russe, der ja, wie alle ungebildeten Menschen und Völker, Alles nach dem äußeren Scheine beurtheilt, dem Katzengeschlechte zuzählt, infolge dessen er auch sein Fleisch für unrein hält und um keinen Preis genießt. Es versteht sich, daß wir Europäer uns dieses Vorurtheil zu Nutze machten. Wir kauften Hasen ohne Fell für 3 bis 4 Kopeken, Anfangs noch billiger; das ausgegerbte Fell kostet 10 Kopeken. Der Russe, welcher glaubte, wir würden einen todten Hasen nicht von einer Katze unterscheiden können, ließ immer eine Hinterpfote mit Haut und Haaren am Hasen. Sie sollte Zeugniß dafür ablegen, daß der Verkäufer den Käufer nicht betrügt. Die nichtrussische Bevölkerung genießt Hasenfleisch in aller Seelenruhe und ist wol häufig recht froh, wenn sie viel desselben hat.

Der Winterbalg des sibirischen Hasen würde wol das theuerste Pelzwerk sein, wenn er so dauerhaft wäre, wie er warm ist. Während meiner Rückreise aus Ustj-Kutta, welche bei einer Kälte von 40 bis 45° unter Null stattfand, da das Quecksilber im Thermometer gefror, war ich mit einem Paletot aus Hasenpelz, mit einer Renthierdacha, mit meinem Boa, einer Kosakenpapacha und Jakuter Untys bekleidet und fühlte wirklich den Frost nicht. Leider hält ein Hasenpelz nicht lange. Die dünne Haut zerreißt schnell und trocknet sehr bald so aus, daß sie keinen Nadelstich aushält. Auch das Haar reibt sich schnell ab.

Eigentliche Jagden auf Hasen werden in Sibirien nicht veranstaltet. Da diese Thiere während des Winters hauptsächlich von dünnen Zweigen der Bäume und Sträucher leben und diese auf den zahlreichen Flußinseln in größerer Menge vorhanden sind als in den Wäldern, so sammelt sich ihrer auch immer während des Winters eine große Anzahl auf den Inseln an. Hierauf nun spekulirt der Sibirier. Er beunruhigt die Thiere während des Winters nicht und wartet die Zeit ab, wo das Eis der Flüsse aufzuthauen beginnt. Nun begiebt sich Alles in Kähnen auf die Inseln und macht Jagd auf die Hasen, bei welcher kein Schuß fällt. Die armen Lampes werden am Ufer der Insel mit Stöcken erschlagen, da sie sich durch Schwimmen nicht zu retten vermögen. Im Winter wäre übrigens der sibirische Hase kaum zu finden, da er sich dann vom Schnee durchaus nicht unterscheidet. Ueberdies versteht es der sibirische Russe nicht, aus freier Hand zu schießen, und deshalb würde ihm jeder Hase im Walde entkommen, ehe er seine Büchse schußbereit auf das Gestell gelegt haben würde.

Noch soll in den Gebirgen Sibiriens der Pfeifhase (Lagomys alpinus), und in den Steppen der Steppenhase (Lagomis Ogotona) leben, welcher letztere Vorräthe für den Winter sammelt und die hierzu bestimmten Pflanzen regelrecht in kleinen Häufchen an der Sonne trocknet. Da ich jedoch keines dieser Thierchen gesehen habe, so kann ich auch nicht näher auf sie eingehen und ich

muß mich auf kurze Notizen beschränken. Was mir von sibirischen Bauern über diese Thierchen mitgetheilt worden, ist zu vag, als daß ich es hier wiederholen dürfte.

Die Wälder Sibiriens wimmeln von Wiederkäuern. Man trifft ganze Herden von Hirschen (Cervus elaphus), Rehen (Cervus capreolus), Elennthieren (Cervus alces), welche alle vom Fuße der Gebirge ab bis weit gegen Norden hin hausen. Das Renthier (Cervus tarandus) habe ich wild erst nördlich vom 57.° gefunden. Gezähmt lebt es viel weiter südlich, in den Abhängen des Sajan'schen Gebirges, wo es, außer dem Hunde, das einzige Hausthier der Karagassen und Sojoten ist.

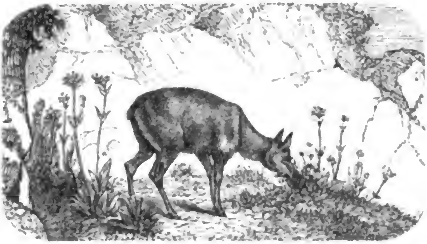
Ich muß hier eine Bemerkung einschalten, die zwar aus geologische Gebiet streift, jedoch, wenn man einmal vom Renthiere spricht, nicht ganz übergangen werden kann.

Die Gelehrten haben nämlich angenommen, daß das Verschwinden des Renthiers aus Mitteleuropa eine neue geologische Epoche bedeutet. Die Temperatur, meinen sie, soll sich dermaßen erwärmt haben, daß es dem für die größte Kälte geschaffenen Thiere zu warm wurde, infolge dessen es denn eines schönen Tages sich auf und davon machte, um sich in nördlicher gelegene Gegenden zurückzuziehen. Ein Blick auf die Lage der Dinge in Sibirien dürfte beweisen, daß diese Hypothese nicht ganz stichhaltig ist. Ich habe das Renthier noch im wilden Zustande in Gegenden getroffen, deren mittlere Jahrestemperatur + 1° R. beträgt und wo die Wärme im Sommer bis auf 30° R. steigt. Dagegen ist es aus kälteren Gegenden entflohen, weil sich andere Lebensbedingungen gebildet haben. Der Russe hat theilweise von diesen Gegenden Besitz genommen, und dieser rodet den Wald, hauptsächlich mit Hülfe des Feuers, um Land zum Getreidebau zu gewinnen, ohne danach zu fragen, wohin der Wind die Flamme trägt. Diese vernichtet das isländische Moos (Cladonia rangiferina) auf unermeßlichen Strecken, und dieses, in Verbindung mit dem Verschwinden des dichten Urwaldes, dürfte wol ein hinreichender Grund sein, die Auswanderung des Renthiers nach unwirthlicheren Gegenden zu erklären. Das Verschwinden des Renthiers aus Mitteleuropa dürfte also füglich die Ankunft einer neuen Menschenrasse in diese Gegend bezeichnen, welche den Wald lichtete und das isländische Moos verbrannte. Diese Annahme dürfte noch durch die Bemerkung eine tiefere Begründung erhalten, daß ja auch das Elennthier sich immer tiefer in die von Russen noch nicht bewohnten Tajgen zurückzieht, wohin die Flammen, welche ihm seine Nahrungsmittel vernichten, noch nicht dringen. Nur der Hirsch und das Reh harren noch aus in der Nähe des Eindringlings, auf dessen Saaten sie sich für die ihnen zugefügten Verluste entschädigen. Sie sind übrigens leichtfüßiger als die beiden erstgenannten Thiere, entkommen also auch leichter den Flammen, wenn sie in ihr Versteck eindringen, und retten sich durch Schwimmen über Flüsse und Ströme vor dem andringenden Feuer.

Auf den Bergen Sibiriens, besonders aber auf den zum Systeme der Daurischen und Baikalalpen gehörenden, lebt einsam das Moschusthier (Moschus moschiferos), und die Gazelle, russisch Sajga (Cervicapra Saiga). Beide Thiere kommen sehr selten mit dem Russen in Berührung, da er nur sehr selten in die Gegenden eindringt, in denen sie hausen. Dagegen werden sie von

den halbwilden Burjaten, welche östlich vom Baikal und in der Nähe des Sajans (wenigstens kommen die Burjaten aus Archirejsk häufig dahin) wohnen, von den Tungusen, Sojoten, Karagassen, ujgurischen Tataren und Kirgisen häufig erlegt, und dann der Moschus des ersteren und die Felle beider in den Handel gebracht. Das Moschusthier, welches in der wüsten Quellengegend der Ajaja in großer Anzahl lebt, weiß der Tunguse sehr geschickt zu locken. Er schnitzt sich zu diesem Behufe ein kleines Mundstück aus Birkenrinde, das einen Zoll lang und einen halben Zoll breit ist und auf der er einen Ton hervorbringt, der dem Tone einer kreischenden Kindertrompete ähnelt und genau der Lockstimme des Moschusthieres entspricht. Das Moschusthier ist jedoch sehr vorsichtig und nicht immer gelingt es, eins herbeizulocken. Im südwestlichen Winkel des Baikalsees sind übrigens diese Thiere schon ganz verschwunden; der Russe haust hier in festen Wohnsitzen, lichtet den Wald mit Axt und Feuer, und deshalb entfernt sich das Wild immer weiter in die Dickichte, Gebirge und Sümpfe, wo der halbwilde, weniger gefährliche Tunguse vorübergehend sein leichtes Zelt aufschlägt.

Der Russe veranstaltet keine eigentlichen Jagden auf Hirsche, Rehe und Elennthiere, wo letztere noch in seiner Nähe hausen. Er weiß, wo sie auf die Weide gehen, wo sie zur Tränke kommen, denn dieses sieht er ja an den ausgetretenen Fußsteigen, und er lauert dort in sicherem Hinterhalte, bis die Herde auf Schußweite herangekommen ist. Nun wählt er sich das beste Stück aus der Herde und — ein Fingerdruck, und das Thier liegt leblos am Boden, da der Russe es gewiß nicht fehlt.


Das Moschusthier (Moschus moschiferos).

Am liebsten jagt jedoch der Russe Elennthier und Hirsch zu Pferde im Monat März, wenn am Tage der Schnee ein wenig aufthaut und sich während der Nacht infolge des Frostes auf ihm eine Rinde bildet. Früh Morgens ist diese Rinde zu schwach, als daß sie das schwere Elennthier oder den Hirsch ertragen könnte, aber immer noch stark und scharf genug, um ihm die Füße dermaßen zu verletzen, daß es zuletzt nicht weiter kann und ermattet auf den Schnee fällt. Der Sibirier hetzt das Thier mit seinen Hunden in einem weiten Kreise umher und reitet langsam hinter ihm her, ohne sein Pferd zu ermüden oder durch die Schneerinde zu verletzen. Wenn das gejagte Wild niederstürzt, schießt er ihm entweder aus nächster Nähe eine Kugel vor den Kopf oder schlägt es mit dem Beile, ohne das er nimmer in den Wald geht, todt.

Häufig fängt jedoch der Sibirier Elennthiere, Hirsche und Rehe in Fallgruben, welche er tief im Walde an geeigneter Stelle gräbt und über die er die Thiere dadurch zu gehen zwingt, daß er einen dichten und hohen Zaun macht, der in bestimmten Intervallen, gerade wo die Fallgruben sind, unterbrochen ist.

Die Fallgruben sind regelrecht ausgegraben, über eine Klafter tief, mit Rundholz ausgelegt und werden mit Tannenreisig und Erde bedeckt. Das Thier, das nicht über den Zaun setzen kann oder will, sucht die Intervalle und stürzt in die Grube. Es soll sich häufig ereignen, daß in einer solchen Fallgrube ein Wiederkäuer, ein Wolf und Fuchs in größter Harmonie zubringen, wohl ahnend, daß ihrer das gleiche Loos von der Hand des arglistigen Menschen wartet. Nur Bruder Michaïl Iwanowitsch schafft sich Rath, wenn er in eine solche Falle stürzt, und mag sich freuen, wenn vor ihm ein anderes Thier hineingerathen ist. Er reißt die Wand ab, gräbt sich einen Ausweg und nimmt den Unglücksgefährten mit, wenn ihn nicht der Sibirier vor Vollendung seines Werkes überrascht und ihm eine Kugel durch den Kopf schießt.

Die Renthierjagd wird nur vom halbwilden Jakuten und von seinen nahen Verwandten, den Tungusen u. A., betrieben, wie ich schon weiter oben ausführlich gezeigt habe.

Daß das Fleisch der erlegten Thiere ein Hauptnahrungsmittel der Jägerstämme Sibiriens ist, ist leicht begreiflich. Der gemeine russische Bauer liebt es nicht und verkauft es zu Spottpreisen an den Städter. Diese Mißachtung des Wildpretfleisches machten wir Deportirten uns natürlich zu Nutze, um hierdurch das theurere Fleisch der Hausthiere zu ersparen.

Die Felle der erlegten Thiere werden gewöhnlich zu „Dachen", d. h. zu Pelzen, verarbeitet, deren Haar nach außen gekehrt ist. Das zubereitete Fell eines Renthiers kostet in Jakutsk kaum zwei Rubel, ein ebensolches Elennthierfell nicht mehr. Eine fertige Dacha aus Renthierfell kostet in Irkutsk 15 bis 18, selten bis 25 Rubel, während eine Reh- oder Gazellendacha nur 8 bis 10 Rubel kostet und deshalb häufig von ärmeren Leuten gekauft wird.

Im Sajaner Gebirge soll auch der Auerochs (Bos urus) leben, dessen Hörner in China ein gesuchter Handelsartikel sind. Doch muß, wenn sie der Chinese kaufen soll, Blut in die Hörner gedrungen sein. Deshalb auch hängt der glückliche Jäger, der ein solches Thier erlegt hat, seine Beute, bevor das Blut ausgeflossen ist, mit den Hinterfüßen an einen Baum, damit es in die Hörner dringe. Solche Hörner sollen wunderthätige Kraft besitzen und wahre Talismane gegen jegliches Gift sein. Darum benutzt man sie in China, um aus ihnen Pokale zu machen. Inwieweit diese Angabe richtig ist, weiß ich nicht. Ich habe hier nur das referirt, was mir Bauern aus Sawatjejowka, Kulltuk u. A., die hin und wieder ein paar Hörner zu verkaufen hatten, mittheilten.

Auch das wilde Schwein (Sus aper) lebt in den Sajaner Waldungen und nährt sich dort von verschiedenen Wurzeln und Cedernsamen. Im Januar 1869 sah ich ein paar Keiler auf dem Markte (Bazar) in Irkutsk, von denen der eine nahezu 300, der andere gegen 240 Pfund (russisches Gewicht) gewogen haben soll. Da sich diese Thiere nicht in die Nähe der Dörfer wagen, kommt auch der Mensch selten mit ihnen in Berührung. Ich wollte hier nur konstatiren, daß überhaupt im sibirischen Urwalde wilde Schweine leben, aus deren Fleische sich jedoch der Russe nicht viel macht. Es wurde mir solches Fleisch mit 3 Kopeken à Pfund angeboten, als das Fleisch des Hausschweines mit 10 bis 12 Kopeken, der Speck aber noch viel theurer bezahlt wurde.

Der Russe nennt den Baikalsee, trotzdem sein Wasser süß ist, „Morje“, das Meer, und ist stolz auf dieses Meer, das nur ihm allein gehört. In diesem sibirischen Meere lebt ein Raubthier, das sich von Fischen nährt und während des Winters von den in der Nähe des Baikalsee's wohnenden Burjaten gejagt wird. Dieses Wasserraubthier ist die „Nerpa“, eine Süßwasserphoke, über welche wir schon (S. 81 und 82) gesprochen haben. Der Sibirier behauptet, sie komme aus dem „Okjean“ in sein Meer, das mit jenem vermittels eines langen unterirdischen Kanals verbunden ist. Nur auf diese Weise kann er sich die Anwesenheit der Nerpa im Baikalsee erklären.

Wir hätten nun von den Vierfüßern oder besser von den Säugethieren noch der Hausthiere Erwähnung zu thun.

Im ganzen gemäßigten Gürtel Sibiriens finden wir das Pferd, das Rind, das Schaf, die Ziege, das Schwein, den Hund und die Katze. Von Pferden existiren hauptsächlich vier Rassen und zwar die Steppenrasse, welche der russische Ankömmling bei den früheren Bewohnern des Landes angetroffen hat, die russische Landrasse, welche er aus dem europäischen Rußland mit sich gebracht hat und die, wie die erstere, sehr ausdauernd ist, die sogenannte Tomsker Rasse, welche hauptsächlich von den Eingeborenen der Kreise Bijsk, Kuschnietzk und Barnaul gezüchtet wird und zu den größten Pferdeschlägen gehört, und die tatarische Rasse, von den reicheren Tataren im Gouvernement Tobolsk und Tomsk gezüchtet. Unter den Pferden der letzteren Rasse findet man häufig Thiere von ausgezeichneter Schönheit und unverkennbarem Adel, trotzdem man den Eigenthümern nicht eben nachsagen kann, daß sie rationell züchten. In ganz Sibirien züchtet noch Mutter Natur allein; der Mensch ist nur Viehhalter und benutzt, was sie ihm bietet. Die Pferde nähren sich in den endlosen Steppen und selbst die Eingeborenen haben von den Russen gelernt, für den Winter Heuvorräthe zu sammeln, um ihre Thiere zu füttern. Unter Dach kommt jedoch das Pferd nie; sowol die Russen als die Eingeborenen lassen es Sommer und Winter unter freiem Himmel. Nur der reiche Städter, der Luxuspferde aus dem Orlow'schen Gestüte, sogenannte Traber (inochodcy), hat, pflegt sie im warmen Stalle und hält sie unter Decken.

Vom Rinde existiren in Nordasien vier deutlich verschiedene Rassen, die graue Steppenrasse, hauptsächlich bei den Kirgisen, Tataren und Burjaten, die russische Landrasse in zwei gesonderten Schlägen, dem gehörnten und ungehörnten, und die ebenfalls aus Rußland eingeführte Cholmogorer Rasse, welche von Peter dem Großen aus Tirol nach Rußland verpflanzt und in Cholmogora unvermischt mit anderem Blute gezüchtet wird, also thatsächlich auch nicht zu den russischen Rassen zu zählen ist. Durch gute Pflege auf den reichen Angarawiesen hat sich im Dorfe Sucha ein Viehstamm gebildet, der sehr milchreich ist und dem europäischen Niederunger Vieh nicht nachsteht. Kühe aus Sacha sind in Irkutsk gesucht und werden gut bezahlt.

Ueber die Schafrasse mit Fettschwänzen habe ich schon das Nöthige mitgetheilt; sie lebt nur in den Steppen. Der russische Bauer hält ein grobwolliges, sehr ausdauerndes Schaf, das eben so wenig wie Pferde und Kühe in den Stall kommt und sich das ganze Jahr hindurch sein Futter selbst suchen muß.

Als die russische Regierung noch die Tuchfabrikation in der Telminer Fabrik mit Strafarbeitern für eigene Rechnung trieb, wollte sie auch feines Tuch machen. Da die Wolle der russischen und Steppenschafe hierzu durchaus nicht geeignet ist, kaufte die Regierung in Schlesien zwei große edle Herden an, welche der Beschreibung nach, die man mir machte, aus Lenschwitz stammten. Einige tausend Stück dieser „feinwolligen“ Schafe stellte man in Malta (25 Werst westlich von der Telminer Fabrik) auf, während man in der Fabrik selbst eine gleich große Herde unterbrachte. Da man jedoch mit diesen edeln Thieren ebenso umging, wie man mit den groben heimischen Schafen umgeht, so ist es kein Wunder, daß sämmtliche Thiere elend zu Grunde gingen, was dazu beigetragen hat, den Sibirier in dem Glauben zu bestärken, daß es unmöglich sei, bessere Viehrassen zu züchten und überhaupt besser zu wirthschaften. Man lächelte, wenn ich das Gegentheil behauptete, und hielt mich und andere Deportirte, welche sich mit der Wirthschaft befaßten, für Sonderlinge, weil wir unseren Kühen Brühfutter gaben und sie in warmen Stallungen unterbrachten. Selbst die Resultate, welche wir infolge dessen erzielten, konnten die ungebildeten Menschen nicht überzeugen. „Gott giebts euch!“ sagte man, ohne uns die Quelle anzugeben, aus der er sein Geschenk her hat.

Ziegen werden hauptsächlich von den Burjaten gehalten; in russischen Dörfern sieht man sie selten. Bei den Burjaten scheint man dieses Hausthier ebenso wie einst bei den Juden als Opferthier zu betrachten, denn wie die Juden ihrem Wüstengotte Elohe einen Bock opferten, um seine Gnade zu erkaufen, ebenso opfern die Burjaten in der Steppe ihrem Gotte das Fell einer Ziege, das sie an einer in die Erde gesteckten Stange aufhängen, infolge dessen er ihnen wahrscheinlich das nöthige Gras wachsen läßt.

Ueber die beiden Schweinerassen, welche in Sibirien leben, habe ich das Nöthige kurz angedeutet, als ich vom untergegangenen Tschuder Volksstamme gesprochen habe. Hier nur soviel, daß man mit diesem nützlichen Hausthiere in Sibirien nicht besser verfährt als mit allen andern.

Die Bedeutung des Hundes für die Bewohner der Nordpolgegenden ist schon bekannt. In den von den Russen bewohnten Gegenden findet man dieselben Rassen, welche bei uns zu Hause sind. Auffallend ist, daß der Russe dieses dem Menschen ergebenste Thier für unrein hält und es nicht in seine Stube läßt. Ich erinnere mich nicht, einen Russen kennen gelernt zu haben, der einen Hund gehätschelt hat. Uns Verbannten nahm man es sehr übel, wenn wir einen Hund liebkosten; doch man gewöhnte sich daran.

Die Katze steht beim Russen im Geruche der Reinlichheit, wol deshalb, weil sie sich scheinbar wäscht. Infolge dieser Anschauung hat die Katze nicht nur das Vorrecht, sich im ganzen Hause breit zu machen, sondern sie darf auch in die Kirche kommen, die das Eintreten eines Hundes verunreinigt. In Sibirien sieht man zwei Rassen von Katzen, unsere europäische Hauskatze und die chinesische. Die erstere ist bekannt. Die letztere ist gewöhnlich schön silbergrau, hat längeres, sehr weiches Haar und ist besonders der Schwanz mit langen, seidenartigen Haaren dicht bedeckt. Wahrscheinlich sind infolge von Kreuzungen mit der gewöhnlichen Rasse Individuen erzeugt worden, die ein höchst zartes, langes Haar

haben, aber schneeweiß sind. Solche Individuen sind jedoch selten. Daß die Katze sich hauptsächlich mit dem Fleische des heiligen Vogels, der Taube, nährt, scheint der Russe nicht zu wissen.



Thurmfalke, weißköpfiger Flußadler und Bußaar am Baikalsee.

Die Vogelwelt ist zahlreich in Sibirien vertreten. In West- und Ostsibirien herrscht, soweit die Tajga reicht, der sibirische Adler, der Wanderfalk, dessen Flügelweite 1 bis $1^1/_4$ Meter beträgt. Am Baikalsee und im Nertschinsker

Lande herrschen der Thurmfalk, der weißköpfige Flußadler und der Bußaar. Alle nähren sich vom Raube, wobei ihnen der gemeine Habicht behülflich ist, der besonders Tauben und kleinen Vögeln nachstellt. Auch das Eulengeschlecht ist vertreten und schreckt besonders der Uhu den abergläubigen Sibirier mit seinem nächtlichen Rufe.

Von den auf dem Wasser lebenden Vögeln sind wol in Sibirien die meisten Arten vertreten. Im Frühlinge sieht man ungezählte Schwärme Schwäne nach dem höheren Norden eilen, und mit ihnen ziehen in der Keilordnung des Epaminondas ebenso große Schwärme wilder Gänse den weiter nördlich gelegenen Seen und Morästen zu. Auf den Flüssen sieht man zahllose Mengen wilder Enten, Teich- und Wasserhühner, aus deren Haut die Jakuten sehr zierliche und leichte Mützen zu machen verstehen, welche im Sommer auf der Jagd sehr bequem sind, da sie keine Nässe durchlassen. Warum der russische Sibirier das Bläßhuhn für unrein hält, ist nicht leicht zu begreifen, denn unrein dürfte doch wol der sonst schöne Vogel nicht genannt werden, wenn auch sein Fleisch nicht gerade schmackhaft ist. Auf dem Baikalsee nähren sich die Lachmöve, die sich den Booten und Schiffen nähern und die Reisenden mit ihrem wunderlichen, heiseren Geschrei quälen; die rothe Brandente, welche hauptsächlich auf der Olchoninsel lebt und die sich durch ihre Zärtlichkeit für ihre Brut wie auch durch Vorsicht und Schlauheit auszeichnet. Selten nur gelingt es es einem Jäger, sie zu überlisten. Des Seeraben oder Kormoran's, des allgemein berüchtigten Fischräubers, der auf dem Baklanfelsen im Baikalsee brütet, habe ich schon früher erwähnt. Schon aus weiter Ferne sieht man zu den Spitzen dieses Felsens lange Ketten dieser Vögel ziehen, während andere zahlreiche Schwärme ihn verlassen. Auch der kleinste Absatz ist mit Nestern bedeckt, aus denen die langhalsige Brut mit ihren oft minutenlang geöffneten Schnäbeln, die Nickhaut über die Augen gezogen, hervorguckt, um die Wärme der Mittagssonne zu genießen. Die Alten sitzen dann mit gespreizten Flügeln in der Nähe des Nestes und bewachen sorgsam ihre geliebte Nachkommenschaft. Diese Vögel sind sehr fruchtbar. Das Weibchen legt nämlich nicht selten zehn Eier und fährt noch mit diesem Geschäfte fort, wenn es schon brütet. Die Seeraben leben gesellig und wandern in großen Schwärmen den Buchten zu, wo die Fischer die Abfälle ihrer Beute wieder ins Wasser werfen.

Im Frühlinge kommt auch der Kranich in großen Schwärmen aus südlichen Gegenden herbeigeflogen, und es mangelt dann weder an Rohrdommeln, Fischreihern, Schnepfen der verschiedensten Gattungen, noch auch an Kibitzen, deren Eier in Irkutsk ebenso gesucht sind, um die Gaumen der Feinschmecker zu kitzeln, wie bei uns.

Von den Hühnerarten sind in den Wäldern Sibiriens vertreten der Auerhahn und das Birkhuhn, deren ich schon gedacht habe. Beide ziehen immer tiefer ins Dickicht; sie lieben nicht den gelichteten Wald in der Nähe der Dörfer und der großen Handelsstraße. Dagegen soll sich dort das Schneehuhn, ein naher Verwandter unseres Rebhuhns, stark vermehren, denn es findet ja im Winter mit Leichtigkeit Nahrung auf der Heerstraße, wo die Pferde, welche im Gehen gefüttert werden, wenn sie ihre Lasten nach Irkutsk und von Irkutsk

schleppen, so viel Hafer verstreuen, daß sich große Schwärme dieser Vögel ganz gut ernähren können. Das Schneehuhn dürfte, trotz der einfachen Farbe seines Gefieders, zu den schönsten Vögeln zu zählen sein. Im Winter ist es weiß, wie frisch gefallener Schnee, und von diesem nur dann zu unterscheiden, wenn es fliegt, denn dann sieht man in seinem ausgebreiteten Schwanze sieben schwarze Federn, welche sich in der Luft allein zu bewegen scheinen und die man noch in einiger Entfernung sieht, während man den Vogel, dem sie angehören, nicht mehr bemerkt. Im Sommer ist das Kleid des Schneehuhns graugelb, auf dem Rücken etwas rostbraun, und auch in diesem Kleide macht der Vogel noch einen angenehmen Eindruck auf den Menschen. Das Schneehuhn lebt übrigens in ganz Sibirien, bis hinauf in den fernsten Norden, und auf dem Rücken der Gebirge, wo es zwischen Zwergbirken brütet und seine Brut pflegt.

Auch die Großschnäbler sind in Sibirien vertreten. In Westsibirien bis an die Westgrenze des Gouvernements Tomsk trifft man Raben und unsere gemeine Krähe. Die letztere verschwindet im Tomsker Gouvernement plötzlich, um der Rabenkrähe (Corvus corone) das Feld zu überlassen, welche leicht vom Raben zu unterscheiden ist. Mit diesem zehrt sie gemeinschaftlich an den Pferden, die so häufig an der Chinesischen Straße liegen, und sie hilft ihm treulich die Rinderpest verschleppen, da sie die an ihr verendeten Thiere verzehrt und Stücke Fleisch von ihnen ihren Jungen zuträgt, welche in der Nähe einer benachbarten menschlichen Wohnung ruhig im Neste sitzen und auf Nahrung warten. In der schönsten Harmonie mit der Krähe lebt in ganz Sibirien die Elster, die dort ebenso vorsichtig, aber auch ebenso naseweis, geschwätzig und diebisch ist, wie in Europa. Besonders gehaßt wird dieser Vogel von den älteren Strafarbeitern, die schon ein oder mehrere Male Fluchtversuche gemacht haben. Sie nennen die Elster nur den verfluchten Vogel, den Spion und Verräther. Sie folgt nämlich dem Menschen auf Schritt und Tritt in die unwirthliche Tajga, in der sich ja der Flüchtling, der „Bradjaga“, verbirgt, um von ihr aus in die nahen Dörfer kleine Streifzüge zu unternehmen, bei welcher Gelegenheit er sich, wenn er nicht hinreichend Nahrungsmittel erbetteln kann, durch ein kühnes „Help yourself!“ verproviantirt. Wenn dann die Bauern bemerken, daß ihnen ein Rind, Schaf, Schwein oder mehrere Hühner und Gänse fehlen und auf Bradjagen Jagd machen, dann führt sie die Elster gewiß an die Lagerstätte derselben, denn sie weiß, daß von den geschlachteten Thieren auch für sie ein Theil abfällt. Den der Elster geweihten Haß geben die alten und jungen Bradjagen besonders im Gefängnißhofe zu erkennen, wo sie sich ebenfalls häufig in großer Zahl einfindet. Dann wird geschimpft, geflucht, mit Holz- und Ziegelstücken nach dem armen Vogel geworfen, der trotzdem immer wiederkehrt, um, wenn seine Feinde hinter Schloß und Riegel der Ruhe pflegen, oder auch ihre Aufmerksamkeit einem andern Gegenstande zugewendet haben, das aufzusammeln, was für ihn einigen Werth hat. Auch die Dohle macht sich ziemlich breit in Sibirien, nistet dort, wie bei uns, auf Kirchthürmen, wird aber von den Bewohnern keiner besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt.

Dagegen sorgt der sibirische Bauer für die Staare und Drosseln, welche in großen Schwärmen auf den Dorfstraßen und dem Wege zu treffen

sind, wo sie sich mit dem Sammeln von Nahrungsmitteln beschäftigen. In Westsibirien sieht man fast auf jedem Gehöfte auf einer hohen Stange ein Drosselhäuschen, in welchem eine Familie von Staaren oder Drosseln ihr Quartier aufgeschlagen hat. Das Häuschen ist gewöhnlich $^1/_3$ Meter hoch, etwa drei bis vier Zoll breit und tief, auch mit einem Flugloche von zwei Zoll Durchmesser versehen, vor welchem ein Ruhebretchen angebracht ist. Aus diesem Flugloche sieht man, wenn die Jungen ausgebrütet sind, die lieblichen Schreihälse ihre Köpfe hervorstecken, um ja recht bald die Raupe oder den Käfer, den die fürsorglichen Eltern herbeischleppen, zu ergreifen und zu verschlucken. In Ostsibirien findet man seltener ein Drosselhäuschen; dort sind mehr Waldungen und in ihnen Bäume mit Löchern, welche den Staaren und Drosseln die Möglichkeit bieten, ihre Nester anzulegen. Jedenfalls würde ich meinen Lesern die wenig kostspielige Erbauung von Drosselhäuschen empfehlen, die die Zierde eines Gartens sein können, wie ihre Bewohner die Beschützer der Obstbäume sein würden. Daß auch der Sperling in zahllosen Schwärmen in Sibirien vertreten ist und an Frechheit seinem europäischen Bruder durchaus nicht nachsteht, darf ich hier nur in Kürze erwähnen, wie ich ebenfalls nur kurz bemerke, daß auch die Lerche den Landmann, wenn er seine Furche zieht, mit ihrem Liedchen erfreut. Zu den dem Europäer unbekannten Vögeln gehört der sibirische Goldammer, der im Spätherbste sein graues Kleid, das an der Brust vergoldet ist, mit einem schneeweißen Kleide vertauscht, welches ihn vor Nachstellungen des Habichts schützt, den er mehr fürchtet als den Menschen. Häufig ereignete es sich, daß, wenn ich mir im Winter auf meinem nicht umzäunten Hofe das nöthige Holz hackte, um meinen Riesenofen zu heizen, ein Schwarm von zwanzig bis dreißig niedlichen kleinen Ammern dicht bei mir auf den Schnee fiel und sich in ihm vergrub; ich bemerkte dann auch regelmäßig, daß ein Habicht über dem Hofe plante, der es nicht wagte herabzuschießen, theils wol, weil er mich sah, theils auch wol, weil ihm seine Beute unsichtbar war. Im Frühlinge wiederum, wenn ich in meinem Garten beschäftigt war, um mir das nöthige Gemüse zu bauen, fiel ein Schwarm grauröckiger Goldammern ganz nahe bei mir nieder, um Schutz gegen ihren Erbfeind zu suchen. Kaum war jedoch die aus den Wolken drohende Gefahr verschwunden, so kehrte auch schon die menschenscheue Ammernatur wieder in die Herzen der kleinen Thiere zurück und sie entflohen ebenso schen, wie sie herbeigekommen waren. In den lehmigen Wänden der Flußufer wie auch in Sandhügeln bemerkt man häufig eine große Anzahl von Löchern. Es sind dieses Nester, in welchen die Schwalben hausen, ihre Nachkommenschaft ausbrüten und erziehen. Diese mit dunkelgelber, ins Bräunliche übergehender Brust ausgestatteten Vögel sind eine wahre Wohlthat für die Gegend, denn sie vernichten wenigstens einen Theil der Mücken und Fliegenschwärme, über welche ja alle Reisende, die über Sibirien berichten, wahrhafte Jeremiaden verzeichnen, und von denen sich manche Gegend durch einen wenig Kosten verursachenden Graben, der einen nahen Sumpf trocken legen und in eine fruchtbare Wiese umwandeln würde, mit einiger Arbeit für immer befreien könnte.

Diese wie andere kleine Vögel werden leider häufig eine Beute der größeren Raubvögel und der vierfüßigen Raubthiere und deshalb vermehren sie sich

nicht in einem entsprechenden Verhältnisse. Ungezählte Mengen gehen auch durch die Steppen- und Waldbrände zu Grunde, und der Schaden, der hieraus für die Landwirthschaft entsteht, überwiegt gewiß ums Zehn- und Hundertfache den Nutzen, den eine abgebrannte Wiese oder Steppe bringt.

Einen Vogel vermißt der Europäer, ich möchte sagen, schmerzlich in Sibirien, es ist dies der Hauptsänger des ganzen gefiederten Sängerchors der Natur, die Nachtigall. Zwar lebt am Baikalsee, vorzüglich im Nertschinsker Lande, eine dieser Gattung angehörende Art, die schöngefärbte Sylvia Calliope, welche von der Birke herab oder aus dem Weiden- oder Rhododendronstrauche Tag und Nacht ihr Lied erschallen läßt; aber dieses Lied kann mit den melodischen Klängen unserer graugefiederten Sängerin nicht verglichen werden. Im Jahre 1871 soll, wie ich aus russischen Zeitungen erfahren habe, ein Nachtigallenpärchen sich im Gebüsche des sogenannten Gartens angesiedelt haben, der in der Nähe der Wohnung des Chefs der Saline (Uprawitjel) liegt und bis an das Ufer der Angara reicht. Der Uprawitjel (ob es noch Herr Oberst v. Turow gewesen ist, weiß ich nicht) fürchtete Gefahr für die herrlichen Sänger und ließ sie durch einen absichtlich zu ihrer Beschützung aufgestellten Militärwachtposten bewachen. Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob das verirrte Sängerpaar wirkliche Nachtigallen oder nur Sylvien waren. Im Gouvernement Tomsk soll jedoch, wie Herr Latkin angiebt, unsere wirkliche Nachtigall ihr Lied ertönen lassen und mit ihm die Menschen erfreuen.

Als Hauptgeflügel finden wir beim Russen in Sibirien, wie auch bei den Tataren und Burjaten, Gänse, Hühner, Puten und Enten, wenn auch nicht in einem der Größe der Wirthschaften angemessenen Verhältnisse. Von Hühnern findet man nur die gemeine Landrasse vertreten, die während des Winters unterm warmen Ofen gehalten wird. Dagegen findet man, außer der gewöhnlichen Gans, auch die Schwanengans mit langem Halse und Höckerschnabel, die sehr schön ist und auch bei uns eine Zierde des Hühnerhofes sein würde. Besonders verbreitet ist diese Gans an den Ufern der Angara und Lena, wo man fast keine andere sieht. Von Enten sieht man im Allgemeinen die gewöhnliche, bei uns bekannte Rasse, mit einem blendend weißen Gefieder, das frisch gefallenen Schnee an Reinheit und Glanz übertrifft. Die Puten bleiben in Sibirien klein und werden nur selten gezüchtet.

Im Allgemeinen hält man, wie gesagt, nicht viel Geflügel, weil eben kein Bedürfniß vorliegt, denn dieses befriedigt die Unmasse wilden, sehr billigen Geflügels. Ob ich die von den Russen gehaltenen Tauben, die meistens blaugrau, selten scheckig und noch weit seltener weiß sind, zu den Hausvögeln oder zu den wilden zählen soll, weiß ich wahrlich nicht. Sie sind zahm; das ist wahr. Sie leben unter einem Dache mit dem Menschen; auch das ist wahr, aber ebenso wahr ist es auch, daß er sie nicht züchtet, sondern sie ruhig gewähren läßt, wie er ja auch andere Vögel nicht hindert, sich zu nähren und zu mehren, wie sie eben wollen und können. Die Taube ist für den rechtgläubigen Russen das sichtbare Sinnbild — ich will nicht sagen der sichtbare Stellvertreter — des heiligen Geistes, und darum heilig, er genießt sie nicht und hält Denjenigen für einen Nichtchristen, der den heiligen Vogel verspeist.

Die Gewässer Sibiriens sind reich an Fischen. Das nördliche Eismeer wimmelt von ihnen, wenn wir den fischleeren Strich vom Ausflusse der Lena bis zur Beringstraße ausnehmen, und viele von ihnen, wie die Familie der Störe, sowie auch gewisse Lachsarten, wechseln periodisch ihren Aufenthalt, indem sie zu gewissen Zeiten, besonders zur Laichzeit, aus dem Meere in die Flüsse aufsteigen, was, wie Oscar Schmidt in seiner „Descendenzlehre und Darwinismus" sehr treffend bemerkt, darauf hinweist, daß sie eben im Stadium sind, sich das Meerleben abzugewöhnen, um zum Süßwasserfische zu werden, wie sich ja auch marine Spongien in brakische Formen, ja sogar, wie Fritz Müller dargethan hat, Meerbewohner in Landbewohner umgewandelt haben.

Vor Allem brüstet sich der Sibirier mit seinen Sterlets (Acipenser Ruthenus), und man muß zugestehen, daß er ein Recht hätte, auf diesen Fisch stolz zu sein, wenn er irgend Etwas für seine Vermehrung thäte. Wie die Sachen jedoch stehen, nimmt er sich des Sterlets eben so wenig an, wie die halbwilden Völkerstämme Sibiriens; er fängt und genießt ihn. In den Flüssen und stehenden Gewässern leben außerdem der Hecht, die Karausche, der Barsch, eine Menge verschiedener Weißfische, die Quappe, welche häufig bis 12 Pfd. schwer wird, und vorzüglich eine große Anzahl Forellengattungen, von denen die vorzüglichsten sind: die Aesche (Salmo thymallus), der Gangfisch (S. coregens) (vorzüglich im Jenisey und seinen Nebenflüssen) u. A. Die Hauptrolle spielt jedoch, besonders in Ostsibirien, der Salmo Omul, der dort ein wichtiger Handelsartikel, weil eine von Allen gesuchte Speise ist, und dem wir deshalb noch einige Zeilen widmen müssen.

Vor der Mitte Juni kommt eine große Anzahl Fischer aus allen Gegenden des Baikalsee's an die Mündung der nördlichen Angara, um Omule zu fangen, die um diese Zeit aus dem See stromaufwärts ziehen, um zu laichen; denn sie lieben, wie alle Lachsarten, reines kaltes Wasser und einen steinigen Boden und diese Bedingungen finden sie im Baikalsee und in den Flüssen und Wildbächen, welche sich in denselben ergießen. Die Fischer bringen in ihren Fahrzeugen, deren Größe von der Wohlhabenheit ihrer Eigenthümer abhängt, die nöthigen Tonnen und Halbtonnen, sowie auch Salz mit sich, und legen ihre Lodki (Boote), Pawoski (Doppelboote) und Sudna (Kähne) in der Angara vor Anker, an deren Ufern große hölzerne Schuppen Rybadjeli (Ryba = Fisch, djelatj = bearbeiten) errichtet sind. Jeder Fischer bringt nur so viel Mannschaften mit sich, als zur Bedienung seines Fahrzeuges nothwendig sind, und hierzu reichen auf der Lodka fünf, auf dem Pawosok neun bis zehn, auf dem Sudno funfzehn bis sechzehn Mann aus; die zum Fischen nöthigen Mannschaften werden auf der Olchon-Insel, die zum Vorrichten und Einsalzen der Omule nöthigen Weiber unter den in der Nähe des Baikals und der Angara vagirenden Tungusen gemiethet. Sämmtliche auf dem Fahrzeuge beim Fischen und Zubereiten der Omule beschäftigten Mannschaften sind einem „Baschlyk" untergeordnet, dem sie unbedingt gehorchen müssen. Zum Fischen bedient man sich großer Netze, „Njewod", welche oft 570 Meter lang sind und durchschnittlich 500 Rubel kosten. Diese Netze werden durch Steine oder hohle Kugeln aus gebranntem Lehm, die in Birkenrinde gewickelt sind, in die Tiefe

gezogen, dagegen durch Schwimmer aus Borke, welche an der oberen Kante des Njewods angebracht sind, über Wasser erhalten und durch diese Vorrichtung der Breite nach ausgespannt. An den Enden der Netze sind natürlich starke Leinen.

Alles ist bereit und harrt des Rufs: „Die Omule zeigen sich!“ Nun wird es am Strande lebendig; die Boote stechen in See, um die Netze auszuwerfen, man fällt über die in dichten Massen heranziehenden Fische her und läßt sie nicht einmal in die Mündung des Flusses gelangen. Dieses ist der erste Omulfang, der bis zur Mitte August dauert und ungefähr ein Drittel des Ertrages liefert. Der Hauptfang beginnt erst, wenn die Omule in die Angara getreten sind; hier ist das Fangen leichter, denn die Fischmassen sind auf einen kleinen Raum zusammengedrängt und werden mit großer Leichtigkeit mit den ungeheuren Netzen umgarnt.

Die Fische werden in Körben unter die Schuppen gebracht, dort in hölzerne Tröge geworfen, von den Tungusinnen ihrer Bauchflossen durch Abreißen beraubt und nun sogleich so aufgeschnitten, daß die beiden Hälften des Fisches nur am Kopfe, Schwanzende und der Rückenhaut zusammenhalten. Bei dieser Gelegenheit werden natürlich gleich die Eingeweide aus dem Omul herausgenommen, der Fisch gesalzen und in die bereit stehenden Fässer und Halbfässer geworfen. Ein sogenanntes Halbfaß ist etwas kleiner als bei uns eine gewöhnliche Häringstonne, das Faß natürlich bedeutend größer. Ein Faß Omuln ist die gewöhnliche Ladung für ein Pferd bei guter Schlittenbahn. Die Fässer sind aus Lärchenholz gefertigt. Das gewöhnliche Gewicht eines in der Angara gefangenen Omuls beträgt ein Pfund. In der Selenga wird eine andere Forellenart, die größer ist, gefangen, und wie der Omul behandelt. Sie kommt im Handel unter dem Namen „Sjelenga“ vor und wiegt gewöhnlich zwei Pfund. Ich habe jedoch diesen sehr schmackhaften Fisch nur in Irkutsk und in den ihm nahe gelegenen Dörfern gefunden.

Zum Salzen dieser sehr schmackhaften und delikaten Fische verwendet man hauptsächlich Salz aus Ussola, das viel Bittersalz enthält. Eine Folge hiervon ist, daß die Fische, die bei einer andern Behandlung weit schmackhafter wären, als der Häring, einen unangenehmen Beigeschmack erhalten. Die kleinen Omuln, deren Länge nicht zehn Zoll beträgt, werden nicht gesalzen, sondern, nachdem man sie vorher von Eingeweiden und Gräten befreit hat, in großen Kesseln gekocht, wozu man nur wenig Wasser anwendet. Die hieraus entstandene blaßgelbe Masse, „Porssa“, wird billig verkauft. Auch die Eingeweide werden gekocht, um aus ihnen das Fett, das als Thran benutzt wird, auszuziehen.

Man klagt seit Jahren, daß der Fischfang in ganz Sibirien, besonders aber der Omulfang, immer weniger ergiebig wird, und schreibt dieses — den Dampfschiffen, welche die Gewässer befahren, zu. Das Grundlose dieser Behauptung muß Jedem klar werden, der das Verfahren der Sibirier beim Fischen und ihre Netze näher betrachtet. Niemand kümmert sich darum, ob eben die Laichzeit ist oder nicht; wer Fische braucht, geht zu jeder Zeit mit dem Netze an den Fluß oder See und holt sich ihrer so viele, wie er eben bekommen kann. Dabei sind die Maschen der kleineren Netze so eng, daß selbst ein Fisch, dessen Breite einen halben Zoll beträgt, nicht mehr hindurchschlüpfen kann.

Wenn so kleine Fischchen auch nur in den seltensten Fällen verbraucht werden, so gehen sie doch zu Grunde, denn man wirft sie unbarmherzig den Hunden vor, die so viel genießen, wie sie wollen. Ein großer Theil verdirbt an den Ufern der Flüsse und Seen und verpestet die Luft.

Während meiner Reise nach Ustj-Kutta, die ich ja bekanntlich zum größten Theile im Kahne zurückgelegt habe, hatte ich oft Gelegenheit, die Unmassen junger Fische zu bewundern, welche durch die warmen Sonnenstrahlen ausgebrütet worden waren. Sie schwammen unserem ruhig über die Flut dahingleitenden Kahne nach und haschten nach jeden Brocken Brot, den wir ins Wasser warfen. Meilenweit folgte ein und derselbe Schwarm kleiner Schlucker unserem Kahn, wahrscheinlich nur, um einem frischen Schwarme Platz zu machen. Ich muß gestehen, daß ich nach einem oder zwei Tagen fand, daß das Füttern der jungen Fischbrut für uns — in jenen Gegenden und in unserer Lage, — ein zu theures Vergnügen sei, und ich verfiel auf den Gedanken, mir das Vergnügen, große Schwärme kleiner Fische hinter dem Kahne her schwimmen zu sehen, durch Eiweiß zu verschaffen, da wir in einigen Dörfern Eier zu sehr billigen Preisen bekamen, also an ihnen nicht eben Mangel hatten. Ich ließ nun das Eiweiß in einem dünnen Faden aus der Schale fließen und hatte nun die Freude, zu sehen, daß die hungrige Brut mit Gier an diesem Faden zupfte. Ein kleiner Fresser stürzte sich über den andern auf die ihm gebotene leichtverdauliche Speise und verschluckte, so viel er ihrer habhaft werden konnte, um eiligst wieder zu kommen.

Nach meiner Rückkehr aus Europa sprach ich mit einem Fischzüchter, Herrn von Stabrowski, über dieses Füttern der jungen Fische mit Eiweiß und dieser erklärte mir, daß er diese Art Fütterung der jungen Brut im ersten Stadium ihrer Entwickelung für das beste Mittel halte, Fische schnell groß zu ziehen, und daß er es in den von ihm eingerichteten Karpfenbrutteichen schon seit längerer Zeit anwende.

Im Vertilgen der Fische sind übrigens dem Sibirier, außer den zahllosen Wasservögeln aller Art, auch Raubfische wie die Barsche, Hechte und Quappen behülflich, deren sehr viele in allen Gewässern Nordasiens leben. Zwar schont auch ihrer der Sibirier nicht, und man findet sehr häufig Fastenpirogs mit Hechten oder Barschen von Fingergröße gefüllt; immerhin bleiben ihrer genug im Wasser, um die Vermehrung der Weißfische so bedeutend einzuschränken, daß ihre Abnahme in die Augen zu fallen beginnt. Die Regierungsorgane aber thun nichts, um der Entvölkerung der Flüsse vorzubeugen, und schauen ruhig zu, wie das unwissende Volk einen Theil des Nationalreichthums schonungslos vernichtet. Ich habe öfters über diesen Gegenstand mit Beamten gesprochen, aber immer gefunden, daß sie so ziemlich die Ansicht des Volkes theilen, daß nämlich die Schiffahrt, besonders aber die Dampfschiffahrt, Schuld an der Verminderung des Fischreichthums der Flüsse und des Baikalsee's sind, angeblich, weil durch den Wellenschlag viel Laich ans Ufer geworfen wird und dort verdirbt. Mehr naturwissenschaftliche Bildung würde den Beamten Sibiriens nicht schaden.



Hundepost.

5. Kurze Biographie der berühmtesten Forscher Nordsibiriens.

Prontschischtschew, Tschekin und Lasinius. — Tscheljuskin, Chariton und Laptjew. — Sterlegow, Owtschyn, Koscheljew und Minin. — Wrangel, Matjuschkin, Kyber und Kosmin. — Erman, Hansteen, Middendorf, Schmidt und Laweljew.

Alle geoffenbarten Religionsgenossenschaften haben ihre Märtyrer, welche angeblich für den Glauben, den sie bekannt, ihr Leben freudig geopfert haben. Ob diese Märtyrer der Menschheit Heil und Segen gebracht, ob diese sie auch nur einen Schritt auf der Bahn des Wissens, der Civilisation, der wahren Moralität vorwärts gebracht haben, lassen wir dahingestellt sein. Jedenfalls haben sie der Priesterkaste Nutzen gebracht, der sie angehörten und dienten, und das Oberhaupt dieser Kaste verzeichnete die Namen der sogenannten Glaubenshelden im Martyrologium, und überlieferte sie so der Verehrung und Nacheiferung nachfolgender gläubiger Geschlechter.

Auch die Wissenschaft ist eine Religion! Sie, die von den römischen Hohenpriestern und tibetanischen Dalaylama's Jahrhunderte lang verpönte und in Fesseln geschlagene, vermag allein unser Geschlecht zu adeln, es aus dem Schmutze des krassen Aberglaubens und des Materialismus, in die es die Geoffenbarten hineingestoßen, herauszuziehen und zu lehren, unter steter Arbeit und stetem Genusse ein menschenwürdiges Dasein zu führen.

Wenn wir uns auch in anderer Beziehung das Verfahren irgendeines mit der Tiara geschmückten Halbgottes nicht zum Beispiele nehmen wollen, so erfordert es doch die Gerechtigkeit und Billigkeit, daß wir dieses thun, sobald es sich um die Verehrung Derjenigen handelt, welche der Wissenschaft gedient, sie mit Aufopferung von Zeit, Mühe und Gesundheit bereichert haben. Besonders aber sind wir hierzu gegenüber Denjenigen verpflichtet, welche die geheimnißvollen, in unserer geologischen Periode mit ewigem Eise und Schnee bedeckten Nordpolregionen durchforscht haben. Denn wenn schon eine einfache Gebirgsreise, ein Besteigen der Schneekoppe, des Brockens oder gar der Alpen mit vielfacher Mühe, mit großen Entbehrungen verbunden ist, trotzdem von der die Civilisation begleitenden, ja sie häufig ausbeutenden Spekulation, selbst bis an die Gletscherregion, für Bequemlichkeiten gesorgt wurde, so sind doch alle diese Mühen und Entbehrungen nicht mit denen zu vergleichen, mit welchen der Reisende zu kämpfen hat, wenn er die nördlichen Gegenden von Sibirien, besonders wenn er die besucht, welche gegen Norden von Beresow, Turachansk, Jakutsk und Wjerchne-Kolymsk, oder wol gar die von Obdorsk, Dudynskoje, Gowarowo und Nischny-Kolymsk besucht. Hier hat er im Sommer, der nur wenige Tage dauert, und im Winter, während dessen das Quecksilber gefriert, mit allen Schrecknissen einer rauhen, wilden Natur zu kämpfen, in beständiger Gefahr, von wilden Thieren zerrissen, oder wie die Mammuthe, auf deren Gräbern er sich in jenen Regionen befindet, durch den Frost für die Forscher sehr entfernter Geschlechter konservirt zu werden. Allen diesen Gefahren, zu denen sich Mühseligkeiten aller Art, Hunger, Entbehrungen, ja gefährliche Krankheiten, wie der Skorbut, gesellen, geht der kühne Reisende, der Nordsibirien sehen, es studiren will, entgegen, um der Wissenschaft zu dienen, für sie Aufschlüsse über geheimnißvolle Naturerscheinungen zu sammeln, um neue Wege zu entdecken, auf denen die unermeßlichen Schätze jenes Erdtheils in civilisirtere Gegenden geschafft werden können, um Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft zu heben und zu beleben.

Wer in jene Gegenden reist, dem handelt es sich wahrlich nicht darum, einen von einem harmlosen Volksstamme verehrten Baum, auf dem dieser einen ebenso harmlosen, unschädlichen und vielleicht uneigennützigen, jedenfalls aber genügsamen Gott glaubt, umzuhauen, und ein anderes Phantasiegebilde, oder vielmehr sich selbst und seine Kaste, an dessen Stelle zu setzen. Er hat ein höheres Ziel: er will der ganzen Menschheit, deren winziger Theil er ist, reelle, sichtbare und greifbare Dienste erweisen und deshalb, glaube ich, ist ihm auch die gesammte denkende Menschheit Dank und Verehrung schuldig.

Die Zahl der Märtyrer der wahrhaft geoffenbarten Religion, der Wissenschaft, welche Nordsibirien, wenigstens zum Theil, der Menschheit erschlossen, zu seiner Kenntniß ihr Scherflein beigetragen, ist noch klein; um so mehr sind wir verpflichtet, ihre Namen späteren Geschlechtern aufzubewahren und das jetzige Geschlecht, soweit dieses möglich, mit ihnen bekannt zu machen.

Den Reigen beginnt der Lentnant Prontschischtschew und sein Gefährte Lasinius, welche im Jahre 1735 in zwei Fahrzeugen von Jakutsk aus die Lena abwärts steuerten, um sowol ihre Ausflüsse als auch die Meeresküsten ost- und westwärts derselben zu erforschen. Lasinius ging nach Osten,

Prontschischtschew dagegen nach Westen. Ihm gelang es erst einige Tage später als seinem Kollegen, das Mündungsdelta der Lena in der westlichen Richtung zu umschiffen und den Olenek zu untersuchen, an dessen Ufern er den folgenden Winter verbrachte. Erst im August des folgenden Jahres vermochte er aus dem Eise des Olenek herauszukommen, um dessen Nachbarfluß, die Anabara, durch seinen Gehülfen, den Geodäten Tschekin, aufnehmen zu lassen. Zwischen Treibeis und mit widrigen Winden kämpfend, gelang es endlich Prontschischtschew, in die Chatangabucht einzulaufen und den Fluß Chatanga, der in sie mündet, aufzunehmen und näher zu bestimmen.

Der kühne Reisende kam am 1. September 1736 bis zum 77.° 29.′ nördl. Breite, bis wohin bis jetzt kein anderes Schiff im Sibirischen Eismeere vorgedrungen ist. Dichte Eisschollen hinderten ihn am weiteren Vordringen und nöthigten ihn zur Umkehr. Immer mit widrigen Winden und Eis kämpfend, steuerte das Schiff der Olenekmündung zu, in die es am 15. September 1736 — mit der Leiche seines Commandeurs — anlangte. Prontschischtschew erlag am 11. September dem Skorbut, der auch zwölf Tage später seine Gattin, die ihn auf dieser Fahrt begleitet und alle Schrecken einer Polarreise standhaft mit ihrem Manne ertragen hatte, dahinraffte.

Das Schiff wurde von Tscheljuskin, welcher sein Steuermann war, nach Jakutsk gebracht, von wo aus dieser an die Admiralität berichtete, daß eine Durchfahrt aus der Lena in den Jenisey nicht möglich sei. Die Admiralität fand die ihr mitgetheilten Gründe nicht stichhaltig, beschloß im folgenden Jahre einen nochmaligen Versuch zu unternehmen, und betraute den Leutnant Chariton und Laptjew mit der Führung dieser neuen Expedition.

Leutnant Laptjew brach am 21. Juli 1739, in Begleitung mehrerer kleiner Fahrzeuge, welche ihm für zwei Jahre Mundvorräthe nachführten, von Jakutsk auf, gelangte durch den Mündungsarm Krestowskoj ins Meer, steuerte hierauf nach West, dem Olenek zu und gelangte am 1. September bis ans Vorgebirge Thaddäus, dessen Untersuchung jedoch dem hierzu ausgesendeten Geodäten Tschekin nicht gelang, und Laptjew mußte, ohne die vermeintliche Taimyrbucht durchforscht zu haben, umkehren und sich glücklich schätzen, am 8. September in die Chatangabucht einlaufen zu können, in deren innerstem Winkel, nahe der Mündung des Flüßchens Bludnaja, er passenden Platz zum Ueberwintern fand.

Gegen Ende des Winters sendete Laptjew den Geodäten Tschekin mit neun Narten, deren jede mit etwa 10 Hunden bespannt war, nach dem Taimyr ab, um die Seeküste von der Mündung dieses Flusses bis an die Pjasina aufzunehmen. Eine Anzahl Tungusen, mit einer kleinen Renthierherde, begleitete Tschekin, mußte jedoch bald wieder umkehren, da in der Gegend kein Futter für die Renthiere zu finden war, infolge dessen sogar sieben Stück fielen. Tschekin gelangte zum Taimyr, verfolgte von ihm aus die Meeresküste gegen Westen bis auf 100 Werst, bis sie plötzlich nach Süd umbog und ihn Mangel an Mundvorräthen zur Umkehr nöthigte. Er langte am 29. Mai wieder an der Chatanga an.

Laptjew hielt die Umschiffung der Taimyr-Halbinsel des vorliegenden festen Eises wegen für unmöglich und deshalb beschloß er, geraden Weges nach der Lena zurückzukehren. Aber erst am 11. August gelang es ihm, das offene Meer

zu erreichen und ostwärts zu segeln. Große Eismassen umringten jedoch bald sein Fahrzeug und am 25. August preßten sie es dermaßen, daß der Mannschaft nur als einziges Rettungsmittel die Flucht an das Land blieb. Am neunten Tage nach diesem Mißgeschicke gelang es Laptjew und seinen Begleitern, über das neugebildete Eis in die Nähe der Olenekmündung zu kommen, hier festen Boden zu gewinnen und einen Theil der Ladung, des Proviants und sonstiger Schiffstheile zu bergen. Ein heftiger Sturm zertrümmerte endlich das Schiff am 11. September gänzlich und mit ihm ging auch ein Theil der werthvollen Ladung unter. Die Schiffbrüchigen kehrten nun so schleunig wie möglich in ihre vorjährigen Winterquartiere zurück, die sie unter schrecklichen Strapazen und völlig erschöpft erreichten.

Während des langen Winters mußte die etwa 40 Köpfe zählende Mannschaft das geborgene Gut von der Olenekmündung herbeischaffen, wozu man sich der Hunde- und Renthiergespanne bediente. Der Verlust des Schiffes ließ Laptjew einen neuen Modus, seine Forschungen fortzusetzen, ersinnen, und bewog ihn, sie nunmehr auf Hundeschlitten auszuführen. Laptjew ließ sich nun eine bedeutende Anzahl Hunde von den Tungusen und Samojeden stellen, deren Existenz hierdurch bedroht, in vielen Fällen sogar unmöglich gemacht wurde.

Im April 1741 begannen die neuen Exkursionen. Tscheljuskin brach mit einigen Hundenarten zur Untersuchung und Aufnahme der Küste und des Vorgebirges zwischen der Chatanga und dem Taimyr auf, zu welchem Zwecke er über die Tundra bis an den Fluß Pjasina ging, während Laptjew selbst die östliche Taimyrküste umfahren und Tscheljuskin entgegenstreben wollte. Tschekin sollte die Küste westlich vom Taimyrflusse aufnehmen.

Die Expedition löste glücklich die ihr gestellte Aufgabe, und die ganze Gesellschaft langte, nach unsäglicher Mühe zwar, aber wohlbehalten am 10. September in Turochansk an, von wo jedoch Laptjew seinen erprobten Steuermann Tscheljuskin noch einmal absendete, um die Küstenstrecke westlich vom Kap Thaddäus genau zu untersuchen. Laptjew folgte ihm zu den Ansiedelungen an der Pjasina und Dudypta, erzielte jedoch diesmal keinen nennenswerthen Erfolg, während Tscheljuskin so Bedeutendes leistete, daß man diesen Theil seiner Forschungen als den Glanzpunkt der ganzen Expedition bezeichnen kann. Laptjew reiste nun über Turochansk und Jenisseisk nach Petersburg, um der Admiralität persönlich Bericht zu erstatten.

Tscheljuskin war nicht berufen, selbständig eine Expedition im Norden Sibiriens zu leiten, und wir haben gesehen, daß er sich während der Jahre 1735 bis 1743 den Befehlen Anderer unterordnen mußte. Aber gerade seine Leistungen sind es, welche dem Unternehmen Prontschischtschew's und Laptjew's dauernden Werth sichern, und die von ihm erzielten großartigen wissenschaftlichen Resultate bilden die Glanzpunkte beider Expeditionen.

Trotzdem wußte man lange Zeit hindurch nichts, oder fast nichts von den Verdiensten des kühnen und umsichtigen Forschers, dessen wissenschaftliche Arbeiten in den Aktenstößen der Admiralität in Petersburg begraben lagen, bis sie endlich ein Wrangel und Middendorf hervorzogen, um auf dem von Tscheljuskin gelegten Fundamente weiter zu bauen. Es ist ein wahres Verdienst des

Flottenoffiziers Sokolow, das Wichtigste aus den Originalberichten Tscheljuskin's in den Memoiren des hydrographischen Departements zusammengestellt und veröffentlicht zu haben. Es ist nicht einmal bekannt, ob der kühne Tscheljuskin irgend eine materielle Belohnung für seine Leistungen erhalten hat. Die Wissenschaft wird sich seiner stets erinnern, denn sie hat die nördlichste Spitze der Taimyrhalbinsel „Kap Tscheljuskin" genannt.

Fast eben so der Vergessenheit übergeben ist der Name Minin's und Sterlegow's, welche in den Jahren 1738 und 1739 den Versuch machten, aus der Obmündung in den Jenisey zu gelangen.

Beide gehörten der Abtheilung der nordischen Expedition an, welche im Mai 1734 unter dem Kommando des Leutnants Owtschyn von Tobolsk aus unter Segel ging, um ostwärts zu steuern und mit Prontschischtschew, der von der Lenamündung westlich steuerte, zusammen zu treffen. Drei Jahre hindurch mißglückte jeder Versuch, aus der „Obskaja guba" (Obmündung) heraus zu kommen und dieses glückte erst, als Owtschyn noch ein Schiff, unter den Befehlen des Schiffsbaumeisters Koscheljew und des Steuermanns Minin, herbeigezogen hatte. Jetzt gelang es von Obdorsk aus, den Ob'schen Busen zu durchforschen, das Kap Matte-sole zu umschiffen und in den Jenisey zu gelangen, in welchem die Expedition den Winter von 1737/38 zubrachte.

Leutnant Owtschyn wurde wegen verschiedener Ungehörigkeiten, die er sich gegenüber seinen Leuten zu Schulden kommen ließ, zur Verantwortung gezogen und das Kommando ging auf Minin über, dem die Aufgabe gestellt wurde, womöglich das Kap Taimyr zu umschiffen, wobei ihn Sterlegow unterstützte. Letzterer kam in die Nähe der „Nordöstlichen Inseln", wurde aber hier zur Umkehr gezwungen, da der Proviant ausging. Minin ging in den Jenisey zurück, wo er überwinterte und dessen Mündung er aufnahm. Indessen nahm Sterlegow die Küsten des Meeres vom Jenisey bis zum Taimyr auf, wobei er sich der Hundenarten bediente. Als Lohn für diese Arbeit wurde eine ins Meer ragende Felsenspitze, auf der der kühne Nordpolfahrer ein Signal errichtete, „Kap Sterlegow" benannt, von wo er, aus Besorgniß, infolge der starken Refraktion der Sonnenstrahlen zu erblinden, seinen Rückweg nach Turochansk antrat.

Nun trat auch Minin wieder die Nordfahrt an, erreichte die Jeniseymündung und später auch, nachdem er in einem Sturme sein Boot eingebüßt hatte, die Mündung der Pjasina. Am 2. September 1739 hinderte ihn undurchdringliches Eis, weiter vorzudringen, und er mußte den Rückweg antreten. Am 9. September lief er in den Jenisey ein und ging bis Dudynka hinauf, von wo er über Jeniseisk nach Petersburg reiste. Eine ziemlich umfassende Beschreibung der Resultate und Arbeiten Minin's und Sterlegow's und eine ehrende Anerkennung ihrer Verdienste habe ich in den „Notizen der russischen Geographischen Gesellschaft" gefunden.

Diese Fahrten und Entdeckungen Minin's haben nicht blos eine wissenschaftliche, sondern eine hohe praktische Bedeutung. In der großen (balschaja nisowaja) Tundra liegen unermeßliche Schätze an Graphit, in der Quellengegend der Pjasina aber Kohlen und Kupfererze. Diese Schätze liegen unbenutzt da und können auf dem riesigen Jenisey nicht stromaufwärts befördert werden,

weil, wie wir gesehen haben, ein Stromaufwärtsfahren mit größeren Fahrzeugen von Turochansk bis Jeniseisk, wegen der Felsenriffe („Porogi", Schwellen), fast unmöglich ist. Aus der Tundra kann aber der Graphit, aus dem Schiwerna-Gebirge das Kupfererz in die Obmündung geschafft werden, von wo die Fahrt bis Tomsk, Tobolsk und Tjumen, während eines großen Theiles des Sommers, keinen Schwierigkeiten unterliegt.

Vom Jahre 1739 ab scheinen die Untersuchungsreisen in dieser Richtung geruht zu haben, und erst durch Wrangel wieder aufgenommen worden zu sein.

Ferdinand Baron von Wrangel, einer der berühmtesten Forscher und Seefahrer der Neuzeit, stammt aus einer alten Adelsfamilie Estlands. Um 1795 geboren, erhielt er seine erste Erziehung im Seekadettencorps in Petersburg, machte als Midshipman einige Uebungsfahrten mit, und wurde 1817, durch Krusenstern's Vermittelung, der Seemannschaft der Kriegssloop „Kamtschatka" beigeordnet, welche unter den Befehlen des Kapitäns Golowin eine Reise um die Welt antrat, um die russischen Kolonien in Nordamerika zu revidiren und im Beringsmeere hydrographische Arbeiten anzustellen. An diesen Arbeiten nahm der junge Midshipman sehr thätigen Antheil, und dem Eifer, mit dem er nach seiner Rückkehr nach Petersburg die Resultate den Gelehrten mittheilte, verdankte er es, daß ihm bereits im folgenden Jahre jene Expedition aufgetragen wurde, welche den Hauptruhm seines Lebens ausmacht, und die ihm eine bleibende Stelle in der Geschichte der Entdeckungen sichert.

Die Entdeckungsreisen, welche vor Wrangel im Polarmeere von den Russen ausgeführt worden waren, hatten manches Problem ungelöst gelassen, und namentlich war die Lage des Vorgebirges Schelagin noch unermittelt. Die genaue Ortsbestimmung dieses Vorgebirges wurde nun dem Flottenleutnant Wrangel übertragen; er sollte gleichzeitig die Küste ostwärts vom Kap Schelagin bis zur Beringsstraße, die Gruppe der Bäreninseln, die Mündungen der Kolyma und die dort nach Westen sich hinziehende Küste aufnehmen und durch Fahrten auf dem Eise des Polarmeeres das vorausgesetzte große Land im Norden des Eismeeres untersuchen. Wrangel langte am 2. November 1820 in Nischni-Kolymsk an, drang zu Anfang des folgenden Jahres auf von Hunden gezogenen Narten nach dem Kap Schelagin vor, untersuchte die Bäreninseln, knüpfte Verbindungen mit den Tschuktschen an, und fuhr im Sommer den Fluß Kolyma aufwärts in das Land der mittelkolym'schen Jakuten, während der Midshipman Matjuschkin und der Doktor Kyber eine Reise zum großen und kleinen Anjuj ausführten und der Steuermann Kosmin die Seeküste aufnahm. Am 10. März 1822 erneuerte Wrangel mit Matjuschkin und Kosmin unter vielen Gefahren die Fahrt auf dem Eise des Meeres, und drang bis zum 72.° 2.' nördl. Br. vor, ohne auch nur eine Spur von Land anzutreffen. Diese Reise dauerte 46 Tage. Die Sommermonate dieses Jahres brachte Wrangel mit der Aufnahme der Seeküste an der Kolymamündung und der Erforschung des Landes der Tschuktschen zu, mit denen er schon im vorigen Jahre Bekanntschaft angeknüpft und deren Freundschaft er sich erworben hatte, während er im Winter eine neue Expedition über das Eis gerade nach Norden unternahm. Unterm 70.° 51.' nördl. Br. und 175.° 27.' östl. Länge traf Wrangel auf eine

offene Stelle des Meeres, und dieses hinderte ihn weiter vorzudringen. Er kehrte nach Nischni-Kolymsk zurück, von wo er am 1. November 1823 die Rückreise nach Petersburg antrat. Seine auf dieser Reise angestellten „Physikalischen Beobachtungen" erschienen im Jahre 1827; ihnen folgte erst viel später, im Jahre 1841, eine ausführliche Reisebeschreibung in russischer Sprache, nachdem bereits 1839 von Engelhardt die „Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820—24" in zwei Bänden nach den handschriftlichen Tagebüchern des Verfassers herausgegeben war.!

Inzwischen unternahm der zum Kapitän ernannte Wrangel eine Reise um die Welt, welche zwei Jahre dauerte und von der er 1827 zurückkehrte. Im Jahre 1829 ging Wrangel mit seiner Frau über Sibirien und Kamtschatka in die russischen Kolonien an der Nordwestküste von Amerika, zu deren Gouverneur er ernannt worden war. Auf diesem neuen Posten stiftete er sehr viel Gutes und ihm verdankt jene Gegend die Einführung des Kartoffelbaues. Während der fünf Jahre, während welcher er die Kolonien verwaltete, sammelte er wiederum ein reiches wissenschaftliches Material, welches zum Theil in den „Nachrichten über die russischen Besitzungen an der Nordwestküste Amerika's" enthalten ist. Seine Rückreise bewerkstelligte Wrangel über den Isthmus von Panama und die Vereinigten Staaten und er veröffentlichte ihre Beschreibung in einem umfangreichen, in russischer Sprache geschriebenem Werke, unter dem Titel „Reiseskizzen aus Skitcha nach Petersburg".

Nach seiner Rückkunft nach Petersburg wurde Wrangel zum Contreadmiral ernannt und stand längere Zeit an der Spitze des Departements der Marinewaldungen im Marineministerium. Im Jahre 1847 wurde er zum Vizeadmiral ernannt, quittirte im Jahre 1849 den Staatsdienst und übernahm das Amt eines Direktors der russisch-amerikanischen Handelscompagnie. Erst im Jahre 1867 entdeckte der englische Kapitän Long das von Wrangel gesuchte Land und taufte es zu Ehren des kühnen Forschers „Wrangelsland".

Nach Wrangel kam der norwegische Gelehrte Hansteen, Professor der Universität Christiania und Direktor der Sternwarte daselbst, der sich große Verdienste auf dem Gebiete der Wissenschaften, besonders um die Physik und Astronomie, erworben hat.

Hansteen reiste in den Jahren 1828 bis 1830 durch Sibirien und bereicherte besonders unsere Kenntniß des russischen Asiens durch seine „Reise auf dem Jenisey von Jeniseisk bis Turochansk und zurück". Der Zweck der Reise Hansteen's war ein rein wissenschaftlicher; der Wissenschaft, den Studien des Erdmagnetismus zu Liebe, setzte er sich allem Ungemache einer nordischen Reise aus und seine Geschichte der Theorie des Erdmagnetismus wird für alle Zukunft einen hohen Werth behalten.

Die Reise auf dem Jenisey bildet jedoch nur einen kleinen Abschnitt der ganzen Reise Hansteen's, denn er besuchte Sibirien bis hinter Irkutsk, sah den Markt in Maimatshen, den buddhistischen Oberpriester Chamba Lama, die Kirgisensteppe, Orenburg und Astrachan, von wo er über Petersburg in seine Heimat zurückkehrte. Ihm verdanken wir einigen Aufschluß über einen der edelsten Verbannten aus dem Jahre 1825, über den Dekabristen (Dezembrist)

Oberst **Murawiew**, den Nikolaus I. nur deshalb nach Sibirien sendete, weil er sich nicht zur Spionage erniedrigen, nicht Denunziant werden wollte.

Im Geleite Hansteen's befand sich ein junger Gelehrter aus Berlin, **Erman**, welcher die Reihe der deutschen Forscher Sibiriens beginnt.

Georg Adolf Erman wurde am 12. Mai 1806 zu Berlin geboren, wo sein Vater, ein namhafter Physiker, erst Lehrer der Physik am französischen Gymnasium und an der allgemeinen Kriegsschule, seit 1810 aber Professor der Physik an der neuerrichteten Universität war. Adolf Erman besuchte das französische Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich auf der Universität dem Studium der Naturwissenschaften, die er später unter Bessel in Königsberg fortsetzte, den er auf einer wissenschaftlichen Reise nach München begleitete. Aus Liebe zur Wissenschaft unternahm Erman im Jahre 1828 eine Reise um die Welt, von der er 1830 zurückkehrte. Der Hauptzweck dieser wissenschaftlichen Reise war, mittels der besten Methoden und der ausgewähltesten Instrumente, ein Netz von möglichst genauen magnetischen Bestimmungen um die ganze Erde zu gewinnen. Auf die Beobachtungen Erman's gründete Gauß zum ersten Mal eine Theorie des Erdmagnetismus.

Für den ersten Theil seiner Reise bis Irkutsk schloß sich Erman der magnetometrischen Expedition an, welche **Hansteen** durch den westlichen Theil Sibiriens auf Veranlassung der schwedischen Regierung unternahm; die weitere, beschwerlichere Reise durch Nordasien von der Mündung des Ob über Ochotsk nach Kamtschatka und von da durch die russischen Kolonien in Nordamerika nach Kalifornien, Otaheiti, um Kap Horn und über Rio Janeiro nach Petersburg und von dort nach Berlin zurück, vollendete er allein. Die Beschreibung der „**Reise durch Nordasien und die beiden Ozeane**", welche in einen historischen und in einen wissenschaftlichen Theil zerfällt, erschien im Jahre 1835—41 in Berlin und ist durch einen Atlas erläutert. Die königliche Geographische Gesellschaft in London ertheilte Erman für dieses Werk, dessen auf das sibirische Festland bezüglichen Theil Cooley ins Englische übersetzte, einen ihrer großen Preise. In den Jahren 1845—48 gewährte ihm die British Association in London die Mittel, um aus den von ihm gemessenen Werthen der magnetischen Erscheinungen die in ihrer Gesammtheit am nächsten kommenden Werthe der Konstanten der Gauß'schen Theorie des Erdmagnetismus zu berechnen. Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind in den „Reports" (1846—48) der genannten Association veröffentlicht worden. Außer diesen verdanken wir Erman noch viele andere wissenschaftliche Arbeiten von dauerndem Werthe.

Einer der namhaftesten und für den Zweck der vorliegenden Arbeit wichtigsten Forscher Sibiriens ist **Middendorff**, dessen kurze Biographie ich hiermit folgen lasse.

Alexander Theodor von Middendorff wurde am 18. August 1815 zu Petersburg, wo sein Vater Direktor des pädagogischen Centralinstitutes war, geboren und erhielt daselbst eine gediegene Gymnasialbildung. Von Petersburg ging Middendorff auf die Universität zu Dorpat, wo er im Jahre 1837 die medizinische Doktorwürde erhielt. Von Dorpat ging der junge Gelehrte nach Deutschland, wo er, besonders in Berlin, seine Studien weiter fortsetzte.

Im Herbste 1839 wurde Middendorff als Adjunkt des Professors der Zoologie an die Wladimir-Universität zu Kiew berufen, woselbst er jedoch nur kurze Zeit verblieb, denn schon im Jahre 1840 unternahm er mit dem berühmten Akademiker von Baer eine Reise zum Eismeere, von wo er über Kola und durch das Innere Lapplands zurückkehrte. Das Resultat dieser wissenschaftlichen Reise ist in Baer's und Helmersen's „Beiträgen zur Kenntniß des Russischen Reiches" veröffentlicht. In dieser Arbeit vergleicht Middendorff hauptsächlich die Vogelwelt Lapplands mit der anderer arktischer Gegenden. Noch war diese Arbeit nicht veröffentlicht, da beauftragte auch schon die Akademie der Wissenschaften Middendorff mit der Erforschung des hohen Nordens von Sibirien, infolge dessen er im Jahre 1842 die ebenso beschwerliche wie gefahrvolle Reise in jene Gegenden antrat, während welcher er besonders das Taimyrland untersuchte und bis an die Küsten des Ochotskischen Meeres und den oberen Amur gelangte. Die ungemein reichen Ergebnisse dieser Reise legte Middendorff in einem umfangreichen Werke: „Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens", nieder. In diesem Werke sind die von Middendorff gemachten Beobachtungen eingehend bearbeitet worden. Diesem Werke ist eine umfassende „Uebersicht der Natur Nord- und Ostsibiriens" in geographischer, hydrograpischer, orographischer, geologischer, pflanzen- und thiergeographischer Beziehung von Middendorff selbst beigefügt. Außerdem veröffentlichte Middendorff viele zoologische Abhandlungen in den „Mémoires" und „Bulletins" der Petersburger Akademie und in anderen Schriften.

Ein besonderes Verdienst hat sich Middendorff durch seine hippologischen Studien erworben, denn er schuf hierdurch eine wissenschaftliche Basis zur Kenntniß der anatomischen und physiologischen Verhältnisse im Bau des Pferdes, und bahnte hierdurch eine rationellere Verwendung dieses Thieres an. Auf Grund dieses Werkes bauen neuere Hippologen, wie z. B. Marian Gr. Czapski, weiter fort.

Bald nach der Rückkehr von seiner sibirischen Reise (Ende 1845) wurde Middendorff zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt, bei welcher er von 1855—1857 das Amt eines beständigen Sekretärs bekleidete. Während dieser Zeit wurde dem verdienten Gelehrten die Ernennung zum Wirklichen Staatsrathe zu Theil. Im Jahre 1859 wurde Middendorff zum Präsidenten der freien ökonomischen Gesellschaft in Petersburg erwählt; Gesundheitsrücksichten nöthigten ihn jedoch, sich von den Geschäften zurückzuziehen, und er begab sich auf eines seiner Güter in Livland, wo er als Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften den Wissenschaften und ihren Arbeiten lebt.

Obige Skizze zeigt uns nur den Gelehrten Middendorff; wir haben aber auch die Pflicht, den Menschen Middendorff, wenn auch nur kurz, durch einen, aber sehr charakteristischen Zug zu schildern.

Am 25. August 1843 war Middendorff mit seinen Begleitern bei der Baerinsel angekommen. Er machte am nächsten Tage den kühnen Versuch, noch weiter in das Eismeer einzudringen, jedoch vergebens; sein kleines Fahrzeug wurde von den tobenden Wogen zurückgeworfen und es mußte der Rückweg angetreten werden, wozu Hunger, Frost und Entbehrungen aller Art zwangen.

Bei der Halbinsel Hofmann lenkte man wieder in den Taimyrsee ein, dessen Oberfläche sich indeß auch schon mit Eis überzogen hatte, das der Weiterfahrt ernstliche Hindernisse in den Weg stellte. Das Boot wurde so stark beschädigt, daß sich Middendorff und seine Begleiter nur mit Mühe an das Westufer retten konnten, zumal sie auch die Ladung mit sich nehmen mußten. Nun versuchte Middendorff den Weg zu Fuß fortzusetzen und seine Vorräthe auf Handschlitten nachzuschleppen, indeß brach ein solcher Schlitten zusammen, nachdem er kaum während einer Fahrt von drei Wersten ausgehalten hatte. Dieser Unfall verursachte einen neuen, längern Aufenthalt.

Die unausgesetzten physischen und geistigen Anstrengungen, der schon längere Zeit anhaltende Mangel an hinlänglicher und gesunder Nahrung, hatten Middendorff's Kräfte erschöpft; er wurde ernstlich krank. In dieser Lage dachte er vor allen Dingen daran, die Mannschaften, die ihn ja nicht aus Liebe zur Wissenschaft begleitet hatten, zu retten. Er blieb deshalb, entblößt von allen Subsistenzmitteln, zurück und ließ jene die Reise zu befreundeten Samojeden fortsetzen, welchen sie bereits am vierten Tage begegneten. Wüthende Schneestürme machten es der Mannschaft unmöglich, sogleich ihrem Führer zu Hülfe zu eilen, und es glückte erst am 1. Oktober, denselben zwar ganz erschöpft, aber doch noch lebend, anzutreffen. Middendorff hatte zwanzig Tage in der starren Schneewüste mit dem drohenden Untergange gekämpft. Nachdem er sich mit seinen Gefährten vereinigt und sich ein wenig gestärkt hatte, verließ er mit ihnen das Taimyrgebiet und erreichte am 21. Oktober die Ansiedelungen an der Boganida. Das Weitere ist bekannt.

Im Dezember 1865 brachte der Maschinist eines Jenisey-Dampfers, Maksimowicz, die Nachricht nach Petersburg, daß die am Flusse Tas hausenden Juraken dem Kadaver eines Mammuths auf die Spur gekommen seien. Die Petersburger Akademie, welche schon seit langer Zeit einen Preis für die Auffindung eines solchen Kadavers oder Skelettes ausgesetzt hatte, beschloß sofort eine wissenschaftliche Rekognoszirungs-Expedition nach Sibirien zu senden, an deren Spitze sie den Magister Fr. Schmidt stellte.

Schmidt brach schon im Februar 1866 von Petersburg auf, von wo er den Präparanten des Zoologischen Museums Laweljew mitnahm. Im März langten beide in Jeniseisk und acht Tage darauf, am 6. April, in Turochansk an. Schmidt legte die Strecke in sechs Wochen zurück, welche Middendorff zwanzig Jahre früher kaum in 14 Wochen zurückzulegen vermochte, was jedenfalls von einer bedeutenden Verbesserung der Kommunikationsmittel zeugt. In Dudyno, dem Ausgangspunkte jeder Expedition, ertheilte der Kaufmann Sotnikow, eine sehr einflußreiche Persönlichkeit jener Gegend, den gewünschten Aufschluß über das Mammuth. Schmidt erfuhr hier, daß es nicht vollständig erhalten sei und an einem See im Quellengebiete des Flüßchens Gida, gegen hundert Werst westlich vom Jenisey, im Schnee vergraben liege. Man suchte und fand einen zuverlässigen Führer, den Bauer Kaschgarew, welcher schon im vergangenen Herbste mit einem Juraken an jener Stelle gewesen, und der in Swerjewo, dem letzten bewohnten Hause am linken Jeniseyufer, wohnte. Kaschgarew stellte die nöthigen Renthiere, mit denen man sich nach dem Winterhause (Simowje)

Lukinskoje, auf einer Insel des Jeniseyarchipels begab, von wo man in nordwestlicher Richtung nach der Gida fuhr.

Da das Nachgraben nach dem Mammuth wegen des tiefen Schnees unmöglich war, machte Schmidt noch verschiedene Ausflüge zu den Quellenseen der Pjasina, ins Norilgebirge, wo Sotnikow Kohlen und Kupfererz entdeckt hatte. Am 29. Juni brach die ganze Gesellschaft, verstärkt durch die Turochanskische Expedition unter Lopatin, fast sämmtliche Bewohner von Dudyno und die Jeniseisker Handelsschiffe, zwei Dampfer und zwei Segelschiffe, nach den Jeniseyinseln auf.



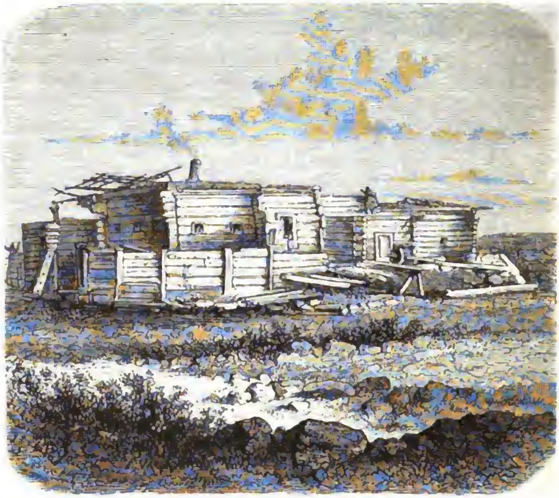
Das Mammuth in Sibirien.

Am 2. Juli gingen die Schiffe bei den Brjochow'schen Inseln vor Anker und da noch hinlängliche Zeit war, bis man sich an das Ausgraben des Mammuths machen konnte, so benutzte Schmidt diese Zeit, um mit den Brüdern Lopatin und dem Topographen Andrejew die Inseln in der Jenisey-Ausweitung genauer zu untersuchen und aufzunehmen. Am 26. Juli ging die Expedition, geführt vom Juraken-Aeltesten Wyssow, nach der Höhe von Tuksjeda, von wo aus sie sich auf Renthierschlitten und mit einer Renthierherde nach dem Mammuthplatze begab, den sie am 5. August erreichte. Vierzehn Tage dauerte die Ausgrabung des Riesenkadavers, der sich in gefrorenem Lehm befand. Schmidt benutzte diese Zeit, um Exkursionen in die umliegende Tundra zu machen, den Bau der Fluß- und Seeufer und die Flora zu untersuchen, während Lopatin Samojedentypen zeichnete und auch die photographische Aufnahme des Abhanges, an welchem die Mammuthknochen hervortraten, besorgte.

Magister Schmidt kehrte, nachdem er noch einen Abstecher nach Krasnojarsk und Irkutsk gemacht hatte, nach Petersburg zurück. Dieser Reise verdanken wir

nicht allein eine reiche zoologische, botanische und mineralogische Ausbeute, sondern auch eine sehr sauber ausgeführte Karte und, vor allen Dingen, den ersten zuverlässigen Beitrag zur Kenntniß des von ihm bereisten Landstriches.

Ueber die neueren Reisenden, Dr. Czechanowski und Dr. Dybowski, habe ich schon weiter oben in einer Anmerkung gesprochen. Der letztere hat übrigens im Jahre 1869 eine Reise auf dem Amur nach der Sachalin-Insel gemacht und steht zu erwarten, daß er bald durch Veröffentlichung seiner Beobachtungen die Wissenschaft bereichern wird. Ersterer hat, als er unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen den Olenek aufsuchte, einen andern, bis jetzt unbekannten Fluß, den Mongero, gefunden, an dessen Ufern er während langer fünf Wochen umherzog, ohne eine menschliche Spur, ohne einen Wegweiser zu finden. Endlich gelang es ihm einen 90jährigen Greis zu finden, der ihm Aufschluß über die Gegend gab, in welcher er sich eben befand, ja sogar sich überreden ließ, ihn nach der nächsten Stelle des Olenek zu führen. Dr. Czechanorski benutzte diese Gelegenheit, um Nachrichten über jene nie erforschten Gegenden zu sammeln, welche für seine Karte von Werth waren.



Die letzte menschliche Wohnung nördlich am Jenisey.



Bergwerk in Sibirien.

II. Abschnitt.

6. Die Russen in Sibirien.

Rußland kolonisirt Sibirien. — Das russische Strafrecht. — Die Deportirung. — Die verschiedenen Stufen der Strafe. — Das Leben in den Gefängnissen, Etappen und Strafanstalten. — Der Vagabond. — Der Strafansiedler. — Zigeuner in Sibirien. — Der freie Russe in Sibirien. — Stände. — Beamte. — Ländliche und städtische Verfassung. — Sitten und Gebräuche, Bildung und Religion. — Die Schulen. — Industrie, Handel und Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, Kommunikationsmittel.

Wol schon während der Periode, in welcher die Eroberung Sibiriens ihren Verlauf nahm, sendete die russische Regierung Kolonen aus, um das Land zu russifiziren. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sie schon damals Kosakenkolonien einrichtete, denn darauf weisen die vielen Dörfer hin, in denen sich noch heute die Tradition erhalten hat, daß sie einst „Stannicy", d. h. Kosakenstandquartiere, gewesen sind. Es ist dieses das römische System, mittels dessen, nachdem die Legionen einen Landstrich erobert hatten, sie in demselben ansässig wurden und gewisse Ländereien erhielten, welche sie bebauten und für sich benutzten. Auch die Kosakenkolonien waren mit Ländereien ausgestattet und hatten nur die Pflicht, immer auf eigene Kosten kampfbereit zu sein, sowol für den Angriffs- wie für den Vertheidigungskrieg.

An eine Entsendung freiwilliger, nicht militärischer Kolonen konnte die russische Regierung wol nicht denken, einmal deshalb nicht, weil das europäische Rußland selbst sehr dünn bevölkert ist und in ihm jetzt kaum 700 Menschen auf die Quadratmeile kommen, infolge dessen, wie Tengoborski in seinen „Etudes sur les forces productives de la Russie" sehr treffend und kurz sagt: „Ce sont plutôt les bras qui manquent au travail", und zweitens, weil der Bauer in Rußland bis noch vor Kurzem Leibeigener des Gutsherrn war und ihm also nicht das Recht der freien Verfügung über sich zustand. Die Bauern der sogenannten „Krongüter" oder Staatsdomänen nach Sibirien überzusiedeln, hat wol kein Herrscher Rußlands versucht, weil er hierdurch diese Güter entwerthet hätte, ohne Sibirien zu bevölkern, also das Ziel zu erreichen.

Wie in allen despotischen Staaten erlaubt auch das Gesetz in Rußland die Verbannung, und wol diese Strafweise war es, welche frühzeitig angewendet wurde, um die nach und nach den Mongolen und den ihnen verwandten Stämmen bis an den Ural hin entrissenen Provinzen zu kolonisiren, ihnen einen russischen Anstrich, den besiegten und unterjochten Volksstämmen aber Wächter und Rechtsnachfolger zu geben. So wurde das Gouvernement Wjatka, Perm, Astrachan, ja selbst Nischni-Nowgorod bevölkert, das ja einst größtentheils im Besitze der Tataren war; so wurde auch später Sibirien mit Europäern, ja sogar mit Asiaten bevölkert.

Die Regierung legte in den successive eroberten Landestheilen Bergwerke, besonders Goldwäschereien, Eisen- und Kupferwerke an, in welche sie Verbrecher als Strafarbeiter sendete; sie waren die ersten nicht militärischen, aber auch nicht freien Bewohner russischen Ursprungs.

Ich muß hier einzelne, dem Europäer gewöhnlich unbekannte Eigenthümlichkeiten der gesetzlichen Bestimmungen Rußlands anführen, um dem Leser den Schlüssel zum Verständnisse des Kolonisationssystems zu bieten.

Das russische Strafrecht, der „Swod zakonow", hat eine Menge Strafunterschiede, wie sie kein anderes eurpäisches Strafrecht kennt. Schon die Todesstrafe, die jedoch nur wider politische und Staatsverbrecher, welche kriegsrechtlich verurtheilt werden, angewandt wird, zerfällt in zwei Kategorien, und zwar in die schwerere des Hängens und in die leichtere des Erschießens. Die Freiheitsstrafen bestehen in: 1) Deportirung mit Verlust aller bürgerlichen Ehrenrechte, oder nur einiger dieser Rechte, oder ohne Verlust irgend eines Rechtes; 2) Verbannung ins Innere Rußlands; 3) Einsperrung in ein Kloster; 4) in ein Centralgefängniß. Die zur Deportirung Verurtheilten werden entweder in die Bergwerke Sibiriens, in die Festungen daselbst (es giebt übrigens nur eine, die Festung Omsk), oder in die Fabriken gesendet und ist die Stufenfolge vom Schwereren zum Leichteren immer im Urtheile ausgesprochen. Ehemals — bis gegen 1858, — wurden Mörder und Räuber, wenn sie nach Sibirien deportirt wurden, an der Stirn und beiden Wangen gebrandmarkt. Sie trugen dann die Buchstaben K. T. (Katorschny, Zwangsarbeiter) an diesen Körpertheilen. Ebenso wurden auch Vagabonden (Bradjagen) mit dem Buchstaben B. gebrandmarkt, und noch jetzt sieht man in Sibirien aus jener Zeit stammende Deportirte mit diesem Merkmal, das nicht eingebrannt, sondern tätowirt ist.

der Sendung als Strafarbeiter nach Sibirien entsprach noch eine besondere Verurtheilung in die Strafcompagnien (Arestantskie roty). Die der Zwangsarbeit zunächst schwerste Strafe ist die Deportirung als Ansiedler (Posjelenjec). Beide Kategorien sind immer sämmtlicher bürgerlichen Rechte verlustig und Keiner von ihnen, außer wenn er wegen politischer Vergehen verurtheilt worden, darf hoffen, sein europäisches Vaterland je wieder zu sehen. Der Strafarbeiter kann hoffen, daß ihm ein Theil der Zeit, für die er in die Bergwerke, Festungen oder Fabriken gesendet wurde, durch ein „Manifest" (auf das übrigens Alle hoffen, und von dessen Nähe sie sich Abends, wenn sie sich zur Ruhe legen, und am Tage, während der Arbeit, unterhalten) erlassen wird; höher als zum Posjelenjec steigt er nimmermehr auf der Stufenleiter der menschlichen, oder wenn wir wollen, russischen Gesellschaft empor.

Wegen Vergehen kann nur ein Mensch nach Sibirien wandern, um dort zu leben (na żytjo), und kann dabei „einiger Rechte", entweder der ererbten (z. B. des Adels) oder der „erworbenen" (z. B. des Beamtenranges), verlustig erklärt werden. Auch ein solcher Verbannter hat wenig Hoffnung, je seine Heimat wieder zu sehen.

Eine wirklich barbarische Folge der richterlichen Absprechung der Ehrenrechte ist die Lösung sämmtlicher Familienbande. Der zur Zwangsarbeit oder zur Ansiedlung Verurtheilte, der schon ipso facto sämmtlicher Rechte beraubt ist, hat kein Recht mehr an seine Frau und Kinder. Die Ehe ist gelöst. Die Frau kann in Europa, oder wo sie sonst im weiten Russischen Reiche lebt, einen Anderen ehelichen; der Deportirte kann, wenn er an dem Ort seiner Bestimmung angelangt ist, ein anderes Weib heimführen. Weder sein Vorgesetzter noch auch der die Ehe einsegnende Pope frägt ihn, ob er schon verheirathet war. Dieselben Rechte stehen auch den deportirten Weibspersonen zu.

Im Urtheile, durch welches ein Verbrecher zu Zwangsarbeit oder Ansiedlung kondemnirt wird, ist immer die Konfiskation des Vermögens mit ausgesprochen und wird dem Verurtheilten Alles, bis aufs Hemd, genommen, er selbst aber in Sträflingskleider gekleidet, für welche der Staat im Sommer gegen 12 Rubel, im Winter 25 Rubel zahlt. Nach der Ceremonie des Einkleidens kann der Verurtheilte und seiner Rechte für verlustig Erklärte Millionen erwerben; sie verbleiben sein unantastbares Eigenthum, von dem er dem Staate nicht einmal die Prozeß- und Deportirungskosten zu erstatten braucht.

Das Recht auf die Kinder verbleibt dem nicht verurtheilten Theile. Erklärt dieser aber nach Verkündigung des Urtheils, daß er das Ehebündniß, wenn es auch der Verurtheilte will, aufrecht erhalten lassen will, so hat es auch dabei sein Bewenden und beiden Theilen steht es hinfort nicht mehr frei, eine weitere Ehe einzugehen. Der nicht verurtheilte Theil hat dann das Recht, dem Verurtheilten nach Sibirien zu folgen, und wird dahin auf Staatskosten geschafft. Deshalb folgen jeder Partie eine Menge Weiber und Kinder. Ehemals gehörten auch die Nachkommen eines zur Deportation Verurtheilten dem Staate an, waren zeitlebens rechtlos, und es erstreckte sich dieses Verhältniß auf die ganze Descendenz. Erst Kaiser Alexander hob die letztere Bestimmung auf und gab den sogenannten „Maloletki" (Minderjährigen) bäuerliche Rechte; er stellte sie

rechtlich mit den freigeborenen, nicht von deportirten Strafarbeitern abstammenden Bauern gleich.

Das Einsperren in ein Kloster für mehrere Monate, bis zu zwei Jahren, ist eine Strafe, die Viele wünschen. Wer mit Geld in ein russisches Kloster kommt, braucht sich kein Vergnügen zu versagen. Die russischen Asketen wie die römischen verstehen es, tugendhafter zu scheinen als sie sind und treten nicht ins Kloster, um die Welt und ihre Genüsse zu fliehen, sondern — um auf fremde Kosten zu genießen. Sie beten und lassen ungenirt die Laien für sich arbeiten. Tout comme chez nous.

Das Einsperren in ein Centralgefängniß ist erst neueren Datums, und es ist zweifelhaft, ob es sich bei der großartigen Bestechlichkeit der russischen Beamten überhaupt, und der Gefängnißinspektoren im Besonderen, bewähren wird. Die vielen großen Gefängnisse in Petersburg, Moskau, Kasan, Tobolsk, Tomsk, Krasnojarsk und Irkutsk waren ebenso viele Höhlen des Verbrechens, ebenso viele Falschmünzerwerkstätten, aus denen die Inspektoren (Smotrytjel) die falschen Kassenanweisungen unter's Publikum brachten, in die sie sich aber wol hüteten gefälschte hineinzubringen. Daß sie den größten Theil des Ertrages einer solchen Falschmünzerfabrik für ihre Mühewaltung behielten, dürfte selbstverständlich sein. Für das auf diese Weise erworbene Geld verschaffte sich die inhaftirte Falschmünzerbande durch den Inspektor jegliche Befriedigung. Karten- und Würfelspiel wurden aufs Leidenschaftlichste betrieben, man stellte auf die Karte 50, 100, ja 500 Rubel, oder würfelte um solche Summen. Das gewonnene Geld wurde vertrunken und wanderte bei dieser Gelegenheit wiederum durch die Hände des Inspektors und seiner Gehülfen (Nadzieratel), die an den eingeschmuggelten Spirituosen 50 bis 75 Proz. verdienten. Nebenbei sei noch bemerkt, daß jeder Inhaftirte in der Weiberabtheilung eine Geliebte haben darf, mit der ihm der Inspektor, wiederum für Geld, die vertraulichen têtes-à-têtes gestattet. Nur der Arme muß im Gefängnisse darben.

Man sieht, daß der Erwerb, der Kampf ums Dasein, in den russischen Gefängnissen nicht allzuschwierig ist, und deshalb auch mag der Zudrang zu ihnen so bedeutend sein, daß man nach Kolbe und Perowsky alljährlich 79,000 Verurtheilte aus ihnen nach Sibirien schaffen kann, ohne sie zu entvölkern.

So grausig für den Europäer der Name „Sibirien“ klingt, so furchtbar die Verurtheilung „zur Strafarbeit“ lautet, besonders wenn man weiß, daß der Sträfling ein Drittel des Zeitraums, zu dem er verurtheilt ist, in Ketten verbringen soll, so kann ich jeden Mitleidigen beruhigen und ihm sagen, daß sich der Sibirier mit dem Sprüchworte brüstet: „Auch in Sibirien leben Menschen.“ Es hängt ganz vom Benehmen des Deportirten ab, ob er menschlich behandelt sein und jegliche mögliche Freiheit haben, oder ob er die ganze Strenge der gesetzlichen Vorschriften gegen sich angewendet haben will. Im ersten Falle kann er bald zu Haus und Hof, zu einem hübschen Kapitale kommen, ohne für den Staat zu arbeiten, im letztern — Jahre lang an die Karre oder die Wand einer einsamen Gefängnißzelle angeschmiedet sein, oder sein Leben als Vagabond, „Bradjaga“, im Sommer in der Freiheit, im Winter im Gefängnisse verbringen und elend verkommen.

Ebenso hat auch die Ansiedlung nichts Schreckliches. Es wird kein Ansiedler in die unwirthlichen Tundren, in die „ewig gefrorenen Moräste" Nordsibiriens gesendet. Wenn er in die kleine Tundra, wenn er nach Olekminsk geht, so thut er es freiwillig, um in einer Goldwäscherei in kurzer Zeit ein gutes Stück Geld zu verdienen, und nur wenn er sich in der Gemeinde, in welcher er von der Regierung angesiedelt ist, schlecht beträgt, wird er nach Narym, Berezow oder Jakutsk gesendet, wo er die Kälte eines neun Monate dauernden Winters zu ertragen hat, während dessen das Quecksilberthermometer den Dienst versagt. Jede andere Ansiedlung erfolgt in einem circa 150 Werst breiten Gürtel, der sich nördlich und südlich der sogenannten „chinesischen Straße" vom Ural bis Kiachta hinzieht, und jeder Ansiedler muß von der Gemeinde, in welcher er angesiedelt wird, eine halbe Desjatine Gartenland und einen Bauplatz ganz nahe am Dorfe (das Gesetz sagt sogar: in der Mitte desselben), circa drei Desjatinen Acker und einen entsprechenden Theil Wiese erhalten. An ein Urbarmachen von Urwaldflächen braucht er nicht zu denken, es sei denn daß er es freiwillig thut, und dann — ist dieses, wie wir sehen werden, in Sibirien sehr leicht. In diesem Falle kann er so viel Land nehmen, wie er will.

Die eigentliche Strafe in Rußland ist — die Reise nach Sibirien, welche bis vor wenigen Jahren ohne Unterbrechung Sommer und Winter dauerte. Das Einpferchen einiger hundert Menschen — denn jede Partie zählte 2- bis 300 Köpfe — in der engen Kasematte einer Etappe war und ist eine unerträgliche Strafe. Schmuz und Ungeziefer aller Art verzehrte den Menschen, und der durch die Einathmung der Ausdünstung so Vieler entwickelte Gefängnißtyphus und Skorbut raffte jährlich Tausende dahin, ehe sie das Ziel ihrer Reise erreichten.

Doch hat weder dieses noch die Kälte Sibiriens — die übrigens wiederum bei weitem nicht so furchtbar ist, als man sie sich vorstellt, und die durchaus nicht verhindert, daß gerade vom Oktober bis Anfang März ungeheure Waarentransporte von Europa nach Kiachta und von dort nach Europa gehen, — die russische Regierung bewogen, fernerhin nicht mehr während des Winters zu deportiren, sondern während desselben die Gefangenen in großen Centraletappen unterzubringen. Hierzu bewog sie einzig die finanzielle Seite des Deportirungssystems. Jeder Deportirte erhält nämlich in jeder Gouvernementsstadt eine vollständige Bekleidung, welche für den Winter pro Kopf 25 Rubel kostet. Rechnet man für die Wintertransporte die Hälfte der sämmtlichen Deportirten, also nach Kolbe und Perowsky gegen 38,000 Mann, so erspart der Staat in jedem Gouvernement jährlich 870,000 Rubel, was für die Linie von Kasan, das der erste Hauptsammelpunkt ist, bis Irkutsk, 3,080,000 Rubel beträgt, aber bei weitem die Summe von sechs Millionen übersteigt, wenn wir auch die großen Gefangenendepots in Petersburg, Moskau, Kiew, Simbirsk und Nischni-Nowgorod in Rechnung ziehen. Der Unterhalt eines Deportirten kostet in den Depotetappen höchstens 6 Kopjeken täglich, also für sechs Monate nur 10 Rubel 80 Kopjeken, die von den Reisediäten, welche er erhalten würde, wenn die Reise nicht unterbrochen wäre, und welche täglich 10 Kopjeken betragen, in Abzug zu bringen sind. Der Staat erspart also ein Bedeutendes und verkürzt die Reise, da die Gefangenen im Frühlinge und Sommer von

Nischni-Nowgorod nach Perm und Tjumen nach Tomsk in zusammen 27 Tagen per Dampfschiff gesendet, den Rest der ganzen Strecke aber per Wagen mit einer Schnelligkeit von nahezu 200 Werst täglich transportirt werden.

Wenn der Deportirte, selbst der zur Strafarbeit Verurtheilte, am Orte seiner Bestimmung angelangt ist, wird er augenblicklich frei gelassen, sucht sich ein Quartier und macht sich an die Arbeit. Dem letzteren giebt die Regierung für seine geringe Arbeit einen geringen Lohn, aber er findet mit großer Leichtigkeit eine rentable Beschäftigung, wenn er überhaupt arbeiten will. Leider machen Viele von der ihnen gelassenen Freiheit den schlechtesten Gebrauch, — sie setzen das Handwerk fort, wegen dessen Ausübung sie nach Sibirien deportirt worden sind, und kommen dafür in weit nördlicher gelegene Gegenden, wo sie die Bekanntschaft mit den halbwilden Volksstämmen machen, wenn sie nicht vom sibirischen Russen auf der That ertappt und schonungslos — gelyncht werden.

Solange in Rußland die Leibeigenschaft dauerte, hatte der Staat noch eine Quelle, aus welcher er Kolonen bezog. Der Gutsbesitzer nämlich war zwar Herr über Leib und Seele sowie auch über das Vermögen des Leibeigenen, besaß aber nicht das Jus gladii; er durfte sein lebendes, auf zwei Füßen gehendes Eigenthum mißhandeln, bis aufs Blut peinigen und aussaugen, aber nicht tödten. Dieses eigenthümliche Verhältniß veranlaßte sehr häufig die Bojaren, daß sie ihnen unangenehme Individuen dem Staate zur Ansiedelung in Sibirien oder auch zum Einstecken in die Armee schenkten.

Sehr treffend äußert sich hierüber der russische Schriftsteller Schelgunow, daß der Gutsherr das Stubenmädchen, dessen Physiognomie der Gutsdame nicht gefiel, oder die Wäscherin, welche ihm das Hemd schlecht geplättet hatte, nach Sibirien sendete, wo sie fern von den Ihren ein freudenloses Dasein führten.

Erst spät, und zwar schon zur Zeit des jetzigen Kaisers, sah man lange Züge freiwilliger Kolonisten mit ihren Familien und ihrer fahrbaren Habe Sibirien passiren. Sie siedelten sich jedoch nicht in Sibirien selbst an, sondern gingen ins Amurland. Wenigstens ist keiner der Züge in Sibirien geblieben, mit welchen ich während meines vieljährigen Aufenthaltes daselbst in Berührung gekommen bin. Alle aber stammten aus solchen Gegenden des europäischen Rußlands, welche sich nicht durch Fruchtbarkeit auszeichnen, in denen der Bauer bei der Befreiung von der Leibeigenschaft nur ein kleines Stück Acker (Nadjel = Antheil) erhalten, und in denen sich die Industrie noch nicht entwickelt hat.

Aus Obigem darf nicht gefolgert werden, daß die Voreltern aller jetzigen Bewohner Sibiriens zu Strafarbeiten verurtheilte Verbrecher gewesen seien. Gewiß ist, daß einige, wenn auch wenige Familien freiwillig aus Rußland kamen und sich in den nach und nach erbauten Städten ansiedelten. Außerdem wurde und wird doch nicht jeder Verbrecher auf der That ergriffen, oder es wird ihm das Verbrechen doch nicht dermaßen nachgewiesen, daß er zur Strafarbeit verurtheilt werden kann. Solche Verbrecher und Diejenigen, die sich ein Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, wurden (und werden wol noch) zur einfachen Deportation, zur sofortigen Ansiedelung (Posjelenje) verurtheilt, und schon ihre Kinder erhalten die gewöhnlichen bürgerlichen Rechte, d. h: sie werden bäuerlichen oder städtischen Gemeinden zugeschrieben.

Die Nachkommen dieser letzteren Kategorie von Ansiedlern bilden den Kern, die Hauptmasse der jetzigen russischen Bewohner Sibiriens. Die zur Strafarbeit Verurtheilten haben sehr wenig zur Vermehrung der Volkszahl beigetragen. Die eigenthümliche Einrichtung der Strafanstalten ermöglichte es den Verbrechern, jederzeit aus ihnen zu entfliehen, ja reizte sie hierzu an, und sie führten ein wahres Nomadenleben, da sie, während des Sommers in Freiheit, von Ort zu Ort, häufig bis nahe an ihre Heimat zogen, sich im Winter fangen, unter falschem Namen verurtheilen und wieder nach Sibirien senden ließen. Sie wurden in diesem Falle, wenn ihnen kein neues Verbrechen bewiesen werden konnte, höchstens zu einer vierjährigen Strafarbeit verurtheilt, welche Viele aushielten, um später als Ansiedler ein ruhiges Leben zu führen. Die meisten jedoch lebten nur als Vagabonden, „Bradjaga", welche das Gefängniß ihr „Vaterhaus" nennen und in diesem sterben.

Die russische Regierung hätte längst einsehen müssen, daß sie durch diese Art der Benutzung Sibiriens, das ja selbst dortige hochstehende Beamte nur ein großes Gefängniß nennen, in welchem es eigentlich gleichgiltig sei, wo sich der deportirte Europäer aufhalte, das ungeheuere Land nicht bevölkern könne. Jährlich gehen durch Tobolsk, wo die Hauptexpedition der Deportirten, der „Prikas o ssilnych", ist, über hunderttausend Individuen. Der Prikas o ssilnych war wenigstens dort, als ich nach Sibirien deportirt wurde und mir meine Notizen sammelte. Seit einigen Jahren ist er in Tjumen. Im Jahre 1863 gingen durch diese Expedition 104,031 Mann. Nach Kolbe und Pokrowski, welche über die Deportation und die Gefängnisse Rußlands genaue Untersuchungen angestellt haben, befinden sich im großen Durchschnitte jährlich 321,612 Menschen in den Gefängnissen des europäischen Rußland in Untersuchungshaft und 79,029 alljährlich werden verurtheilt und deportirt. Anderen Quellen zufolge soll die Durchschnittssumme der Untersuchungsgefangenen 376,512, die der Deportirten aber mehr als 100,000 betragen. Wenn wir diese enormen jährlichen Menschensendungen mit der aktuellen Bewohnerzahl Sibiriens (kaum 4,000,000 [Sibirien, Amurland und Turkestan haben, nach den neuesten Zählungen, zusammen nur 6,358,934 Einwohner; von diesen entfallen auf das Amurland und Turkestan über 2,000,000] inclusive der Pseudoautochthonen) vergleichen; wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß diese Sendungen schon über 200 Jahre dauern, so muß uns das Verderbliche dieses Systems um so klarer werden, als wir wissen, daß das europäische Rußland durchaus nicht an Uebervölkerung leidet und es nicht die hinreichende Menschenzahl besitzt, um seine ungeheuern Naturschätze zu heben, in Volksreichthum umzuwandeln und industriell zu verwerthen.

Wir haben, ehe wir das Kapitel über das russische Kolonisationssystem verlassen, noch eine Seite desselben, die moralische, zu beleuchten.

Rußland sendete bis jetzt den Abschaum seiner Bevölkerung — wenn wir die nicht für immer deportirten politischen und Staatsverbrecher ausnehmen, — nach Sibirien und bevölkerte es mit den Elementen der Unordnung in jeglicher Beziehung. Räuber und Raubmörder, Gatten-, Gattinnen- und Kindermörder, Diebe und Hehler, Falschmünzer, Betrüger, untreue Beamte sollten bis

jetzt das Land bevölkern und sich der sozialen, durch das Gesetz vorgeschriebenen Ordnung fügen. Hierzu kommen noch die religiösen Fanatiker, die sogenannten „Starowjerzy“ (Altgläubigen), die physisch unfruchtbaren „Skopcy“ (Gehammelten, Verschnittenen), welche selbst den ehrlichen Menschen für unrein halten, und die fast unfähig sind, sich einer nicht in den alttestamentalischen Bibelkram hineinpassenden Ordnung zu fügen.

Ich muß, um dem Leser zu zeigen, welche Elemente nach Sibirien gesendet wurden, einige kleine Charakterschilderungen geben, und zugleich zeigen, wie die Deportirten während der Reise nach und durch Sibirien in den Etappen und Gefängnissen leben. Ich beginne mit der Geschichte eines wahrhaften Blaubarts, den ich in Kansk kennen lernte, wo ich gefährlich erkrankte und längere Zeit im Gefängnißhospitale ärztlich behandelt wurde. Anfangs kurirte mich der Kreisarzt Surowzow, ein zwar ganz braver Mann, aber ein Säufer und einer jener Aerzte, welche während des Orientalischen Krieges aus dem zweiten Kursus in die Armee eingetreten sind und sich hierdurch das Recht zu einer staatlichen Anstellung erworben hatten. Ich wäre gewiß heute nicht mehr unter den Lebenden, wenn nicht einer meiner Kansker Freunde, der Kaufmann Sawjenkow, mich anderen Händen anvertraut hätte.

Eines Tages besuchte er mich in Gesellschaft eines kleinen, hageren, schon bejahrten und sehr nobel gekleideten Mannes, an dessen Accent ich den Kurländer erkannte, noch ehe mir Herr Sawjenkow seinen Begleiter vorgestellt hatte. Er nannte ihn „Dr. Iwan Iwanowitsch Turau“. Ich muß gestehen, daß die Physiognomie des Doktors etwas Einnehmendes, Gemüthliches hatte, was mir großes Vertrauen zu ihm einflößte, welches noch dadurch erhöht wurde, daß wir uns in deutscher Sprache unterhalten konnten.

Ich erzählte dem Manne meine Leiden, theilte ihm auch meine Muthmaßungen über die Ursachen meiner Krankheit mit und freute mich, daß ich nach langem Leiden in die Hände eines geschickten Arztes gefallen, denn als solcher bewies sich Turau auf den ersten Blick durch jede seiner Fragen und Bewegungen. Er verschrieb mir nicht nur die Medizin, sondern bereitete sie auch und wachte bei seinen mehrmaligen täglichen Besuchen darüber, daß sie mir regelmäßig gereicht und daß die strenge, von ihm verordnete Diät befolgt werde. Ich glaube, daß jeder Leser an meiner Stelle zu dem Manne, sowie ich, das größte Zutrauen gefaßt und Zuneigung zu ihm gefühlt hätte.

Bald fühlte ich, daß ich mich auf dem Wege der Besserung befand, die Visiten Turau's hörten bald auf, dem Kranken zu gelten; er besuchte den Rekonvaleszenten, um sich mit ihm zu unterhalten.

Während einer solchen Unterhaltung sprach ich denn auch meine Verwunderung darüber aus, daß er, der geschickte und fähige Arzt, der doch selbst im europäischen Rußland eine brillante Carrière gemacht haben würde, in der kleinen sibirischen Kreisstadt lebe und wirke; ich glaubte wirklich, daß der Mann nur aus Menschenliebe hierher gekommen sei, und lebte einige Wochen in dem Wahne, daß ich es mit einem edlen Manne zu thun habe. Er selbst merkte aus unserer Unterhaltung, daß mir die Ursachen seines Aufenthaltes in Kansk unbekannt seien, und gab mir lange ausweichende Antworten. Endlich erfuhr ich

von Herrn Sawjenkow, daß Iwan Iwanowitsch ein „Possjelenjetz", ein unfreiwilliger Ansiedler, also ein wegen eines gemeinen Verbrechens Deportirter sei, gegen den soeben wiederum eine Untersuchung wegen eines Verbrechens schwebe.

Man wird leicht begreifen, daß meine Hochachtung, mein ganzes Vertrauen zu dem Menschen und umsomehr die Zuneigung, welche ich zu ihm hatte, in demselben Augenblicke, in welchem ich aus Sawjenkow's Munde jene grauenhaften Worte hörte, verschwanden. Ich verdankte einem gemeinen Verbrecher meine Rettung und ich weiß nicht, was ich dafür gegeben hätte, ihm nicht zur Dankbarkeit verpflichtet zu sein. Es ist ein peinliches Gefühl, einem Menschen Dankbarkeit zu schulden, dem man ohne Schaudern nicht die Hand reichen kann, und gewiß wird das Peinliche noch erhöht, wenn man durch die Verhältnisse gezwungen ist, ihm nicht das Haus zu verbieten, sondern ihn um seinen ferneren Beistand bitten zu müssen. Ich mußte Turau noch lange Zeit nachher empfangen, als ich schon wußte, daß er ein Scheusal sei; ich wollte leben und nur er konnte mir in Kansk das Leben erhalten.

An der Art und Weise, wie ich hinfort mit ihm umging, merkte Turau, daß ich einen Theil seines Geheimnisses kenne, und es scheint, als wollte er durch dessen völlige Aufklärung mir gegenüber sich rehabilitiren, da er, wie der Leser aus seiner Erzählung sehen wird, sich bemühte, die Schuld seines Unglücks auf seine Opfer zu wälzen.

Er erzählte mir eines Tages Folgendes:

„Ich bin in Dorpat geboren und erzogen, besuchte auch dort die Universität als Pharmaceut und legte mir nach glücklich beendeten Studien in meiner Vaterstadt eine Apotheke an, widmete mich aber neben meinen Berufsgeschäften dem medizinischen Studium und erlangte sogar später eine recht gute Praxis. Nachdem ich einige Jahre selbständig, frei und angesehen gelebt hatte, beschloß ich zu heirathen und da nichts leichter ist, als eine Frau zu finden, wenn man eine Position in der Welt hat, so wurde auch mein Herzenswunsch bald erfüllt.

„Ich lebte einige Jahre recht glücklich mit meiner Auserwählten. Eines Tages bemerkte ich jedoch, daß ihr Herz groß genug war für Zwei, nämlich für mich und für einen hübschen, aber armen Studenten, welcher außerdem auf meine Kosten — versteht sich, ohne daß ich es wußte, — seinen Studien oblag. Daß mir meine großherzige Julia nicht weiter gefiel, kann sich Jeder leicht denken, und ohne daß ich lange mit ihr haderte, schied ich mich von ihr. Ich durchschnitt ihr eines Tages die Kehle.

„Bald war Lärm in der Stadt; ich hatte nicht Zeit, dem betreffenden Beamten den Hergang der Sache privatim zu erzählen, auch die nöthigen Beweise meiner Unschuld — in guten Rubelscheinen, — zu übergeben und gerieth infolge dessen ins Gefängniß, von wo aus es schon sehr schwierig ist, den Unschuldsbeweis zu liefern. In Kriminalfällen, die schon anhängig gemacht sind, versteht es der Instruktionsrichter, sich selbst in den Besitz der nöthigen Beweise zu setzen und den Gefangenen die Möglichkeit, das Alibi darzuthun, zu rauben.

„Der Prozeß wurde gegen mich angestrengt und glücklich nach einigen Jahren beendet, da ich ihn durch alle möglichen Instanzen, und, da ich den privilegirten Ständen angehöre, selbst durch den Senat in Petersburg gehen ließ.

Der Prozeß wurde gegen mich entschieden; ich wurde zu zwölf Jahren Zwangsarbeit in den Bergwerken Sibiriens verurtheilt und in die Goldgräbereien des Jeniseisker Systems gesendet.

„Kaum angelangt am Orte meiner Bestimmung, fand ich auch schon Gelegenheit, dem Direktor der Anstalt mich nützlich zu machen, und infolge dessen, wenn auch ohne Titel, Anstaltsarzt zu werden und als solcher das Gehalt zu beziehen. Bald hatte ich den Ruf eines tüchtigen Arztes erlangt und wurde mehrere hundert Werste weit in Privatgoldwäschereien geholt, um in den dortigen Spitälern den Kranken ärztliche Hülfe zu leisten.

„So verlebte ich meine Strafzeit und machte mir ein recht hübsches Vermögen. Nach Verlauf meiner zwölf Jahre wurde ich hierher als Ansiedler gesendet und erlangte bald eine bedeutende Praxis.

„Noch heute ist es mir nicht klar, was mich eigentlich bewog, mich zum zweiten Mal in die rosigen Fesseln des Ehestandes schmieden zu lassen. Vielleicht war es der schöne Name „Praxja“ (Praxeda), den eine junge, gar nicht vermögende Wittwe trug, der ich während einer Krankheit ärztliche Hülfe geleistet hatte. Bald bedauerte ich diesen Schritt umsomehr, als ich in der orthodoxen Kirche den Schwur ewiger Treue und Liebe ablegen und dafür den Schwur ewiger Treue und Gehorsams in Empfang nehmen mußte. Es ist aber bekannt, daß die heilige, wahre und orthodoxe Kirche sich von dem „Ewig“ auch keinen Tag abhandeln läßt.

„Meine theure Praxja, die als Witwe, welche ihr Herz wiederum verschenkt, doch den Beweis geliefert hatte, daß sie ein eindrucksfähiges Herzchen besitze, lieferte mir später hierfür noch mehr Beweise. Möglich, daß meine ärztliche Thätigkeit, welche mich häufig auf einige Tage von meinem Schatze entfernte, Schuld daran war und daß einzig tödliche Langeweile meine Ehehälfte bewog, einen meiner Freunde gerade dann zu empfangen, wenn ich nicht zu Hause war, während er sich nie zeigte, wenn ich meiner Frau die Zeit vertrieb. Genug, ich bekam Wind von der Sache und verkürzte — das „Ewig“ durch einen Messerstich.“

Kalter Schauer durchrieselte mich bei der cynischen Erzählung dieses russischen Blaubarts; ich konnte hinfort nicht ohne tiefen Abscheu auf den Menschen blicken, dessen Physiognomie, ja dessen Umgang mit mir und anderen Personen so sehr mit seinem versunkenen Charakter im Widerspruche war. Es ist theilweise noch heute für mich ein psychologisches Räthsel, das der Mangel der Todesstrafe im russischen Gesetze nur theilweise aufzuklären vermag. Sollte nicht auch das Bewußtsein, daß es ja nicht schwer sei, sich von der Strafe loszukaufen, wozu die Käuflichkeit des Richters die Möglichkeit bietet —, sollte ferner nicht auch der Umstand, daß das Volk in dem Verbrecher nur „den Unglücklichen“, den vom Gesetze Verfolgten sieht, dazu beitragen, das Rechtsgefühl, die Moralität selbst des Gebildeten zu vernichten oder wenigstens zu untergraben? Doch lassen wir die Betrachtungen; eilen wir, um zu sehen, wie der zweite Prozeß Turau's ausgefallen.

Das Gericht in Kansk verurtheilte den Mörder zu vierjähriger Zwangsarbeit, nachdem es die Untersuchung länger als zwei Jahre verschleppt hatte.

Es war dieses ein juridischer Kunstgriff, um allmählich die Belastungszeugen zu entfernen, welche, ihrem Berufe folgend, in weit entfernte Gegenden übersiedelten. Turan appellirte gegen das Erkenntniß erster Instanz, schützte vor, den Mord im Zustande der Trunkenheit verübt zu haben, ja, daß er selbst in einem solchen Zustande mehrere Protokolle unterschrieben habe, deren Inhalt er in der zweiten Instanz bestritt. Da man nun das Gegentheil nicht mehr beweisen konnte, so wurde Turan „zu viermonatlicher Einsperrung in einem Kloster“, also zu einer Kirchenbuße verurtheilt, welchem Urtheile er sich auch unterwarf. Der Prozeß hatte ihm übrigens über dreitausend Rubel gekostet, trotzdem er keine Gerichtskosten zu tragen hatte. Man sieht, Turan hatte das Geld nicht weggeworfen.

Einige Jahre später war ich während meiner Rückreise wieder in Kansk, besuchte meine dortigen Freunde, unter ihnen auch Herrn Sawjenkow. Die Neugierde trieb mich, nach dem Ausgange des Prozesses gegen Turan zu fragen, und da erfuhr ich denn, was ich soeben mitgetheilt habe. Turan selbst kam zu Herrn Sawjenkow; er war Hausarzt in den besten Häusern der Stadt und bis zweihundert Werst in der Runde. Unsere Begrüßung war sehr kühl, trotzdem ich sah, daß ihn der Hauswirth so traktirte, als ob seine Vergangenheit ohne Makel wäre. Er scherzte sogar mit ihm über seine letzte Haft und Turan sagte, daß ihm im Kloster Nichts gefehlt habe, da auch dort Menschen wohnen, welche Bacchus und Venus verehren.

Im Gefängnisse zu Irkutsk lernte ich im Jahre 1866 ein anderes Individuum kennen, das, trotzdem es das schreckliche Verbrechen des Gatten- und Kindermordes begangen hatte, mein ganzes Mitleid in Anspruch nahm. Ich konnte lange nicht erfahren, was der ruhige, besonnene, fried- und dienstfertige Mann, der sich von allen anderen Gefangenen und ihren Unterhaltungen fern hielt und regelmäßig seine Gebete verrichtete, verbrochen habe, das die Deportirung nach sich ziehen konnte. Endlich gelang es mir, sein Vertrauen zu erwerben und ihm sein Geheimniß zu entreißen.

„Ich war“, erzählte mir der Unglückliche, „einer der reichsten Bauern meines Dorfes im Saratower Gouvernement, hatte eine schöne, brave und junge Frau und drei Kinder und lebte glücklich und zufrieden, da mir nichts fehlte und mich Alle achteten. Du siehst, daß ich nicht Karten spiele, keinen Branntwein trinke, nicht fluche und schimpfe und wenn ich kann, den Aermeren gern unterstütze. So lebte ich auch zu Hause.

„Eines Tages kam mir, während ich auf dem Felde arbeitete, der Gedanke ein, daß, wenn ich plötzlich sterben würde, ich nicht nur nicht in den Himmel, sondern in den Abgrund der Hölle kommen würde, da ich mich bis jetzt noch nicht vor Gott gedemüthigt habe, denn wer nicht sündigt, thut auch keine Buße, und wer keine Buße thut, ist hochmüthig. Es blieb mir also nichts übrig, als zu sündigen, um Buße thun zu können, und da ich mich weder dem Trunke noch dem Spiele oder einem lüderlichen Leben ergeben wollte, beschloß ich meine Frau und Kinder zu ermorden. Ich glaube, daß mir Gott selbst diesen Gedanken eingegeben hat. Ich führte ihn auch, als ich Abends nach Hause kam, sogleich aus, und ging dann zum Dorfältesten, um ihm Anzeige vom Geschehenen zu machen.

Ich wurde ins Gefängniß gebracht, gestand Alles zu und wurde zu zwölfjähriger Arbeit in den Bergwerken verurtheilt, wo ich vor Gott wegen der begangenen Sünde Buße thun werde."

Der einfache Mann beschönigte sein Verbrechen nicht und ich muß gestehen, daß ich, trotzdem ich Anfangs zurückschauderte, später nur Mitleid mit ihm fühlte und die Richter, die ihn verurtheilten, der Barbarei anklagte. Der arme Mann war — geisteskrank, von religiösem Wahne befangen und hätte nicht in die Bergwerke gesendet, sondern in irgendein Hospital gebracht werden müssen.

Auf Frauen- und Männermörder, ebenso auf Kindesmörderinnen, kommt ein bedeutender Prozentsatz Deportirter; einen ebenso großen bilden gewöhnliche Raubmörder. Der Rest vertheilt sich auf Diebe, Falschmünzer, Hehler. Hin und wieder findet sich ein Vatermörder oder der Mörder eines Wohlthäters. Wer das Verbrechen nicht eingestanden hat, trotzdem er durch Beweise überführt worden ist, wird nur als — Posjelenjetz, als Ansiedler, nach Sibirien gesendet, es sei denn, daß er in flagranti ergriffen worden ist. Eine wichtige Kategorie von Deportirten bilden diejenigen Beamten, welche sich Veruntreuungen ihnen amtlich anvertrauter Gelder, Unterschlagungen oder andere Verbrechen und zwar so haben zu Schulden kommen lassen, daß es nicht vertuscht werden konnte. Diese Leutchen kommen selten in die Strafarbeit; gewöhnlich ist die härteste Strafe, welche sie trifft, die Ansiedelung; doch kommen sie häufig ohne Verlust aller Rechte nach Sibirien und — erhalten dort bald wieder eine Stellung, in welcher sie das Handwerk, wegen dessen sie nach Sibirien gesendet worden sind, fortsetzen können, und dieses mit der größten Vorsicht thun.

Wir würden uns jedoch an der Menschheit versündigen, wenn wir sagen wollten, daß alle Deportirte, ohne Ausnahme, Verbrecher sind. Die Käuflichkeit des russischen Richters trägt das Ihre dazu bei, daß mancher Unschuldige nach Sibirien gesendet wird. Folgendes ist einer von den vielen mir bekannt gewordenen Fällen, in denen der wirkliche Verbrecher straflos ausging und ein Unschuldiger statt seiner bestraft wurde.

Als ich im Januar 1864 wegen erfrorener Gliedmaßen im Hospitale zu T s c h e b o k s a r a lag, wurde eines Tages ein junger, ungemein kräftig entwickelter Bursche aus dem Gefängnisse in dasselbe gebracht, weil er sich a b s i c h t l i c h eine ungeheuere Brandwunde am Schenkel beigebracht hatte. Der ungefähr 16jährige Bursche hatte dies aus Verzweiflung gethan, — um endlich einmal aus dem Gefängnisse, in welchem er saß, hinaus in eine andere Umgebung zu gelangen. E r w a r s e i t m e h r a l s f ü n f J a h r e n U n t e r s u c h u n g s g e f a n g e n e r. Der Arzt erzählte mir die Geschichte des Unglücklichen, welche in Kürze folgendermaßen lautet.

Eines Tages spielte der Angeklagte, damals ein zehnjähriges Kind, an den Ufern der Wolga, da kam die Tochter des Popen und brachte ein Bündelchen herbei, das sie ihm mit der Weisung übergab, es in den Fluß zu werfen, wofür sie ihm sogleich zehn Kopeken gab. Der harmlose Knabe führte den Auftrag aus und spielte, erfreut über das erhaltene Silbergeld, weiter, während sich die Popentochter entfernte. Das Bündelchen schwamm eine ziemliche Strecke, wurde von Fischern aufgefangen und es stellte sich heraus, daß es — ein

neugeborenes Kind enthielt, welches die unnatürliche Mutter erwürgt hatte. Die Leiche und der Knabe wurden auf die Polizei gebracht, wo der letztere den ganzen Sachverhalt erzählte. Statt nun die Popentochter, welche doch gewiß die Mutter und Mörderin des Kindes gewesen ist, zu verhaften, wurde der Knabe ins Gefängniß gesperrt; weil er jedoch unmündig und unzurechnungsfähig war, wurde er nahezu sechs Jahre im Gefängnisse gehalten, da das Gesetz die Bestrafung eines 16jährigen Menschen erlaubt. Während der ganzen Zeit änderte der Knabe nichts an seiner Aussage; trotzdem wurde die Popentochter nicht vernommen, sie heirathete einen Beamten und hatte schon zwei weitere Kinder, als das Opfer ihrer Schuld in die Bergwerke Sibiriens gesendet wurde. Der brave Doktor, der ja dem Unschuldigen nicht helfen konnte, sagte mir: „Die Popentochter hat gesündigt, dieser Knabe wird für ihre Sünde büßen und Niemand nimmt sich seiner an, trotzdem die ganze Stadt von seiner Unschuld überzeugt ist."

Obiges dürfte hinreichen, um den Leser in den Stand zu setzen, sich selbst ein Bild von der Gesellschaft zu machen, welche im Laufe von Jahrhunderten nach Sibirien gekommen ist, und zum größten Theile zu seiner Bevölkerung beigetragen hat. Ihre Nachkommen haben nun zwar nicht alle Fehler geerbt; bei einer sehr großen Anzahl ist sogar das Edle, das in jedem Menschen vorhanden, zum Durchbruche gekommen und dieses giebt sich kund in wohlthätigen Stiftungen und in der Begierde nach Bildung. Trotzdem mehrt sich die Zahl der Einwohner nur sehr langsam, denn es mangelt die Grundbedingung für die freiwillige Kolonisation, das freie, bürgerliche Recht, gehandhabt von einem gewissenhaften Beamtenthum. Zwar haben die freiwillig nach Sibirien gekommenen Ansiedler wie auch die unbescholtenen Nachkommen der Deportirten Rechte, aber diese Rechte haben in Sibirien thatsächlich nur für den Adeligen Bedeutung, der dadurch dem Gewaltmißbrauche der Beamten entrückt wird. Den anderen Ständen bringt der Besitz der bürgerlichen Rechte wenig Nutzen, und ich war mehr als einmal Zeuge, daß ein Sassjedatel oder Isprawnik einen freigeborenen Bauer, ja sogar einen Gemeindevorsteher (Starschyna), mit Ruthen peitschen ließ, weil er Das nicht thun wollte, was er ihm befahl. Beschwerden führen zu nichts, da sie den Instanzenweg gehen, also in die Hände des Beamten kommen müssen, gegen den sie gerichtet sind. Hier ein Beispiel, das ich aus eigener Anschauung kenne. Im November 1868 warf sich ein mißhandelter Bauer aus Groß-Jelan vor dem Civilgouverneur General Schalaschnikow auf die Kniee und überreichte ihm eine Beschwerdeschrift gegen die unteren Beamten. „Ich bin", sagte der General, „nicht nach Jelan gekommen, um von Dir Beschwerden entgegenzunehmen, sondern um zu sehen, was die politischen Verbrecher machen. Du hast den Golowa, Sassjedatel und Isprawnik; an sie wende Dich!" — „Aber, Excellenz, über diese beschwere ich mich ja eben, da sie mir Unrecht gethan haben", antwortete der Bauer. „Pascholl!" (Hinweg!) war die Antwort des Generals, der sich hinfort während einer Viertelstunde mit uns — wir waren im Ganzen 54 politische Ansiedler, — über unsere Zukunft unterhielt, d. h. uns frug, womit wir uns beschäftigen wollten.

Das Recht, die Gemeindevorsteher zu wählen, ist illusorisch, da ihre

Bestätigung von den vorgesetzten Staatsbehörden abhängt; diese versagen aber ihr Placet, bis die persona grata erwählt wird.

Der größte Theil der jetzigen russischen Bewohner Sibiriens stammt von Verbrechern, da unter den bestehenden rechtlichen und sozialen Bedingungen selten ein freier Kolone übersiedelt. Wol mögen viele Familien von freiwilligen Einwanderern abstammen; diese stehen jedoch in keinem Verhältnisse zu denen, in deren Stammbaum sich ein Deportirter befindet. Ein hoher russischer Beamter in Irkutsk hat diese meine Behauptung bestritten, ist mir jedoch den Beweis schuldig geblieben.

Dieses Kolonisirungssystem hat seine gute und seine schlechte Seite. Die gute ist die, daß infolge dessen größtentheils intelligente Köpfe und energische Charaktere, denn als solche müssen wir doch die meisten Verbrecher betrachten, nach Sibirien kamen. Wenn sie sich in der Folge ansiedelten und Familien gründeten, mußten sie ihre Eigenschaften auf ihre Nachkommen vererben. Daß dieses der Fall gewesen ist, davon kann sich Jeder überzeugen, der sich die Mühe nimmt den bäuerlichen Gemeindeversammlungen beizuwohnen; er wird erstaunen über die logische Schärfe, mit welcher der gemeine, des Schreibens und Lesens unkundige Bauer urtheilt, über die feine und scharfsinnige Definition, welche er über einzelne Begriffe giebt.

Ich theilte diese meine oft gemachte Beobachtung dem Gymnasialdirektor Dr. Messer in Krasnojarsk, einem in Petersburg erzogenen Hannoveraner, mit, bei dem ich während meiner Rückreise eintrat. Er bestätigte meine Ansicht vollkommen, behauptete, daß die gesammte Volksmasse in Sibirien ungemein bildungsfähig und bildungsbegierig sei, daß ihr jedoch das über dem Verstande Stehende, die Vernunft, fehle. Ich glaube, daß Bildung auch diesen Mangel beseitigen würde. Die Schattenseite, welche das Kolonisirungssystem hat, entspringt ebenso dem natürlichen Gesetze der Vererbung. Deshalb darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir in Sibirien so laxe Ansichten über die Moral finden Nur bei den Gebildeteren findet man richtige Ansichten in Bezug auf das Eigenthumsrecht; in Bezug auf andere Gegenstände ist man weniger exakt. Zur Ehre des russischen Bewohners Sibiriens muß ich jedoch sagen, daß man in den von der Hauptstraße entfernt liegenden Dörfern mehr Sittlichkeit und Ehrlichkeit findet, als man es vermuthet, während die Bewohner an der Hauptstraße Sibiriens, welche ja allwöchentlich mit den aus Europa transportirten Verbrechern in Berührung kommen, auf einer sehr niedrigen Stufe der Moralität stehen.

Noch mögen die allzugroßen Dörfer, von denen ja viele 2- bis 4000 Einwohner zählen, ein Hinderniß für die schnellere Ausbreitung der Bevölkerung und ein Mittel zur Verewigung der Korruption sein. Freilich sind große Herden — und als solche betrachtet ja die Behörde, wie mir ein Adjutant des Generals Schalaschnikow ohne Umschweife erklärte, die Bewohner des Landes, — leichter zu scheren, als kleine; aber ich glaube, daß es im Interesse der Regierung liegt, einmal von diesem Grundsatze abzugehen und die Gründung kleinerer Dörfer zu begünstigen, ja sogar zu prämiiren. Dieses würde auch eine Aufhebung des kommunistischen Besitzrechtes an Grund und Boden und die Einführung des persönlichen Besitzes ermöglichen.

Ob Sibirien aufhören wird als weites Gefängniß für Verbrecher betrachtet zu werden, nachdem die ganze Insel Sachalia oder Sachalin in den Besitz Rußlands gelangt ist, ist noch die Frage. Das Kriminalrecht Rußlands, in welchem „die Ansiedelung in Sibirien" eine so hervorragende Stelle einnimmt, müßte geändert werden und — die Verwaltung Sibiriens einer sehr gründlichen Reform unterliegen.

Wenn wir dieses Alles überdenken, wenn wir außerdem noch erwägen, daß jeder der ungezählten Völkerstämme Rußlands sein Kontingent Deportirter nach Sibirien sendet, infolge dessen man dort der Religion nach Orthodoxe, Altgläubige, Skopzen, Sabbatfeierer (eine besondere Sekte der Griechischen Kirche), römische Katholiken, Protestanten (beider Konfessionen), Juden, Karaiten (eine jüdische Sekte, deren Hauptsitz Troki im Gouvernement Wilna ist), Mohammedaner, Kryptofetischanbeter; der Nationalität nach: Russen, Polen, Deutsche, Esthen, Sirianen, Mordwinen, Wotjaken, Permjaken, Kasan'sche Tataren, Grusiner, Armenier, Lesghier, Bulgaren, Perser, Türken, Zigeuner, ja sogar hin und wieder einen Mohren findet, so wird man die Unzulänglichkeit der Deportation nach Sibirien begreifen und einsehen, daß in diesem Lande eigentlich der Belagerungszustand der normale Rechtszustand der Bewohner sein muß, unter dessen Drucke auch naturgemäß Diejenigen leiden, welche entweder freiwillig nach Sibirien gekommen oder doch gesetzlich als freie Menschen zu betrachten sind.

In neuester Zeit ist zwar das Gefängnißsystem in Rußland geändert worden; es werden auch, wie die Bestimmungen lauten, nur schwere Verbrecher deportirt und in die Kohlengruben der jetzt ganz russischen Insel Sachalin gesendet; aber die Verwaltung Sibiriens ist immer noch in den Händen von Generälen, welche keinen Sinn für bürgerliches Recht haben, und bis jetzt war leider das Land nur einmal, am Anfange unseres Jahrhunderts, der Verwaltung eines durch Talente und Verdienste ausgezeichneten, aus den unteren Ständen emporgestiegenen Civilisten, des auf dem Sterbebette zum Grafen ernannten Speranski, anvertraut, dessen sich heute noch alte Männer mit Thränen der Dankbarkeit im Auge erinnern. „Daj Boch Speranskawo" (Gott gebe einen Speranski), ist der fromme Wunsch der Sibirier, welche Speranski nur aus der Tradition kennen.

Soweit mir bekannt, hat bis jetzt in Sibirien noch Niemand, wie es in Australien der Fall gewesen, gegen die Einführung von Verbrechern remonstrirt. Die russische Regierung würde auch nicht, wie die englische, eine solche Remonstration für einen Beweis von Reife und Moralität des Volkes, sondern für eine Auflehnung angesehen und sie schwer geahndet haben, da man leider in Petersburg noch nicht soweit ist, das Volk für etwas mehr denn für Figuren auf dem Schachbrete und für Steuerproduzenten zu halten.

Nach diesen Mittheilungen wird es nicht ohne Interesse sein, einen Blick auf das Leben in den Gefängnissen, Etappen und Strafanstalten zu werfen.

Eine Unmasse von Verbrechern bilden die russischen und sibirischen Gefängnisse und die Etappen. Die Gefängnisse von Petersburg, Moskau, Kasan, Tobolsk, Tomsk, Krasnojarsk und Irkutsk, deren Insassen zu Tausenden zählen, sind — wie schon weiter oben erwähnt — wahre Spelunken, förmliche

Falschmünzstätten und Asyle für Verbrecher, denn Das, was sie in ihnen begehen, wird gesetzlich meist nicht bestraft. Im äußersten und schlimmsten Falle wird es mit Ruthenhieben geahndet, aus denen sich die betreffenden Individuen sehr wenig machen. Es giebt übrigens, vielleicht außer dem Morde, kein Verbrechen, das in den russischen Gefängnissen nicht begangen würde. Man denke sich nun den schädlichen Einfluß, den dieses auf Kinder und Unmündige üben muß, welche mit erwachsenen und im Verbrechen ergrauten Individuen zusammengesperrt werden, und förmlichen Unterricht von ihnen erhalten. Die Gefängnisse Rußlands sind Hochschulen für Verbrecher!

Jahre sind vergangen, seitdem ich nicht mehr mit einem russischen Gefängnisse in näherer Berührung stehe; dennoch schaudere ich jedesmal, wenn ich mich des Lebens und Treibens, das in ihm herrscht, erinnere, und mir die Rapporte der Gefängnißinspektoren (Smotritjel's), welche sie ihren Vorgesetzten, selbst den Gouverneuren, während der ziemlich häufigen Revisionen erstatten: „Wsje blagopolutschno!" (Alles in bester Ordnung) vergegenwärtige. Freilich ist Alles in Ordnung, wenn die Herren kommen, denn sie lassen ihren Besuch einige Stunden und Tage vorher anmelden, und dieses brachte mich auf den Gedanken, daß die Herren Vorgesetzten sehr wohl wissen, was in den Gefängnissen vorgeht, es jedoch nicht sehen wollen. Es ist gar nicht zu verwundern, daß aus den russischen Gefängnissen mehr Verbrecher herauskommen, als in dieselben gesperrt werden. Das Umgekehrte wäre ein wahres Wunder, denn es gehört ein hoher Grad von Selbstbeherrschung und Charakterstärke dazu, in diesen Schulen des Verbrechens nicht zum Verbrecher zu werden. Leider sind viele der im Jahre 1863—64 verbannten Polen, besonders aus den niederen Ständen, der Ansteckung erlegen, und diese Individuen haben viel dazu beigetragen, in Sibirien die Bezeichnung eines „politischen Verbrechers", welche früher fast als Ehrentitel galt, herabzuwürdigen, oder mindestens zu diskreditiren.

Das Gefängnißleben hat übrigens für den gewöhnlichen Russen einen eigenthümlichen Reiz, denn nicht genug, daß in ihm jedes Verbrechen ungestraft bleibt, es wird dem Inhaftirten auch der Verkehr mit der Außenwelt, mit der Familie, also auch mit verborgenen Komplizen, erleichtert, da er jederzeit Besuche empfangen kann. Es ist zwar Vorschrift, daß dieses im Beisein des Inspektors geschehen muß; indeß wird dieses zur leeren Formalität, die um so weniger beachtet wird, je mehr Geschenke dem Inspektor und seinen Gehülfen (Nadziratel) gegeben werden. Hierzu haben wir noch die Almosen, „Podajania", welche das Volk den „Unglücklichen" — wie es den Verbrecher nennt, — sowol an Eßwaaren als auch an baarem Gelde giebt, zu zählen, und welche häufig Hunderte von Rubeln betragen, die im Gefängnisse verzehrt, vertrunken oder verspielt werden.

In jedem Gefängnisse ist ein von sämmtlichen Gefangenen erwählter „Starosta", welcher sozusagen den amtlichen Verkehr zwischen den Gefangenen und dem Inspektor zu besorgen hat; er hat in den ebenfalls gewählten „Zehntmännern" Gehülfen und quasi Räthe, mit denen er das Almosen in Empfang nimmt und vertheilt. In jedem Gefängnisse ist ein „Artjelschtschyk", ein förmlicher Kaufmann, welcher der Gesammtheit einen Pacht zu zahlen hat,

der sich in Gefängnissen, wie die oben genannten, auf 60 bis 100 Rubel monatlich beläuft. Hierfür erkauft sich der Artjelschtschyk das Recht, Thee, Semmel, Heringe oder Omule, Licht und Oel zu halten, und — vom Karten- und Würfelspiel, zu dem er natürlich die Materialien liefert, einen Theil des Gewinnes zu erhalten. Außerdem bekommt man auch bei ihm für theures Geld Branntwein. Ein paar wichtige Personen in russischen Gefängnissen sind noch der „Pallatsch“ und der „Paraschnik“. Der Erstere ist der Henker, denn er vollstreckt körperliche Strafen, wenn sie obrigkeitlich verfügt werden; der Letztere reinigt die Kloaken des Gefängnisses. Den Paraschnik haben alle Gefangenen zu remuneriren; den Pallatsch remuneriren die Betheiligten und der Inspektor.

Wie die Sachen sich im Gefängnisse verhalten, ebenso, ja noch schlimmer, verhalten sie sich in den Etappen. Während des Marsches sind zwar die gewöhnlichen Deportirten so manchen Chikanen seitens des konvoyirenden Offiziers ausgesetzt; sie gehen von Nischni-Nowgorod bis zur ersten Etappe des Tobolsker Gouvernements, je fünf Mann an eine Kette gefesselt; aber in der Etappe herrscht ein Leben, das jedes rechtliche Gemüth mit Schauder und Grauen erfüllt. Männer, Weiber und Kinder, Verheirathete und Unverheirathete, werden in buntem Gemische untergebracht, trotzdem das Gesetz eine Absonderung gebietet. Für einige Rubel ertheilt der wachthabende Unteroffizier die Erlaubniß zum Zusammensein Aller zu höllischen Orgien, wie sie nur von Verbrechern erdacht werden können. In der ersten Etappe von Nischni-Nowgorod werden die ledigen Weibspersonen versteigert und bleiben so lange Eigenthum der Meistbietenden, bis sie diese überdrüßig bekommen haben oder bis sie durch irgend einen anderen Umstand getrennt werden. Ich war einigemale Zeuge, daß sich Mädchen diesem barbarischen Brauche widersetzten und an den Etappenoffizier mit der Bitte wendeten, sie in Schutz zu nehmen, jedoch einfach mit einem „Es ist so Brauch“ abgewiesen worden sind. Der Besitzer einer ledigen Weibsperson hat nur die Pflicht, ihr ein Fuhrwerk zu miethen, auf daß sie den Weg von Etappe zu Etappe nicht zu Fuße zurückzulegen braucht. Im Uebrigen kann er sein „Bräutchen“ (Njewjestka) verkaufen, verschenken, verleihen und verspielen; selbst der Starost der Partie hat kein Recht, sich in sein Verhältniß mit der Unglücklichen einzumischen. Wenn ein Frauenzimmer durch irgendeinen Zufall noch einen Funken von Schamgefühl aus dem Schiffbruche ihres Lebens gerettet hätte, sie müßte auch diesen einen Funken auf dem Etappenwege einbüßen.

Nachdem die ermüdete Partie in der Etappe angelangt ist und Jeder seinen Platz auf der Pritsche („Nary“) oder — da diese selten Raum für Alle bietet — unter derselben eingenommen hat, werden die Höferinnen, „Targowki“, in den Hof gelassen, welche Roggen- und Weizenbrot, Suppe, Fleisch, Fische u. s. w. zum Verkaufe bringen. Alles ist so zugerichtet, daß man eben den Wolfsappetit eines russischen Gefangenen haben muß, um es genießen zu können. Eine Beschwerde wegen Uebertheuerung ist deshalb unmöglich, weil die Höferinnen Soldatenfrauen oder Freundinnen der Etappenmannschaften sind. Häufig ereignete es sich, daß wir auf einer Etappe erfuhren, daß alle Höferinnen nur Eßwaaren des Offiziers feilhalten. Jedenfalls, oder doch größtentheils, haben sie ihm und dem Unteroffiziere einen Tribut zu zahlen.

Jeder dritte Tag ist ein Rasttag für die Partie, der zum Einsammeln von Almosen benutzt wird. Die Partie ernennt hierzu zwei oder drei Sänger, die sie mit den schwersten Ketten, welche aufzutreiben sind, belastet, ins Dorf oder in die Stadt sendet, und denen ein Soldat folgt. Auch hierzu muß die Erlaubniß vom kommandirenden Offiziere erkauft werden und bewegt sich das Pretium zwischen drei und zehn Rubeln. In Ekatherinburg ließ sich beispielsweise der Offizier fünf und der Unteroffizier drei Rubel dafür geben, daß sie die Partie durch eine längere und von Reichen bewohnte Straße führten, auch nicht sehr den Marsch beeilten. Die eingesammelten Geschenke: Eßwaaren, Leinwand und Geld, werden nach Abzug der Ausgaben unter der Partie so gleichmäßig wie möglich vertheilt. Glücklich, wer sich an dieser Theilung nicht zu betheiligen braucht. Wir politischen Gefangenen renoncirten, trotz der Noth, in der wir uns befanden, freiwillig auf jeden Antheil, der aus dem Almosen in Moskau und Nischni-Nowgorod nahezu sechzig Rubel auf den Kopf betrug, trotzdem die gesammte Partie nahezu sechshundert Mann zählte. In Sibirien fällt das Almosen ärmlicher aus; trotzdem giebt auch hier der Russe „den Unglücklichen um Christi willen" (Radi Chrysta), was er kann.

Der Gebildete — das dürfte hiernach selbstverständlich sein — fühlt sich glücklich, wie neugeboren, wenn er endlich in die Strafanstalt, oder, wenn er direkt zur Ansiedelung bestimmt, an den Ort seiner Bestimmung angelangt ist. In der Strafanstalt wurden nur die politischen Verbrecher in Kasernen internirt, jedoch in denselben von den Vorstehern mit großer Rücksicht behandelt, wenn sie sich solcher Behandlung nicht unwürdig zeigten; jedoch erhielten auch wir bald die Erlaubniß, uns Quartiere zu miethen, irgend eine Beschäftigung zu wählen, ja selbst Häuser zu kaufen. Die gewöhnlichen Verbrecher erhielten von der Sawodpolizei sogleich die Weisung, sich Quartiere zu suchen, deßen Finden keine Schwierigkeiten macht. Einmal hörte ich die Ermahnung mit an, welche der Polizeimeister in Ussola der angekommenen, ungefähr siebzig Köpfe zählenden Partie gab. „Kinder", sagte der weise Mann, „dort ist Nord, dort Süd, dort Ost und dort West. Wer nicht Lust zu arbeiten hat, der mag sich schnell entschließen, eine dieser Richtungen zu wählen. Wer aber aushalten will, der mag nur ruhig bleiben, sich einrichten, fleißig und gehorsam sein, dann kann er zu Etwas kommen." Am nächsten Arbeitstage, dem dritten nach der Ankunft, waren nur noch fünfundzwanzig Mann von der Partie übrig; die anderen waren alle (der Rapport sagt euphemistisch „pomjör") gestorben.

Wer arbeiten will, der bleibt in der Strafanstalt, und dieses thun gewöhnlich die zu kürzerer Zeit Verurtheilten. Die Anderen gehen davon, treiben sich im Lande als „Bradjagen" umher, bis sie gefangen und wegen Vagabondirens zu zwei- bis vierjähriger Strafarbeit verurtheilt werden. Während der Untersuchung geben die Bradjagen natürlich nicht ihren wahren Namen und Geburtsort an, sondern erzählen dem Richter diverse Fabeln. Da nennt sich Einer „Michaïl Njepomnischtschy" (Michel der sich nicht Erinnernde), oder „Iwan Besojtjeschestwa" (Johann ohne Vatername), Iwan Bradjaga und dergl. Der Eine ist direkt vom Himmel auf die Stelle gefallen, auf der er verhaftet worden ist; der Andere stammt aus Orten, Kreisen und Gouvernements, welche nirgends

existiren, während ein Dritter aus der Türkei, Griechenland oder Spanien dahin gekommen sein will, wo er verhaftet worden ist, jedoch kein Sterbenswörtchen von den Sprachen dieser Länder versteht. Er hat sie eben auch nur in der Eile vergessen. Ich habe während der Zeit, während welcher ich in den Gefängnissen Sibiriens und in den verschiedenen Strafanstalten, in die wir successive gesendet wurden, um eine vollständige Trennung der gebildeten von den weniger gebildeten und ganz ungebildeten Klassen zu bewirken, Individuen kennen gelernt, welche vom Jahre 1863 bis 1868 drei Mal in Strafanstalten gewesen, aus ihnen entflohen und wieder verurtheilt worden waren, dadurch aber dahin gelangten, daß sie, statt 24 Jahre, nur drei oder vier Jahre zu verbüßen hatten und nun nicht mehr entfliehen wollten.

Der fleißige Arbeiter erhält einen entsprechenden Geldvorschuß zu wirthschaftlicher Einrichtung, kann Handel, Gewerbe und Ackerbau treiben, wofür er zur Anstaltskasse monatlich drei Rubel zu zahlen hat. Hierfür erhält er jedoch eben so viel wie Jeder, der seine Arbeit im Sawod leistet, d. h. 1¼ bis 1 Rubel 80 Kopeken und zwei Pud Roggenschrotmehl. Ich habe in Ussola Individuen kennen gelernt, die sich ein Vermögen von mehreren Tausend Rubeln erworben haben. Wenn ein ehemaliger Bradjaga den Entschluß gefaßt hat, nicht mehr zu vagabondiren, dann heirathet er gewöhnlich und wählt sich aus der Zahl der zur Strafarbeit verurtheilten Mädchen eine Lebensgefährtin. Doch kommt es auch sehr häufig vor, daß ihm ein freigeborenes Frauenzimmer ihre Hand schenkt, da es keine Schande ist, die Frau eines „Unglücklichen" zu sein.

Auch wir politischen Gefangenen mußten bis zum Jahre 1867 arbeiten. In Ustj-Kutta wurden wir mit Lehmgraben für die Ziegelei, Steinesammeln, Salzsieden, in Ussola nur im Sommer zum Heuwerben verwendet, jedoch immer mit großer Rücksicht behandelt. Später hörte auch diese Verwendung auf und Jeder beschäftigte sich, wie er eben konnte. Ich legte mir eine kleine Cigarettenfabrik an, pachtete einen Garten, auf dem ich Kartoffeln, Rüben, Kohl und Tabak baute, hielt mir eine Kuh, einige Schweine und Hühner, machte Butter aus süßer Milch und Käse aus der Buttermilch, infolge dessen ich den Ertrag von meiner Kuh sehr gut verwerthete; die Winterabende und die Feiertage widmete ich und mehrere andere wissenschaftlich gebildete Kollegen der Lektüre, dem Lesen russischer und französischer Bücher und periodischer Schriften, unter denen besonders die „Revue des deux Mondes" eine hervorragende Rolle spielte. Die Zeitschriften erhielten wir sehr regelmäßig, während der briefliche Verkehr mit den in der Heimat Zurückgebliebenen, Dank dem Obersten Kupjenko, durch dessen Hände alle Briefe und eingelaufenen Gelder gingen, ein sehr schwieriger war. Der Herr Oberst spekulirte mit dem Gelde und gab es gewöhnlich erst drei Monate später an die Adressaten; sein Sekretär Hoffmann aber machte es noch schlimmer, denn er unterschlug einfach die Summe von nahezu 40,000 Rubel, und wurde dafür — auf zwei Jahre in die Festung Modlin gesendet.

Für Kleider und Wäsche mußte Jeder selbst sorgen und man richtete sich hierbei gewöhnlich nach den zu Gebote stehenden Mitteln. Die aus Rindshaartuch gefertigten Sträflingskleider, welche in die Strafanstalt mitgebracht worden, wurden umgeändert und in Form von Paletots u. s. w. gebracht, da Kleidungsstücke

aus besseren Stoffen in jenen entfernten Gegenden sehr theuer sind. Das grobe Kleid war jedoch für uns kein Hinderniß, die besten Gesellschaften zu besuchen und in ihnen die wärmste Aufnahme zu finden. Der Russe, dessen Sprüchwort ist: „Man empfängt den Mann nach dem Kleide, begleitet ihn aber nach dem Verstande", machte mit uns gewöhnlich eine Ausnahme, ja er kehrte häufig das Sprüchwort um, d. h. er empfing Manchen herzlicher, als er ihn entließ, wenn er sich in seiner Voraussetzung über den geistigen Werth des Gastes getäuscht hatte.

Das Strafjahr wird zu zehn Monaten gerechnet, und zwar wol deshalb, weil der Sträfling alle Tage, ohne Ausnahme, arbeiten muß, und nur zwei Feiertage, Weihnachten und Ostern, hat. Wenn die so reduzirte Strafzeit abgelaufen ist, wird er als „Possjelenjetz", als Ansiedler, in eine Gemeinde gesendet und dort dem „Bauernstande zugeschrieben". Jede Gemeinde ist verpflichtet, den ihr gesendeten Possjelenjetz aufzunehmen und ihm eine halbe Dessjatine Gartenland und Bauplatz, ein entsprechendes Stück Feld und ein Theil Wiese zur freien Benutzung anzuweisen.

Es ist selbstverständlich, daß hiervon nur die Verheiratheten Gebrauch machen. Die Unverheiratheten suchen und finden mit Leichtigkeit eine ihren Fähigkeiten angemessene Beschäftigung, und bleiben gewöhnlich auf dem Lande als Knechte, oder gehen, mit einem „Billete", das den Paß vertritt, in die Städte, um dort ein Handwerk zu betreiben. Sie sind, wenn sie sich gut führen, immer sehr gern gesehen. Nach 1863 siedelten sich sehr viele deportirte Polen in den Städten an, und sie gaben der Industrie einen bedeutenden Aufschwung. Anfangs waren es Handwerker aus Warschau und den größeren Städten Polens, Lithauens, Podoliens, Wolhyniens und der Ukraine; später gesellten sich zu ihnen junge Leute, welche den besseren Ständen angehörten, Studenten, welche erst in Sibirien verschiedene Handwerke erlernt hatten und bestrebt waren, ihre Arbeiten nicht blos handwerksmäßig herzustellen, sondern ihnen eine gewisse künstlerische Vollendung zu geben.

Diese Arbeiten waren von Jedem, der es ausführen konnte, sehr gesucht; es wurde in den Gouvernementsstädten Tobolsk, Tomsk, Krasnojarsk und Irkutsk sozusagen Mode, von Polen gefertigte Kleidungsstücke zu tragen, „polnisches" Brot zu essen, von Polen gemachte Möbel zu besitzen, polnisches Bier zu trinken, welches freilich nur gewöhnliches, in Europa usuelles Bayerisch-Bier war. Leider fanden sich auch Betrüger, welche das Vertrauen der Russen mißbrauchten, Vorschüsse zu Anfertigung von Maschinen nahmen, die sie nicht herzustellen vermochten.

Im Allgemeinen verstanden es jedoch die polnischen Handwerker sehr gut, das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Ein junger Mann aus meiner Bekanntschaft, der einige Zeit als Eleve in einer Zuckersiederei Südrußlands gewesen war, versuchte es, den Kaufmann Judyn in Alexandrowsk bei Irkutsk zu bereden, eine Zuckerfabrik anzulegen, da in ganz Sibirien keine solche vorhanden ist und Zucker aus Südrußland, besonders aus der dem Grafen Branicki gehörenden Fabrik Rudy, sehr gesucht war und immer einen Preis von 35 bis 40 Kopeken pro Pfund erzielte. Der junge Industrieritter war sogar so frech,

einen von ihm in Sibirien gefertigten kleinen Hut Zucker vorzuzeigen, wobei er verschwieg, daß er aus Branicki'scher Raffinade gemacht war.

Indyn wandte sich durch eine dritte Person an mich mit der Frage: ob der Zuckerrübenbau in Sibirien möglich sei? Da mir die Absicht, in welcher diese Frage gestellt wurde, bekannt war, hielt ich es für meine Pflicht, dem Fragesteller reinen Wein einzuschenken. Ich erklärte, gestützt auf eigene Erfahrung, daß der Zuckerrübenbau in den Gegenden, in welchen wir lebten, möglich ist und lange Zeit hindurch lohnend sein würde, da der Boden ungemein reich an Kali ist; daß die produzirten Rüben auch gewiß zuckerreich genug sein würden, um der Verarbeitung zu lohnen, was ich, da ich nicht die nöthigen Instrumente zu ihrer Untersuchung besaß, nach dem Geschmacke der Rüben beurtheilte; daß aber trotzdem die Errichtung einer Zuckerfabrik in Sibirien noch ein ganz verfehltes Unternehmen wäre, da es an Menschenhänden mangelt, welche zur Rübenproduktion in großem Maßstabe nöthig sind, und die wenigen Menschen, welche sich mit Rübenbau beschäftigen würden, hierbei ebenso unrationell verfahren würden, wie sie beim Kartoffel- und Futterrübenbau u. s. w. verfahren. Außerdem fehlt noch eine Grundbedingung für einen Industriezweig, der ganz von der landwirthschaftlichen Produktion abhängig ist; es fehlt das persönliche Eigenthumsrecht an Grund und Boden, und ohne dieses ist eine Bodenkultur, wie sie die Rübe verlangt, nicht denkbar.

Infolge dieses nach meinem Wissen ertheilten Gutachtens gab Indyn den Plan, eine Zuckerfabrik zu errichten, auf, — ich aber hatte mir einen grimmigen Feind gemacht, da der auf die Anlage spekulirende junge Mensch, welcher mehr auf den unreellen Verdienst bei Errichtung der Fabrik als auf den Nutzen des Unternehmers bedacht gewesen war, durch mich seine Rechnung durchkreuzt sah. Solche Individuen gehörten jedoch im Allgemeinen zu den Seltenheiten und wurden von den übrigen politischen Verbannten verdientermaßen verachtet.

Hier sei noch bemerkt, daß ich die Zuckerrübenfabrikation in Sibirien für einen Zukunftsindustriezweig halte, der aber erst dann möglich sein wird, wenn die kommunistische Landtheilung beseitigt sein und dem persönlichen Besitze Platz gemacht haben wird.

Der Leser hat schon aus einzelnen Andeutungen das Leben des aus der Strafanstalt Entflohenen, des „Bradjagen" (Vagabonden), kennen gelernt. Wahrlich, sein Los ist kein beneidenswerthes.

In der Burjatensteppe, südöstlich vom Baikalsee, die wir schon früher kennen gelernt haben, wartet seiner auf jedem Schritte der Tod, denn der Burjate lauert auf ihn, um ihn zu erschießen oder mit abgerichteten Hunden todt zu hetzen und sich seiner geringen Habe zu bemächtigen. Wenn er diesem Lose glücklich entronnen ist, hat er Wildbäche zu übersetzen, welche selbst Pferde umreißen, Berge, welche mit ewigem Schnee bedeckt sind, zu erklettern und von ihnen hinabzusteigen, um die furchtbare Tajga, den Urwald, zu durchwandern, in dem ein falscher Schritt ihn dem Hungertode entgegenführen kann. Alle diese Ursachen veranlassen eine gemeinschaftliche Flucht, an der sich jedoch immer mindestens ein „alter Bradjaga", der schon ein oder mehrere Male die Sache durchgemacht hat, betheiligen muß, denn nur ein solcher kennt den „Bradjagenweg".

Unter diesem Ausdrucke darf sich der Leser durchaus keine geebnete, jedem Sterblichen sichtbare Straße denken, mit Wegweisern, Meilenzeigern, Gasthäusern und anderen Bequemlichkeiten ausgestattet, und auf der man nur vorwärts zu schreiten braucht, um zum erwünschten Ziele, zur Freiheit jenseit der Grenzen des Russischen Reichs zu gelangen. Der Bradjagenweg ist ein nur dem Kennerauge sichtbarer Fußsteg durch den Urwald, an dessen Bäumen hin und wieder Zeichen eingehauen sind, die nur der alte Bradjage zu deuten vermag, die er sorgsam erneuert für seine nachkommenden „Brüder“, und in deren Bedeutung er den jungen Gefährten einweiht. Zum Nachtlager dient dem Bradjagen ein Baum, unter dem er ein riesiges Feuer anlegt, oder die Saimka eines Bauern, in welcher er gewöhnlich Brot, Milch, Salz und alte Kleidungsstücke findet, welche der mildthätige Russe absichtlich für die Bradjagen in die Saimka — in das dem Felde nahe Arbeitshaus — bringt und sie, wenn sie verschwunden sind, erneuert. Kessel, Beil und Feuerzeug führt jeder Bradjage mit sich. In Ost- und Westsibirien giebt es Dörfer, in denen man auf die Bradjagen fahndet. Ein Zeichen am Bradjagenwege warnt den Flüchtigen, lenkt seinen Schritt nach rechts oder links in weitem Halbkreise um den gefährlichen Ort, an dessen Bewohnern übrigens häufig später kommende Bradjagen den an ihren Brüdern geübten Verrath durch Feuer rächen. Hingegen giebt es wiederum viele Dörfer, in denen man nicht nur den Bradjagen speist, tränkt und bekleidet, sondern ihn auch Jahre lang versteckt und zur Feldarbeit benutzt. Er wohnt dann tief im Walde, alle Welt weiß es und kennt ihn, selbst die Ortsbehörden; aber sie thun, als ob sie es nicht wüßten, und lassen den vom Gesetze Geächteten ruhig leben und arbeiten, wenn er es eben will. Es giebt in vielen Dörfern Bradjagen, die in der Jugend dahin gekommen und dort ergraut sind, geheirathet und eine Familie gegründet haben, ja sogar im Wohlstande leben, aber eben doch nur „Bradjagen“, d. h. Geächtete sind, die sich nur deshalb der Freiheit erfreuen, weil sie die Beamten nicht sehen wollen, denn diese haben von solchen seßhaften Bradjagen gewöhnlich eine ganz gute Einnahme.

Selten will ein Flüchtling wirklich frei werden und ins Ausland entkommen, und noch seltener gelingt dieses ohne bedeutende Geldmittel, mit denen in Rußland Alles möglich ist, da auch der Verbrecher für gutes Geld selbst einen richtigen Auslandspaß aus Sibirien erhalten kann. Gewöhnlich will der Flüchtling nur den Sommer in Freiheit zubringen, läßt sich hierauf im Spätherbste fangen, unter falschem Namen verurtheilen, um so für eine kürzere Zeit verurtheilt zu werden. Ich habe unter den vielen Bradjagen, mit denen ich in den Gefängnissen und Strafanstalten Sibiriens bekannt wurde, einige, ihrer ehemaligen Lebensstellung nach bemerkenswerthe Individuen kennen gelernt. Eins derselben war der Sohn eines ehemaligen Oberpolizeimeisters von Moskau, selbst schon Gensdarmeriekapitän, der wegen Unterschlagung bedeutender, ihm amtlich anvertrauter Summen zu längerer Strafarbeit nach Sibirien geschickt und dort moralisch ganz heruntergekommen ist. Die feinen Manieren gegenüber anderen gebildeten Gefängnißgenossen, der Accent seines Französischen, dessen sich ein Membre de l'academie nicht hätte zu schämen brauchen, und ein hoher Grad militärischer Kenntnisse verriethen die frühere Stellung des Unglücklichen,

der — seinen wahren Namen schon vergessen hatte. Der Zweite war eine stolze Figur, er war Bradjage geworden, um Bradjage zu sein. Alles verrieth den Aristokraten, der trotz der Noth, in welcher er sich im Gefängnisse befand, von Niemandem eine Gefälligkeit annehmen wollte, und den ich nur selten bewegen konnte, von mir eine Cigarrette anzunehmen.

So viel ich aus seinen Erzählungen entnehmen konnte, gehörte er einst einer der reichsten und angesehensten Familien Polens an und war im Gardehusaren-Regiment Kapitän gewesen, aber wegen eines unglücklichen Duells in die Bergwerke Sibiriens gesendet worden, aus denen er entfloh, um hinfort als Bradjage von Ost nach West und von West nach Ost, aus einer Etappe in die andere, aus einem Gefängnisse ins andere zu wandern. Die Etappenoffiziere und Gefängniß-Inspektoren kannten ihn alle persönlich und grüßten ihn wie einen alten Bekannten; seinen wahren Namen kannte Niemand. „Ich will unerkannt sterben, um meiner Familie nicht die Schande zu machen, daß sie einen Bradjagen als Mitglied hatte", sagte er mir, als er merkte, daß ich gern seine Herkunft kennen lernen möchte. „Nur die Versicherung gebe ich Ihnen, daß sich kein ehrlicher Mensch zu scheuen braucht, mir die Hand zu reichen. Meine Hände wie mein Gewissen sind rein!" Solche Bradjagen sind jedoch eine große Seltenheit. Ich habe keinen zweiten kennen gelernt, der sich gescheut hätte, einen Diebstahl, Raub und Mord zu begehen, oder ein Dorf den Flammen zu übergeben.

Eine uns Europäern gewiß ganz unverständliche Erscheinung ist das *Miethen von Bradjagen durch die Behörden*, welches gewöhnlich stattfindet, wenn schwierige Wegestrecken zu repariren oder wol gar eine Brücke zu bauen ist, und diese Arbeiten mehr Zeit in Anspruch nehmen, als von den Bauern, ohne sie zu ruiniren, verlangt werden kann. Der Isprawnik findet dann mit Leichtigkeit einige Hundert Arbeiter, welche aus dem Walde herzuströmen, und diese bleiben bei ihm, solange es eben nothwendig ist, wenn er ihnen nur den ausbedungenen Lohn und die nöthigen Emolumente zukommen läßt. Eine Hauptbedingung ist jedoch, daß der Bradjage, wenn die Arbeit vollendet ist, nicht ohne seine Einwilligung verhaftet wird. Diese, wie die anderen Stipulationen, werden ihm gewöhnlich pünktlich gehalten, weil eine Verhaftung sehr gefahrvoll sein würde, da man hierzu bedeutende militärische Kräfte aufbieten müßte, über welche man in jenen entfernten Gegenden im Allgemeinen nicht verfügen kann, da sie eben nicht vorhanden. Die Bauern geben sich wol zu einer Jagd auf einzelne Flüchtlinge her, aber zur Verhaftung einer gemietheten großen Bradjagenbande würden sie nicht zu verwenden sein, da sie die Rache jedes Einzelnen zu fürchten hätten.

Es giebt noch eine andere Art von Bradjagenthum — das freiwillige, auf das sich malkontente Kinder oder verheirathete Frauen, die ihre Männer, und Männer, die ihre Frauen verlassen wollen, begeben. Ich lernte in Katschuga eine solche Bradjagin kennen, welche dort in den glücklichsten Verhältnissen, von Allen geachtet und geliebt, lebte. Es war dieses die Tochter eines der begütertsten Kaufleute in Tomsk. In den dreißiger Jahren kam als Exilirter ein junger Pole, der Pharmazie studirt hatte, nach Tomsk und fand bald als passendes Subjekt im Laden des Kaufmanns eine Stellung. Durch Treue, Ehrlichkeit, Gewandtheit

und gute Führung erwarb sich der Commis das volle Vertrauen seines Brotherrn, der ihn häufig als Gast zu sich bat. Im Hause lernte er die Tochter des Kaufmanns, ein schönes, junges Mädchen kennen, welches den Wunsch aussprach, vom Ladengehülfen im Französischen und in der Musik unterrichtet zu werden. Der Vater hatte diesem Wunsche nach Bildung nichts entgegenzusetzen und der Unterricht begann. Nach Verlauf eines halben Jahres warb der Lehrer um die Hand seiner Schülerin und diese erklärte, daß sie keinen Andern ehelichen wolle. Der stolze Kaufmann konnte und wollte sich nicht entschließen, seine Tochter einem armen Exilirten, einem aller Rechte beraubten Posjelenjetz, zu geben. Eine Folge hiervon war, daß der Verbannte bei der Behörde bat, man möge ihm erlauben, sich in entfernteren Gegenden Ostsibiriens anzusiedeln, wogegen diese um so weniger einzuwenden hatte, als sich der Bittsteller erbot, die Uebersiedelung auf eigene Kosten zu bewerkstelligen.

Einige Zeit nachher — verschwand die Tochter des Kaufmanns aus dem elterlichen Hause und mit ihr die Summe von circa 30,000 Rubeln und alle Pretiosen und Bijouterien, welche sie besessen. Alle Recherchen nach der Flüchtigen waren vergebens, denn die Flucht war mit dem Geliebten verabredet und mit seiner Hülfe bewerkstelligt worden. Um auch die Spur zu vertilgen, ließ sich die Flüchtige unter falschem Namen gerichtlich verurtheilen, wobei ihr Geld eine wichtige Rolle gespielt hat, denn mit seiner Hülfe wurde sie „unter Verlust der Ehrenrechte, als Ansiedlerin in die Gemeinde Mansurka", deren Wollosti in Katschuga ist, gesendet. In dieser Gemeinde hatte sich ihr Geliebter freiwillig angesiedelt und hier ehelichte sich das Pärchen, ohne je dem hartherzigen Vater, dessen Rache die jungen Leutchen fürchteten, von sich Kunde zu geben. Die freiwillige Bradjagin hatte aus der Kasse des Vaters nur so viel Geld mit sich genommen, als sie muthmaßlich geerbt hätte, wenn sie in Tomsk geblieben wäre und dort geheirathet hätte. Der Verbannte war seit der Thronbesteigung Alexander's II. im Vollbesitze seiner bürgerlichen Ehrenrechte, was für ihn Bedeutung hatte, weil er von Adel war. Er aber machte von der Erlaubniß, in seine Heimat zurückzukehren, keinen Gebrauch, weil ihm Sibirien ein zweites Vaterland geworden war. Er lieferte Arzeneien in die Goldwäschereien, trieb einen bedeutenden Handel mit Lebensmitteln und sonstigen Waaren und genoß allgemeine Achtung. „In Warschau", sagte er mir, „würde ich jetzt fremd dastehen, denn meine nächsten Angehörigen sind längst todt und die weiteren Anverwandten kennen mich ebenso wenig, wie ich sie kenne. Mein Haus ist mir zum Vaterlande geworden." Aehnliche Aeußerungen habe ich von reichen Kaufleuten in Tomsk und Krasnojarsk gehört, die ehemals arme deportirte politische Verbrecher waren, durch Arbeitsamkeit und Strebsamkeit reich geworden, infolge einer allgemeinen Amnestie aber in ihre Rechte restituirt worden sind.

Fälle, wie der soeben erzählte, sollen durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören und es sollen in etwas weiter nördlich, von der großen Straße entfernt liegenden Ortschaften oft genug Familien zu finden sein, welche, wie die so eben beschriebene, gegründet worden sind. Mich selbst überredete die Frau eines Beamten in Irkutsk, die mit ihrem Manne unglücklich lebte, mit ihr nach Kirensk überzusiedeln, wozu ich für meine Person nur die Erlaubniß hätte zu erwirken brauchen.

Alexandra Jefimowna besaß an baarem Gelde und Bijouterien mehr als nöthig war, um in Kirensk ein Haus zu gründen und sorgenfrei zu leben; sie besaß außerdem einen für jene Gegenden nicht unerheblichen Grad von Bildung, da sie im Fräuleinstifte in Irkutsk erzogen worden war, und ihre physischen Eigenschaften konnten im Vereine mit den 27 Sommern, welche sie zählte, auch schwer in die Wage fallen und den Schwachen in Versuchung führen. Da ich jedoch nicht den Beruf zum Bären- oder Fuchsjäger in mir fühlte, auch gar nicht den festen Glauben Alexandra's, „daß uns Gott schon helfen und beistehen würde, um selbst in der Wüstenei recht zufrieden und glücklich zu leben", theilte, so benutzte ich die den Ausländern ertheilte Amnestie und ließ mich nach Europa senden, statt mit Alexandra Jefimowna eine nordische Idylle zu spielen, mit ihr bis ans Lebensende die Schönheiten der Lenagegend zu bewundern, und, in doppelte Pelze gehüllt, zu warten, bis ihr junger Mann, der ein wüstes Leben führte, gestorben sein würde, um dann nach Irkutsk zurückzukehren und die mit „Gottes Hülfe" errungenen Reichthümer bis ans Ende unserer Tage in Ruhe zu genießen. Ich sehnte mich nach Europa zurück!

Man kann von Sibirien nicht sprechen, ohne der **Zigeuner** zu erwähnen; aber es ist sehr schwer, ihnen die richtige Stelle anzuweisen. Nach ihren physischen und intellektuellen Eigenschaften, nach ihren Sitten oder Unsitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, nach Lebensweise und Sprache bilden sie zwar einen besonderen Volksstamm, der sehr entschieden von allen anderen in Sibirien hausenden Stämmen absticht. Trotzdem ist es kaum möglich, von den Zigeunern überhaupt, und von denen in Sibirien im Besonderen, so zu sprechen, wie wir von den halbwilden Pseudo-Urbewohnern gesprochen haben. Wir können der Zigeuner nur so erwähnen, wie der Arzt einer pathologischen Erscheinung erwähnt, oder wie der Physiologe von einem Parasyten, der auf einem krankhaften Organismus schmarotzt, spricht.

Vom Ural bis an die Lena begegnet man Physiognomien, welche den Zigeuner verrathen. Im Frühlinge 1864, während der Reise von Tobolsk nach Krasnojarsk, begab ich mich sehr oft in die „**Schatra**" (Zelte) einer Zigeunerbande, welche außerhalb der Paskotyna der Dörfer hausten. Ich setzte mich zu ihnen, um den Lauten ihrer Sprache zu lauschen, um ihre Gebräuche und Sitten kennen zu lernen, um sie nach ihrem „Woher und Wohin" zu fragen. Meine Neugierde blieb, besonders in letzterer Beziehung, ganz unbefriedigt. Kein „**Zinga**" oder „**Tater**" weiß anzugeben, woher seine Väter kamen; keiner hat eine Ahnung von den Zielen, die der Mensch und die Gesammtheit sich stecken muß, wenn sie sich über das, was wir Thier nennen, erheben will. Die ganze große Erde ist das Vaterland des Zigeuners, aber er ist trotzdem nicht Kosmopolit, sondern Sozialist im eminentesten Sinne des Wortes, denn er denkt nur an sich, hat nur die Befriedigung seiner eigenen körperlichen Bedürfnisse im Auge, und kümmert sich um die übrige Menschheit nur so viel, wie etwa der Bandwurm um seinen Wirth.

Einen Bären abrichten, um ihn nach der Zigeunertrommel und Pfeife tanzen zu lassen, um schaulustiges Volk herbeizulocken und den Mitgliedern der Bande Gelegenheit zum Stehlen zu geben, scheint eine Hauptaufgabe des Zigeuners zu sein.

Zerlumpt und schmuzig wandert der Zigeuner durchs Dorf, um durch Kesselflicken und thierärztliche Operationen, wenn es nöthig ist, einen Theil seines Unterhaltes zu verdienen; der Hauptbedarf wird gestohlen. Wie der Zigeuner durch ein wenig Arbeit sich einen Zuschuß zum Lebensunterhalte verdient, so verdient auch sein Weib einen solchen Zuschuß durch Wahrsagen. Diebstahl und zwar Pferdediebstahl bildet den Haupterwerb. Ich frug einmal einen Zigeuner, warum er denn so traurig sei. „Sieh", antwortete er, „dort weidet ein schönes, leichtfüßiges Pferd, und ich Aermster habe keine Knute, sonst säße ich längst auf ihm und wäre über alle Berge." Freilich mochte ihn im Augenblicke auch noch manches Andere an der Ausübung seines Lieblingshandwerkes gehindert haben; immerhin ist die aus dem Stegreife gegebene Antwort charakteristisch.

Der Einfluß der Zigeuner auf die ungebildete Menge ist im höchsten Grade demoralisirend. Nicht nur, daß sie die Hehlerei unterstützen, mit der es in Sibirien so weit geht, daß selbst reiche Bauern und Dorfälteste sich nicht schämen zu sagen: „Ja Bruder, wenn ich die abgeschnittene Kiste Thee, oder den Ballen mit Schnittwaare nicht gekauft hätte oder kaufen würde, so würde dieses ja mein Nachbar Stjepan, Jefim, Mikolaj oder ein Anderer thun; ich hätte ja auch die Sachen ganz gut untergebracht, wenn nicht Neid mich verrathen hätte"; sie unterstützen auch und verleiten häufig zum Morde. Die Zigeuner fertigen nämlich aus Belladonna und Stechapfel ein Pulver an, das sie „Dur", Betäubung, nennen, und verkaufen es an Frauen, die sich ihrer Männer entledigen wollen und die sie wol häufig durch ihr Wahrsagen zum Entschlusse, den Mord zu begehen, erst verleitet und zu seiner Vollendung Anweisung gegeben haben.

Ueber eine Religion mit dem Zigeuner sprechen wollen, hieße wol leeres Stroh dreschen. Er ist in Polen, im Lubliner Gouvernement, rechtgläubiger Katholik; in Sibirien ist er Bekenner des orthodoxen Glaubens, in der Türkei soll er Muselmann sein. Es ist jedoch sehr zu zweifeln, ob er überhaupt irgend Etwas glaubt. Kenner der Zigeunersprache gaben mir die Versicherung, daß sie kein Wort für den metaphysischen Ausdruck „Gott" besitzt; ich kenne diese Sprache nicht, muß also diese Behauptung auf sich beruhen lassen. So viel ist jedoch gewiß, daß der Zigeuner in religiöser Beziehung äußerst gleichgiltig ist und sich sehr gern taufen läßt, um — Pathengeschenke zu erhalten. Der Zigeuner hat ein Liedchen, das seine religiöse Gleichgiltigkeit drastisch kennzeichnet. Es lautet:

„Ich ging zu einem Priester,
Ich warb um einen Pathen
Für mein zu taufend Kindlein,
Und fischte zwei Dukaten.
Es ist nunmehr das zehnte Mal,
Daß es ein Christ geworden ist;
Das ist ja wol kein Schaden!"

In der Gegend von Tobolsk sollen einige seßhafte Zigeunerfamilien leben, welche sich mit Ackerbau und Viehzucht, nebenbei aber auch mit Kurschmiederei beschäftigen. Ich sah eine solche Familie auf einem sehr guten, nach europäischer Manier gebauten Wagen, dessen Korb grün angestrichen war, nach Tobolsk fahren.

Die auf dem Wagen sitzenden Personen waren anständig gekleidet, und wenn auch ihr Gesicht und ihr rabenschwarzes dichtes Haar den Zigeuner verriethen, so waren ihre Physiognomien doch frei von jenem unaussprechlich wilden Zuge, der beweist, daß der Zigeuner ein geschworener Feind aller anderen Menschenrassen und allen Gewissens bar und ledig ist.

In einem großen Dorfe des Tomsker Gouvernements fand ich einen Schmied, der zugleich eine Schenke hatte. Er war Zigeuner, dem seine Stammgenossen immer ein paar junge Zigeunerinnen besorgten, deren Aufgabe es war, Gäste herbeizulocken. Neugierde trieb mich, mir diese Spelunke anzusehen. Eine der Zigeunerinnen, sie mochte ungefähr 28 bis 30 Jahre zählen, war eine üppige Gestalt, frech bis zum Exzesse, und da sie aufhört hatte schön zu sein, reparirte sie ihre Reize, so gut es eben ging, durch weiße und rothe Tünche. Die zweite war jünger, weniger üppig, doch sehr schön, stand aber ihrer älteren Gefährtin, die wol ihre Lehrerin sein mochte, an Frechheit und Ausgelassenheit nicht nach. Beide rochen furchtbar nach Fusel; trotzdem forderten sie mich und meine Begleiter gleich, als wir in das schmuzige Zimmer eingetreten waren, auf, Branntwein bringen zu lassen, was wir auch thaten. Natürlich hüteten wir uns, von dem Getränke Etwas zu genießen oder auch nur an die Lippen zu bringen. Im Rausche frug mich die Aeltere, ob ich nicht ein „Durpülverchen" kaufen wolle, von dem eine kleine Portion, mit Branntwein gemengt, mich in den Besitz jeder Dorfschönen setzen könne. Ich besah mir das sauber gearbeitete weiße Pulver, ließ einige Körnchen in eine Branntweinneige fallen und überzeugte mich, daß es wirklich ein organischer Extrakt, keine gepulverte Kreide, war, lehnte jedoch den Kauf ab. Wir verließen die Spelunke voll Abscheu, unter dem Vorgeben, Geld zu holen, das wir angeblich im Quartier vergessen hatten; mußten aber den zudringlichen Zigeunerinnen versprechen, bald wieder zu kommen. Der Leser wird es mir nicht verübeln, daß ich mein Wort nicht gehalten habe; ich gab es damals mit einer jesuitischen Restrinctio mentalis.

Die Zigeuner treiben ihr Unwesen unter den Augen der Behörden, verkaufen ihr Durpulver, ihr Gift, ungestraft und verschwinden auf lange Zeit aus der Gegend, in welcher sie ein Unglück gestiftet oder einen größeren Diebstahl ausgeübt haben; eine Bande macht in diesem Falle nur einer anderen Platz.

Selbst in den Gefängnissen Sibiriens findet man hin und wieder einen Zigeuner. So fand ich einen im Gefängnisse in Kansk und einen anderen in Wiercholensk. Beide fürchteten nur, zu Riemenhieben („Pletji") verurtheilt zu werden. Verbannung nach Jakutsk und Strafarbeit achteten sie nicht für Strafen, da sie, einmal in Freiheit gesetzt, sich bald wieder mit irgend einer Bande zu vereinigen hofften. Das Finden solcher Banden ist nicht schwierig.

Gewiß zur Genüge haben wir uns mit dem Abschaum der sibirischen Bevölkerung beschäftigt, sodaß es nothwendig erscheint, auch eine Anschauung von dem schon oft genannten freien Russen in Sibirien zu geben.

Trotz aller in Rußland eingeführten, übrigens sehr zeitgemäßen und wohlthätigen Reformen ist das ganze Volk noch in Stände, ich möchte fast sagen, in Kasten getheilt. Die Hauptkasten sind: der Adel (Dworjanin), der Städter (Mjeschtschanin) und der Bauer (Krestjanin). Aus dem Bauernstande in den

des Städters aufzusteigen, macht Mühe und Umstände und setzt die Federn aller Bureaus, von der des Dorfschreibers bis zu der des Civilgouverneurs, in Bewegung, und umgekehrt macht es Mühe, aus dem Stande des Städters in den Bauernstand hinabzusteigen. Aus einem dieser Stände aber in den Adelstand zu gelangen ist ohne kaiserliche Gnade eine Unmöglichkeit.

Der Adel zerfällt wiederum in zwei Hauptklassen, in die Klasse des persönlichen und in die des erblichen. Männer aus den beiden untersten Volksklassen, welche sich durch eigenes Verdienst im Civil oder Militär emporgeschwungen, es bis zum Range eines Unterleutnants gebracht haben, dem im Civildienste der „Kollegienregistrator" entspricht, haben den persönlichen Adel erlangt. Er geht auf ihre Kinder nicht über, obgleich sie während des Lebens ihres Vaters den privilegirten Ständen angehören, zu denen außerdem noch der „Ehrenbürger" (Potschotny graschdanin, der wiederum persönlich oder erblich sein und diesen Titel nur vom Kaiser erhalten kann) und der geistliche Stand gehört.

Bis jetzt bildete auch der Soldatenstand noch eine besondere Kaste, da jeder ausgediente Soldat abgabenfrei war, sich, wo es ihm gefiel, niederlassen konnte und vor dem Militärgerichte sein Recht suchen mußte. Nach Einführung der allgemeinen Militärpflicht wird nun wol diese anormale Lage des alten Soldaten aufhören und er wird, nachdem er die Jacke mit dem rothen Kragen abgelegt haben wird, auch wol mit den anderen Sterblichen gleiche Rechte und Pflichten haben.

Dieselbe Kasteneintheilung finden wir natürlich in Sibirien. Auch hier giebt es einen Bauernstand, der es ist, nicht wegen seiner Beschäftigung, sondern wegen seiner Geburt, einen Städterstand und neben oder vielmehr über beiden den Adel, welcher hier fast ausschließlich durch das Beamtenthum vertreten ist. Nur einige wenige Edelleute sind in Sibirien, welche, nicht im Dienste der Regierung, frei und unabhängig leben, aber nicht die geringste politische Bedeutung haben. Es sind dieses nämlich solche Deportirte, welche einst durch Urtheil ihres Privilegiums verlustig gegangen sind, später aber, vom Kaiser begnadigt, ihre Geburts- und Standesrechte zurückerhalten haben. Diese wenigen Adeligen stammen theils von deportirten Polen, theils auch von Russen, besonders von den Dezembristen, d. h. von denen, welche an der Verschwörung der Generale Pestel, Murawiew und Bestuschew (die im Jahre 1825 gehängt wurden) wider Nikolaus I. Theil genommen haben und die es vorziehen, in Sibirien zu bleiben, statt nach Rußland zurückzukehren. Größeren Grundbesitz haben sie nicht; ihr Einfluß ist selbst in moralischer Beziehung gleich Null, da sich Keiner von Denen, welche ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, durch moralische und geistige Eigenschaften auszeichnet, trotzdem Mancher sogar den oder die „heilige Anna" am Halse trägt.

Die Militärkaste lebt, als „Kosaken", in verschiedenen Dörfern, Stanitzen, unvermischt mit anderen Sterblichen. Alle sibirischen Kosaken sind „Bestrafte", d. h. Menschen, welche während ihres Dienstes in der Armee Etwas verbrochen haben und durch Urtheil und Recht in die sibirische Kosakenabtheilung gesteckt wurden. Diese Kaste dürfte nun wol aufgelöst werden, da sie, besonders für Sibirien, jede Bedeutung verloren hat.

Die unglückliche Kaste der „Malolotki", der Minderjährigen, welche man auch in der Gegend von Barnaul, Kuschnjetzk, Kolywan, Kainsk und anderen „Sawodski narod", d. i. Fabrikvolk, nennen hört, existirt nur in der Erinnerung, obgleich noch Viele am Leben sind, welche die Rechte und Pflichten der Minderjährigen hatten, d. h. in Dörfern lebten, die häufig bis hundert Werst von der Staatsfabrik, welche mit Sträflingen betrieben wurde, entfernt waren und sich zur Arbeit auf eigene Kosten stellen mußten, sobald augenblicklicher Arbeitermangel in der Fabrik eingetreten war. Eine Vergütung für diese Arbeit erhielten sie nicht. Jetzt giebt es keine Minderjährigen in der früheren Bedeutung und die Dörfer, in welchen sie einst angesiedelt waren, haben infolge der früheren Verhältnisse eine in Rußland und Sibirien sonst unbekannte soziale Einrichtung: das Individuum ist Grundeigenthümer. Ueberall, wo ich diese ehemaligen Malolotki fand, erklärten sie sich mit dieser Landtheilung zufrieden.

Eigentliche politische Rechte hat der freie Bewohner Sibiriens, er sei Dorf- oder Städtebewohner, nicht. Seine Pflicht ist: „Abgaben zahlen und den Vorgesetzten zu gehorchen."

Man könnte mir einwenden, daß die Gemeindeverwaltung, die „Wolostj" oder „Wolostnoje prawlenie", welche die von den Bewohnern vieler Dörfer gemeinschaftlich gewählte Verwaltungsbehörde bildet, daß auch die Dorfverwaltung, welche in den Händen sämmtlicher Bewohner ist, wenn sie sich mit ihrem Aeltesten („Starschyna") versammeln, das Bild einer geregelten Selbstverwaltung sei. Doch das ist eitel Schein. Zum Gemeindevorsteher („Golowa"), zu seinen Gehülfen wie auch zum Starschyna und seinen Gehülfen werden nur solche Männer gewählt, welche dem Assessor („Sasjedatel"), der die Polizeiverwaltung der ganzen Gemeinde in Händen hat, und dem Kreisvorsteher („Isprawnik") genehm sind und auch solche genehme Personen habe ich auf Befehl des Sasjedatels mit Ruthen peitschen sehen, weil sie seinem Willen, der dem Interesse der Bewohner direkt entgegen war, nicht nachkommen wollten. Eine Berufung an höhere Behörden führt zu nichts.

Nach dem Sasjedatel spielt der „Wolostnij pisar", der Gemeindeschreiber, eine sehr gewichtige Rolle. Auch er muß Gesetzkundiger, kann aber Posjelenjetz sein, infolge dessen sich am häufigsten deportirte Beamte in dieser Stellung befinden, die als Minimum 5000 Rubel einbringt. Es giebt Gemeinden, in denen dieser wichtige Posten bis 10,000 Rubel einbringt. Von dieser Summe hat der Mann das Bureau zu unterhalten, dem Golowa, dessen Gehülfe er eigentlich ist, da ja dieses Gemeindehaupt weder lesen noch schreiben kann, dem Sasjedatel und dem Isprawnik einen guten Theil abzugeben; aber ihm bleibt immer noch mehr, als bei uns ein Regierungsrath hat. Der Isprawnik muß immer seinen Löwenantheil in einem bestimmten Aktenstücke finden, wenn er kommt, das Bureau zu revidiren. Wenn er seine Quote gefunden hat, dann ist „wsjo isprawno" (Alles in Ordnung).

Einen ähnlichen Gehülfen hat der Dorfälteste, Starschyna; jedoch ist sein Einkommen bedeutend geringer, weil er von ihm weit weniger abzugeben hat. Abgeben muß er aber immer, denn er muß sich den Wolostnij pisar und den Sasjedatel kaufen, wozu immerhin 200 bis 300 Rubel nothwendig sind.

Ich sage dieses Alles nicht, um gegen die russische Regierung aufzureizen; ich möchte dazu beitragen, daß sie das Volk, das ich lieb gewonnen habe, trotz seiner Mängel, mehr in Schutz nähme gegen die Beamten, die es in ihrem Namen aussaugen. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß ein Ispravnik von einem Golowa in einem Converte 50 Rubel erhielt und hierauf — in einer schon entschiedenen Sache — eine andere Entscheidung erließ. Es geschah dies in meiner Gegenwart und der Vorgesetzte genirte sich durchaus nicht.

Es ist ein Sprüchwort in Sibirien, welches in drastischer Weise die Lage des dortigen freien Bewohners charakterisirt, es heißt: „Do Boga wysoko, do Carja daleko" (zu Gott ist's hoch, zum Zaren weit).

Der ganze Apparat des Schein-Selbstgouvernements hat die Aufgabe, das Beitreiben der Abgaben, das Stellen der Rekruten zu besorgen, die nöthigen Fuhren für die Beamten, wenn sie — selbst zu ihrem Vergnügen — reisen, zu beschaffen, die Hauptstraße Sibiriens in gutem Zustande zu erhalten und Polizei zu spielen. Eine sehr traurige und keineswegs beneidenswerthe Aufgabe, nicht werth des Namens einer autonomischen Gemeindeverwaltung.

Wir haben oben gesehen, daß nach Aufhebung der Minderjährigeneinrichtung den in den Bauernstand erhobenen Minderjährigen der Acker als persönliches Eigenthum verblieb. Besonders viele Gemeinden mit persönlichem Eigenthume giebt es im Gouvernement Tomsk, wo ich mich in einigen, wie in Potschtanka, Waruchina und anderen, umzusehen Gelegenheit hatte. Man sagt dort, „der Boden ist frei", d. h. Jeder hat sein Stück Land ein für alle Mal zugemessen, kann aber, da ungeheuere Strecken des fruchtbarsten Bodens in einiger Entfernung vom Dorfe öde liegen, von diesem so viel er vermag bearbeiten und zu seinem Nutzen verwenden.

Wenn nun aber auch der Boden frei ist, so fehlt doch dem Menschen das freie Dispositionsrecht; er darf den ihm gehörigen Boden nicht verkaufen und mit Schulden belasten, wozu schon deshalb die Möglichkeit fehlt, weil das russische Recht die Hypothek nicht kennt. Infolge dieses Mangels ist der Bauer in den Gegenden mit freiem Boden sozusagen Communae adscriptus, denn er kann den Werth des Bodens nicht mit sich nehmen, wenn er in einer anderen, entfernten Gegend sein Glück suchen will. Er hat nur das Recht, ihn auf so lange Zeit als er will zu verpachten.

Etwas anders, jedoch durchaus nicht besser, verhalten sich die Sachen in allen den Theilen Sibiriens, in welchen der Boden unfrei ist, d. h. in denen nicht die Person oder die Familie, sondern die Gemeinde das Eigenthumsrecht an Grund und Boden hat und diesen nun nach Maßgabe der männlichen Kopfzahl einer Familie unter die Gemeindemitglieder vertheilt. Ein wahres Ideal für unsere Kommunisten und es wäre sehr wünschenswerth, die Meneurs dieser sozial-politischen Sekte auf einige Jahre nach Sibirien zu senden, um sie dort an dem Glücke des gemeinschaftlichen, kommunistischen Landbesitzes Theil nehmen zu lassen; es wäre dieses das beste Mittel, sie von ihrem Wahne zu heilen.

Nebenbei will ich hier nur bemerken, daß dieser mein letzter Satz ein Erfahrungssatz ist. Ich machte in Sibirien die Bekanntschaft mehrerer Anhänger Herzen's und Bakunin's, unter Anderen der Herren Solowjejowitsch und

Jules Bensaenger, sonst sehr gescheiter Köpfe, welche in die Michailow'sche Verschwörung verwickelt und wie er nach Sibirien deportirt wurden.

Noch in Tobolsk waren alle diese Herren starre Kommunisten; als sie jedoch später sahen, daß die kommunistische Landvertheilung jeden Fortschritt in der Wirthschaft unmöglich, daß sie den Menschen zum Sklaven mache, da sahen sie den Werth des persönlichen Grundeigenthums ein und bedauerten herzlich, sich für eine Idee geopfert zu haben, welcher nur Faullenzer und moralisch verkommene, auf die Dummheit der Massen spekulirende Individuen huldigen können.

Doch nicht blos die Sozialdemokraten und Kommunisten reinsten Wassers huldigen dem gemeinschaftlichen Landbesitze; wir finden eine Apotheose desselben in den Werken des feudalen Barons von Haxthausen, der ihm in seinem Werke „Die ländliche Verfassung Rußlands" das Wort redet. Aber Haxthausen und sein russischer Nachbeter G. Elissejew im Artikel „Die Bauernfrage" (gedruckt in der Zeitschr. „Otjetschestwjennyje sapiski" (Vaterländische Notizen für 1868) zeigen deutlich, daß sie überhaupt kein Verständniß für eine nicht kastifizirte menschlische Gesellschaft haben. Beide können sich ein Volk ohne „Bauern", in der kastenmäßigen Bedeutung des Wortes, durchaus nicht denken, denn Beide meinen, daß nur durch den Bauer das Land — wahrscheinlich auch des adeligen Gutsbesitzers — bearbeitet werden könne und müsse, da, nach Haxthausen, die Eintheilung in erbliche Stände, also die Kasteneintheilung, „als die natürliche Grundverfassung der Menschheit zu betrachten sei." Eine Folge der Aufhebung dieser Kastenunterschiede würde nun, nach den Ansichten des westfälischen Barons, sein, daß „beim Verschwinden der Kommune der Bauer vom Städter verdrängt werden würde."

Ich habe, indem ich vorstehende Bemerkungen über die Gemeinschaft des Bodens gemacht habe, meiner Beschreibung der Verhältnisse etwas vorgegriffen; ich muß nun den Leser mit denselben näher bekannt machen, um ihm die Möglichkeit zu bieten, sich selbst ein Urtheil zu bilden.

Die Gemeinde in Sibirien besteht aus 16 bis 20 Dörfern. Die Gemeinde Badaj (Malta), in welcher ich im Jahre 1868 angesiedelt war, bis ich in meine Heimat gesendet wurde, besteht beispielsweise aus folgenden Dörfern: 1. Badaj, 2. Malta (hier ist die Gemeindeverwaltung, „Wollostj"), 3. Ustilug, 4. Tajturka, 5. Telminska fabrika, 6. Groß-Jelan (das mir zum Aufenthalte angewiesen war), 7. Schylkin jelanski, 8. Kultuk, 9. Solota, 10. Kitoj, 11. Sawatejowka, 12. Bilichtuja (hauptsächlich von Tataren bewohnt), 13. Sucha, 14. Suja, 15. Bokowyi stanok, 16. Podgorodzkij Schylkin (nahe bei Irkutsk, mit einem großen Kloster, in dessen Kirche die Reliquien des sibirischen Wunderthäters Innocenz aufbewahrt werden), 17. Ugolnik (auf einer Insel der Angara), 18. Mala (Klein-)Jelanka, 19. Ussolski Schylkin, 20. Ussola (große Salzsiederei an der Angara und auf einer Insel derselben). Außerdem ist noch das große Mühlenetablissement (groß für die dortigen Verhältnisse) Mjedwjednaja mjelnica in der Nähe von Ustilug zur Gemeinde Badaj und die von Burjaten bewohnte Gegend von Archirejsk — wo die Steppenverwaltung ist — der polizeilichen Aufsicht des Sasjedatels der Badajer Gemeinde unterstellt, welcher in der Telminer Fabrik residirt.

Die Gemeinde Badaj (Malta) erstreckt sich über einen Flächenraum von nahezu 200 Quadratmeilen, von welcher Fläche ungefähr die Hälfte ihr als Eigenthum überwiesen, die andere aber für den Staat eximirt ist.

Jedem Dorfe ist nun wiederum eine gewisse Fläche zugetheilt, welche in einem gewissen Verhältnisse zu seiner Einwohnerzahl steht, sodaß auf jede männliche Seele ungefähr 5 Desjatinen Ackerland kommen, eine Fläche, welche, wenn sie halbwegs rationell bewirthschaftet würde, reichlich zur Ernährung von fünf erwachsenen Personen ausreichen könnte. Jedes Dorf ist umzäunt, von einer „Paskotina" umgeben, und diesen ungeheuern, oft mehr als eine Quadratmeile einschließenden Zaun hat die Dorfgemeinde, jeder Familienvater im Verhältnisse der Zahl seiner Söhne zu unterhalten. Dicht hinter dem Hause befindet sich der Gemüsegarten, welcher nicht in obige 5 Dessiatinen eingerechnet ist. Er ist eingehegt, oft von einem hohen, aus Bohlen oder aus vier- bis sechszölligen Stangen gemachten Zaune umgeben und wird zum Anbau von Kartoffeln, Kohl, Mohrrüben, Wasserrüben, Brucken, Rettig, rothen Rüben, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, auch wol Melonen und Tabak benutzt. Andere Gemüse und Küchengewächse kennt der Russe in Sibirien nicht, obwol selbst die delikatesten Küchengewächse ganz gut gedeihen.

Zwischen dem Dorfe und der „Paskotina", dem ungeheuern Zaune, befindet sich die gemeinschaftliche Hütung, auf welche jeder Bewohner eine ganz beliebige Anzahl Pferde, Kühe, Ochsen, Kälber, Schafe, Ziegen und Schweine treiben kann. Eine Beschränkung in dieser Beziehung kennt man nicht. Ein Thor östlich und ein Thor westlich vom Dorfe in der Paskotina bilden die Ein- und Ausgänge zum Dorfe und bei jedem Thore befindet sich ein Hüter, der es öffnet und schließt, wenn ein Reisender es passirte.

Außerhalb der Paskotina befinden sich die Wiesen, oder, wenn der Boden sich nicht zu einer natürlichen Wiese eignet, der Wald. Selten nur findet man, wie dieses ausnahmsweise in Groß-Jelan, Kultuk, Ussola und einigen anderen Dörfern der Gemeinden Badaj der Fall ist, den Acker dicht an der Dorfumzäunung, während sich die Wiesen an dem kleinen, die Feldmark Jelans durchschneidenden Flüßchen Kartagon befinden. Dagegen liegt das Ackerland der Bewohner des Dorfes Taiturka gegen 40 Werst ($5^5/_7$ Meilen) vom Dorfe. Dieses bedingt eine besondere Wirthschaftseinrichtung und ich werde weiterhin noch Gelegenheit haben, Einiges über diesen Gegenstand zu sagen, da ich durch eine Erläuterung desselben nicht die Beschreibung der kommunistischen Dorfeinrichtung unterbrechen will.

Das ganze, dem Dorfe zugetheilte Ackerland ist in drei Theile getheilt, von denen zwei unbebaut liegen, während der dritte durch das System der Dreifelderwirthschaft exploitirt wird. Eine Düngung findet nicht statt und deshalb muß der Boden bald an leicht-löslicher mineraler Pflanzennahrung erschöpft werden. Pallas, der vor hundert Jahren Sibirien bereiste und beschrieb, berichtet, daß eine Erschöpfung des bebauten Feldstückes alle 10 bis 12 Jahre eintritt; heute bringt das Feld, wenn es 10 bis 12 Jahre geruht hat, kaum noch 3 bis 4 Ernten. Man überläßt es dann der Mutter Natur und geht an die Bearbeitung des Ackertheils, der am längsten öde gelegen.

Es versteht sich nun wol von selbst, daß sich der Einzelne mit der Art der Benutzung seines Landes nach den anderen Bewohnern des Dorfes richten muß, da er sonst riskirt, daß ihm seine Saat und Ernte vernichtet werden. Deshalb finden wir auch auf den sibirischen Feldern nur Roggen bei Roggen, Weizen bei Weizen u. s. w. An den Anbau anderer als Halmfrüchte und einer geringen Quantität Erbsen, Buchweizen und Hirse, darf nicht gedacht werden.

Der Acker wird jeder Familie auf 10 bis 15 Jahre zugetheilt, d. h. auf die Zeit, welche gewöhnlich von einer allgemeinen Volkszählung bis zur nächstfolgenden verstreicht. Für jeden am Tage der Volkszählung („Rewiska") lebenden Sohn erhält der Vater einen Antheil Landes und behält denselben, selbst wenn der Sohn gleich am folgenden Tage sterben würde. Der arme Vater hat jedoch in diesem Falle alle Abgaben und Leistungen für diesen Sohn bis zur nächsten Volkszählung zu entrichten und diese sind gar nicht unbeträchtlich. Beispielsweise hatte der Wirth, in dessen Hause in Groß-Jelan ich wohnte, für seinen vor 14 Jahren verstorbenen Vater 12 Rubel jährlicher Staatsabgaben, eine eben so große Summe Kommunalabgaben zu zahlen, gegen 14 Tage Wegebauten zu leisten und außerdem der Reihe nach mit den anderen Dorfbewohnern entsprechend der im Volkszählungsbuche eingetragenen Zahl männlicher Seelen noch Gemeindefuhrwerke zu stellen, wenn der Ispramnik oder der Gouverneur durch die Gemeinde Badaj reiste, ja selbst wenn der Gemeinde- oder Dorfvorstand eine Amtsreise zu machen hatte. Der Mann hatte nur einen erwachsenen, ferner einen 12 Jahre alten Sohn und eine Tochter und lebte im Elende.

Die Vertheilung der Wiesen findet zwar auch auf Grund der Volkszählungslisten statt, wird jedoch in etwas anderer Weise gehandhabt. Man vertheilt sie nämlich alljährlich und legt bei dieser Gelegenheit nur die Zahl der männlichen Seelen zu Grunde, welche am Tage der Theilung leben. Hieraus ist leicht zu sehen, daß Derjenige bedeutend verkürzt wird, der das Unglück hatte, einen Sohn am Tage vor der Vertheilung der Wiesen zu verlieren. Da die Wiesen doch immer einen ziemlich sicheren Nutzen ohne große Arbeit bringen, so geht dieser dem armen Kommunisten verloren, während er die Lasten für den verstorbenen Sohn zu tragen hat.

An eine ständige Melioration von Acker und Wiese denkt der Russe in Sibirien (wie auch im europäischen Rußland) nicht. Er würde ja seine Arbeit und sein Kapital für Andere in den Boden stecken, und hierzu dürfte doch wol schwerlich je ein Mensch gezwungen werden können, da Jeder gern für sich arbeitet und es so sehr in der Natur des Menschen begründet ist, mit der möglichst geringsten Mühe den möglichst größten Nutzen zu erlangen.

Dieses ist in gedrängter Kürze die von Harthausen so sehr gepriesene Gemeindeverfassung, welche ich von den schon zur Besinnung kommenden Landleuten Sibiriens sehr oft habe verdammen, ich will nicht sagen verfluchen hören. Sie wirkt nicht nur entnervend auf den Menschen, da sie ihn abhält, seinem Eigenthume alle geistigen und physischen Kräfte zu widmen, sondern auch demoralisirend, da bei der Vertheilung des Landes und der Wiesen Bestechlichkeit an der Tagesordnung ist und der Reichere sich stets bessere, auch wol größere Parzellen zu verschaffen weiß als der Arme.

Man scheint jedoch in Rußland selbst schon zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß dieses Gemeindeverhältniß zum mindesten veraltet ist. Es ist unbestreitbar sehr bequem für die Regierung, oder vielmehr für die Beamten, da infolge dessen keine Ausfälle in den Abgaben entstehen, denn die ganze Gemeinde muß für das Individuum aufkommen, der Reichere und Fleißigere muß also für den Aermeren oder Faulen und Lüderlichen die Staatslasten wie die Kommunallasten tragen. Dieser Umstand ist es, der den Bauern selbst in die Augen gesprungen ist und sie veranlaßt hat, um Aufhebung des kommunalen Verhältnisses vorstellig zu werden, und der Kaiser hat wirklich eine Kommission zur genauen Untersuchung der Sachlage eingesetzt. Diese Kommission hat vor Allem konstatirt, daß der gemeinschaftliche Grundbesitz ein Hemmniß für die Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse und ein Hinderniß für jegliche Bodenkultur sei. Sie meint, daß durchaus ein Mittel gefunden werden müsse, welches der persönlichen Thätigkeit des Wirthes zu Hülfe kommt, ohne die Gemeindeverfassung zu zerstören; man will den gemeinschaftlichen Besitz des Bodens aufheben, aber der Gesammtheit, wie bisher, die Verantwortlichkeit für die Staatsleistungen des Einzelnen aufbürden. Es ist durchaus nicht unsere Sache, diese Ansicht einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Wir können hier nur sagen, daß, wenn dieses Projekt zum Gesetze erhoben und auch auf Sibirien angewendet werden würde, die neue Einrichtung durchaus nicht mehr Kolonen aus Westeuropa herbeiziehen würde, wie die, welche bis jetzt bestanden hat.

Die Auflösung des jetzigen Gemeindeverhältnisses darf keine fiskalische Maßregel, sondern sie muß ein rein ökonomisches Mittel zur Hebung des Wohlstandes werden, wenn sie dem Staate und seinen Bewohnern Nutzen bringen soll, und hierum muß es sich allein handeln.

Es ist wahr, daß es möglich ist, sich in Sibirien auch ein Stück Land zu verschaffen, für das man weder dem Staate noch auch der Gemeinde gegenüber Verpflichtungen hat; aber ein solches Stück Land kostet viel Geld, oder, was dasselbe ist, viel Arbeit.

Die Sache verhält sich folgendermaßen.

Gesetzt, ich will mir ein Stück Land verschaffen, das zur Kategorie des eben bezeichneten lastenfreien gehört, so habe ich ganz einfach in den nicht der Gemeinde zugetheilten Wald zu gehen und so viel ich eben Land haben will, auszuroden, was, beiläufig gesagt, zur Zeit meines Aufenthaltes in Sibirien in der Gegend von Irkutsk einen Kostenaufwand von 15 Rubel pro Desjatine verursachte. Wer einen Begriff von dergleichen Arbeit hat, wird wol einsehen, daß das Ausroden einer Desjatine (nahezu 5 Magdeburger Morgen) für den obigen Preis durchaus nicht ein Reinigen des Bodens von Wurzelstöcken und aller Art Sträuchern sein kann; diese bleiben vielmehr fast unberührt im Boden, da nur das Oberholz vernichtet wird. Die Bäume werden nämlich einfach geringelt, d. h. sie werden in halber Mannshöhe vom Boden ringsum von der Rinde befreit, infolge dessen sie natürlich absterben. Diese Arbeit wird im Herbste und Winter ausgeführt. Im nächsten Sommer trocknen die Bäume vollkommen und werden nun erst gefällt, so wie sie eben fallen, liegen gelassen und im darauf folgenden Frühlinge, nachdem sie vollständig trocken geworden sind, bei geeignetem

Windzuge angezündet. Wenn während des Brandes, der einige Tage dauert, kein Regen fällt, dann werden auch die Wurzelstöcke theilweise, immer aber das Unterholz und die Sträucher vernichtet. Daß die Bearbeitung eines solchen Ackers schwierig ist und die Wurzelstöcke erst nach Jahren verfaulen, wird als selbstverständlich nur der Andeutung bedürfen.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir erlaubt, auf einen Irrthum hinzuweisen, den unsere Staatsökonomen begangen haben, indem sie ihn als Grundsatz für die Berechnung der Bodenrente hinstellten. Sie alle behaupten, daß der Mensch, als er sich dem Ackerbau widmete, zuerst die fruchtbarsten Strecken bebaut habe. Diese Behauptung widerstreitet der Erfahrung. Um einen Unterschied zwischen fruchtbar und unfruchtbar machen zu können, bedarf es, wenn auch nicht der Wissenschaft, so doch der auf Empirie begründeten Erfahrung, welche jedenfalls dem Anfänger gefehlt hat. Außerdem aber sind die primitiven Ackergeräthe viel zu schwach, um zur Bearbeitung des „fruchtbarsten" Bodens, der auch gewiß immer zu den schwersten Bodengattungen gehören wird, benutzt werden zu können. Auf der mehr als 700 Meilen betragenden Linie vom Ural bis an die Lena habe ich immer gefunden, daß der Mensch, wenn er an die Kultivirung von Land schreitet, den schweren Boden ebenso vorsichtig vermeidet wie den leichten, und immer den Mittelboden, einen milden Lehmboden, vorzieht, da dieser leicht zu bearbeiten und hinreichend fruchtbar ist, um eine gute Mittelernte zu produziren. Die elende russische, in Sibirien eingebürgerte Socha würde nicht den Widerstand, den ein schwerer, fruchtbarer Boden entgegensetzt, überwältigen können und während der Arbeit in Stücke zerfallen.

Die Regierung hindert das Roden der eximirten Landesstrecken durchaus nicht; Derjenige aber, der diese Arbeit ausgeführt hat, wird nicht Eigenthümer des von ihm kultivirten Landes. Wenn die Regierung es zu irgend einem Zwecke verwenden will, nimmt sie es dem Nutznießer ohne Weiteres ab, vergütigt ihm aber 15 Rubel pro Desjatine als ausgelegtes Kulturkapital. Fälle dieser Art sind bis jetzt wol sehr selten in Sibirien vorgekommen.

Eine der Dorfverfassung ganz analoge ist die städtische. In jeder Stadt ist ein von der Gemeinde gewählter „Golowa", welcher mit einem Beirathe von mehreren Aeltesten die Kommunalangelegenheiten leitet, hauptsächlich aber für die Beitreibung der Abgaben zu sorgen hat, da in den Städten wie auf dem Lande Alle für Einen aufkommen müssen. In den Städten ist jedoch die Polizeiverwaltung gänzlich von der Stadtverwaltung getrennt. In den Gouvernementsstädten ist ein besonderer „Polizimeister", der den Rang eines Majors hat, in den Kreisstädten war bis zum Jahre 1869 ein „Gorodnitschy" (Gorod = Stadt, also ungefähr Stadtaufseher) das Oberhaupt der Polizei. Später trat eine Aenderung ein und man übergab die städtische Polizeiverwaltung dem „Isprawnik", der zugleich Polizeichef des Landkreises ist.

Der Städter hat — was sonst ganz in der Ordnung wäre — keinerlei Vorrechte vor dem Bauer und es ist nicht recht einzusehen, warum man ihn dennoch als einen besonderen Stand betrachtet, in den der Bauer nur mit Bewilligung des Gouverneurs aufgenommen werden kann. Das einfache Uebersiedeln aus dem Dorfe in die Stadt und das Abgabenzahlen an die städtische

Kommune reicht durchaus nicht hin, aus dem Bauer einen Städter zu machen, wie umgekehrt das Uebersiedeln eines Städters aufs Land diesen nicht zum Bauer macht, d. h. ihm kein Recht an das Gemeindeland giebt. Im ersten Falle muß der Umgezogene alle Abgaben und Leistungen an die Dorfgemeinde abtragen; im letzteren hat er dasselbe an die städtische Kommune zu thun. Von anderen bürgerlichen Rechten gegenüber dem Staate, von einem Schutze gegen Beamtenwillkür ist, wie in Rußland überhaupt, in Sibirien durchaus nicht die Rede. Der geringste Polizeibeamte kann den „Mjeschtschanin", den Städter, ebenso verhaften und einige Tage im Gefängnisse halten, wie der Dorfstarschyna oder sein Stellvertreter einen Bauer wochenlang eingesperrt halten kann.

Wie im Dorfe der Grund und Boden Eigenthum der Dorfkommune ist, ist er in der Stadt Eigenthum der städtischen Kommune. Die auf einem bestimmten Platze aufgeführten Bauten sind persönliches Eigenthum. Wer bauen will, thut es; er stellt sein Haus da auf, wo er einen nicht eingenommenen Raum findet. Es versteht sich, daß hierzu sowol Straßen und öffentliche Plätze, als auch von anderen bereits umzäunte Gründe, also Höfe und Gärten gehören.

Das Wohnhaus des Städters unterscheidet sich gewöhnlich durch nichts von dem des Bauern, weil beide dieselben Bedürfnisse haben und so ziemlich auf der gleichen Bildungsstufe stehen. Selbst in Bezug auf die Küche und die Zubereitung der Speisen existirt zwischen beiden kein Unterschied: „Schtschy, Pochlobka, Scharkoje (sogen. Braten), Pirog, Ucha, Kollatsch und Schangi" lautet die Speisekarte des Städters und wir finden sie beim Bauer wieder. Von Gemüsen, Salat u. dergl. ist keine Rede; die russische Chasajka in der Stadt würde sie ebenso wenig zu bereiten verstehen wie die im Dorfe. Thee und Quaß ist in der Stadt wie auf dem Lande das stete Getränk. Es versteht sich jedoch von selbst, daß der reiche Kaufmann, der Millionär, der Westeuropa kennt, und der hohe Beamte, der aus Petersburg, Moskau und Warschau nach Sibirien versetzt worden ist, sich dem feineren westeuropäischen Geschmacke, soviel es eben die Landesproduktion erlaubt, anpaßt; indeß wird doch auch in diesen Häusern der europäische Geschmack theilweise modifizirt, so zwar, daß z. B. der russische „Sup" mehr Aehnlichkeit mit dem „Schtschy" als mit der deutschen Suppe oder dem französischen „Pot au feu" hat. Der „Pirog" auf dem Tische des Reichen nimmt jedoch den Geschmack der Pastete an, zu der nur Trüffeln fehlen, um sie der Straßburger ähnlich zu machen.

Ich habe noch auf eine Einrichtung hinzuweisen, die in Westeuropa unbekannt ist; sie ist eminent kommunistisch und würde so Manchem die Augen über den praktischen Werth der kommunistischen Theorie öffnen. Ich meine die Gemeindemagazine.

Bei jedem Dorfe steht ein gewöhnlich sehr gut konstruirtes Gebäude, in das jedes Gemeindemitglied eine gewisse, der männlichen Kopfzahl seiner Familie entsprechende Menge von Getreide schütten muß. Die Verwaltung dieser Gemeindemagazine liegt dem Dorfvorstande ob, in dessen Händen sich die gewichtigen Schlüssel des Magazins befinden, dessen Thür außerdem mit einem Wachssiegel versiegelt ist. Das Siegel wird mit dem Amtspetschafte des Isprawnik aufgedrückt.

Diese patriarchalisch-kommunistische Einrichtung, wahrscheinlich eine Nachbildung der dem Traume Pharao's entsprungenen Getreidemagazine Egyptens, die Joseph, der Ausländer, füllte, um in Zeiten der Noth für ihren Inhalt den Landbauern die Eigenthumsrechte aufs Land zu Gunsten der Krone abschachern und die Freien in Sklaven verwandeln zu können, soll dazu dienen, den Bauer in Zeiten der Noth vor Hunger zu schützen und das nöthige Saatgetreide zu sichern. Wir wollen ganz davon absehen, daß der Staat, indem er an dieser veralteten kommunistischen Einrichtung festhält, durch diese Bevormundung den Bauern den Gedanken aufdringt, daß sie persönlich nicht zu sparen brauchen, da sie ja in der Noth im Magazine Getreide und sogar, wenn sie mit den Hütern auf gutem Fuße leben, mehr erhalten können, als sie zur Aufbewahrung gegeben haben, da der Wohlhabende nie mit dem leeren Sacke vor dem Magazine erscheint, um ihn füllen zu lassen. Wichtiger noch als dieses ist, daß die Getreidemagazine demoralisirend auf die Bewohner und degenerirend auf das Saatgetreide wirken.

Die Getreidemagazine demoralisiren das Volk, denn sie tragen die Schuld, daß sich der Bauer nicht des Sparens und Haushaltens befleißigt, und verleiten die Vorsteher der Magazine zu Diebstahl, da — ich muß es ohne Umschweife sagen, — sie, trotz des Siegels, Getreide massenhaft aus den Magazinen schleppen und später Decharge für ihre Magazinverwaltung erhalten, wenn sie den Hauptschreiern das Maul stopfen, d. h. ihnen einen oder einige Eimer Branntwein geben. Nicht genug, daß der Bauer betrogen wird, wenn er das Getreide ins Magazin bringt, da er dann das Maß gehäuft vollfüllen muß; er erhält, wenn er zur Saat oder zum eigenen Bedarfe vor der Ernte Getreide aus dem Magazine holt, ein stark gestrichenes Maß und doch begnügt sich die Speicherverwaltung auch damit nicht: die Mäuse, Ratten und Vögel sollen immer Hunderte von Puden verzehrt haben. Unser Michail Michailowitsch, der zu meiner Zeit Dorfschreiber in Groß-Jelan war, wußte über die Gefräßigkeit dieser Thiere haarsträubende Geschichten zu erzählen, konnte mir aber im Magazine selbst nicht die geringste Spur ihrer räuberischen Thätigkeit nachweisen. Keine Oeffnung, kein Löchlein war in dem soliden Gebäude, durch welche eine Maus, Ratte oder ein Sperling hätte eindringen können.

Da die Bauern das leichteste Getreide, wenn auch sehr gereinigt, ins Magazin liefern, so ist es klar, daß sie auch nur solches Getreide zum Säen erhalten können. Nun ist es aber bewiesen, daß die Pflanze sich in dem Maße entwickelt, als der Keim in der frühesten Jugend assimilirbare Nahrung im Samenkörnchen vorfindet, das umsoweniger enthält, als es kleiner und leichter ist. Da nun auch außerdem bei den Pflanzen, ebenso wie bei den Thieren, das Gesetz der Vererbung der Eigenschaften in Wirksamkeit ist, wie dieses ja die Hallel'schen Proben mit Weizen außer Zweifel gestellt haben, so ist es klar, daß sich das Getreide in Sibirien verschlechtern, d. h. daß es degeneriren muß. Thatsache ist, daß selbst das beste Getreide in Sibirien bei weitem nicht das Gewicht erreicht, welches unser europäisches, sorgfältig zur Saat auserwähltes und mit Phosphordüngung unterstütztes Getreide erlangt. Ein Scheffel guten Winterroggens in Sibirien wird kaum über 75 Pfund (= $37^1/_2$ Kilogr.) wiegen.

Ich habe viele Bauern über die Getreidemagazine klagen, keinen einzigen sie loben hören, denn selbst der lüderliche Wirth, welcher sich aus ihnen Getreide holt, ist eben nur dann zufrieden, wenn dieses geschieht, verflucht sie aber nach der Ernte, da er dann das genommene Getreide mit Wucherzinsen zurückgeben muß. Die „Gemeindegetreidemagazine" sind nicht nur ein Beweis dafür, daß die russische Regierung das Volk für unreif hält, sondern auch ein treffliches Mittel, es noch recht lange in ökonomischer Unreife zu erhalten. Die Aufhebung dieser Magazine würde ein herber Verlust für die Dorfältesten, Kandidaten (Stellvertreter des Aeltesten) und Dorfschreiber sein und gewiß auch die ihnen vorgesetzte Beamtenwelt unangenehm berühren.

Wir sind in unseren Betrachtungen an einen heikeln Gegenstand gekommen, an das Familienleben des Russen in Sibirien. Ich muß die Wahrheit sagen und doch möchte ich dem Leser kein zu schwarzes Bild vom Charakter des Russen vorhalten, aus dem falsche Schlüsse gezogen werden könnten.

Wir müssen uns, wenn wir das Familienleben des Russen in Sibirien verstehen wollen, die Vergangenheit des russischen Volkes vergegenwärtigen.

Noch sind keine zwanzig Jahre verflossen, als sechzig Millionen Russen Sklaven waren, über welche der adelige Gutsbesitzer souverän zu verfügen hatte. Alle die Souveränetät beschränkenden Gesetze waren eitel Schein, wie nachfolgende zwei Umstände beweisen dürften. Es existirte z. B. ein Gesetz, daß kein Besitzer einen Leibeigenen verkaufen dürfe, ohne ihn zugleich mit Land auszustatten, was, da Grund und Boden nur Werth hat, wenn er vom Menschen kultivirt wird, eigentlich hieß, daß dieser nicht ohne diese Kultivirungsmaschine verkauft werden darf. Dieses Gesetz wurde mit leichter Mühe umgangen. Ein verschuldeter Gutsbesitzer verkaufte seinem Nachbar eine gewisse Anzahl Desjatinen Land mit der nöthigen Anzahl von Sklaven. Da kein Gesetz vorhanden war, welches das Schenken von Grund und Boden irgendwie beschränkt hätte, so schenkte der Käufer ganz einfach dem Verkäufer das soeben acquirirte Land und behielt die Sklaven für sich.

Ein anderes Gesetz verbot, bei körperlichen Züchtigungen dem Leibeigenen mehr als fünf Ruthenstreiche zu geben; da das Gesetz jedoch nicht bestimmte, in welchen Zeitabschnitten eine neue körperliche Züchtigung zuläßig sei, so konnte der arme, von seinem Eigenthümer verurtheilte Bauer ganz ruhig zu Tode geprügelt werden, wenn dieses nur nicht infolge einer ohne Unterbrechung ausgeführten Strafe geschah.

Da nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen leibeigen waren; da außerdem auch der Mann, ohne Rücksicht auf die Moralität des Mädchens, gezwungen war dasselbe zu ehelichen, sobald sein Herr, sein „Baryn", es wollte, so konnte sich im Volke der Begriff von Sittenreinheit und mit ihm die Achtung für die Frau nicht ausbilden, ja, das im Menschen von Natur ruhende Schamgefühl mußte abgestumpft, wenn nicht gänzlich erstickt werden. Fügen wir, um das Bild vollständig zu machen, noch hinzu, daß ja, wie wir gesehen haben, bis jetzt ohnedies der Abschaum der Gesellschaft nach Sibirien deportirt und dort angesiedelt wurde, und wir werden uns hinlänglich erklären können, warum die Sitten der Bewohner Sibiriens ungemein lax sind.

Auch das bisherige System des Rekrutirens der Armee hat viel zur Sittenverderbniß beigetragen. Derjenige, der ein oder einige Kinder zu ernähren hatte, war vom Dienste in der Armee befreit. Der junge Mann dachte nicht ans Heirathen, bis der Augenblick gekommen war, in dem er in die Zwangsjacke gesteckt werden sollte. Da sah er sich nun schleunigst nach einer Magd um, welche mindestens ein Kind, womöglich einen Knaben hatte, und ließ sich mit ihr trauen. Von Zuneigung, Liebe, Achtung konnte wol nicht die Rede sein, und deshalb findet man in Sibirien keine Familie, welche diese Basis hätte. Der Mann heirathet, d. h. nimmt eine Frau, nicht um eine treue, ergebene Lebensgefährtin, sondern um eine „Wirthin“, eine „Chasajka“, zu haben, welche seine Hauswirthschaft versieht. Ehelich treu werden sich die beiden Verbundenen erst viele Jahre nach der Verbindung, wenn die Jugend längst entflohen ist.

Ich war in Groß-Jelan Zeuge des folgenden höchst charakteristischen Falls.

Ein russischer Bauer aus Bilichtuja (einem größtentheils von Tataren bewohnten Dorfe) hatte im Jahre 1868 seine Frau, mit der er seit seiner Verheirathung in der größten Uneinigkeit gelebt hatte, erwürgt und war ihr nur in ihrem Plane, ihn selbst zu vergiften, zuvorgekommen. Trotzdem das ganze Dorf die Ursache des Todes kannte, wurde die Frau ohne ärztliche Untersuchung begraben: der Mörder hatte den Popen und den Sassjedatel mit wenigen Rubeln bestochen und so die Erlaubniß zum Begräbniß ohne Weiteres erkauft. Da er nicht mehr jung, auch seine übergroße Roheit allgemein gekannt und gefürchtet war, fand er in Bilichtuja keine Kandidatin für seine Wirthschaft und war gezwungen, eine solche in den benachbarten Dörfern zu suchen. Er kam nach Groß-Jelan und fuhr mit seinem Brautwerber, „Swat“, vor dem Hause meines Wirthes vor, in welchem er, trotzdem es fast Mitternacht war, freudig aufgenommen wurde. Die Hausfrau war Anfangs hoch erfreut über die Gäste, welche einige Quart Schnaps mitgebracht hatten (so erfordert es ja die Sitte), denn sie hatte ja selbst zwei Töchter, welche schon Beweise von Fruchtbarkeit geliefert hatten und die sie beide gern dem begüterten Wittwer gegeben hätte.

Nach der gegenseitigen Begrüßung richtete der Brautwerber an die Hausfrau die Frage, ob sie nicht merke, in welcher Angelegenheit er und sein Begleiter gekommen seien. Trotzdem Madame ganz gut den Zweck der Reise beider Männer kannte und wünschte, daß es auf ihre Töchter abgesehen sei, heuchelte sie die größte Unkenntniß und meinte endlich, daß sie nur aus Freundschaft zu ihnen zu Besuch gekommen seien, da ja in einigen Tagen oder Wochen der „Namenstag“ des Wirthes sein werde, der immer feierlich begangen wird.

Nun rückte der Brautwerber mit der Sprache heraus. Ein trauriger Täuberich, dem seine Taube gestorben, und dem es nicht angenehm sei, allein im Schlage zu hausen, ist ausgeflogen, eine andere freie Taube zu suchen, die er mit sich in sein verödetes Nest nehmen wolle. Die Hauswirthin verstand die Allegorie vortrefflich und erwiederte ebenso allegorisch, sie wisse, daß in nächster Nähe der Gäste zwei ganz flügge Täublein seien, bereit, einem Täuberich, der ein gutes Nest habe, in dasselbe zu folgen. Nun äußerte der Täuberich selbst, der wol merkte, worauf die Alte hinzielte, daß es doch noch zu junge Täublein seien, welche er in seiner Nähe flattern sehe (das eine dieser Täublein mit mongolischer

Physiognomie zählte erst 24, das andere, ziemlich hübsche, sogar schon 28 Jahre), und daß es eben sein innigster Wunsch sei, eine Taube in gesetzten Jahren, die also hinreichende Erfahrung habe, an sich zu locken.

Als Mama sah, daß man sie hatte abfallen lassen, brachte sie mehrere sehr alte Tauben in Vorschlag, deren Tugenden und Laster sie aufzählte. Daß die letzteren vergrößert, die ersteren verkleinert wurden, versteht sich von selbst. Endlich nannte sie dem heiratslustigen Wittwer eine Nachbarin, welche nahezu 40 Jahre zählte, wollte sie ihm aber mit der Bemerkung verleiden, daß sie wol schon drei oder vier Kinder geboren habe.

Bei dieser Bemerkung glaubte ich, der Werber werde sich abwenden und fürderhin nicht mehr von der Ursache seines Besuches sprechen. Ich hatte mich geirrt. Er sagte mit dem größten Phlegma von der Welt: „Das sind Familienangelegenheiten, in welche sich Niemand zu mischen hat. Das Mädchen habe übrigens recht viele Kleidungsstücke, verstehe sehr gut Brot zu backen, pflüge ganz gut mit der „Socha“ und handhabe die Sense und Sichel während der Heumahd und Getreideernte ganz vorzüglich. Das ist ein Zeichen, daß sie eine gute Wirthin sei.“ Der durch Mord zum Wittwer Gewordene heirathete schließlich gerade diese „Jungfrau“ und führte sie nach Bilichtuja.

Wenn wir Obiges erwägen, so dürfen wir uns durchaus nicht wundern, daß im Hause eher ein Waffenstillstand denn ein Frieden herrscht, ja daß häufige Fehden ausbrechen, bei denen freilich immer der Wirth über die Wirthin siegt. Wundern muß man sich vielmehr, daß es dennoch recht viele Familien giebt, in denen, wenn auch nicht Liebe und aufopferungsvolle Hingebung, so doch eine gewisse Zuneigung und ein durch keine Zwischenfälle gestörter Frieden herrscht. Besonders bemerkt man dieses ziemlich häufig in den Dörfern, welche entfernt von der großen Heerstraße liegen, also durchaus nicht mehr mit Verbrechertransporten in Verbindung gerathen. In solchen Dörfern scheint schon das Edlere, das im Menschen ist, zum Durchbruch zu gelangen und der aufmerksame Beobachter und Menschenfreund sieht mit Vergnügen, daß sich hier ein gewisser, im slawischen Charakter begründeter Patriarchalismus ausbildet, der einen wohlthätigen Einfluß auf das Familienleben auszuüben beginnt. An der großen Heerstraße verkuppelt die Mutter ihre Tochter, der Mann seine Frau; in den entfernt von ihr gelegenen Dörfern beginnt sich das Schamgefühl Geltung zu verschaffen und hier wird sich der von Verbrechern stammende Bewohner nach einigen Generationen, besonders wenn er auch an Bildung zunehmen wird, wieder zum Menschen erheben. Ich habe Familien gekannt, in denen der Wille und das Wort des Großvaters Gesetz war. Dreißig und mehr Familienmitglieder, Söhne mit ihren Frauen, Töchter mit ihren Männern und Kindern, auch wol Kindeskindern, folgten dem Gebote oder Worte des hinfälligen Greises und verehrten ihn wie einen König. Heil dem Hause, in welchem „Großväterchen“ (djeduschka) das Gute will, denn dieser Wille wirkt erziehend, bildend und veredelnd auf viele Nachkommen.

Infolge der sozialen Einrichtung der Gemeinde ist die Familie einem Polypenstocke nicht ganz unähnlich. Solange das Haupt der Familie, Vater oder Großvater, ja selbst Urgroßvater, lebt, kommen auch gewöhnlich seine

Söhne respektive Enkel nicht aus dem Hause heraus und begründen somit keine eigene Wirthschaft. Dem Familienhaupte wird das Land und die Wiese nach Maßgabe der männlichen Nachkommenschaft zugemessen und der Gewinn aus der Wirthschaft ist ein gemeinsamer. Jedes Familienmitglied erhält aus diesem Gewinne sein Theil nach Maßgabe seiner Bedürfnisse. Sowie das Familienhaupt zur ewigen Ruhe eingegangen, zerfällt die Familie in Familien, welche jede ihren eigenen Herd gründet, da von nun an die Söhne ihren Landantheil auf ihren Namen erhalten. Sie auch sind die eigentlichen Erben und geben den Schwestern aus dem Nachlasse, was und so viel sie wollen.

In Sibirien hat der Russe eine Sitte von den besiegten Völkern angenommen, welche meiner Ansicht nach keineswegs zur Veredelung des Weibes beitragen kann. Es ist dieses das Kaufen der Frau. Der Heirathslustige muß, wenn er sich mit einem Mädchen darüber verständigt hat, daß sie ihn heirathen will, den Eltern einen ihren eigenen Vermögensverhältnissen entsprechenden „Kalym" (das Wort ist aus dem Mongolischen in die russische Sprache der Sibirier übergegangen), ein Kaufprätium, geben, das in verschiedenen Geschenken besteht. Der Vater des Mädchens erhält gewöhnlich weite Pluderhosen aus schwarzem Manchester, ein rothes Hemd aus sogenanntem französischen „Zitz", ein Paar kunguriſche Stiefeln (aus Kungura im Gouvernement Perm, das durch seine Stiefel in ganz Sibirien berühmt ist), ein Paar Winterhandschuhe und Aehnliches. Die künftige Schwiegermutter bekommt diesen entsprechende Geschenke, sodaß der ganze Kalym sich auf 50 bis 60 Rubel beläuft. Rechnen wir hierzu noch die kleinen Geschenke, welche den Familienmitgliedern, ja der Braut selbst, gegeben werden müssen, rechnen wir auch noch den unvermeidlichen „Eimer" (man versteht ihn nur als mit Schnaps gefüllt) hinzu, so dürfte die Braut leicht weit mehr als hundert Rubel zu stehen kommen, was für die Verhältnisses eines gewöhnlichen, nur Ackerbau treibenden Bauers in Sibirien gar keine unbedeutende Summe ist.

Diese Art des Kaufes von Weibern beginnt nun aber doch den jungen Sibiriern lästig zu werden, umsomehr als sie ihnen durchaus keine Garantie für die jungfräuliche Reinheit des gekauften Objektes bietet. Seit einer Reihe von Jahren beginnen deshalb die Heirathskandidaten die Mädchen zu entführen, was freilich nur mit ihrem Willen geschehen kann. Da in Sibirien ein Aufgebot nicht nöthig ist, so fährt der Mädchenräuber mit seiner Beute direkt bei irgendeinem Popen vor, den er übrigens schon vorher bestellt und bezahlt hat, und läßt sich von ihm trauen. Bekanntlich ist das Ehesakrament in der griechischen Kirche noch weit unlöslicher als in der römischen, und die nächste Folge hiervon ist, daß nach der Trauung jeglicher Protest der Eltern des geraubten Mädchens unnütz ist. Diese, die doch um den Kalym, um die ihnen zustehenden Geschenke, betrogen worden, schmollen eine Zeit lang mit dem Schwiegersohne, ärgern sich über die ungerathene Tochter, aber schwören beiden ewige Feindschaft, welche ja gewöhnlich schon nach einem halben Jahre in das Meer der Vergessenheit gesenkt wird. Die Eltern der jungen Frau werden während dieser Zeit von guten Nachbarn für das Pärchen bearbeitet, und dieses erscheint plötzlich in ihrer Wohnung, bringt einige kleine Geschenke, einen „Eimer" (Schnaps), Musik und

Gäste mit und es wird eine kleine Nachhochzeit und eine vollkommene Versöhnung gefeiert; die Eltern vergessen und verzeihen den Raub.

Außerdem beginnt sich in der Gegend der Kreisstadt Schadrynsk im asiatischen Theile des Gouvernements Perm unter den Bauern eine originelle Sitte einzubürgern, die leicht allgemeiner verbreitet werden dürfte.

Am Tage des heiligen Athanasius, im Januar, finden sich nämlich auf dem freien Platze vor dem „Dwor" oder „Bazar" die jungen Bauermädchen aus der Umgegend in ihrem besten Putze, bräutlich geschmückt, ein und warten, umgeben von neugierigen Bewohnern von Schadrynsk sowie von ihren Angehörigen, der Dinge, die da kommen sollen. Plötzlich theilt sich der Kreis vor einem mit drei Pferden bespannten, im schnellsten Fluge heransausenden Schlitten. Der Schlitten hält und heraus springen zwei, drei oder mehr Bauerburschen, stürzen sich auf die „Bräute", die laut aufschreien, heben sie mit nervigen Armen auf und werfen sie wie einen Waarenballen in den mit hohem Geländer versehenen geräumigen Schlitten, Alles unter dem Gelächter der Zuschauer und dem Geschrei der Mädchen. Sobald der Schlitten seine volle Ladung hat, saust er mit den Räubern und Bräuten davon, um einem anderen Platz zu machen. So geht es fort bis zum Abend, bis alle heirathslustigen Burschen sich versorgt haben. In der Regel weiß jedes junge Mädchen schon im Voraus, wer sein Entführer sein wird; doch kommt es auch vor, daß ein Heirathskandidat „aus Mangel an Damenbekanntschaft", da ihm der beliebte Weg der Zeitungsannonce nicht zu Gebote steht, auf dem dort nicht ungewöhnlichen Wege der Entführung oder des Mädchenraubes sich mit einer Frau zu versorgen sucht. Die Entstehung dieser Sitte wird theils den dortigen Bevölkerungsverhältnissen zugeschrieben, da ein großer Theil der Bewohner der benachbarten Kreise aus Tataren besteht, theils aber auch der Sparsamkeit der Schadrynsker Bauern, die sich vor den Kosten einer regelmäßigen Hochzeit scheuen, weil es bei einer solchen ohne wochenlange Gastereien und Zechgelage in den beiderseitigen Familien nicht abgeht, während bei der improvisirten Hochzeit eine einmalige improvisirte Bewirthung genügt.

Ich habe noch einer in Sibirien nicht seltenen Form der Ehe zu erwähnen, der sogenannten wilden Ehe. Diese ist ziemlich häufig anzutreffen, und ich muß gestehen, daß ich sie weit zahmer gefunden habe als die von der Kirche eingesegnete. Während in der letzteren eheliche Treue zu den größten Seltenheiten gehört und die Frau oft die Wucht der Fäuste ihres Mannes zu fühlen hat, habe ich in den verschiedenen Gegenden des Landes, in denen ich successive gelebt habe, wilde Ehen gefunden, in denen sich Mann und Frau herzlich geneigt waren, in denen beide Theile sich in Allem liebevoll entgegen kamen und nie Streit, Hader oder Zank miteinander hatten. Ich habe solche wilde Ehen gesehen, welche schon 30 bis 40, ja nahezu 50 Jahre dauerten, während welcher Periode die Frau nie Ursache gehabt hatte, eine Thräne zu vergießen.

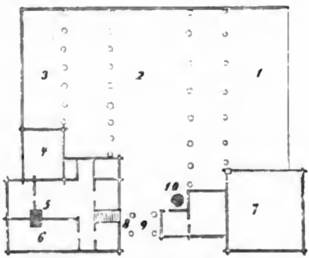
Ich muß hier noch eine die Stellung der Frau in Sibirien sehr drastisch bezeichnende Bemerkung anschließen. Die Bauernfrau hat kein Recht an den Erwerb des Mannes, und er hat für ihre und der Töchter Bedürfnisse (außer fürs Essen) nicht zu sorgen. Das ist Sache der Frau, die aus dem Verkaufe von Eiern, Butter, Quark und Gemüse für ihre und der Töchter Garderobe sorgt

und den Schlüssel zu ihrem Koffer beständig an einer Schnur, mit der sie ihren Sarafan (Kleid) in der Taille umgürtet, mit sich herumträgt. Lieb Väterchen frägt, wenn er seine junge Frau oder erwachsene Tochter in einem neuen Anzuge sieht, niemals, von wo das Geld zu diesen schönen Sachen herstammt.



Eine ländliche Wohnung.

Er freut sich, daß sie am Feiertage geputzt wie Puppen einherspazieren und sich vor aller Welt mit ihrem Tande brüsten. Die Nachbarinnen wissen gewöhnlich sehr genau zu erzählen, von wo das rothe Hemd, der bunte Ueberrock, die großgeblümte Schürze, das halbseidene Kopftuch u. s. w. stammt, und sind mit ihren Bemerkungen nicht zurückhaltend. Jedoch fegen die Beklatschten gewöhnlich auch vor der Thür der Klatscherinnen und schonen sie nicht.



Grundriß einer russischen Wohnung.

1. Schuppen. 2. Hofraum mit Dach. 3. Stall. 4. Küche. 5. Ofen. 6. Wohnzimmer. 7. Vorrathshaus. 8. Pforte mit Treppe. 9. Fahrthor. 10. Brunnen.

Die **Hauseinrichtung** des Sibiriers ist einfach und zeugt für die niedere Kulturstufe, auf welcher er steht. Wir wollen eine **sibirische Wohnung** betrachten.

Das aus Rundholz erbaute Haus, dessen Abbildung und Grundriß ich hier beifüge, besteht für gewöhnlich aus einer großen Stube und einer kleineren, gleichsam einem Alkoven. Der Arme begnügt sich mit einer einzigen Stube (russisch „isba"), und deshalb sagt er auch, wenn er sich an den Bau einer eigenen Wohnung macht, er „baut sich eine „isba" (nicht „dom", Haus). Den vierten Theil dieser Stube, welche gewöhnlich ein Quadrat bildet, nimmt der Ofen ein, welcher die Form eines Backofens hat; er dient zugleich zum Kochen, Backen und Heizen des Wohnungsraumes. Auf ihm sitzen die Hausbewohner im Winter, wenn sie sich schnell erwärmen wollen, und schlafen darauf des Nachts.

Zu dem letzteren Zwecke dient auch eine neben dem Ofen über der Thür errichtete Pritsche „Pallatje“, auf welcher auch die als Unterbett dienenden Filzdecken und die wenigen Kissen der Familie liegen. Bettdecken kennt der sibirische Bauer nicht. Im Sommer dient ihm als solche sein langer Rock, im Winter sein Pelz. Wenn die Familie so zahlreich ist, daß sie auf dem Ofen und der Pritsche nicht Raum hat, so dient der Fußboden als Lagerstätte, der übrigens im russischen Hause in mustergiltiger Reinlichkeit erhalten wird. Eine Bettstelle findet man selten in einem Bauernhause, und wenn sie sich in einem solchen vorfindet, dient sie mehr zur Aufnahme der Filzdecken und Kissen als zum Schlafen. Höchstens dient sie zu letzterem Zwecke dem Haupte der Familie. Auf der Pritsche und auf dem Ofen schläft Alles durcheinander, Männer und Frauen, erwachsene Töchter und Söhne, Knechte und Mägde. Wo sich einer der Hausbewohner hinlegt, da verbringt er die Nacht. Nur der Säugling hat seine besondere Ruhestätte, eine kleine Hängematte („sipka“), welche an einer langen, biegsamen Stange oder bei Reichen an einer Springfeder befestigt ist, also beim Wiegen die Bewegung von oben nach unten macht.

Als ferneres Möbel dient eine rings an den Wänden hinlaufende Bank, welche ein- für allemal an ihnen befestigt ist, ein ganz gewöhnlicher Tisch, eine oder einige bewegliche Bänkchen, auf denen zwei bis drei Personen Raum haben, selten einige roh gearbeitete Stühle und noch weit seltener ein „Diwan“, d. h. ein aus Bretern gemachtes Sopha. Wo man sich solchen Luxus erlaubt, da hat man gewöhnlich, außer den schon bezeichneten Appartements, noch eine sogenannte „Gornitza“, eine Prunkstube, die sich jedoch nur durch den Mangel der stabilen Bank und durch die Anwesenheit noch einiger Stühle und Kasten, manchmal durch ein Spind, auszeichnet.

In jeder russischen Stube ist ein Winkel der „vorzüglichste“, der Hauptwinkel, in welchem die sogenannte „Boschnitza“, d. h. das (dreieckige) Bret, angebracht ist, auf dem das beliebteste Heiligenbild der Familie steht. Vor dieser Boschnitza, vor diesem „Gottesplatze“, hängt bei den Vermögenden ein Lämpchen, das an Sonn- und Festtagen angezündet wird und in das nur Baumöl kommen darf, während der Aermere seinen Schutzpatron mit einigen Wachslichtlein von der Dicke eines Federkiels abspeist. Neben diesem, gewöhnlich aus Susdal stammenden und von „Bogomasen“ (wörtlich: Gottesschmierer) gefertigten Hauptbilde, das entweder den heiligen Nikolaus, Elias, die Mutter Gottes aus Troitzk bei Moskau oder deren jüngere Schwestern in Kasan und Kiew vorstellt, befinden sich noch viele andere Heiligenbilder Susdaler Fabrikats und alterthümliche, aus Messing gegossene, wahre Karikaturen vorstellende Gebilde, denen der Russe seine Ehrfurcht beweist und die er anfleht, für ihn, den argen Sünder, vor Gott zu plaidiren. Diese messingenen, mit Thürchen versehenen Heiligenbilder sind den in den lamaitischen Burjatenjurten aufgestellten ganz ähnlich, wenn sie auch viel kleiner sind. Diese Gleichheit oder Aehnlichkeit läßt auf die gleiche Abstammung der in entsprechenden Kästen eingesperrten Heiligenbilder schließen.

Und vor diesen Karikaturen von Menschengestalten muß man, wenn man in die Stube des Russen tritt, sich einigemale bekreuzen und ebenso oft verbeugen,

wenn man von dem Bewohner nicht für einen „Ungläubigen", für einen „Niekrest" (nicht Getauften), gehalten werden will, dem er jegliche Hülfe versagt — bis er ihn näher kennen gelernt hat.

Im entgegengesetzten Winkel der Stube befindet sich eine sehr primitive Vorrichtung zum Aufbewahren der wenigen Teller, welche man hat, der nöthigen Tassen, hölzernen Schüsseln und der nie fehlenden Theemaschine, deren Mangel das sichere Zeichen der größten Armuth und Lüderlichkeit ist. Ein paar eiserne Töpfe und kleine Bratpfannen bilden den Rest des Geräthes, das man in der Stube bemerken kann. Die Töpfe haben die Gestalt von Urnen.

Metalllöffel findet man fast nie in einer Bauernwirthschaft; in großen und kleinen Wirthschaften findet man nur aus Birkenholz gefertigte. Gewöhnliche Tischmesser und Gabeln sind eine große Seltenheit und werden eigentlich nicht gebraucht. Das Fleisch wird zerkocht und mit Löffeln dem Munde zugeführt.

Das Wohnhaus und die innere Ausstattung desselben in den Städten unterscheidet sich durch seine Konstruktion für gewöhnlich durch Nichts von der Wohnung des Dorfbewohners. Wie beim reichen Bauer findet man auch beim bemittelten Städtebewohner einige Bequemlichkeiten, doch lagert auch hier die Familie auf dem Fußboden, auf untergelegten Filzdecken und bedeckt sich mit Pelzen, selten nur mit Steppdecken. Federbetten gehören zu den größten Seltenheiten. Nur ältere, begüterte Frauen haben Unterbetten und eine Federdecke. Eine Eigenthümlichkeit der russischen Bauart ist, daß der Eingang ins Haus nicht an der Straße angebracht ist; man muß durch den Hof, um ins Wohnhaus zu kommen. Nur bei den Reichen sind zwei Eingänge ins Haus, einer durch den Hof und einer von der Straße aus, der gewöhnlich einige Stufen hoch und mit einem kleinen Dache („Kryscha") ausgestattet ist. Diesen Eingang nennt man „Paradnoje krylzo", die Staatstreppe, durch welche angesehene Personen eingelassen werden. Selbst die großen, sehr schönen und bequem gemauerten Häuser der Herrn Ostjanin, Trapjesnikow, Dombrowski, Chaminow u. a. in Irkutsk, welche sich auch in europäischen Großstädten nicht zu schämen brauchten, und ähnliche, sehr geschmackvolle und große Häuser in Krasnojarsk und Tomsk, haben die eigenthümliche russische Bauart, wenn sie auch in ihrem Innern mit dem ganzen westeuropäischen Komfort und Luxus ausgestattet sind.

Beim reichen Städtebewohner ist, wie beim Bauer, ein peredníj ugol mit einer Boschnitza, auf der sich oft recht schöne, von Künstlern gefertigte Heiligenbilder befinden, vor welchen silberne, im byzantinischen Stile gearbeitete „Lampaden" hängen. Vor diesen Bildern werden die Hausandachten abgehalten, über die wir weiterhin noch Einiges erfahren werden.

Die kulinarische Geschicklichkeit und die kulinarischen Bedürfnisse sind unstreitig mit ein Zeichen der Kulturstufe eines Volkes und des Individuums. Wenn wir den Russen, ganz besonders aber den russischen Bewohner Sibiriens, von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, so können wir ihm keine hohe Stelle auf der Kulturleiter der Völker anweisen.

Ich habe schon früher gesagt, daß der Russe keine feineren Küchengewächse baut. Als ich und verschiedene meiner Kollegen uns Petersilien-, Porré-, Salat-, Kohlrabi-, Blumenkohl und ähnliche Samen aus Warschau kommen ließen,

dieselben anbauten, um später die Produkte für unseren Tisch nach europäischer Manier zu verwenden, lächelten unsere russischen Nachbarn und Nachbarinnen, schüttelten mit dem Kopfe und meinten, als ihre anfänglichen Prophezeiungen, daß die genannten Gewächse das Klima Sibiriens nicht aushalten würden, glücklich Fiasko gemacht hatten, daß ihre Speisen, welche ohne dergleichen Zuthaten bereitet werden, doch viel schmackhafter seien als unsere.

Ich will, um dem Leser die Möglichkeit zur selbständigen Beurtheilung des russischen Geschmackes in Bezug auf die Speisen zu ermöglichen, in aller Kürze ihre Zubereitung beschreiben.

Früh zwischen 4 und 5 Uhr steht die Wirthin oder ihre erwachsene Tochter, auch wol die Dienstmagd, wenn eine solche im Hause ist, auf, heizt den Ofen und bereitet den Teig zum Backen, da fast alle Tage frisches Brot und in Ringform gestaltete Semmel aus Weizenschrot gebacken wird. Eigentliches Mehl gehört derzeit in Sibirien noch zu den Luxusartikeln und erscheint Gebäck aus solchem nur auf den Tischen der reichen Städtebewohner.

Nachdem das Holz im Ofen ausgebrannt und das Gebäck geformt und aufgegangen ist, wird der Ofen ausgefegt und Brot und Semmeln werden in denselben geschoben. Die ringförmigen Semmeln heißen „Kollatsche". Eine zweite sehr beliebte Form bilden Fladen, welche mit frischem Käsequark und Eigelb belegt sind; sie heißen „Schangi" und bilden ein Lieblingsessen des Sibiriers. Den Käsequark vertritt häufig Sahne, beim Armen auch Kartoffel- oder Mohrrübenbrei. Im Nothfalle werden sowol die Kollatsche wie die Schangi aus Roggenmehlschrot (welches durchgesiebt wird) gebacken.

Während sich das Brot im Ofen befindet, macht sich die Wirthin an die Zubereitung des Frühstücks und der anderen Mahlzeiten. Zum Frühstücke gehört Thee (aus Formthee bereitet), Kollatsche und Schangi und, wenn Kartoffeln im Hause sind, in der Ofenhitze gebratene Kartoffeln. Wenn sie sehr klein sind, werden sie mit den Schalen gekocht und später mit Salz verzehrt. Man darf, wenn man mit dem Sibirier ißt, bei Leibe nicht die Kartoffel, oder was es sonst sei, ins Salz „tauchen"; das hieße eine ungeheuere Sünde begehen, da der Herr Jesus den Bissen Brot eintauchte, welchen er Judas hingereicht hat, und dieser, der den eingetauchten Bissen verzehrte, wurde Verräther am Herrn. Man muß also, um einen Bissen Brot, ein Stückchen Fleisch, eine Kartoffel zu salzen, immer aus dem gemeinsamen Salzgefäße eine Prise nehmen und mit ihr die genannten Gegenstände bestreuen.

Gleichzeitig mit dem Frühstück beginnt die Zubereitung des Mittag- und Abendbrotes. Ein der Anzahl der Familienglieder entsprechend großer Topf, der ohne Henkel ist und, wie gesagt, die Form einer Urne hat, wird mit Sauerkohl, einer Hand voll Grütze und mit etwas Fleisch gefüllt, mittels einer an einem langen Stiele befestigten Gabel (unsere Küche kennt dieses Instrument, das „Uchwat" [ein Instrument zum Angreifen] heißt, nicht), deren Zinken nach innen gebogen sind, in den heißen Ofen gestellt. Dieser Mischmasch heißt, wenn er fertig ist, „Schtschy"; ein anderer, aus Kartoffeln und Fleisch bereiteter, welcher ihn vertritt, heißt „Pochlobka". Die Pochlobka kommt nur während des Winters auf den Tisch, da die Wirthschaft des Russen wie seine Wirthschaftsweise es mit

sich bringt, im Frühlinge und im Anfange des Sommers keine Kartoffeln zu haben. Außer diesen beiden Suppengattungen kennt die russische Küche keine Fleischsuppen. Neben dem Topfe steht im Ofen eine größere Bratpfanne, auf der ein entsprechendes Stück Rind-, Kalb- oder Hammelfleisch liegt, welches, da es statt mit Butter gewöhnlich mit Wasser untergossen ist, mehr stark ausgekochtes Fleisch als guter Braten wird.

Außer diesem wird noch ein „Pirog" (Pir, das Fest, der Schmaus, also Pirog, etwas zum Schmause Gehörendes) angefertigt. Dieser Pirog ist, wenn gut hergerichtet, wirklich kein übles Gericht. Er besteht aus feingehacktem Fleische (es sollen immer mehrere Fleischgattungen genommen werden), das gesalzen und gewürzt, in eine Hülle von Weizenteig gepackt und nun auf einer flachen Pfanne gebraten wird. Beim Armen besteht der Teig aus grobem Mehl, das Füllsel aus Mohrrüben, Kartoffeln oder gar aus Kraut und ist eben nur die Parodie auf den Pirog. Hin und wieder vertritt den Braten eine Ente oder eine Gans, noch seltener Wild, das der Sibirier nicht liebt. Er zählt den Hasen zum Katzengeschlechte, den Bären zu den Hunden und verachtet ihr Fleisch; nur das Fleisch der wilden Wiederkäuer findet Gnade vor seinen Augen, jedoch verkauft er gern das Pfund Hirsch-, Reh- oder Elennthierfleisch für $1^1/_2$ bis 2 Kopeken, wenn das Pfund Rindfleisch 6 bis 8 Kopeken kostet.

Nur das Maul vom Elennthier verzehrt er selbst. Es ist mit Essig und Pfeffer ein delikates Essen und hat ganz die Form eines Gelée.

Der Russe fastet, wie Fürst Dolgorukow nachgewiesen hat, über zweihundert Tage im Jahre. Er hat eine sogenannte große Faste, welche runde sieben Wochen dauert; dann hat er eine dreiwöchentliche um Peter-Paul und die vierwöchentliche Adventfaste. Außer diesen langen Fasten hat er noch die Freitage jeder Woche, macht wieder fünf und eine halbe Woche, endlich kommen noch Quatemberfasten und Vigilien in ungezählter Menge, sodaß, wenn man Alles in Allem nimmt, die Dolgorukow'sche Zahl ganz gut herauskommt. Viele legen sich auch noch freiwillige Fasten auf.

Einige dieser Fasten sind so streng, daß der arme Rechtgläubige während derselben nicht einmal Milchspeisen und Eier genießen darf, und es bleibt ihm nur der Fisch als nahrhafte Speise übrig. Während anderer Fasten erlaubt die orthodoxe Kirche den Genuß von Milchspeisen und Eiern.

Während der Fastenzeit, in welcher selbst der Genuß von Milchspeisen verboten ist, ist die Küche sehr einfach. Es wird, wenn keine Fische vorhanden sind, einfach gar nicht gekocht. Man begnügt sich dann mit „Quaß" und Rettig. Den Quaß bereitet jede russische Wirthin selbst und ich muß gestehen, daß ich dieses Getränk als sehr kräftigend und schmackhaft gefunden habe. Es ist keineswegs, wie sein Name bedeutet, sauer, sondern hat häufig einen angenehmen, süßlichen Geschmack. Der Quaß wird aus zweimal gebackenem Brote, das mit Honig fermentirt und dem gegen Ende der Fermentation etwas Hopfen beigegeben wird, bereitet, und dient als gewöhnliches Getränk, das man selbst dem Fremden, der um einen Trunk bittet, gern anbietet. Da der Sibirier sich gewöhnlich für den Sommer mit Eis versorgt, ist er im Stande, sein Nationalgetränk immer recht kühl zu erhalten und es vor Uebergährung zu bewahren.

Dieser Quaß nun und der Rettig müssen während der Fasten herhalten, wenn keine Fische zu bekommen sind. Wenn solche zu kaufen sind, wird aus ihnen ein Gebräu gekocht, das ich keinem Europäer empfehlen will. In einen Topf von 6 bis 8 Liter Inhalt werden $1\frac{1}{2}$ bis 2 Pfund Fische geworfen, diese, nachdem sie vorher gereinigt worden, mit Wasser begossen, und nun, wie sonst der Schtschy und die Pochlobka, zu einer Brühe gekocht, welche als „Ucha" auf den Tisch kommt. Die Fische sind in der Ucha dermaßen zerkocht, daß kein Cuvier oder Agassiz aus den Fragmenten auf die Gattung oder Art schließen könnte. Man kann sich denken, wie viel von den Fischen mit einem Löffel aus der Schüssel gebracht werden kann, aus der sechs bis acht, ja häufig noch weit mehr Menschen essen. Die ganze Familie und alle Arbeiter genießen ja ihre Mahlzeit aus einer Schüssel und langen der Reihe nach mit ihren Löffeln zu. Jeder legt, wie auf Kommando, wenn er seinen Löffel geleert hat, denselben nieder und wartet, bis wieder die Reihe des Schöpfens an ihn gekommen ist. Während der Zeit wird Brot gegessen.

Sind mehr Fische vorhanden, als zu einer Mahlzeit Ucha nothwendig, dann werden sie — versteht sich ohne alle anderen Zuthaten als Salz — gebraten; sie kommen, da sie ja auch von früh 6 Uhr bis gegen 12 Uhr Mittags in der Ofenhitze gestanden, recht weich auf den Tisch und werden mit Hülfe des Löffels und der Finger dem Munde zugeführt. Man macht auch Pirogs aus Fischen, und wenn, wie wir es gewöhnlich thaten, hierzu Quappen oder Sterlette, schlimmsten Falls auch Hechte oder Barsche, und außerdem Butter, Gewürz und feinere Küchengewächse verwendet werden, so giebt dieses ein Gericht, das auch der Gourmand mit Appetit verzehren würde. Ich versagte mir einen solchen Fastenpirog selbst an Fleischtagen nicht, wenn ich eben die nöthigen Materialien zu ihm erhalten konnte.

Wenn es der Fastencodex nicht verbietet, genießt der Russe gern Milch nach dem Mittagsmahle; vorzüglich aber liebt er es, einige Löffel frischen Quark mit Sahne zu essen und dieses bildet den Schluß des Mahles.

Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags kommt die Theemaschine auf den Tisch und man genießt das Vesperbrot, das dem Frühstücke gleicht, während vom Mittagsmahle zum Abendbrot das Nöthige übrig bleibt. Man kocht ja auf einen Ruck für den ganzen Tag.

Nachdem wir das Familienleben der Russen in Sibirien kennen gelernt haben, ist es nothwendig zu betrachten, wie dasselbe mit ihren Sitten und Gebräuchen sowie mit ihrer Bildung und Religion zusammenhängt.

Ueber den Einfluß der Städte auf die allgemeine Bildung eines Volkes darf ich hier wol kein Wort verlieren; sie waren zu allen Zeiten der Herd, von dem die Gesittung ausging, und der Fokus, in dem sich, was geistig höher stand, sammelte. Deshalb sehen wir auch, daß gerade solche Länder die höchste Stufe der Civilisation erklommen haben, in denen die meisten Städte sind. Wenn nun schon das europäische Rußland auf seinen 95,710 Quadratmeilen nur 773 Städte, also eine Stadt auf nahezu 124 Quadratmeilen zählt, so ist das Verhältniß in Sibirien ein noch weit beklagenswertheres; 170,819 Quadratmeilen dieses Landes liegen in der gemäßigten Zone und auf dieser ungeheuern

Fläche, die sich von der Grenze des Gouvernements Perm bis an den Stillen Ozean erstreckt, finden wir etwa 27 Städte verzeichnet, welche obenein fast alle auf der Schale der Bildung nicht mehr wiegen als Nischni-Udynsk. Hiernach kommt etwa eine Stadt auf einen Flächenraum, der ungefähr dem des heutigen Königreichs Preußen gleicht, denn er beträgt circa 6512 Quadratmeilen! Und was für Städte sind das?

Schon der Umstand, daß keine Stadt Sibiriens eine historische Vergangenheit hat, durch Alterthum Anspruch auf Achtung machen kann, schwächt den Einfluß sämmtlicher Städte. Alterthümliche Monumente besitzt keine einzige von allen. Das älteste Monument in Irkutsk, wahrscheinlich eine einstweilige Befestigung, welches sich auf dem jetzigen Heumarkte befindet und als Spiritusniederlage benutzt wird, trägt die Jahreszahl 1661. Die Gewohnheit, hölzerne Gebäude aufzuführen, trägt die Schuld, daß selbst aus der gar nicht fernen Zeit, in welcher die Städte Sibiriens entstanden sind, kein einziges erhalten ist.

Ich habe früher gezeigt, daß an die Schließung einer Ehe aus Zuneigung und Liebe, wenigstens in den unteren Volksschichten, nicht zu denken ist, wie auch daß das, was der Europäer Sittenreinheit, Jungfräulichkeit nennt, bei der Wahl der Gattin in Sibirien (und ebenso auch vielfach im europäischen Rußland) nicht den Ausschlag giebt. Nur das wirthschaftliche Bedürfniß entscheidet bei dieser Wahl. Ich habe bis jetzt die Feier der T r a u u n g und die H o c h z e i t s f e s t l i c h k e i t e n nicht berührt und will dieses hier in Kürze thun.

Wenn der Heirathskandidat ein Mädchen gefunden, mit dem er sich ehelich verbinden will, so sendet er oder seine Eltern eine Frau „Swacha" (Brautkupplerin) an die Eltern der Auserkorenen. Sie beginnt das Gespräch mit den gleichgiltigsten Gegenständen, kommt dann auf die Familie des Kandidaten zu sprechen, deren Vorzüge sie herausstreicht, deren Einfluß in der Gemeinde sie über alle Maßen hervorhebt, selbst wenn dieser Einfluß weniger als Null wäre, und schildert nun erst den Charakter des Mannes, der natürlich nahezu ein Heiliger oder ein verkleideter Prinz ist. Trotzdem Jedermann den Heirathskandidaten genau kennt und weiß, daß alle ihm angedichteten Eigenschaften pure Lügen sind, nimmt man die Erzählung für baare Münze, freut sich über die Ehre, welche der So und So der Familie erweisen will, erachtet sich ihrer sogar für unwürdig, weist auf ein anderes — gewöhnlich häßliches — Mädchen hin, das ihm ebenbürtiger sei, und bittet sich endlich Bedenkzeit aus.

Die abgesandte Brautwerberin wird nun zudringlich, will von Bedenkzeit nichts wissen, da der Jüngling, welcher sie gesendet hat, vor Sehnsucht nach der Verbindung mit seiner Auserwählten vergeht, und man kommt überein, sich sogleich zu seinen Eltern zu verfügen. Diese oder ihre Stellvertreter, die nächsten Verwandten, nehmen nun die Gäste, wie es eben die Verhältnisse erlauben, auf, wobei die Theemaschine und die Flasche eine bedeutende Rolle spielen; den Eltern der gesuchten Braut werden die ganzen Herrlichkeiten des Hauses gewiesen, die sie übrigens seit lange genau kennen, und nun zieht die ganze Gesellschaft, trotzdem die Eltern des Mädchens noch lange nicht zugesagt haben, in das Haus der letzteren, wo nun erst der Bräutigam feierlichst um die Hand seiner Angebeten anhält. Die Festung kapitulirt.

Ich war einige Male Augenzeuge solcher Scenen, welche mich zum Lachen zwangen, da ich wußte, daß die jungen Leutchen die Sachen längst miteinander abgemacht hatten und das Mädchen froh war, unter den „wjenjetz" (unter die Krone) zu kommen. So nennt man eine Art Insel, welche den Brautleuten während der Trauung über dem Kopfe gehalten und einige Male ihnen vom Popen auf die Köpfe gesetzt wird. Trotzdem weigerten sie sich immer, ihr Jawort zu geben, behaupteten, sich nimmer von den Eltern trennen zu wollen, wollten noch ganze Wochen Bedenkzeit, da sie den Burschen (paren) kaum kennten, und dieser mußte endlich hoch und heilig versprechen, seine Herzensdame so lange bei ihren Eltern zu lassen und sie so oft zu besuchen erlauben, wie es ihr eben belieben werde.

Nun erst ist der Handel geschlossen und man geht vergnügt an die Flasche, der die ganze Gesellschaft freudig zuspricht. Nach einigen Tagen wird der Kalym für die Braut entrichtet, der Hochzeitsstaat geschafft und man fährt in die Kirche, selbst wenn sie zwanzig Schritte vom Hause entfernt wäre.

Die Hochzeitsfreuden dauern gegen acht Tage, während welcher wechselsweise Besuche in allen Häusern der Hochzeitsgäste abgestattet werden.

Das Beilager findet mit großen Ceremonien statt und am darauf folgenden Morgen paradirt das junge Paar, vor Freude strahlend, auf einem Wagen durch das Dorf. Am Spannbügel („duga") sind über dem Pferde drei Glöcklein verschiedener Größe befestigt und ein großes rothes Tuch, das der Welt den Beweis liefert, daß der junge Mann aus der Urne des Schicksals eine unbefleckte Jungfrau gezogen habe. Wenn seine Hoffnungen getäuscht worden sind, so schreibt die Regel vor, daß er die „Unreine" den Eltern zurückgebe mit Schimpf und Schande, und ein Wagenrad auf das Dach ihres Hauses lege.

Ich glaubte überhaupt nicht daran, daß irgend eine der vor Freude strahlenden jungen Frauen ihrem Manne wenigstens die Jungfräulichkeit als Mitgift bringe, konnte mir aber lange nicht erklären, wie sie ihn dupirt, um von ihm am Tage nach dem „Jungfrauen-Abend" (djewitschy wjetschor) im Triumphe herumgefahren zu werden. Endlich gelang es mir darüber Aufschluß zu erhalten und mich zu überzeugen, daß der Beweis für die Unbeflecktheit in Sibirien ebensowenig strikte geführt zu werden braucht, wie er in Rom geführt wurde. Vom jungen Manne hängt, wie mir dieses ein Bauersohn, der sich eben in den Stand der heiligen Ehe begeben wollte, erklärte, Alles ab. Seine Auserwählte war eine im ganzen Dorfe wohlbekannte Schöne, welche während der Spinnabende, zu denen sich die Jugend des Dorfes wechselsweise in verschiedenen Häusern versammelt, um zu spinnen, zu singen, Branntwein zu trinken und Unfug zu treiben, die zügelloseste unter ihren Genossinnen war.

Als ich mit dem jungen Manne diesen Gegenstand besprach, sagte er kleinlaut: „Du hast Recht, Herr; aber sage mir, was zu thun übrig bleibt? Wenn Du im ganzen Dorfe, ja in allen Nachbardörfern Umschau hieltest, so würdest Du doch keine bessere Magd, keine reinere Jungfrau finden. Alle Welt weiß dieses, und dennoch werde ich nach dem djewitschy wjetschor stolz mit dem rothen Tuche an der Duga einherfahren. Sage mir auch, was es mir nützen würde, wenn ich meine Frau vor aller Welt blamirte? Eine Andere heirathen

kann ich doch nicht, ich bin ja durch den Geistlichen für immer an die Eine gebunden. Es ist also das Beste, daß ich sie der Welt als rein vorführe."

Oft ereignet es sich aber, daß eine Rivalin der Neuvermählten, oder ein Rival des jungen Ehemannes Gelegenheit findet, das berüchtigte Rad aufs Dach zu praktiziren und hierdurch der Welt zu zeigen, daß die junge Frau eine „perejechana" (eine Ueberfahrene) sei. Gewöhnlich suchen nahe Verwandte, Brüder oder Freunde diesen Schimpf vom Hause abzuwenden, indem sie während der ersten Woche Nachtwache halten, da später die ganze Sache keine Bedeutung haben würde und deshalb diese Chikane nicht mehr verübt wird.

Nicht zu vergessen einer Sitte, welche unsern Polterabend vertritt, aber den Eltern der Neuvermählten einige Kosten bereitet. Statt, wie bei uns die Sitte war, am Vorabende vor der Hochzeit vor dem Hause alte Töpfe zu zerschlagen, ergreift in Sibirien gewöhnlich ein halbbetrunkenes Weib einen auf dem Tische stehenden, während des Schmauses geleerten Teller und wirft ihn auf den Boden. Diesem Beispiele folgen die anwesenden Weiber und bald ist kein ganzer Teller mehr im Hause. Sogar die Scherben werden zertreten, und die Familie muß, während die Gäste zu den Nachbarn gehen, neue Teller und Tassen kaufen, wenn sie sich für diesen Fall nicht rechtzeitig mit solcher Waare versehen hat. Wenn reiche Hochzeitsgäste da sind, wird der Schaden durch eine Sammlung vergütigt, welche ungefähr die Bedeutung der Sammlung zur „Haube" der jungen Ehefrau hat. Da keine russische Bauernfrau eine Haube oder dem Aehnliches trägt, sammelt man für die Neuvermählten zu einem Kopftuche. Wenn arme Gäste anwesend sind, bringt die Sammlung nicht viel.

Wenn wahre Bildung unter den Russen in Sibirien verbreitet sein wird, dann auch wird die Moralität dort einziehen und man wird sich der Fahrt nach dem djewitschy wjetschor schämen.

Gleich nach dem Feste der Taufe Christi (6. Januar a. St.) beginnen in Dörfern und Städten die Freuden der Fastnacht. Das junge Volk zieht maskirt in Banden einher, bis tief nach Mitternacht von Haus zu Haus, wobei es freilich ohne Orgien nicht abgeht. In jedem Hause werden die ungebetenen Gäste freudig aufgenommen, mit Speise und Trank bewirthet, ja sogar, wenn sie arme Schlucker sind, mit kleinen Geldgaben beschenkt.

Bei dieser Gelegenheit singen einige der verkappten Gäste, während die anderen tanzen. Der G r o ß r u s s e, und zu diesem Stamm gehört ja hauptsächlich der Sibirier, h a t k e i n e n N a t i o n a l t a n z. Die Versammelten nehmen sich, so viel eben der Raum es erlaubt, an die Hände, bilden einen Kreis und gehen nun wechselsweise im Kreise herum nach rechts und links. Oft singen alle Tanzenden und die erfreuten Zuschauer mit ihnen. Ein Nationaltanz konnte sich in Rußland nicht, wie bei anderen Völkern, ausbilden. Seine ungeheuern Wälder und Sümpfe, sein tiefer Schnee während des langen Winters erlauben keine leichte, flüchtige Bewegung im Leben, welche der Tanz, idealisirt und mit einer gewissen Mimik geschmückt, nachahmt. Das Volk von Sklaven hatte übrigens gar keine Laune, sich dem fröhlichen, hüpfenden Tanze hinzugeben; dieses hätte vielleicht den „Eigenthümer der Seele" gereizt und ihn veranlaßt, auch bei der schweren Arbeit mehr Rührigkeit vom zweibeinigen Inventarium zu verlangen.

Eine Ritterschaft gab es nicht in Rußland; wenigstens war sie nicht im Sinne des westlichen Europa vorhanden. (Bemerkenswerth ist, daß das Wort, mit welchem die russische Sprache den privilegirten Stand der Gutsbesitzer bezeichnet, nicht „Adel“ bedeutet. Man nennt ihn „Dworjanin“ von „Dwor“, Hof, also den Hofdiener. Die Menschen brauchten sich nicht durch Höheres, durch Seelenadel, auszuzeichnen, um das Privilegium, Sklaven besitzen zu dürfen, zu erhalten. Die polnische Sprache leitet, wie die deutsche und andere westeuropäischen Sprachen, das Wort zur Bezeichnung des privilegirten Standes von dem Worte „schlachetny“, edel, ab.) Während der langen Sklaverei des ganzen russischen Volkes kämpfte der dem Großfürsten anhängende Adel nicht um die eigene Freiheit, sondern um die Herrschaft des meistbietenden Rivalen, wie diese wiederum die Unabhängigkeit nicht durch großartige, heldenmüthige Anstrengungen, sondern durch Ränke anstrebten. Sie säeten Zwietracht in der Goldenen Horde und schlugen die Tataren durch die Mongolen und die Mongolen durch die Tataren. Also auch die höheren Schichten des großrussischen Volksstammes hatten keine äußere Veranlassung, einen Volks- oder Nationaltanz auszubilden. Wie die ganze politische Bewegung ein Gehen von einem Großkhan zum andern, von einem Großfürsten zum andern war, so ist auch der Tanz ein Gehen nach rechts und links, ohne Grazie, ohne Schönheit und Reiz. Der Kosak und Kleinrusse hat einen Nationaltanz.

Auch ein eigentliches Volkslied hat der Großrusse nicht, und um so weniger der Sibirier; beide haben nur Melodien, welchen sie gelegentlich Worte unterlegen, und das, was man in einem Dorfe singt, ist im Nachbardorfe unbekannt. Beispielsweise theile ich hier den von Wrangel citirten Gesang der jungen Russinnen an der Kolyma mit und bemerke, daß in einigen Gegenden der Gegenstand der Sehnsucht nicht „Solowjej“ (Nachtigall), sondern „Golubtschyk“ (Täubchen), oder „Sokoll“ (Falke) genannt wird. Es versteht sich, daß der Jüngling seiner Angebeteten alle diese Titel retournirt; gewöhnlich nennt er sie „moj angiell“ (mein Engel) und „moja duschytschka“ (mein Seelchen). Der von Wrangel citirte Vers lautet:

„Sag' mir an, du holde Nachtigall,
Sag' mir an, du braungefiederte,
Wo du trafest die im Meere Segelnden?“ —
„Ich traf sie bei dem weißen Felsen an,
Wo sie eine schöne Insel fanden.“ —
„Flieg' zurück, o Nachtigall, zum blauen Meere,
Hin zu meinem theuern Vielgeliebten,
Sag' ihm, daß daheim sein treues Liebchen
Bitt'rer Zähren viel um ihn vergießt.“

Die Melodien sind immer traurig, weich — sie wurden durch das Joch der Fremden und den Druck des Baryn (Herrn) herausgepreßt und konnten nicht heiter und fröhlich sein.

Merkwürdig aber sind zwei in ganz Rußland und Sibirien beliebte Lieder, welche man nicht etwa blos in den Mauern der Gefängnisse, sondern auch in den Wohnungen des freien Menschen singt. Das eine ist das Lied vom Räuber Lanzot, welcher aus dem Gefängnisse entfliehen will, aber vorher

dem Gefangenwärter vorsingt, wie er seine Flucht bewerkstelligen und was er in der Freiheit treiben werde. Er wird sich in Kammern (Ambary) einschleichen und diese ausräumen; er wird Pelze und Geld stehlen, kurz sein früheres Handwerk, nur mit mehr Vorsicht, betreiben. Der Gefängnißwärter glaubt natürlich nicht an das, was ihm Lanzot vorsingt, bewacht den Gefangenen nicht hinreichend und eines Tages ist er verschwunden. Das Ende dieses Liedes hat zwei Versionen. Die eine läßt Lanzot glücklich entkommen, die andere aber ihn beim Sprunge von der Gefängnißmauer verunglücken und wieder in die einsame Zelle gelangen.

Das zweite Lied ist das Lied einer unnatürlichen Mutter, welche ihr Kind, die Frucht einer vom Popen nicht gebenedeieten Liebe, ermordete und später an der Leiche Thränen der Reue vergießt, ihr aber doch sagt, sie habe die That aus Liebe begangen, da sie dem lebenden Kinde nicht den Namen seines Vaters hätte nennen können und drob vor Scham umgekommen wäre.

Der Leser wird sich wol die Moral aus diesen beiden Liedern, welche fast die Bedeutung von Volksliedern haben, selber zu ziehen vermögen. Beide Lieder werden übrigens in den Spinnstuben während der „Abendchen“ (Wjetschornyki) von der Dorfjugend gesungen. Solche Abendchen erinnerten mich immer an die russischen Gefängnisse, in denen beide Lieder Tag und Nacht gegrölt werden.

Ueber diese Spinnabende wie über die Moralität der Sibirier äußert sich Herr N. Latkin in seiner Schilderung des Krasnojarsker Kreises folgendermaßen:

„Sprechen wir nicht erst über die vielen Ceremonien bei Hochzeiten und Begräbnissen, noch auch über die Spiele und Vergnügungen des Landvolkes. In dieser Beziehung ist fast Alles wie im nördlichen Rußland. Wir wollen nur sagen, daß die Kenntniß der Moralität bei den Dorfbewohnern, aber noch mehr bei den diesseitigen Städtern, sehr beschränkt ist. Die Mädchen leben ziemlich lange frei, ohne sich um die Eltern zu kümmern, und heirathen auch ziemlich spät. Die verheiratheten Frauen schämen sich auch nicht sehr, und ihre Männer und Brüder machen es gerade so. Möglich, daß in dieser Beziehung, wie in vielen anderen, sich der Einfluß der unverheiratheten Deportirten, Männer wie Weiber, kundgiebt. Dieses ist auch die Ursache, weshalb im Herbste und Winter die kleinen Versammlungen und ländlichen Abendunterhaltungen so vielen Reiz für die Jugend beiden Geschlechtes haben. Man vertreibt sich während derselben die Zeit mit verschiedenen kleinen Spielen, wie z. B. mit Pfänderspiel, wobei die Pfänder immer mit einer großen Anzahl von Küssen ausgelöst werden. Man tanzt in diesen Versammlungen die sibirische „Schestjorka“ (Sechspaar), bei welcher man sich auch nicht ohne Umarmungen begeht. Die Abende dienen, mit einem Worte, um süße und sehr intime Verbindungen zwischen beiden Geschlechtern anzuknüpfen, und sind die Vermittelung zu ihren ersehnten Rendez-vous. Die Eltern üben hierbei eine große Nachsicht und schauen, wie man sagt, durch die Finger, wenn Alles nur ohne Eclat geschieht. Wenn aber in der Folge Klatschereien entstehen, so beruhigt man sich mit dem Sprüchworte: „Wir können unmöglich aller Welt das Maul stopfen.“ Die Prostitution ist in den Städten und Dörfern sehr verbreitet.“

Als ich mich das erste Mal in einem russischen Hause befand, in das Nachbarn mit erwachsenen Töchtern zum Besuch gekommen waren, bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß ich eine ganze Reihe Wiederkäuer vor mir hatte. Die Schönen saßen nämlich ohne ein Wort zu sprechen und bewegten den Mund fast ohne Unterlaß. Neugierig, den Grund dieser mir noch ganz unbekannten Erscheinung kennen zu lernen, frug ich dann eine der schweigend kauenden Dorfschönen, was sie denn, ohne zu schlucken, esse. Da nahm die Gutmüthige ein Stückchen grauer Materie aus der Tasche, die die Spur ihrer Zähne an sich trug, reichte sie mir hin und forderte mich auf, ebenfalls „Sjera“ zu kauen, da dieses ein guter Zeitvertreib und gleichzeitig ein Reinigungsmittel für die Zähne ist. Ich nahm die mir gebotene Sjera an, hütete mich jedoch, von ihr Anwendung zu machen, sondern untersuchte sie vor allen Dingen. Ich fand denn, daß dieses Mittel, das für die sibirische Schöne ein wahres utili dulce ist, eine Art harziges Gummi ist, und später erfuhr ich, daß sie aus der harzigen Rinde der Lärche ausgeschmort und darauf durch Kochen gereinigt wird. Gewöhnlich beschäftigen sich mit der Anfertigung dieses, dem Sibirier fast unentbehrlichen Materials Bettler und Bradjagen, an denen es im Lande nicht mangelt. Einer Dorfschönen ein Stück frischer Sjera geben, heißt artig, ihr eine Hand voll Cedernnüsse geben, heißt liebenswürdig, aber einige „Konfekciki“ (Bonbons) geben, heißt generös sein und sich um ihre Gunst bewerben.

Vierzehn Tage vor Beginn der eigentlichen Faste begeht man die „feiste“ Woche, in welcher selbst am Freitage Fleisch genossen wird, und man genießt desselben, so viel eben der Magen verträgt. Die nächstfolgende Woche ist die sogenannte „Maslanitza“, die Butterwoche, in welcher Milchspeisen, Eier und dergleichen genossen werden. Einen Hauptheil der Speisen während dieser Woche bildet der „Blin“, ein einfacher, stark mit Mehl versetzter Eierkuchen, der zusammengelegt und mit Käsequark gefüllt, oder auch ohne solchen verzehrt wird. Während der ganzen Woche fährt man im Dorfe und in der Stadt umher, stattet Besuche ab, empfängt solche und lebt in Saus und Braus, um später während vierzig Tagen sich aller kräftigeren Speisen zu enthalten.

Auf uns Europäer machten solche eigenthümliche Orgien einen um so unangenehmeren Eindruck, weil sich an ihnen die Frauen und Mädchen betheiligen. Sie sind schon, wenn nüchtern, nicht eben sehr schön, obgleich jede den Grazien zuzurufen scheint: „Entweder vier, oder eine!“ Wenn sie aber betrunken durch die Straßen wandeln und schamlos ihre Reize zur Schau tragen, sind sie abscheulich, bis zum Ekel häßlich. Der Sibirier findet sie reizend — und ich sage: ländlich, sittlich.

Ich muß auch die edeln Charakterzüge des sibirischen Russen schildern, da ich, wenn ich seine Schattenseiten gezeigt habe, es der Gerechtigkeit schulde, auch die Lichtseite des meist ohne eigene Schuld verwahrlosten Sibiriers darzustellen. Diese Lichtseite ist die unbegrenzte Gastfreundschaft, besonders derjenigen, welche nicht hart an der großen Straße wohnen.

Ich will kurz einige Beispiele aus eigener Erfahrung verzeichnen.

Im Juli 1868 machte ich eine kleine Fußreise am rechten Ufer der Angara und kam etwa gegen vier Uhr Nachmittags in ein kleines, unscheinbares Dorf.

Ermüdet wie ich war, trat ich in das erste beste Haus ein und fand die ganze Familie mit dem Gesinde im Hausflur beim Vesperbrote versammelt.

Nachdem ich die Anwesenden gegrüßt und mich, um auszuruhen, auf die Schwelle niedergesetzt hatte, bemerkte ich, daß der Wirth einer jüngeren Tochter einen Wink gab, welchen dieselbe sogleich verstand und befolgte. Sie stand nämlich auf, brachte ein kleines Bänkchen aus der Stube, stellte es an den Tisch und nun baten mich Wirth und Wirthin, am Mahle theilzunehmen.

Ich ließ mich nicht lange nöthigen und setzte mich an den Tisch. Allsogleich stand eine Tasse Thee mit Milch vor mir, ein Stückchen Braten wurde aus dem Ofen herbeigebracht, Brot und Kollatsch lag auf dem Tische und die freundlichen Wirthsleute sparten keine Ermunterung, um mich zum Genusse dessen, das sie mir boten, anzufeuern. Mein Appetit that das Uebrige.

Wir unterhielten uns über die reiche und wirklich malerische Gegend, über Feldbestellung und Heuernte, kurz über Sachen, welche das Leben und Treiben der Bevölkerung betrafen und nicht über dem Horizonte meiner Gastfreunde lagen. In der Hitze der Unterhaltung mochte ich schon sechs oder acht Tassen Thee hinuntergeschlürft haben und ich erinnerte mich sehr wohl, daß ich schon mindestens drei oder vier Mal gedankt hatte, aber immer wieder goß die freundliche Wirthin die Tasse frisch voll und nöthigte mich auszutrinken. Eine Nichtbefolgung dieser Bitte wäre eine Mißachtung gegen die Wirthin gewesen und ich war somit genöthigt, die Tasse immer wieder zu leeren. Ich hatte während des Gespräches ganz die Gewohnheit des Russen vergessen, durch welche er zu verstehen giebt, wenn er nicht mehr trinken will; ich hatte vergessen, den Tassenkopf umzukehren, das übrig gebliebene Stückchen Zucker (in Sibirien ist der Zucker zu theuer, um mit ihm für gewöhnlich den Thee durch Hineinwerfen zu versüßen; „man beißt zu“ und hält ein Stückchen im Munde) auf den Boden des umgestülpten Tassenkopfes zu legen und vom Tische aufzustehen, was ich auch sogleich that, als ich mich dieser nothwendigen Ceremonie erinnerte. Nachdem ich mich noch durch einen tüchtigen Schluck kühlen Quaßes gestärkt und vollkommen ausgeruht hatte, machte ich mich bereit, den Rückweg anzutreten, und rief den Wirth bei Seite, um ihn zu fragen, wie viel ich schuldig sei.

„Was denkst Du denn von uns?“ herrschte mich der Beleidigte an; „Du glaubst also, ich habe Dich Deiner Kopeken wegen an den Tisch gesetzt und mit dem, was Gott gegeben, erfrischt? Ich habe dieses um Christi willen („Christa radji“) gethan und nicht um Geld von Dir zu erhalten.“

Ich beruhigte den empörten Wirth, sagte ihm, daß dieses mein erster Ausflug in Dörfer sei, welche nicht an der Heerstraße liegen, da man in den an dieser liegenden Ortschaften kaum einen Schluck Wasser umsonst erhalte; daß es mich außerordentlich freue, weiter ab von dieser Heerstraße Menschen zu finden, in denen das menschliche Gefühl rege ist u. s. w. Es gelang mir auch, meine Gastfreunde zu beschwichtigen und ihre Gnade wieder zu erlangen. Nur auf eine Frage vermochte ich dem Hausherrn keine genügende Antwort zu geben, da ich ihn nicht belügen wollte, und zwar: ob man denn in meinem Heimatslande auch bezahlen müsse, wenn man ermattet und hungerig in ein Haus eintrete, dort mit Speise und Trank gesättigt, und nöthigenfalls mit einer Schlafstelle

versorgt werde. Ich antwortete meinem Interlokutor ausweichend, in meinem Innern antwortete ich mir mit Ja!

Während des Winters 1868 machte ich einige Reisen in die dicht am großen Sajaner Urwalde gelegenen Dörfer Schylkin, Sawatejowka, Jelanka und andere. Es ereignete sich mehrere Male, daß ich gegen 10 oder 11 Uhr Nachts in eines dieser Dörfer kam, und fuhr, als dieses das erste Mal geschah, vor dem ersten besten Hause vor. Oft war der Frost so stark, daß mich zwei tüchtige Pelze, meine Jakuter Torbassen und meine Kosaken-Papacha (eine hohe Pelzmütze) kaum hinlänglich erwärmten. Ich pochte an die fest verschlossenen Fensterladen und bald ertönte die gewöhnlich nicht melodisch klingende Stimme: „Ktotam?" (Wer ist da?) Meine Antwort war: „Ein Fremder!" — „Ein Gast im Hause, Gott im Hause!" ertönte es immer von innen, und bald hörte ich die Pforte vorsichtig öffnen, denn der Sibirier will sich vor allen Dingen überzeugen, ob der Fremde nicht etwa ein Räuber sei, der es auf ihn und seine Habe abgesehen und ihn herausgelockt hat, um selbst, vielleicht mit Helfershelfern, ins Haus eindringen zu können, da es fast unmöglich wäre, durch Einbruch in dasselbe zu gelangen.

Sobald sich der Sibirier überzeugte, daß er es mit einem einzelnen Manne zu thun haben werde, falls ich in böser Absicht gekommen wäre, öffnete er auch schon das Thor, führte mein Pferd in den Hof, band es an, damit es, so lange es erhitzt war, nicht etwa Schnee aufhebe und sich versauge, an einen Pfosten an, geleitete mich in die Wohnung, und nahm mir daselbst, nachdem ich dem Heiligen auf der Boschniza meine Reverenz gemacht, Mütze, Handschuhe und Peitsche ab, welche er auf die Pritsche legte. Von diesem Augenblicke an war ich der liebe Gast, dem es an nichts gebrechen darf, der sich um nichts zu kümmern hat und der gepflegt wird, wie der eigene Bruder, ja vielleicht noch besser. Aber nicht blos ich, sondern auch mein Pferd, ja sogar mein Hündchen wurden aufs Beste gefüttert und das letztere, trotzdem der Sibirier den Hund für unrein hält und nie in der Stube schlafen läßt, bei mir gelassen. Es war Eigenthum des Gastes und darum selbst für den abergläubischen Sibirier rein.

Einmal ereignete es sich, daß einer jener sibirischen Stürme im Anzuge war, bei welchem dem Menschen das Mark in den Knochen zu gefrieren scheint, ein „Buran", von dem sich Niemand gern in weiter Entfernung von menschlichen Wohnungen betreffen lassen mag. Der Sibirier sieht ihn 24, ja sogar 48 Stunden vorher. Mein Gastfreund, bei dem ich zur Nacht eingekehrt war, war nicht zu bewegen, mich aus seinem Hause zu lassen. Trotzdem der ganze Tag heiter blieb und auch während der Nacht keine sichtbare meteorologische Erscheinung auf den gefürchteten Buran hindeutete, wollte mich mein Wirth nicht fortlassen und ich muß gestehen, daß ich schon begann Argwohn gegen den Sibirier zu fassen. Da brach gegen Mittag der vorhergesehene Sturm los und wüthete mit gleichmäßiger Dauer 48 Stunden.

Während der ganzen Zeit mangelte es mir, meinem Pferde und Hunde an nichts und ich durfte nicht daran denken, dem gastfreundlichen Sibirier auch nur eine Bezahlung für den Hafer anzubieten, den mein Pferd verzehrt hatte. Ich hätte ihn tödlich beleidigt, wenn ich dieses gethan hätte.

Eine Folge dieser wahrhaft patriarchalen Gastfreiheit und Gastfreundschaft ist, daß in den nicht an der Hauptstraße Sibiriens belegenen, aber oft recht ansehnlichen Dörfern keine Gasthöfe und Gasthäuser vorhanden sind. Jedes Haus ist ein Gasthaus, in welchem der Fremde allemal freundlich aufgenommen und gerne gesehen wird.

Auf dieser Gastfreundschaft beruht auch das sogenannte Bradjagenthum, d. h. das Vagabondiren der aus den Strafanstalten entflohenen Verbrecher, von dem ich schon gesprochen habe.

Der Leser wolle sich erinnern, daß der Acker des Sibiriers sehr selten nahe beim Dorfe, fast immer 7 bis 20 Werst, oft noch viel weiter von demselben entfernt ist, und daß auf demselben kleine Wirthschaftsgebäude, eine Art Meiereien („Saïmka") aufgeführt sind. In diesen nie verschlossenen Gebäuden findet der Flüchtling immer Brot, Salz, Mehl und Milch, häufig auch alte Kleidungsstücke. Diese Gegenstände werden absichtlich für ihn dahin gestellt; der Sibirier sieht häufig nach, ob sie genommen worden sind, und ersetzt sie jedenfalls durch frische, wenn sie zu lange in der Saïmka gelegen haben.

Wenn, was sogar häufig der Fall ist, der Flüchtling arbeiten will, so kann er ruhig in der Saïmka bleiben. Der Eigenthümer bezahlt ihm gern die Arbeit und versorgt ihn mit allem Nothwendigen. Leider giebt diese zu weit getriebene Gastfreundschaft dem Verbrecher häufig Gelegenheit, neue Verbrechen zu begehen. Das in Sibirien kursirende falsche Papiergeld wird theilweise in den Saïmkas, theilweise aber in den Gefängnissen des Landes fabrizirt. Im ersten Falle setzt es der Eigenthümer der Saïmka, im zweiten der Gefängnißinspektor und seine Gehülfen in Kurs. Doch giebt es auch Bradjagen, welche ein ruhiges, ehrliches, wenn auch namen- und rechtloses Leben führen. In der Nähe der Tasjejewska Wolost, im Kreise Kansk, lebte seit dreißig Jahren ein Flüchtling in einer Saïmka, welche längst zu einem großen Hause angewachsen und sein wohlerworbenes Eigenthum geworden war. Er hatte erwachsene Töchter, welche im Dorfe selbst verheirathet waren, und Jeder achtete ihn, obgleich die Polizeibehörde von ihm keine Kenntniß hatte, oder besser gesagt, haben wollte.

Das in Sibirien so häufig vorkommende hohe Lebensalter einzelner Menschen beruht wol hauptsächlich auf dem Bradjagenthume. Wenn ein Sträfling, der sich wirklich bessern will, zufällig in ein Dorf kommt, in welchem eben ein Bauer verstorben ist, und er der hinterbliebenen Witwe gefällt, so ist es ein Leichtes, von der Gemeinde stillschweigend angenommen und mit dem Namen des Verstorbenen bekleidet zu werden. Er hat dafür einen Eimer Branntwein zu „stellen", der ungefähr fünf Rubel kostet, und lebt nun, wenn ich so sagen darf, das Leben des Verstorbenen weiter, der in aller Stille als ein Fremdling begraben wird. Denken wir uns den Fall, der Verstorbene zählte siebzig Jahre und sein Stellvertreter lebt nachträglich gegen funfzig, so würde er an seinem Lebensende amtlich hundert und zwanzig Jahre zählen, während er thatsächlich kaum siebzig Jahre alt geworden sein mag. Man verfährt so aus dem Grunde, weil man sagt, daß man doch dem Verstorbenen nicht mehr nütze, wenn man den seinen Namen führenden und seine Stelle einnehmenden Vagabonden den Behörden ausliefert, während man, wenn man letzteren ruhig annimmt,

doch einen kräftigen Mitarbeiter in der Gemeinde habe, den man andernfalls unglücklich machen würde. Es ist dies eine Art egoistischen Mitleids.

Man mag über den Russen in Sibirien denken, wie man will, man kann und darf ihm die Tugend der Gastfreundschaft und Nächstenliebe nicht absprechen. Viele seiner Untugenden sind nicht dem ursprünglichen Volkscharakter entsprungen, sondern die traurigen Früchte einer Jahrhunderte dauernden Sklaverei und Barbarei.

In den Geschichtswerken bezeichnet man gewöhnlich eine bestimmte Periode mit dem Namen des Mittelalters und preßt alle europäischen Völkerschaften in diese Form hinein. Ich glaube, daß dieses grundfalsch ist. Jedes Volk trat in einem andern Zeitraume in sein Mittelalter ein; jedes Volk durchlief diese Periode in einem den Umständen und seinem eigenen Geiste angemessenen Zeitraume, um sich weiter zu entwickeln und eine höhere Stufe der Bildung und Gesittung zu erklimmen.

Das russische Volk lebt heute noch in seinem Mittelalter, aus dem es kein Gesetz, und wäre es das weiseste und beste, herauszuwerfen vermag. Die von Kaiser Alexander II. eingeführten Reformen sind nur die Einleitung zum Verlassen des veralteten Pfades, nicht sein Verlassen selbst. Erst wenn die Generation, welche die ägyptische Sklaverei und ägyptische Finsterniß durchlebt hat, ausgestorben sein wird, wenn eine neue Generation, aufgewachsen unter dem Einflusse von Freiheit und Licht, herangereift sein wird, kann das ganze Volk aus den Geistesbanden seines Mittelalters heraustreten und sich schnell zu einer höheren Stufe geistiger Vollkommenheit entwickeln, da der Russe unbestreitbar vorzügliche geistige Eigenschaften besitzt, welche nur der Pflege harren, um sowol dem eigenen Volke als auch der gesammten „Menschheit“ Nutzen zu bringen.

Der Bildungszustand eines Volkes ist vor allen Dingen abhängig von den Bildungsanstalten; deshalb stößt uns nach Kenntniß des bisher Mitgetheilten die Frage auf: wie steht es in Sibirien mit den Schulen? —

Ich kenne Sibirien, wie ich schon des Oeftern gezeigt habe, bis mehr denn 100 Meilen nordöstlich von Irkutsk und zwar auf zwei Linien. Die eine führt von Tjumen über Tobolsk, Tara nach Kolywan und weiter östlich, die andere, die Linie, welche ich auf meiner Rückreise kennen lernte, führt über Tjukallo (oder Tjukallinsk), Omsk, Ischim nach Tjumen. Auf beiden Linien war es mir, trotz aller Aufmerksamkeit, welche ich diesem Gegenstande zuwendete, nicht möglich, in mehr denn zwei oder drei Dörfern Häuser zu entdecken, welche die ziemlich anmaßende Aufschrift „Prichodzkoje utschylischtsche“ (Pfarrschule) trugen.

In zweien solcher Pfarrschulen fand ich einen betrunkenen Djak (Gehülfen des Popen) damit beschäftigt, etwa ein halbes Dutzend Kinder im Kirchengesange zu üben, ihnen das rechtzeitige Verbeugen und Bekreuzen beizubringen und sie überhaupt zu richtigen Bet- und Plärrmaschinen abzurichten. Keines der Kinder hatte in diesen Pfarrschulen ein Buch, keines auch nur eine Schiefertafel. In der dritten Schule fand ich einen Djak beschäftigt, dessen Physiognomie sehr ansprechend war. Gegen 20 Kinder waren seiner Obhut übergeben, denen er das Lesen und Rechnen neben dem Kirchengesange beibrachte.

Die Dressur im regelmäßigen Beugen, Bekreuzigen und „Hospody-pomiluj"-Schreien fehlte auch hier nicht. Ich muß gestehen, daß ich in dem Djak, welcher dieser Schule vorstand, einen recht gebildeten Mann gefunden habe. Trotzdem war er der Ansicht — und er machte kein Hehl daraus —, daß dem Bauer keine Bildung nothwendig sei, da er sonst zu aufsässig werden würde. Also auch in Sibirien fühlt man die Wahrheit des Satzes: „Bildung macht frei." Der Djak dieser Schule meinte, es wäre schon gefährlich, wenn der Bauer lesen könne. Dieses Lesen auf das Erlernen anderer Gegenstände als der sogenannten Heilswahrheiten verwenden wäre von Uebel.

In den meisten Städten sind zweiklassige Primärschulen, an denen ein oder zwei Lehrer fungiren und sich beim Unterrichten der wenigen Schüler, welche sie frequentiren, der veralteten Exerzirmethode Lancaster's bedienen, welche ihnen erlaubt zu bummeln, während die Kinder mechanisch das ABC herplärren. Diese Schulen sind schlimmer denn keine.

In Kansk, im Gouvernement Krasnojarsk (Jenisey), existirte außer dieser öffentlichen Schule auch noch eine vom Kaufmann Sawjenkow auf eigene Kosten unterhaltene und in seinem Hause eingerichtete Privatschule, in welcher 12 bis 15 Mädchen einen guten Elementarunterricht in den nöthigsten Gegenständen erhielten. Herr Sawjenkow war selbst ein gebildeter Mann, der die Nothwendigkeit der Bildung begriff und sie, soviel in seinen Kräften stand, zu verbreiten strebte. Seinen eigenen Kindern gab er die möglich höchste Bildung, und es war sein ernst ausgesprochener Wille, daß keins von ihnen nach beendeten Universitätsstudien in den Staatsdienst trete. „Diesen Dienst muß man faulen, liederlichen, geistig verkommenen und moralisch versumpften Individuen lassen, neben denen kein Ehrenmann mit Ehren dienen kann." Dieses die Ansicht Sawjenkow's. Leider sind der Sawjenkow's, mit dem ich übrigens manchen angenehmen Augenblick verlebte und in welchem ich einen Ehrenmann in jeder Beziehung verehrte, in Sibirien nur sehr wenige. Ich lernte in einem Zeitraume von sieben Jahren in ganz Sibirien nur einen einzigen kennen. Ich habe die Bekanntschaft vieler reicher Kaufleute, auch vieler Bauern gemacht, deren Vermögen nach Zehn- und Hunderttausenden von Rubeln zählt; keiner von ihnen hielt die allgemeine Volksbildung für nothwendig, keiner brachte Opfer für sie, obgleich jeder für sich Bildung wünschte.

Das Volk selbst ist im höchsten Grade lernbegierig; es fühlt das Bedürfniß der Bildung und zeigt sich gegen Jeden dankbar, der seinem Kinde einen Buchstaben beibringt. Wie oft hatte die Wirthin das Beste, was Haus und Kammer hatte, aufgetischt, wenn ich mich hinsetzte und ihrem Kinde die „Asbuka", das russische ABC, beizubringen suchte. Die Bauern murrten über die Verfügung des Generalgouverneurs von Irkutsk, Karsakow, mittels welcher er nach dem unseligen Aufstande der deportirten Polen am Baikalsee allen Polen ohne Ausnahme das Ertheilen von Privatunterricht untersagte. Vorher hatten Viele durch Privatunterricht ihren ausreichenden und ehrenvollen Unterhalt gefunden und einige Schulbildung verbreitet. Ich selbst befaßte mich im Sommer 1869 in Irkutsk mit Korrepetitionen im Lateinischen, Französischen und Deutschen und erhielt pro Stunde einen Rubel, während die Gymnasiallehrer

keine Stunde unter drei Rubel ertheilen wollten. Der Polizeimeister, Herr Dumanski, erhielt Wind von diesem gewaltigen Verbrechen und interpellirte mich darüber. Ich bestritt natürlich die Thatsache nicht, frug aber den Herrn, ob es möglich sei, durch einfache Korrepetitionen dem Russischen Reiche zu schaden. „Gewiß", erwiederte mir der weise Herr; „man kann auch, wenn man den Cäsar und Sallust übersetzt und erklärt, revolutionäre Ideen einimpfen." Dieser Zwischenfall beschleunigte meine Absendung nach Europa. Einige andere politische Deportirte, welche nicht Ausländer waren, wurden wegen ähnlicher Verbrechen in die Burjaten-Wollosti, im Kreise Balagansk, gesendet und dort unter besondere polizeiliche Aufsicht gestellt. Ich weiß nicht, ob man nicht fürchtete, sie würden auch dort durch Uebersetzen der römischen Klassiker oder durch Ertheilen von Musikunterricht die Burjaten zum Aufstande bewegen.

Auch mit den höheren Schulen in den Gouvernementsstädten ist es nicht weit her. Es sind zwar in Tobolsk, Omsk, Tomsk, Krasnojarsk und Irkutsk Realschulen und philologische Gymnasien (in Krasnojarsk erst seit 1867); ihre Leistungen müssen aber schon deshalb ungenügend sein, weil die nöthigen Vorbildungsschulen fehlen, und weil — wie mir einer der Direktoren, Herr Messer in Krasnojarsk, offen sagte — aus dem europäischen Rußland die unfähigsten Lehrer nach Sibirien gesendet werden.

Es scheint wirklich, als ob die Regierung Sibirien für eine Rumpelkammer hält, in die sie alles für europäische Verhältnisse Untaugliche hineinwirft. Um dieses zu beweisen, muß ich zwei Beispiele anführen, den Doktor Surowzow, ehemals in Kansk, und den Inspektor sämmtlicher Schulen Ostsibiriens, Maack in Irkutsk.

Ersterer konnte sich in keiner andern als in der russischen Sprache ausdrücken, hatte, wie ich schon erwähnt habe, keine Universitätsstudien absolvirt, sondern seine Stellung dafür erhalten, daß er, als Student aus dem zweiten oder dritten Kurse, während des orientalischen Krieges in die Armee als Hülfsarzt eintrat. Nach beendetem Kriege wurde er hierfür als Kreisarzt nach Kansk gesendet. Der Zweite wußte ein ihm von mir gegebenes versteinertes Samenkorn einer vorweltlichen Pinie nicht von einer Inkrustation zu unterscheiden und wußte nicht, daß noch heute auf den Antillen Piniensamen dem Prozesse der Versteinerung unterliegt. Er, der Naturalist, wußte ein Lepidodendronstück nicht von einer Sigillaria zu unterscheiden.

Eine Folge des Mangels der Vorbildungsschulen ist die geringe Frequenz der höheren Anstalten. Das Gymnasium in Irkutsk zählte im Jahre 1868 gegen 200, die Realschule kaum 80 Schüler; das Gymnasium in Krasnojarsk im Jahre 1870 nicht viel über 60.

Auch die Bildung der Mädchen steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Es giebt in den Dörfern für sie gar keine Bildungsanstalten; sie lernen nicht einmal den Kirchengesang, denn mulier taceat in ecclesia. In den Kreisstädtchen besuchen die Mädchen mit den Knaben die gleichen Schulen und werden gemeinschaftlich unterrichtet. Schulzwang herrscht nirgends in Rußland.

In den Gouvernementsstädten sind „Pensionen für adelige Fräulein", welche gewöhnlich unter dem Protektorate der Kaiserin stehen und von

den Töchtern der höheren Beamten, Offiziere und reichen Kaufleute besucht werden. Sie stehen verhältnißmäßig nicht höher als die ihnen entsprechenden höheren männlichen Bildungsanstalten.

Eine eigene Universität hat Sibirien nicht, und soll sich die Regierung (bis 1870 wenigstens) geweigert haben, eine solche zu gründen, ja sogar eine solche von den reichen Bewohnern des Landes gründen zu lassen, trotzdem sehr viele begüterte Kaufleute, angefeuert durch den sein Vaterland wahrhaft liebenden Kaufmann Sidorow aus Krasnojarsk, erbötig waren, die Mittel zur Gründung und Unterhaltung einer Hochschule herzugeben. In den besseren Kreisen der Irkutsker Gesellschaft sagt man, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, daß die Regierung sich fürchte, mehr Licht nach Sibirien zu lassen.

Auch mit den öffentlichen Bildungsmitteln ist es in Sibirien schlecht bestellt. In der stolzen „Hauptstadt Ostsibiriens", in Irkutsk, existirt eine „öffentliche Bibliothek", welche nicht einmal einen gedruckten Katalog hat. Der geschriebene Katalog weist nicht viel über neunhundert Nummern russischer Drucksachen nach, in welcher Zahl auch eingebundene Zeitungen inbegriffen sind. Die Hauptmasse dieser Büchersammlung bilden alte Gebetbücher und antiquirte Romane, welche längst nicht mehr des Lesens werth sind. Das Verzeichniß der französischen Bücher weist etwa 400 Nummern nach. Deutscher Bücher waren sehr wenige; ihr Verzeichniß war gar nicht vorhanden. In der Bibliothek Sibiriens fand man — und dieses ist sehr charakteristisch — weder Müller's „Geschichte Sibiriens", noch auch das klassische Werk Palla's: „Sibirische Reise". — Buchhandlungen giebt es in Sibirien nicht! Wer Bücher haben will, muß sich dieselben direkt per Post aus den Hauptstädten Rußlands, aus Petersburg und Moskau, senden lassen. Hin und wieder kann man eine „Asbuka", d. h. eine Fibel bei einem Kleinkrämer, der mit Schnittwaaren oder Eisenwaaren handelt, kaufen. Während des Wochenmarktes findet man auch wol bei Trödlern, die mit alten Sachen handeln und diese auf dem Bazar auf der blanken Erde auskramen, recht werthvolle Bücher. So fand ich u. A. Macaulay und Lyell; aber man fordert exorbitante Preise für solche an sich sehr werthvolle Bücher.

In ganz Sibirien erscheint keine einzige Zeitung, kein Blatt, das sich um die Lokalverhältnisse bekümmert. Man begnügt sich mit Zeitschriften aus Moskau und Petersburg, die ziemlich veraltet nach Tobolsk, Omsk, Tomsk, Krasnojarsk, Irkutsk, Jakutsk und Nertschinsk gelangen. Es erschien eine Zeit lang in Irkutsk die Zeitung „Amur", unter der Redaktion eines Herrn Miljutin, doch verstand sie es nicht, das Interesse des intelligenten Theils der Bevölkerung zu fesseln. Herr Miljutin, den ich während der Ausstellung in Irkutsk besuchte und frug, ob er etwa einen kritischen Bericht über dieselbe „gegen Honorar" annehmen würde, erklärte mir offen, daß er überhaupt keine Honorare zahle. Der Bericht über die Ausstellung würde im Bureau des Gouverneurs angefertigt und ihm gegeben; ebenso erhalte er von dort aus andere Artikel und deshalb reiche seine eigene Thätigkeit vollkommen aus. Das Blatt ging ein, weil es nicht unabhängig war, eine streng offiziöse Farbe hatte, alle Anordnungen der Regierung und ihrer Organe lobpreisend hervorhob, sich aber

um die Bedürfnisse des Landes und seiner Bewohner nicht kümmerte. Deshalb auch hielt man die Zeitung „Amur" nur in den Zirkeln, in welchen sich die hohen und höchsten Beamten bewegten, neben ihnen aber immer die Hauptblätter der Residenz des Reiches und Moskau's, aus denen man hin und wieder etwas Neues aus und über Sibirien erfuhr.

In den Gouvernementsstädten erscheinen auch „Gouvernements-Nachrichten", doch diese können nicht, wenn von der Presse die Rede ist, in Betracht gezogen werden; sie enthalten nur Verordnungen, Verfügungen und Anordnungen der Behörden, aber keine Belehrung und Unterhaltung, sind also ganz bedeutungslos und können auf die Bildung des Volkes nicht den geringsten Einfluß ausüben.

Wie es mit Druckereien in Omsk, Tobolsk, Tomsk und Krasnojarsk beschaffen ist, ist mir unbekannt; jedenfalls dürfte es dort nicht besser stehen als in Irkutsk, wo zwar eine Druckerei ist, aber dem Stabe der ostsibirischen Armee gehört und nicht einmal Etiketten zu Waaren u. s. w. druckt. Von dieser Druckerei darf man nicht erwarten, daß sie Licht verbreiten wird über das ganze Land; sie existirt zwar auf seine Kosten, bringt ihm aber nicht den geringsten Nutzen.

In Betracht dieses dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in Krasnojarsk, das doch nahezu 18,000 Einwohner zählt, nach Latkin nur 2000 Personen finden, welche gut lesen und schreiben können, von denen nur 420 Frauen diese Künste besitzen; 1100 Personen, darunter 400 Frauen, können nur lesen. Im Landkreise ist die Zahl der Analphabeten noch größer. Dort können nur 600 Personen, einschließlich der Beamten, lesen und schreiben und in der Zahl dieser finden wir nur 50 Frauen, während die Zahl Derer, die kaum lesen können, 1400 Personen, darunter 105 Frauen, beträgt.

Aber außer Herrn Sawjenkow in Kansk, dessen ich schon mehrfach rühmend erwähnt habe, hat bis jetzt noch kein Zweiter an die Gründung von Volksschulen gedacht, während so Mancher ungeheuere Kapitalien zur Erbauung von Kathedralen vergeudet hat. So hat z. B. ein Kaufmann Schtschegolow in Krasnojarsk, gewiß ein Analphabet, in dieser Stadt eine Kathedrale erbaut, auf welche er 560,000 Rubel verschwendete. Dieser Bau — stürzte nach wenigen Monaten zusammen und der Fromme fand nochmals die nöthigen Mittel, um seinem Gotte und der Dummheit eine würdige Wohnstätte zu erbauen. Ein anderer Gottesfreund, im Kreise Krasnojarsk, dessen Name mir leider entfallen ist (ich erfuhr ihn während meiner Rückreise unter dem Einflusse einer grimmigen Kälte und eines Burjans, die mir das Notiren unmöglich machten), erbaute in einem Dorfe eine Kirche, aber nicht suo sumptu; er erschlug erst einen reichen Reisenden und theilte hierauf den Raub in drei Theile; einen erhielt Gott, einen bekamen die Beamten, auf daß sie die Untersuchung zu Gunsten des frommen Mörders leiteten, und einen — man sagte mir, den größten — behielt er für sich. Jetzt betet der gute Mann für das Seelenheil seines Opfers und ruft: „Hospodyj pomiluj!" (Gott, erbarme dich!)

Zu den Volksbildungsvereinen müssen wir auch die Thierschutzvereine zählen, welche einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Sitten der unteren Volksklassen ausüben können, wenn sie eben richtig geleitet werden. Einem On dit zufolge soll auch in Irkutsk ein Thierschutzverein bestehen; seine Wirksamkeit

muß aber weit unter Null stehen, denn unter den Augen des Vereins und der Behörden werden die Thiere, besonders aber Pferde und Hunde, aufs Unbarmherzigste gequält und gemartert. Man scheut sich nicht, lahme, abgetriebene Pferde vor die Droschken zu spannen und sie mit Knutenhieben zu zwingen, im Galopp durch die Straßen zu rennen, oder einem Thiere, das an Sancho Pancho's Gaul erinnert, ein wahres Skelet ist, Lasten aufzubürden, an denen zwei kräftige, gesunde Pferde auch noch hinlänglich zu ziehen hätten, wenn man sie rücksichtvoll behandeln wollte. Die Beamten, vom Generalgouverneur bis herab zum Polizeidiener, und Civilisten, wie vom Militär bis zum Tagelöhner, sehen es mit der größten Seelenruhe mit an, wie ein Fuhrmann aus seinem elenden Gaule den letzten Lebensfunken herausdrischt, oder ein übermüthiger Gesell einen Hund oder eine Katze auf öffentlicher Straße verstümmelt. Solche Sachen habe ich nicht blos in Irkutsk, ich habe sie sogar in Moskau und Petersburg gesehen und deshalb will ich sie nicht ausschließlich der Roheit des Sibiriers zuschreiben. Wenn in Rußland und Sibirien Thierschutzvereine existiren, so sind auch sie, wie so vieles Andere, bloße Nachahmungen westeuropäischer Vereine, deren Geist man nicht versteht oder nicht verstehen will.

Zu den Bildungsanstalten müssen wir unbedingt auch die Theater zählen. Irkutsk, eine sehr reiche Stadt, könnte ohne zu große Mühe ein Theater aus Granit oder Marmor haben, da es nur 60 Werst vom Baikalsee und hart an der diesen durchschneidenden Angara liegt, also mit dem Baikalgebirge in direkter Verbindung steht, aus dem man das besagte Material herbeischaffen könnte. Trotzdem steht in der stolzen Hauptstadt Ostsibiriens ein hölzernes Gebäude, das einem Stalle weit ähnlicher sieht als einem dem Kunstgenusse gewidmeten Baue, von dem ich einem hochgestellten Beamten, dem Isprawnik von Irkutsk, Herrn Fjedor Pawlowitsch Pawlischtschew, während einer vertraulichen Unterhaltung sagte, daß in dasselbe nicht nur keine Muse einziehen, sondern daß sich sogar Apollo hüten würde, in ihm seine Pferde unterzubringen.

Dem Volke mangelt noch zu sehr der ästhetische Nerv. Die höchsten Schichten zwar besitzen feine Lebensbildung, kennen und schätzen die Schöpfungen der europäischen Kunst, aber von Jugend auf an den byzantinischen Stil gewöhnt, dessen schwerfällige, mit Schmuck überladene Schöpfungen den Geist eher niederdrücken als erheben, wird jeder Russe seinem „Isaakowski Sobor" (dem Dome des heiligen Isaak in Petersburg) mit seinen vergoldeten Kuppeln und überladenen Kapitälen, den Vorzug geben vor dem Straßburger Münster, vor St. Peter in Rom, vor der Alhambra und vor den berühmtesten Prachtbauten der Neuzeit des westlichen Europa. Dasselbe auch wird bei der Vergleichung anderer Schöpfungen der schönen Künste, welche dem russischen Geiste entsprungen, mit den dem westeuropäischen ihren Ursprung verdankenden der Fall sein, denn der Russe, selbst der gebildetste, brüstet sich gern mit der Größe seines Volkes: es ist, seiner Ansicht nach, das erste Volk der Erde, groß in jeder Beziehung. Wenn, nach dem Glauben des gemeinen Mannes, im Orientalischen Kriege die Westmächte unterlagen und an Rußland ungeheuere Kontributionen zahlen mußten, so wich, nach den Ansichten der Gebildeteren, Rußland nicht der Uebermacht, sondern sein friedliebender Kaiser schenkte Europa großmüthig

den ihm nöthigen Frieden und opferte diesem Frieden sogar die Befestigungen Sebastopols und seine Flotte, vor denen die Westmächte zittern.

Die Ansichten von der imaginären Größe Rußlands und seines Volkes, von der geistigen Höhe, auf welcher sich das letztere befindet, werden erst schwinden, wenn der Verkehr mit dem Auslande ein größerer, wenn er auf natürlicheren Grundlagen basirt und mehr Bildung verbreitet sein wird.

Die Religion der Russen in Sibirien ist im Allgemeinen die des europäischen Russen, die griechisch-orthodoxe, deren Hauptgrundsätze wol hinreichend bekannt sind. Ich kann mich umsomehr einer Besprechung dieser Religionsform enthalten, als ich sie für gleichwerthig mit allen anderen sogenannten geoffenbarten Religionen halte; sie wollen nicht verstanden, nicht einmal gefühlt, sondern nur geglaubt sein und schließen jedes Wissen aus.

Daß neben der Orthodoxie, der Staats- oder — wie sie von Nichtorthodoxen genannt wird — des „Staatskassenglaubens“ (Kaschionnaja wjera), auch noch die „Altgläubigkeit“, der Glaube der „Sabbathfeierer“ und die „Religion der Gehammelten“ besteht, habe ich bereits früher erwähnt. Diese Bekenntnisse wurden aber gerade durch ihre Anhänger, die dafür nach Sibirien deportirt worden sind, hierher gebracht; die Regierung kümmert sich hier eben so wenig um sie als um die jüdische.

Im Allgemeinen jedoch muß ich sagen, nicht die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß der Russe den ganzen Glaubenskram, wie ihn der Pope lehrt, auch glaubt. Ihm ist die ganze Lehre etwas Aeußerliches. Der Gott des orthodoxen Russen wird beleidigt, wenn der Mensch sich vor und nach dem Essen und Trinken nicht einige Male, gegen ein Heiligenbild gewendet, bekreuzt und verneigt; er ist böse, wenn der Mensch die Faste nicht hält, und zürnt mehr wegen eines Fastenbruchs als selbst wegen eines absichtlichen Mordes. Der „russische Gott“ ist beleidigt, wenn sich der von Arbeit ermüdete Mensch auf die Bank an der Wand hinlegt, die Füße gegen den auf der Boschniza stehenden Heiligen gekehrt, und vergiebt eher einer Maria Magdalena als dem Armen, der so seinen Heiligen mißachtet hat. Der Gott der Russen ist ganz Russe.

Vom Gotte des Russen hängt unbedingt Alles ab. Wenn er will, braucht der Mensch nicht einmal zu arbeiten, und doch kann er Alles, was ihm nothwendig, in Hülle und Fülle haben. „Boch dast“ (Gott wird geben) ist Sprüch- und Stichwort des Russen, das seinen fatalistischen Glauben kennzeichnet.

Daß die Popen diesen unvernünftigen Glauben für sich ausbeuten, ist klar. Wenn eine Dürre herrscht und unter ihrem Einflusse das Gras auf den Wiesen, das Getreide auf den Feldern fast verdorrt ist, aber auch der unbewanderte Meteorologe schon den Regen in der Luft wittert, veranstaltet der Pope ein allgemeines Regengebet, eine Andacht mit Prozession, wofür er immer, selbst in einer kleinen Gemeinde, 5 bis 10 Rubel einnimmt. Natürlich wird in einem Regenjahre umgekehrt verfahren und das Volk durch Andachten um schönes Wetter gebrandschatzt. In dieser Beziehung steht der orthodoxe Pope vatikanischen Priestern und keinem Schamanen oder afrikanischen Regendoktor nach, die ja ebenfalls durch ihre himmlischen Konnexionen Regen und Sonnenschein, reiche Ernten und Fruchtbarkeit der Herden verschaffen.

Neben diesem wahrlich nicht eben guten, weil ewig zürnenden Wesen, das sich aber hin und wieder durch Worte — ein russisches Gebet ist nicht herzlich — besänftigen läßt, existirt auch noch ein böses Wesen, bei dessen Nennen der Gläubige sich mehrfach bekreuzt und die Worte hermurmelt „Hospodyn pomiluj" (Herr, erbarme dich), oder „Hospodyn spasij" (Herr, hilf, erlöse). Dieses böse Wesen heißt in der kirchlichen Amtssprache: „Diawoll" und „Tschort"; aber wie der fromme und gläubige Hebräer nimmer den Namen „Adonai" über seine Lippen brachte, sondern diesem den Jehova substituirte, ebenso substituirt der Russe überhaupt und der sibirische Russe im Besondern dem Diawoll (dem leibhaftigen Teufel) einen „Leschy".

Ich sprach schon ganz gut Russisch und kannte auch bereits die Vorurtheile des Volkes, wußte aber nicht, welche Rolle der Leschy im Leben des Menschen spiele. Da fuhr ich denn einst bei strengem Froste mit einem jungen Bauer durch den Wald von Jelan nach der Telminer Fabrik. Nicht weit vom Wege steht eine Kiefer, welche einst vom Blitze beschädigt worden und infolge dessen vertrocknet ist. Wir waren noch einige Pferdelängen vom Baume entfernt, da trieb mein Fuhrmann das Pferd, das er vorher ein wenig geschont hatte, plötzlich an und im Carrière gings vorbei an der verhängnißvollen Stelle. Der junge Bauer bekreuzte und segnete sich dabei mit bloßer Hand, murmelte sein „Hospody pomiluj" und beruhigte sich nicht eher, als bis wir nahezu hundert Schritte vom Baume entfernt waren.

Ich fragte meinen Jakow, was sein Benehmen zu bedeuten habe, und er antwortete mir mit verhaltener Stimme, daß auf jenem Baume der Leschy seinen Wohnsitz habe. Als ich, um zur Klarheit zu gelangen, mich erkundigte, ob das der Diawoll (Teufel) sei, war Jakow außer sich, verwies mir meine Ungläubigkeit, da kein rechtgläubiger Christ, besonders in der Nähe eines „unglücklichen" Baumes, auf dem er seinen Sitz hat, seinen Namen nennt, sondern ihn höchstens als Leschy bezeichnet. Und dieser russische Teufel ist so dumm, daß er bis jetzt noch nicht herausgebracht hat, man meine ihn mit diesem Spitznamen! Keine vernünftige Erklärung der Naturerscheinung, welche sich im Donner und Blitze äußert, vermochte meinen Jakow von seinem Glauben abzubringen. „Ihr seid ungläubig, Herr", sagte er mir; „wir wissen die Sache besser; wir wissen, welche Gewalt der Leschy hat und welchen Unfug er treibt. Deshalb auch hüten wir uns, mit ihm in Berührung zu kommen oder gar ihm einen von ihm auserwählten unglücklichen Baum zu nehmen."

Hoch erhaben über dem guten und bösen Gotte, über dem Hospodyn und Leschy, ist der „Domowyi", der Hausgeist, dessen Herrschaft im Hause, in der Herde, im Wasser und Walde unumschränkt ist. Ich habe schon früher diesen Gegenstand umständlicher besprochen und kann mich hier auf die Bemerkung beschränken, daß der Russe in Sibirien den Glauben an den allgewaltigen „Wirth", an ein unsichtbar-sichtbares Wesen, wol vom Burjaten angenommen, ihn aber gewiß nur mit einem andern Aberglauben vertauscht hat, da alle Völker auf einer primitiven Kulturstufe einem ähnlichen huldigen. Dem Volksgeiste angemessen hat sich dieser Aberglaube bei den verschiedenen Völkerrassen auch verschieden gestaltet, bei einigen das Gewand der Poesie angenommen, bei anderen sich in

rohere Formen gehüllt; bei allen waren es wol unverstandene Naturkräfte und Naturerscheinungen, welche Priester und Betrüger zu überirdischen Wesen stempelten, mit denen sie verkehren und deren Gunst sie besitzen.

Auch der Domowyi kann vom Popen gezähmt werden und deshalb auch wird er, sobald ein Haus erbaut werden soll, gebeten, den „Wirth" des künftigen Hauses gnädig zu stimmen, was durch ein öffentliches, gut bezahltes Gebet auf dem Bauplatze erreicht wird. Der Vorsicht wegen wird die Ceremonie nach Beendigung des Baues noch einmal wiederholt. Trotzdem bleibt der Domowyi immer ein Wesen, mit dem nicht zu spaßen ist. Der Tyrann hat seine Mucken und Launen und wehe dem Hause, in welchem er, durch irgendetwas gereizt, diesen Mucken den Zügel schießen läßt. Er drückt dann die Bewohner in der Nacht während des Schlafes, zwingt sie die Stuben zu verlassen, schindet Kühe und Pferde, rupft den Schafen die Wolle vom Leibe, macht, daß selbst die Hühner krähen, vertreibt die Fische aus dem Wasser, verjagt das Wild aus einer Gegend, schleppt Wölfe und Bären bei den Ohren herbei, um nur den ihm zum Ekel gewordenen Menschen recht weidlich zu plagen, und ruht nicht eher, bis er ihn vernichtet oder zum Verlassen der Wohnung gezwungen hat.

Ich hatte in Sibirien einige Male Gelegenheit, Häuser zu sehen, welche der Mensch verlassen hat und in denen nun der Domowyi ganz allein sein Wesen treibt. In einem Dorfe waren es selbst d r e i gemauerte Häuser, deren „Wirthe" die Menschen vertrieben haben und nun allein in ihnen wirthschaften sollen. Der Russe fährt oder geht (freilich nur am Tage) an diesen Häusern vorbei und schlägt andächtig einige große Kreuze.

Der Domowyi ist übrigens leicht zu erzürnen und sehr schwer zu versöhnen. Wehe der Wirthin, welche, nachdem sie eine Kuh gemelkt hat, es vergißt, einige Tropfen Milch auf die Erde zu gießen, die dann der Domowyi aufleckt. Hat sie dieses zu thun vergessen, dann wird entweder sie selbst in der Nacht schrecklich vom wüthenden Hausgeiste gedrückt werden (dieses kann um so leichter geschehen, als das Abendbrot zwischen 8 und 9 Uhr Abends verzehrt wird und man sich gleich darauf zur Ruhe begiebt), oder aber die arme, sonst doch ganz unschuldige Kuh wird von dem rachsüchtigen Wirthe verfolgt und bis zum Tode gepeinigt. Sie muß untergehen oder abgeschafft werden.

Wenn dem Domowyi die F a r b e eines Hausthieres nicht gefällt, wird es von ihm verfolgt und der Eigenthümer muß es verkaufen, sonst geht es elendiglich zu Grunde, und eine Folge hiervon ist, daß man häufig in einer Wirthschaft gleichfarbige Thiere hält, um ja den Domowyi nicht durch eine ihm widerwärtige Farbe zu reizen und ihm Veranlassung zu geben, seine Wuth an dem durch seine Farbe mißliebigen Thiere auszulassen.

Ich kaufte, als ich mich in Ussola häuslich einrichten mußte, um mir meinen Unterhalt zu erwerben, eine Kuh, einige Ferkel und Hühner. Unter den letzteren waren zwei weißbunte, die anderen waren theils schwarz, theils auch gelb gefiedert. Als die Frau des Wirthes, von dem ich ein kleines Häuschen gemiethet hatte, meine Hühner sah, rieth sie mir, um Gotteswillen die bunten sogleich zu verkaufen, da der Domowyi ihres Hauses durchaus kein scheckiges Thier in seinem Bereiche leide. Die bunten Hühner, meinte sie, würden elendig-

lich enden, denn er werde sie vollkommen ausdörren. Um mir diese Mittheilung unbelauscht vom Hausgeiste machen zu können, rief mich das gute Weib in den Garten, wo ja schon ein anderer „Chasaïn" (Wirth) herrscht, der mit dem Hausgeiste nicht immer auf dem besten Fuße lebt. Ich dankte der Frau alles Ernstes für ihren wohlgemeinten Rath, fügte aber hinzu, daß ich glaube, der Domowyi werde entweder das Gastrecht üben und Rücksicht darauf nehmen, daß ich ja nicht Hausbesitzer sei, also heute hier und morgen dort wohne, mich aber doch nicht alle Augenblicke nach dem Geschmacke des Hausgeistes, in dessen Bereich ich komme, richten könne, und daß er außerdem auch wol das Eigenthum eines Polen respektiren werde. „Mache, was Du willst", sagte die gute Frau, mit der sich nicht polemisiren ließ; „ich habe meine Pflicht gethan und Dich gewarnt. Du wirst zu spät bereuen, meinen Rath unbeachtet gelassen zu haben. Ich dankte ihr nochmals für den Rath und tröstete sie endlich damit, daß ich auf den Verlust gefaßt sei und die Hühner deshalb behalten werde, da es doch auch möglich sei, daß der Domowyi seinen Geschmack geändert habe. Nach einigen Tagen hatten sich meine Hühner an ihre neue Residenz gewöhnt und gediehen herrlich, trotz des Hausgeistes, weil ich sie pflegte und Abends unter sicherem Verschlusse hielt, wohin kein Iltis dringen konnte.

Ich machte nun meine Warnerin auf diese Erscheinung aufmerksam und frug sie, was sie nun denke, da doch augenscheinlich meine Vorhersagung eingetroffen sei. „Ja, Ihr habt mit dem Domowyi intime Verhältnisse" (wy wjedajetjes), war die trockene Antwort der Frau, die von da ab gegen mich sehr zurückhaltend wurde, was mir übrigens nicht so ganz unangenehm war.

Der Leser wird sich wol aus dem bisher Gesagten einen hinlänglichen Begriff über das Niveau der Bildung machen, auf dem sich der Sibirier befindet. Die Kirche hat davon ihren Nutzen gezogen und den Aberglauben nach Kräften gehegt und gepflegt. Die orthodoxe und die papistische Kirche haben einige Legionen Heiliger und Wunderthäter geschaffen, deren Knochen sie als Reliquien aufbewahren und den Gläubigen für Geld zeigen. Sie haben in Kiew ihre Katakomben, in denen einem Heiligen Baumöl aus der Nase tropft, ein anderer sich in die Erde versenkt, deren letzte Stunde geschlagen hat, wenn er bis über die Ohren versunken sein wird, welchem Malheur man nur durch reichliche Opfer vorbeugen kann. In der Kirche des reichen Klosters in Schylkin liegt der heilige Wunderthäter „Inokjenty" (Innocens), der seines Gewerbes ein Pferdedieb gewesen sein soll. Er soll jedoch nur den Reichen Pferde gestohlen und diese den Armen mit etwas veränderter Farbe geschenkt haben, wie sein römisch-katholischer Kollege Crispinus Leder gestohlen hat, um es armen Schustern zu schenken. Als er des Geschäftes überdrüßig war, trat er ins Kloster, wo er bald in den Geruch großer Heiligkeit gerieth, und er soll nach seinem gottseligen Ende sogleich diverse Wunder gewirkt haben. Gott selbst hat den Leib dieses großen Heiligen dermaßen einbalsamirt, daß er sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Als die russischen Arrestanten in Ustjkutta am 18. August 1866 den Vorsteher der dortigen Strafanstalt baten, ihnen an dem in ganz Sibirien als Feiertag ersten Ranges begangenen Tage die Arbeit zu erlassen, sagte er ihnen ohne

Umschweife, „daß er kein Freund dieses Pferdediebes sei, der sich erst im Alter bekehrt und dann die heidnischen Bewohner des Landes mit der „Duga“ (dem zum Anspannen eines Pferdes auf russische Manier nöthigen Bügel) getauft, d. h. sie mit Prügeln gezwungen habe, sich von ihm taufen zu lassen.“

Außer der Unzahl Heiligen und Wunderthäter verehrt der Russe noch eine große Menge „geoffenbarter“ Bilder, welche direkt vom Himmel gekommen sind, um die Gläubigen zu erfreuen.

Böse Zungen — und es finden sich dergleichen auch schon unter den gebildeteren Russen — erzählen über die geoffenbarten Bilder Folgendes.

„Wenn irgendwo das Volk gegen die Heiligen der Kirche am Orte lau zu werden und die Opfer spärlicher zu fließen begannen, begab sich ein Pope oder Mönch mit einem schlechten Gemälde in die Tajga, stellte es an einem Baume auf und merkte sich natürlich genau die Gegend. Nach einiger Zeit posaunte dann der fromme Pater aus, er habe einen Wundertraum gehabt, in welchem ihm der heilige Ilia (Elias), Nikolaus, Jefim, oder wol auch die „Mutter Gottes“ selbst erschienen sei und ihm gnädig geoffenbart habe, daß er oder sie die Gegend mit ihrem Portrait beglückt und dasselbe aus dem Himmel auf die Erde herabgelassen habe. Man solle nur in der und der Richtung suchen und man werde das heilige Konterfei finden. Dasselbe dürfe jedoch nicht von der Stelle, auf der es sich befinde, weggenommen, sondern es müsse ihm an Ort und Stelle eine Kapelle, Kirche oder wol gar ein Kloster erbaut werden, wozu natürlich die Gläubigen das Geld herzugeben haben. Sogleich wurde eine Prozession nach dem Gnadenorte organisirt und man fand richtig das geoffenbarte Bild, das natürlich wunderthätig war. Das nöthige Geld zur Erbauung des gewünschten Heiligthums wurde durch Kollekten aufgebracht, die gewöhnlich im ganzen Lande von Mönchen oder Nonnen, auch wol von Pilgern gesammelt wurden.“

Schon Kaiser Nikolaus I. soll der Kumulirung von Heiligen und von geoffenbarten Bildern überdrüßig geworden sein. Bei einer Graduirung eines Heiligenkandidaten soll er unwillig ausgerufen haben: „Podpischu, no on poslednij“ (Ich unterschreibe, aber er ist der letzte). In Bezug auf die geoffenbarten Bilder soll er, da er den Himmelsbewohnern nicht verbieten konnte, sich mit der schönen Kunst zu beschäftigen, verfügt haben, daß nur dann an dem Orte, wo sich ein Heiligenbild offenbart, eine Kapelle, Kirche oder ein Kloster erbaut werden soll, wenn das Heiligenbild auch gleich die nöthigen Fonds hierzu aus dem Himmel mitbringe, andernfalls solle das Bild in die nächste Kirche gebracht und dort aufbewahrt werden, da es augenscheinlich sei, daß der betreffende Heilige sich um die nöthigen Baufonds bemüht haben würde, wenn er gewünscht hätte, daß ihm ein Tempel errichtet werde.

Wieviel Wahres an diesem ist, lasse ich dahingestellt sein. Relata refero. Soviel ist jedoch ausgemacht, daß seit einem Vierteljahrhundert in Rußland kein Mensch mehr heilig gesprochen worden, auch kein Bild mehr vom Himmel gefallen ist. Man muß sich mit den alten behelfen.

Der gewöhnliche Städter unterscheidet sich in Nichts vom Dorfbewohner. Doch beginnt in den Städten sich allmählich mehr Bildung, wenigstens die Sehnsucht nach derselben, zu entwickeln.

Der orthodoxe Glaube, der ja wie der römisch-katholische ein dogmatisirtes, in zwölf Sätze gepreßtes Credo besitzt, von dem bei Leibe kein Jota oder Pünktlein abgehandelt oder anders gedeutet werden darf, als es die Kirche, d. h. die hohe Klerisei, deutet, welche die himmlische Weisheit allein geerbt hat, besitzt auch, wie sein römischer Bruder, sieben Sakramente, von denen sich kein Stückchen abhandeln läßt, und in diesen sieben Sakramenten besitzt er mächtige Mittel, dem Gläubigen das Himmelreich mit allen seinen Herrlichkeiten zu geben, aber dafür seine irdischen Güter in Beschlag zu nehmen. Ohne das vom Popen gebenedeite Wasser und die von ihm vollzogene Einölung, für welche bezahlt werden muß, kommt Niemand durch den himmlischen Schlagbaum. Wer die „Objednia", d. h. die Messe, nicht mit anhört, muß doch mindestens ein Opfer von drei Kopeken bringen, die angeblich zum Ankauf von Gott wohlgefälligen Wachslichtern — andere finden vor seinen Augen keine Gnade, denn er haßt die Produkte der Neuzeit: Paraffin und Stearin, — verwendet werden. Wie der lamaitische Burjate alle Jahre seinen von Buddha auf ihn gezogenen Wechsel honoriren, wie der strenggläubige römische Katholik alle Jahre mindestens einmal seine Sünden beichten und dabei der Alma mater einige Münze schenken muß, ebenso muß auch der russische Bauer, Städter und Dworjanin mindestens einmal im Jahre zum Stellvertreter seines orthodoxen Gottes kommen, ihm seine Sünden haarklein erzählen (sie sind gewöhnlich allbekannt), um Verzeihung und Nachlaß zu erhalten, die jedoch nur für Geld gegeben werden. Der Preis für diese Gnade richtet sich nach den Vermögensumständen des Pönitenten; fünf bis zehn Kopeken reichen jedoch gewöhnlich hin. Oft ereignet es sich jedoch, daß die Sünden so gräßlich sind, daß sie nur durch einen „Stof" (d. i. Branntwein) getilgt werden können, den nicht Gott selbst, sondern der seine Stelle vertretende Pope austrinkt. Wenn der Rechtgläubige eine Familie gründen will, muß er hierzu den Segen des Popen erkaufen, ohne den es durchaus nicht abgeht, und wenn er endlich das Irdische mit dem schöneren Jenseits, wo seiner vollständige Freiheit von Abgaben und Lasten wartet, vertauscht, nimmt der Pope für seinen Machtgeber die Abgabe in Empfang, für welche die Himmelspassage freigegeben wird. An Sonn- und Festtagen werden auch vor den Bildern der Heiligen Andachten gehalten, welche in einem Bücken, Beugen, Niederknieen, Aufstehen, Sichbekreuzen und vor die Brust Schlagen, den Fußboden mit der Stirn Berühren und Hospody pomilnj-Rufen bestehen und gewöhnlich eine halbe, oft auch eine ganze Stunde dauern. Während dieser Zeit brennen Wachslichtlein und die Lampadka, denn ohne dieses ist die ganze Hausandacht wirkungslos. Ich war häufig gezwungen, während solcher Andachten in der Stube anwesend zu sein; ich betheiligte mich an ihnen nicht, da ich die Tempos, in denen irgendein Knix gemacht, ein Kreuz geschlagen, zwei Schritte rückwärts und einer vorwärts gemacht werden müssen, nicht kannte und fürchtete, schwere Sünden zu begehen, wenn ich mich um eine Sekunde irrte, zu spät oder zu früh käme. Daß ich mich des Lachens nur mit der größten Mühe enthalten konnte, versteht sich von selbst. Daß die Leutchen Anfangs scheel auf mich sahen, weil ich ihren Hokuspokus nicht mitmachte, ist leicht begreiflich; ich erklärte ihnen jedoch, daß unsere heilige Kirche andere Formeln vorschreibe, die

ich leider nicht beachten könne, da ich weder ein Stück vom Körper irgendeines Heiligen, eine Reliquie („Moschtschy"), noch auch ein von einem römisch-katholischen Priester geweihtes Kreuz besitze, ohne welche Sachen es durchaus nicht ginge. Die gutmüthigen Leutchen, welche glaubten, daß ich mich danach sehne, die Andacht nach Vorschrift des Stellvertreters Gottes in Rom (er war damals noch nicht unfehlbar), zu verrichten, erboten sich, mir aus Irkutsk ein vom dortigen katholischen Probste geweihtes Kruzifix oder gar einen Heiligenknochen zu besorgen, wofür ich ihnen jedoch herzlich dankte. Jeder Rechtgläubige trägt ein geweihtes Kreuzchen auf der bloßen Brust, das ihn, wenn er eben des Domowyi vergessen hat, vor ihm und vor dem Leschy, überhaupt vor allen möglichen Unfällen oder Gefahren, schützen soll. Dieses Assekurationskreuzchen ist aus Gold oder Messing, recht ungeschickt gearbeitet, und wird nie, selbst nicht während des Sündigens, abgelegt. Es schützt die Seele vor dem Einflusse der Sünde, die nur den Körper influenzirt, wenn das Kreuz auf der Brust ruht, sie aber nicht in die Seele dringen läßt.

Auch das Wallfahrten zu wunderthätigen Heiligen oder ihren Bildern hat der rechtgläubige Russe mit dem rechtgläubigen Katholiken gemein und er sehnt sich nach einer Wallfahrt nach Schylkin oder gar nach Kasan, Moskau oder Kiew, wie sich der rechtgläubige Muselmann nach einer Pilgerfahrt nach Mekka sehnt. Einige träumen sogar ihr ganzes Leben lang von einer Pilgerfahrt nach „Jirusalym", wo der „Herr Jisos Chrystos" gelitten. Daß sich mitunter Bradjagen diesen frommen Glauben zu Nutze machen und häufig mit einem großen Kreuze auf der Brust eine Pilgerreise aus den Strafanstalten nach Kiew unternehmen und bei dieser Gelegenheit die fromme Leichtgläubigkeit brandschatzen, dürfte selbstverständlich sein.

Häufig werden jedoch die Heiligen schändlich geprellt. Wenn nämlich der Russe in Gefahr ist und in irgend einem Baume oder Baumstummel den Leschy wittert, kreuzt und segnet er sich, ruft sein „Hospody pomiluj" und verspricht irgend einem Heiligen ein Lichtlein anzuzünden, wenn er ihm hilft, aus der Gefahr zu entkommen. Einmal erinnerte ich den Bauer, bei welchem ich in Jelan wohnte, an sein dem heiligen Ilia (Elias) gegebenes Versprechen; da steckte er den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger und sagte, indem er die so eingerichtete Faust ausstreckte: „Wot jemu" (dieses-ihm!). Trotz dieses Betruges versprach er demselben Heiligen einige Tage später doch wieder ein Lichtlein für seinen gnädigen Beistand, um das er natürlich wieder geprellt wurde. Wie der Heilige wird auch der Pope während der Beichte betrogen. Einer meiner Bekannten hatte eine recht hübsche Geliebte. Eines schönen Tages, als sie aus der Kirche kam, wo sie gebeichtet hatte, bewillkommnete ich sie und wünschte ihr, wie es Usanz ist, Glück zur Erleichterung, die ihre Seele erfahren, und frug sie, ob sie dem frommen Popen auch gebeichtet habe, daß sie einen Polen, einen nicht orthodoxen Christen, liebe. „Das versteht sich doch von selbst," entgegnete das Mädchen; „aber ich bin auch nicht so dumm, wie Du glaubst. Ich habe ihm dieses in so leisem Tone gesagt, daß er es unmöglich hören konnte." Der gute Pope kannte aber ohnedies das Geheimniß ihres Herzens; er hatte für's Beichtehören einen halben Rubel erhalten, und das genügte ihm vollständig.

Der Aberglaube ist tief eingewurzelt, wie es ja bei dem niederen Bildungsgrade, auf dem das Volk steht, nicht anders zu erwarten steht. Eine Folge hiervon ist, daß es an Zauber und Besprechungen, an sympathetische Kuren und Geheimmittel glaubt und die Ueberzeugung hegt, daß der Schamane ein wahrer Ausbund von übernatürlicher Kraft ist. Ich selbst war einst, während der Reise auf der Lena, genöthigt, von dieser Eigenschaft der russischen Bewohner jener Gegend Nutzen zu ziehen und aus Noth — Doktor zu werden.

Wir kamen nämlich eines Tages, elf Mann hoch, nachdem es schon zwei Tage vorher sehr wenig zu essen gegeben hatte, weil wir in den Dörfern nicht die nöthigen Mundvorräthe erhalten konnten, in ein Dorf, von dem uns unser amtlicher Begleiter, ein Zehntmann aus der Orlinsker Wollostj, gesagt hatte, daß wir uns in ihm reichlich würden verproviantiren können. Kaum waren wir ans Ufer gekommen, da sprangen wir auch behend aus dem Boote und zerstreuten uns im Dorfe, um Einkäufe zu machen. Wir wurden in allen Häusern damit beschieden, daß die Bewohner nur soviel Lebensmittel hätten, wie sie eben selbst bis zum künftigen Jahre brauchten, wo die „Pawoski" aus Irkutsk, die schwimmenden Magazine, die nach Jakutsk gehen, zu ihnen kommen. Wir kamen traurig und niedergeschlagen, weil hungerig bis zur Erschöpfung, ans Lena-Ufer zurück, und warteten nur auf die Rückkehr des letzten Kameraden, um weiter zu reisen. Dieser kam und erzählte, daß er in einem nicht sehr entfernten Hause frisches Weizenbrot, getrocknetes Fleisch und getrocknete Fische, Eier und andere Herrlichkeiten und Leckerbissen in Hülle und Fülle gesehen habe, daß man aber nichts verkaufen wolle. In dem Hause läge jedoch die einzige Tochter krank darnieder und da sei ihm der Gedanke eingekommen, zu sagen, daß unter den eben im Dorfe anwesenden Polen ein Doktor sei, dessen Rolle er mir zutheilte. Ich hatte wirklich eine kleine Reiseapotheke mit mir, in welcher sich Brausepulver, Chinin, Ipecacuanha, Soda, Magnesia, Aether u. dergl. Präservativa und unschädliche Medikamente befanden, welche jeder in jenen Gegenden Reisende für Nothfälle mit sich führen muß. Unterwegs hatte ich oft meinen Kollegen Hülfe geleistet und ihnen Sodbrennen, Kopfschmerzen u. Aehnl. mit den entsprechenden Pulvern vertrieben. Ich weigerte mich, die Rolle eines Arztes zu übernehmen, doch — ich wurde einstimmig von der ganzen Partie zum Doctor medicinae promovirt und mußte mich entschließen, wenn auch ohne Barett und Toga, zur Kranken zu gehen.

Ich überzeugte mich bald, daß die Patientin am Fieber leide, welches sie sich während der Faschingszeit durch übermäßiges Essen zugezogen hatte, und beschloß sie mit dem in den sibirischen Spitälern üblichen Mittel, Nux vomica, zu kuriren, erklärte jedoch, daß dieses nur früh Morgens geschehen könne. „Da wir nun aber", fügte ich etwas barsch hinzu, „sogleich abreisen werden, weil Ihr uns dem Hungertode preisgeben wollt, kann ich Eurer Tochter nicht helfen und der — Teufel wird sie bald holen."

Man bot mir vergebens Geld, ja sogar Lebensmittel für meine Person, wenn ich die Kranke kuriren wolle; ich bestand auf Lebensmittel für die ganze Partie und man ging endlich, als man sah, daß ich mich meiner Sache sicher fühle und nicht mit mir handeln lasse, auf meine Forderung ein.

Vor allen Dingen horchte man mich aus, um zu erfahren, mit welchen Mitteln ich den Feldzug gegen den bösen Geist, der die Krankheit verschuldete, führen würde, und verrieth mir bei dieser Gelegenheit das wichtige Geheimniß, daß man eine Wunderkur erwarte. „Schwer ist der Kampf gegen die Dummheit", denn „mit der Dummheit kämpfen ja selbst Götter vergebens", wie ein sehr bezeichnendes Sprüchwort weiter sagt — das wußte ich schon aus Erfahrung, und ich suchte nur mich zu überzeugen, welches Mittel die Leichtgläubigen und Abergläubischen für das wirksamste hielten, um darnach meine Maßregeln zu treffen.

„Ihr Polen", sagte mir die betrübte Mutter, „seid kluge Leute, Ihr könnt Alle lesen und schreiben. Wenn Du nun meiner Tochter so ein „Fieberevangelium" aufschreiben möchtest, das sie verschlucken könnte, so würde auch der Leschy gleich unser Haus verlassen." Die Medizin war also einfach. Nachdem die Bedingungen stipulirt und das Honorar in genügenden Mundvorräthen an Bord unseres Bootes geschafft war, verordnete ich, daß die Kranke heute schon nichts mehr genießen dürfe und daß morgen vor Sonnenaufgang der Samowar (die mächtige Theemaschine) in Bereitschaft stehen müsse, da die Krankheit nur vor Sonnenaufgang vertrieben werden könne. Ich stellte mich pünktlich, mit einer fast doppelten Dosis von Nux vomica ausgerüstet, ein. Das Papier hatte ich mit mir selbst unverständlichen Schriftzeichen bekritzelt, die das Fieberevangelium bedeuten sollten. Ich ordnete nun an, daß alle Anwesenden die Stube verlassen sollten, da ich angeblich allein und ungesehen mit der Kranken verbleiben müsse. Die ziemlich breiten Spalten in der Thür waren für mich eine Garantie dafür, daß man jede meiner Bewegungen belauschen würde, und hierauf rechnete ich eben. Nun begann ich einen furchtbaren Hokuspokus mit meinem Heilmittel, drehte mich im Kreise herum, als ob mich die Tarantel gestochen hätte, bückte mich, bekreuzte das Pulver, die Kranke, ertheilte Orbi et urbi, wie der leibhaftige Papst, den Segen und — reichte der Patientin das Pulver, das sie mit dem Papier verschluckte. Nun mußte sie einige Quart lauwarmen Wassers nachgießen und da ich sah, daß das Mittel zu wirken beginne, rief ich die Eltern in die Stube, um ihnen das Weitere zu überlassen. Zur gewöhnlichen Stunde stellte sich der Paroxismus nicht wieder ein; ich hütete das Haus, damit mir die liebevollen Eltern das Töchterchen nicht überfütterten, und gab überhaupt diätarische Vorschriften, deren Ausführung ich überwachte. Mein Ruhm als Wunderdoktor war nunmehr begründet; die Heilungsmähr eilte schnell durch's ganze Dorf und Alt und Jung beeilte sich, mir und meinen Gefährten die unbegrenzteste Hochachtung und Bewunderung zu bezeigen. Man wusch und reparirte uns unsere Wäsche unentgeltlich, und gab uns, als wir am dritten Tage abreisten, so viele Lebensmittel mit auf den Weg, daß wir gegen acht Tage überreichlich mit ihnen auskamen.

Der glückliche Vater drückte mir bei der Abreise einen Fünfrubelschein in die Hand, den ich jedoch zurückwies; ja, ich bemühte mich, ihm klar zu machen, daß nicht mein Hokuspokus, sondern das Pulver, das seine Tochter verschluckt, gewirkt habe. „Skaschijtje skaski, my znajom waschewo brata" („Erzählt uns Fabeln, wir kennen Euern Bruder") antwortete der Ungläubige, der mich

gewiß noch heute zum Mindesten für einen römisch-katholischen Schamanen hält. Für einen Heiligen wird man mich schon deshalb nicht halten, weil nach den Begriffen des Volkes und seiner Popen kein römisch-katholischer Heiliger Wunder wirken kann, trotzdem ich überzeugt bin, daß ihrer Viele Wunder gewirkt haben, ganz in der Weise und unter den Umständen — wie ich eins gewirkt habe, vielleicht nur aus größerem Eigennutze.

Der Russe ist nicht religiös, er fühlt nicht das Bedürfniß nach Höherem, Geistigem, welches Bedürfniß sich in innigem, herzlichem Anschmiegen an Alles, was Moralität und Tugend heißt, kundgiebt; er glaubt nur, denn er fürchtet. Er fürchtet die Qualen der Hölle und glaubt ihnen zu entgehen, wenn er die Formen, welche ihm seine Kirche vorschreibt, beobachtet. Er giebt reichlich Almosen, aber nicht aus Herzensdrang, nicht aus eigenem Hange, nicht um das menschliche Elend zu mildern, sondern — um Christi willen, der ihn ja dafür mit hundertfachen Prozenten belohnen wird. Er giebt nicht, um zu geben und zu beglücken, sondern um sich eine hohe Stelle im Himmel zu sichern, oder um sich Sündenvergebung zu verschaffen, und dieses prägt sich so recht in seinem ewigen Gebete und Gesange: „Hospody pomiluj" („Herr, erbarme dich") aus. Selbst auf die Religion des Russen sind die Einleitungsworte einer Rede des Generals Nasimow, die er als Kurator der Universität Moskau gehalten hat, anwendbar, denn auch in der Religion ist dem Russen „die Form der ganze Inhalt des Lebens!"

Bemerkenswerth ist, daß die russische Sprache keinen Ausdruck für den Begriff „Religion" hat, sondern nur vom Glauben „Wjera" zu sprechen weiß. Zwar ist das Wort Religion nicht der deutschen Sprache eigenthümlich, indeß dermaßen in ihr eingebürgert, daß es selbst dem Ungebildeten ganz gut verständlich, ja ihm geläufig ist, während der Russe (ich spreche hier nicht vom höher Gebildeten) das Wort „religiosny" (religiös) durchaus nicht versteht. Er glaubt also, ohne das, was er glaubt, zu fühlen, und die orthodoxe morgenländische wie die alleinseligmachende abendländische Kirche begnügt sich mit dem ungefühlten und unverstandenen Glauben, von dem die Oberhäupter beider ganz gut wissen, daß er unverständlich ist.

Der gewöhnliche Russe hat, wenn er halbwegs lesen kann, eine eigenthümliche Passion; er liest dann vorzüglich die „Offenbarung Johannis", die man bei Jedem finden kann, der über's Syllabiren hinaus gekommen ist. Ueber die Träume eines Greises (wenn sie überhaupt von dem stammen, dem sie zugeschrieben werden) wird nachgedacht, es wird darüber diskutirt, und jedes Zeitereigniß, selbst die Eisenbahnen und Lokomotiven, aus ihnen herausgetüftelt. Ich habe mir sehr oft Zwang anthun müssen, um den Leuten nicht zu sagen, daß ich an die Träume des heiligen Johannes eben so wenig glaube wie an die des unheiligen Pharao, oder des ersten besten sibirischen Bauern; die Wahrheit würde der Russe noch nicht ertragen, und man würde sich nur nutzlos einen Feind machen, wenn man als Gegner des von ihm am höchsten verehrten Buches auftreten würde, dessen Inhalt er ergrübeln will.

Der Pope wirkt auf den Russen nicht ein oder wirkt oft schädlich. Ungebildet und unmoralisch, wie er gewöhnlich ist, kann er keinen Einfluß auf

Bildung und Gesittung erringen und deshalb ist er auch gewöhnlich außerhalb der Kirche verachtet. Ausnahmen sind selten und werden von ihren Konfratern angefeindet, bei den Oberen angeschwärzt und von diesen verfolgt, gequält, ja häufig zur Strafe in Einöden versetzt, wo sie geistig verkommen müssen, wie es mit einem mir näher bekannten gemacht wurde, der zur Strafe Burjaten bekehren sollte, um (wie er sich beim Abschiede mir gegenüber ausdrückte) dem Bischofe einen Orden zu verdienen.

Aus der Bildung eines Volkes erwächst seine Art der Bearbeitung des Bodens, seine Industrie, sein Handel und Gewerbe, deshalb haben wir noch diese Erscheinungen bei den Russen in Sibirien zu betrachten und, als in Verbindung damit stehend, einen Blick auf die Kommunikationsmittel zu werfen.

Wenn wir uns den unerschöpflichen Reichthum Sibiriens vorstellen, den wir ja kaum zu skizziren vermochten, da vielleicht weit mehr Schätze unentdeckt in seinem Schoße ruhen, als der Mensch bisher entdeckt hat, ja als er vielleicht ahnt, so müßte man zu dem Schlusse gelangen, daß die Industrie eine ungemein rege Thätigkeit entwickelt hat, um wenigstens die Schätze zu heben, welche bis jetzt schon bekannt sind, und sie von dort herauszuschaffen, wo ihre Werbung, ihre Verwerthung noch nicht mit allzugroßen Schwierigkeiten verknüpft ist. Wer so schließt, macht einen Trugschluß.

Wie wir schon gesehen haben, ist die Industrie des „Goldsuchens" die vorherrschende, wenn auch die beim Waschen angewendeten Mittel gar nicht rationeller und dem jetzigen Stande der Technik angemessener sind, als sie es vor hundert Jahren waren. Das Goldsuchen ist aber zur Manie geworden, über die man alle anderen Industriezweige, zu denen man das Rohmaterial ganz in nächster Nähe besitzt, vergißt. Dieses geht so weit, daß man nach dem eigentlichen Sibirien, d. h. nach dem östlich vom asiatischen Theile des Permer Gouvernements gelegenen unermeßlichen Landstriche, Eisen aus den Bergwerken des Ural einführt, trotzdem, wie ich gezeigt habe, das herrlichste Rohmaterial an vielen Orten ganz auf der Oberfläche der Erde offen zu Tage liegt. Während Hunderttausende von Arbeitern alljährlich in den Systemen des Kreises Jeseysk, dem südlichen und nördlichen wie im Nertschinsker und in dem von Olekma, beschäftigt waren, um Gold zu waschen; während andere Tausende in den unwirthlichen Tajgen umherzogen, um neue, unberührte Goldlager aufzusuchen, begnügte man sich mit zwei Eisenwerken, dem von Nikolajewsk, hundert Meilen westlich von Irkutsk im Krasnojarsker (Jeniseisker) Gouvernement, und dem von Petrowsk, im Nertschinsker Verwaltungsgebiete. Das erstere hatte die Regierung an den Kaufmann Trapjesnikow in Irkutsk verkauft, der es mit Hülfe von Strafarbeitern, welche ihm die Regierung lieferte, betrieb; das zweite wurde ebenfalls mit Hülfe von Strafarbeitern für Rechnung der Regierung betrieben. Ueber die Ausbeute, die das Eisenwerk Nikolajewsk lieferte, ist mir nichts Näheres bekannt geworden; sie kann nicht sehr bedeutend sein, da sonst Herr Trapjesnikow in seiner Eisenhandlung in Irkutsk, wie dies noch im Jahre 1868 der Fall gewesen, keine Eisenwaaren aus den Bergwerken am Ural führen würde. Das Eisenwerk Petrowsk lieferte im Jahre 1862: 50,235 Pud 36 Pfund Gußeisen; 19,036 Pud 26 Pfund Schmiedeeisen und 158 Pud 11 Pfund Stahl,

was kaum die Produktionskosten decken dürfte. Ich zweifle, ob das aus der Tajga herausgeschaffte Gold Sibirien beglücken wird, trotzdem, wie die letzten russischen Zeitungen sagen, die Ausbeute in Ostsibirien im Jahre 1872 — 1543 Pud 3 Pfund betragen hat, von denen 630 Pud aus dem Lenasysteme, 406 Pud aus dem südlichen Jeniseisker Systeme und 250 Pud aus dem Nertschinsker Lande stammen. Zur Herausschaffung dieses Goldes bedurfte es, außer den Maschinen und Aufsichtsbeamten, einer kleinen Armee von 30,622 Arbeitern, die, wenn sie zu Feldarbeiten und Trockenlegung von Moräſten, die sich ganz in der Nähe der Dörfer befinden, benutzt worden wären, gewiß mehr als den doppelten Werth des Goldes produzirt und zur Verbesserung des Landes in klimatischer und sanitärer Hinsicht beigetragen hätten. Man erzählte mir an der Lena, daß der Generalgouverneur von Irkutsk, Graf Murawiew Amurskoj (der Eroberer des Amurlandes), der einzige Gouverneur aus dem Militärstande, der Sinn für Volkswohl hatte, während einer Rundreise auch in die an der Lena gelegenen Dörfer gekommen und sich das Leben des Volkes angeschaut habe. Er frug u. A. in einem Dorfe, was denn die Bewohner im Sommer gemacht hätten, und erhielt zur Antwort, daß die meisten rüstigen Männer in den Goldgruben im Olekminsker Kreise gewesen seien und dort Gold gegraben hätten. „Ihr Unsinnigen", sagte der General mit Entrüstung, „Ihr könnt das schönste Gold ganz in der Nähe Eures Dorfes finden und geht Tausende von Wersten, um es zu suchen!" Als ihn die Menge erstaunt ansah und einer der Anwesenden sogar naiv bemerkte, daß in der Nähe ihres Dorfes bis jetzt keine Goldseife entdeckt worden sei, sagte der General lächelnd: „Du Narr Du! rode nur den Wald, der dicht am Dorfe ist, aus, pflüge den Boden, säe Weizen und Roggen, pflanze Kartoffeln und Tabak, und Du wirst Gold aus dem Boden herausschaffen." Leider war sein Nachfolger anderer Ansicht und deshalb wurden alle Kräfte aufs Goldsuchen verwendet.

An eine eigene Industrie, in der bei uns gebräuchlichen Bedeutung des Wortes, ist in Sibirien nicht zu denken. Neben der Goldwäscherei, deren Produkt für einen bestimmten Preis an die Regierung abgeliefert werden muß, spielen die Brennereien die wichtigste Rolle. Ungeheuere Branntweinbrennereien, in denen täglich 3- bis 4000 Pud Roggenschrot gemaischt wird, befinden sich in unverhältnißmäßig großer Anzahl in jedem Gouvernement und dienen dazu, das Volk zu demoralisiren. Bjeloglow, Golldobin, Dombrowski, Judyn u. A. in Irkutsk haben je zwei bis drei, übrigens noch ziemlich alterthümlich eingerichtete Brennereien, und Kozjello-Paklewski ist der Brennerei- und Schenkenkönig in ganz Westsibirien. Von der Westgrenze des Tobolsker bis an die Ostgrenze des Tomsker Gouvernements gehören fast alle Schenken in allen Dörfern Herrn Paklewski, der natürlich den Preis des Branntweins macht. Es giebt wol kein Dorf, in dem nicht 20 bis 30 Schenken („Kaback") sind; ja in vielen ist ihre Zahl eine bedeutend größere. Beispielsweise will ich nur das Dorf Saladejewskoje sjelo bei Krasnojarsk nennen, von dem Herr Latkin sagt, daß es 565 Häuser, 3900 Einwohner und 90 Schenken hat. In der Stadt Krasnojarsk, die circa 18,000 Einwohner zählt, giebt es 180 gewöhnliche Schenken, nicht gerechnet die Kneipen der eleganteren Welt.

Die Polen, welche nach Sibirien deportirt worden sind, haben, wie Herr Latkin anerkennend hervorhebt, die Industrie belebt. Ihnen verdankt Sibirien einige recht gute Brauereien und die Anlegung von Dampfmühlen, die sie, wenn auch nicht erbaut, so doch in Anregung gebracht haben. Besonders haben sie, wie ich ja schon oben gezeigt habe, einen tiefgreifenden Einfluß auf verschiedene Gewerbszweige geübt. Eins vermochten sie jedoch dem Sibirier nicht begreiflich zu machen, — wenigstens nicht, so lange ich in Sibirien war, — die Nothwendigkeit der Arbeitstheilung. Wie der russische Kaufmann in Sibirien in seinem Laden die heterogensten Gegenstände nebeneinander aufstapelt, Stiefel aus Kongura, Seidenzeug und Juchten, und Thee auf demselben Tische verkauft, so auch sucht der russische Fabrikant recht viele verschiedene Sachen zu produziren. Herr Bjelogolow fabrizirte in seiner Telminer Fabrik grobes Tuch, Glas, Seife und Licht, Leder, Papier, Mehl, Oel und Branntwein. Zu diesem Behufe waren an dem zu einer Reihe von Teichen angestauten Flüßchen Telma errichtet: eine Walkmühle und Papiermühle, in einem Gebäude, eine Glashütte, eine Spinnerei, in die der Eintritt Fremden nicht gestattet war, eine Mehlmühle nebst Färberei, eine Brennerei nebst Oelmühle, eine Weberei für Handbetrieb, eine Gerberei, eine große Wollwäscherei und diverse andere Baulichkeiten, die alle in großer Entfernung von einander und ohne Zusammenhang und Ordnung aufgeführt waren, so zwar, daß man von der Walkmühle zur Wollwäsche mehr als eine halbe Meile zurückzulegen hatte. Es wurde fabrizirt: ein recht herzlich schlechtes Löschpapier zum eigenen Gebrauche; grünes Tafelglas und Flaschen, ein sehr grobes Tuch, von dem mehrere Hundert Stücke weiß nach Jakutsk gingen, Talglichte, harte Seife, Rapsöl und schlechtes Leder, das keine Nässe vertrug. In der Fabrik wurden, nach amtlichen Nachweisungen, 440 Menschen beschäftigt und ihr Umsatz betrug im Jahre 1868 — 210,000 Rubel.

In Ustijlug, Irkutsker Kreises, ist, wie ich schon früher angedeutet habe, eine Porzellanfabrik, die recht geschmacklose Sachen produzirt. Trotzdem hat sie einen Absatz von 13,635 Rubel, von welcher Summe 11,860 Rubel verausgabt werden, so zwar, daß die 48 in ihr beschäftigten Arbeiter 4960 Rubel und das zu verarbeitende Material 6900 Rubel absorbiren.

Es ist im Krasnojarsker Kreise, im Dorfe Essaulowka, noch eine Papierfabrik, die jedoch nur Packpapier fabrizirt und deren jährlicher Umsatz, nach Latkin, circa 1500 Rubel beträgt. Papier wird nach Sibirien, bis an den Stillen Ozean, aus dem Europäischen Rußland und zwar aus Moskau, Petersburg, ja sogar aus den in Polen befindlichen Papierfabriken gebracht. Kein Wunder also, daß man den Bogen schlechtesten Kopirpapiers mit einer Kopjeke (vier Pfennigen) und einen Bogen Briefpapier mit 4 Kopjeken bezahlen muß.

Im Tobolsker Gouvernement findet man in vielen Dörfern Anfänge einer Kleinindustrie, die, wenn sie von den Gouverneuren beachtet und unterstützt werden würde, leicht zu hoher Blüte gelangen könnte. Es ist dieses die Teppichindustrie, mit der sich größtentheils die Frauen beschäftigen. Wenn man das Rohmaterial, die elenden Geräthe zum Spinnen und Weben wie auch die niedrige Bildungsstufe und den infolge dessen wenig ausgebildeten Geschmack der Arbeiterinnen in Anschlag bringt, muß man die von ihnen gefertigten

groben, oft grellfarbigen Teppiche schön nennen. Zum gewöhnlichen Gebrauche, wie zum Bedecken der Strohsitze auf Wagen und Schlitten, wie auch zum Ausbreiten auf dem Fußboden, sind sie wirklich praktisch.

Vielleicht würde ein Gouverneur, wie Herr Despot-Zenowicz, aus dieser Kleinindustrie etwas Bedeutendes geschaffen haben. Aber als geborener Pole von den Russen angefeindet, hatte er beständig mit Intriguen zu kämpfen, wol hauptsächlich deshalb, weil er streng gewissenhaft war und — in meiner und vieler Deportirten Gegenwart, — den Gouvernementsräthen ohne Umschweife sagte, daß sie „Wory" (zu Deutsch Diebe) seien.



Vor dem Posthaus in Atschinsk.

Nun ist es auch in Sibirien, wie ich es an mir selbst erfahren habe, Sitte, daß ein neuer Beamter immer das, was sein Vorgänger gethan hat, über den Haufen wirft, was er hat thun wollen, ins Gegentheil umwandelt, und dieses ist gewiß mit Ursache, daß sich im Lande nichts entwickelt. Mit mir verhandelte beispielsweise der Civilgouverneur Schalaschnikow in Irkutsk wegen Einrichtung einer Musterwirthschaft, deren Aufgabe es sein sollte, Bauernsöhne mit den neueren, verbesserten landwirthschaftlichen Geräthen und Maschinen bekannt zu machen, weil ich ihm gegenüber die Behauptung ausgesprochen, daß die landwirthschaftliche Produktion ohne große Mühe verdoppelt und verdreifacht werden könne. Herr Schalaschnikow wurde im Juli 1869 plötzlich nach Petersburg in den Senat versetzt und sein zeitweiliger Nachfolger, der spätere Civilgouverneur von Jakutsk, Herr Ern, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Unterhandlungen mit mir abzubrechen und mich in die Heimat zu senden, —

weil der Gedanke nicht von ihm ausgegangen war, weil ich mich nicht zuerst mit meinem „Mémorial sur la possibilité d'acclimatisation de quelques plantes potagères et arbres forestiers, et d'augmenter la production rurale", an ihn gewendet hatte, trotzdem er zur Zeit Schalaschnikow's nur Vize-Gouverneur war.

Noch ein zweiter, für Sibirien höchst wichtiger Industriezweig wird ebenso nachlässig und ohne jegliche Berücksichtigung seitens der Regierungsorgane betrieben, trotzdem er, wenn er gehoben und entwickelt würde, dem Lande bedeutenden Nutzen bringen könnte. Es ist dieses die Fabrikation von Filzdecken aus Wolle und Rindshaaren. Diese Decken würden bei den Nomadenvölkern Centralasiens bedeutenden Absatz finden, besonders wenn die weißen Wollfilzdecken mit verschiedenen, dem Geschmacke der Käufer angepaßten Farben verziert wären; wie die Sachen jetzt stehen, wo die Decken von fahrenden Bauern in den Häusern Derer, die die Wolle liefern, gefertigt werden, reicht die Produktion kaum für den eigenen Gebrauch aus. Dieser eigene Gebrauch ist aber ein ziemlich umfangreicher. Wie wir gesehen haben, schläft ja der Sibirier auf Filzdecken und deshalb bedarf ihrer jede Familie alle Jahre einige. Außerdem aber werden die Stubenthüren zur Winterszeit mit solchen Decken beschlagen, um das Zimmer gegen das Eindringen der Kälte zu schützen, und Jeder, der im Winter bequem und gegen Kälte geschützt reisen will, beschlägt seinen ungeheuern Schlitten mit Filz. Unsere Illustration, welche eine Szene vor dem Posthause in Atschynsk darstellt, zeigt einen mit Filz beschlagenen und gedeckten Postschlitten. In der Mongolei würde diese Waare gewiß Absatz finden.

Der Handwerkerstand steht auf einer sehr niedrigen Stufe und unterscheidet sich selbst in den größeren Städten nur sehr wenig vom Bauer, unter dem er aber fast immer in Bezug auf Moralität steht. Der russische Handwerker, welcher feinere Arbeit zu machen versteht, stammt gewöhnlich aus dem europäischen Theile des Reiches und ist als unfreiwilliger Ansiedler nach Sibirien gekommen. Einen bedeutenden Aufschwung in der gewerblichen Industrie hat das Land seit 1864 genommen, wo die deportirten Polen sich mit Handwerken, ja sogar mit Künsten zu befassen begannen. Schuhmacher, Schneider, Tischler, Schmiede, Schlosser, Büchsenschmiede, Uhrmacher, ja selbst Gold- und Silberarbeiter, trotzdem diese in Sibirien nicht geduldet werden sollen, öffneten ihre Werkstätten und Läden und richteten sie mit einer bis dahin unbekannten Eleganz ein; Architekten, Stuckateure und Maler suchten nutzbringende Arbeit bei dem reichen baulustigen Publikum, Tapeziere und Kutschenfabrikanten aus Warschau verbanden sich, um Kutschen und Droschken zu bauen, und gaben selbst dem russischen Handwerker lohnende Beschäftigung, da sie ihn größtentheils zur ersten Bearbeitung der Rohmaterialien verwendeten. Diese rege Thätigkeit wurde zwar im Jahre 1866 infolge des Aufstandes der Polen am Baikalsee unterbrochen, da der Generalgouverneur Karsakow in Furcht schwebte, daß die 800 in Irkutsk wohnenden Polen eines schönen Tages eine Schilderhebung unternehmen und Sibirien von Rußland losreißen würden, was nach seinem Dafürhalten nur durch Ausweisung sämmtlicher deportirten Polen aus Irkutsk und anderen Städten vermieden werden konnte; indeß legte sich nach etwa einem halben Jahre die Panik des Generals, der — wie die Russen sagten — im

Tanzsaale des kaiserlichen Winterpalais seine Epauletten errungen hatte, und er genehmigte allmählich wieder einzelnen, später vielen, den Aufenthalt in den Städten, denn selbst die gebildeteren Russen hatten eingesehen, daß der Einfluß der polnischen Handwerker wohlthätig gewirkt hatte; selbst der russische Handwerker war vorwärts getrieben worden von den strebsamen jungen polnischen Handwerkern, von denen viele sehr gebildete junge Männer waren.

Die russischen Kaufleute gestehen sogar zu, daß die Polen keinen unerheblichen Einfluß auf den Kleinhandel ausgeübt haben. Man begeht keine Verleumdung, wenn man sagt, daß der russische Kleinkrämer gegenüber dem Publikum unreell ist, seine Kunden in jeder Hinsicht zu übervortheilen sucht und dieses als die Haupteigenschaft des guten Kaufmannes betrachtet. Die polnischen Kleinkrämer zwangen den russischen, in andere Bahnen einzulenken. Sie führten größtentheils feste, aber mäßige, kaufmännisch berechnete Preise ein und gewannen hierdurch Kunden, und da außerdem in ihren Läden Reinlichkeit herrschte, während man sich in denen der Russen immer vorsehen muß, um sich nicht zu beschmuzen, so ist es kein Wunder, daß sie bald das bessere Publikum an sich lockten. Die polnischen Konkurrenten waren daher vom russischen Krämer nicht gern gesehen, aber das große Publikum war ihnen gewogen und die großen Kaufleute unterstützten sie gern durch einen ihrem Umsatze entsprechenden Kredit.

Vor ungefähr dreißig Jahren sah es in Sibirien in den kleineren Städten, zu denen die Kreisstädte zählen, außer denen und den Gouvernementsstädten es eigentlich keine giebt, und weil Orte wie Kolywan und Tukalinsk sogenannte „nicht etatsmäßige Städte" sind, mit dem Handel noch recht traurig aus. Aus den im Altaigebirge liegenden Städten Barnaul, Bijsk, Kuschnietzk fuhr beispielsweise der Apotheker alljährlich einmal zur Messe nach Irbita, zu welcher Kaufleute aus der Bucharei, China, Persien und Rußland in großer Anzahl kommen und wo ein Umsatz von mehr als 30 Millionen Rubel gemacht wird, und kaufte hier Das ein, was ihm aufgegeben war. Jede gute Wirthin bestellte also beim Apotheker das ihr fürs ganze Jahr Nothwendige, gab ihm das erforderliche Geld, und erhielt nach seiner Rückkehr das Bestellte, das sie in ihrer Vorrathskammer, „Ambar", aufbewahrte. Wenn Gäste kamen, pflegte sich die Hausfrau mit ihren Vorräthen zu brüsten, indem sie sie in den gefüllten Ambar führte und ihnen alle Herrlichkeiten zeigte.

Heute haben die Sachen eine ganz andere Gestalt. In jeder Stadt, ja in jedem Dorfe, das nicht zu entfernt von der Hauptstraße liegt, sind Kaufläden, reichlich mit Allem ausgestattet, was die Bewohner brauchen, und nur in den in der Nähe des Urwaldes, fern von der Straße gelegenen kleineren Dörfern ist, oder war zu meiner Zeit noch, ein fühlbarer Mangel an Läden, was wiederum die unternehmenden Polen bewog, einen Hausirhandel ins Leben zu rufen, der für sie nutzbringend, für die Bewohner aber bequem war. Die Dorfbewohner brauchen Omule, Seife, Licht, Ziegelthee, etwas Zucker, Zwirn, Nähnadeln, die Dorfschönen lieben (unechte) Bijouterien, seidene Bänder, Sjera, Cedernüsse, Zuckerwerk, die Kinder Pfefferkuchen und andere Näschereien. Die Polen kamen mit allen diesen Sachen in die Dörfer gefahren und nahmen für sie Rohtabak, Hanf, Hafer, Erbsen, Weizen- und Roggenmehl, da

es in den Dörfern gewöhnlich an Geld mangelt. Auf diese Weise war der fahrende Kaufmann immer ein gern gesehener, oft ein sehr erwünschter Gast, der gewöhnlich gute Geschäfte machte, da er die eingetauschten Gegenstände in jeder Stadt leicht in baares Geld umsetzte, für das er frische Waare einkaufte. Dem Beispiele der Polen folgten bald die Russen, sodaß sich in der Folge auch auf diesem Gebiete eine rege Konkurrenz entwickelte.

Großartige Niederlagen der verschiedensten Handelsartikel in den Gouvernementsstädten, ja hin und wieder sogar in Dörfern, wie Tscheremchowo, Tulun u. a., erleichtern diesen Binnenhandel. Ich habe in Tomsk und Irkutsk Läden dieser Art gesehen, die sich selbst in den Großstädten Westeuropa's noch ganz prächtig ausnehmen würden.

Die Industrie Sibiriens ist, wie wir gesehen haben, zu wenig entwickelt, als daß sie das nöthige Material für diesen regen Binnenhandel liefern könnte. Sie ist zu winzig, um auch nur das für den Bedarf nöthige Eisen liefern zu können, und schon hier muß ihr die stark entwickelte Montanindustrie des Ural zu Hülfe kommen. Alle anderen Handelsartikel, bis zum Papier, das der Kaufmann zu seinen Geschäftsbüchern und Briefen benutzt, stammen theils aus dem Vorderlande, theils aus dem Hinterlande Sibiriens, aus Rußland oder China.

Vor Kurzem fand in Moskau eine Versammlung von Kaufleuten statt, deren Zweck es war, zu untersuchen, was zu thun sei, um den immer mehr in Verfall gerathenden Handel mit China wieder zu beleben. Als Ausgangspunkt der Berathung diente eine Denkschrift des Herrn Skatschkow über den Handel zwischen Rußland und China. Herr Skatschkow ist ganz der Mann, der diesen Gegenstand zu beleuchten vermag, denn er war lange Zeit russischer Generalkonsul in China. Er theilt durchaus nicht die Ansicht Derer, welche behaupten, daß sich der Handel zwischen Russen und Chinesen seit einigen Jahren vermindert habe; er ist nur weniger vortheilhaft für die Russen geworden. Außerdem aber haben die Russen jetzt weit mehr als früher mit der englischen Konkurrenz zu kämpfen; ja, es treten in diese Konkurrenz immer mehr europäische Völker ein, welche sich früher fast gar nicht am Handel mit China betheiligt haben, und diese haben gewisse Vortheile in ihren Handelsverhältnissen mit China, welche der russischen Industrie abgehen. Eine Folge hiervon ist, daß die russischen Kaufleute häufig gezwungen sind, Waaren aus der zweiten oder dritten Hand zu kaufen, um sie an chinesische Kaufleute zu verkaufen, statt eigene russische Fabrikate gegen chinesische Produkte umzutauschen.

Herr Skatschkow bezeichnet nachstehende Uebelstände als Hauptgründe, welche die jetzige wenig vortheilhafte Lage des russischen Handels mit China erzeugt haben. Vor allen Dingen ist es die Unzulänglichkeit der Einfuhr russischer Waaren, welche die russischen Kaufleute zwingt, fremde Waaren zu kaufen, um ihre Magazine zu füllen; da sie diese Waaren nur per comptant erhalten, erleiden sie bedeutende Verluste am Kurse. Ein weiterer Grund ist der Mangel eines Kreditinstitutes und einer russischen Meerunfallsversicherung, endlich auch die theuere Fracht, welche den russischen Handel schädigen.

Weniger bekannt als die soeben besprochenen Gründe ist der Umstand, daß der Kreis der Verbreitung russischer Handelsartikel immer enger wird, und

hieran ist weniger die Konkurrenz des Auslandes als der Mangel an Fortschritt der russischen Industrie Schuld, welche die veränderte Lage China's nicht berücksichtigt. Die russischen Kaufleute führen nach wie vor die theuersten Tuche, Pelzwerke und einige andere Artikel ein, welche vor ungefähr dreißig Jahren sehr gesucht waren und leichten Absatz fanden. Die Zeiten haben sich geändert. Die Bürgerkriege, welche lange Zeit im Himmlischen Reiche gewüthet haben, sowie die Kriege mit Rußland und England, haben eine Verarmung des Volkes und eine Beschränkung der finanziellen Mittel des Reiches zur Folge gehabt. Deshalb sind die früher gern gekauften Artikel, ihres hohen Preises wegen, selbst den bemittelten Klassen nicht zugänglich; die Noth zwingt, sich mit billigeren Waaren zu begnügen, und man sieht heutzutage nicht mehr auf die Qualität, sondern auf den Preis der Handelsartikel. Die Engländer haben rechtzeitig diese veränderte Lage erkannt und sich ihr schnell akkommodirt. Die von ihnen nach China importirten Waaren sind zwar von geringer Qualität, aber billig, und dieser Umstand ist es, welcher die russischen Waaren immer mehr verdrängt.

Man hat nun in Moskau beschlossen, nach eingesendeten Proben für 15- bis 20,000 Rubel Waaren zu produziren, um mit ihnen gleichsam die neue Richtung des chinesischen Geschmackes oder vielmehr der Bedürfnisse des chinesischen Volkes zu prüfen, und vom Gelingen dieser Probe sollen die weiteren Maßnahmen abhängen. Die „Moskowskaja Gazeta" (Moskauer Zeitung) zweifelt jedoch am Erfolge.

„Wenn es sich", sagt das Blatt, „um einen muthigen Kampf wider die englische Industrie auf einem anderen als dem chinesischen Markte handelte, so würde ein Mißerfolg unzweifelhaft sein; unter den jetzigen Verhältnissen könnte unsere Industrie nicht die Konkurrenz mit der englischen aushalten. In China ist die Sachlage eine andere; die Chinesen zeigen eine entschiedene Vorliebe für russische Waaren, und wenn unsere Kaufleute es dahin bringen könnten, ihnen die Waaren für denselben Preis wie die Engländer, ja sogar für einen etwas höheren zu liefern, so würden wir sicher darauf rechnen können, daß man ihnen den Vorzug geben würde. Die Vorliebe der Chinesen für russische Waare geht so weit, daß man lieber englische Waaren, auf welche russische Marken geklebt sind, kauft, als Waaren mit englischen Marken, und die russischen Kaufleute machen sich diesen Umstand zu Nutze. Trotzdem wäre es unbesonnen, auf diese Vorliebe der Chinesen für russische Fabrikate zu rechnen, und man muß wünschen, daß ernstere Maßregeln getroffen werden, um den Erfolg, so viel als möglich, zu sichern.

Nach den den Kaufleuten in Moskau von Herrn Morosow, der in dieser Sache eine unbestreitbare Autorität ist, gemachten Mittheilungen produziren die russischen Baumwollfabriken um $16^1/_2$ Prozent theurer als die englischen. Dieser Uebelstand muß abgeändert werden, wenn der russische Kaufmann in China nicht den englischen Fabriken tributär bleiben soll, und dieses Uebel kann nur ein energischer Fortschritt beseitigen."

Wenn man während des größten Theils des Jahres die sogenannte chinesische Straße, einen breiten, vom Ural bis Kiachta reichenden und bis an die Ostgrenze des Gouvernements Perm mit einer Doppelallee von mächtigen

Birken bepflanzten Weg anschaut, dann erhält man einen ungefähren Begriff von den Unmassen von Erzeugnissen der Industrie, welche in Sibirien konsumirt oder durch dasselbe weiter geschafft werden. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir die Zahl der täglich, während einer Reihe von zehn Monaten, jeden Ort an dem bezeichneten Wege passirenden Wagen auf Tausend annehmen, welche in Karawanen („Obosy") von 50 bis 60, oft jedoch auch von 100 bis 200 Stück dahinziehen. Freilich sind dieses nicht Frachtwagen in unserer Bedeutung, sondern gewöhnliche russische, mit einem Pferde bespannte Bauernwagen, die eine Belastung von 20 bis 25 Pud aushalten. Nur in seltenen Fällen wird noch ein zweites Pferd angebunden, das nicht am Vorderwagen, sondern vermittels einer Leine am Hinterwagen zieht.

Die Waaren gehen größtentheils über Irbita, wo im Anfange jeden Jahres eine bedeutende Messe abgehalten wird, und von dort werden sie, Anfangs auf Schlitten, später auf Wagen, nach Osten transportirt. Ein bedeutender Theil geht jedoch durch die Kirgisensteppe nach Süden und wird durch diese auf Kameelen nach der Bucharei, China und Persien geschafft. In Irbita wird den Engländern alle Jahre eine unblutige Schlacht geliefert, und je länger der Kampf auf den Eisgefilden dieses unbedeutenden Städtchens dauern wird, desto größer werden die Verluste sein, welche die Engländer erleiden. Es ist nämlich eine unbestreitbare Thatsache, daß die russische Industrie der englischen auf den Märkten in Centralasien, Persien, Afghanistan u. s. w. eine furchtbare Konkurrenz macht, nicht weil sie höher steht als ihre Rivalin, sondern — weil sie in jeder Beziehung, besonders aber in Hinsicht des Geschmackes, unendlich niedriger steht. Die große Masse des russischen Volkes steht ja in Bezug auf Civilisation wenig höher als der Buchare, Chiwese, Afghane u. s. w. und deshalb sind auch die Geschmacksbedürfnisse jenes und dieser so ziemlich die gleichen. Wie dem Russen „wsje krasnoje krasiwe" (alles Rothe schön) ist; wie ihm ein rothes Hemde, das wie eine Bluse getragen wird, zu seiner Nationaltracht unentbehrlich ist; wie er zu dieser Nationaltracht durchaus die Imitation von Sammt, den Manchester braucht, den er trotzdem „Barchat" (Sammt) nennt; wie der Russe und die Russin entzückt sind, wenn sie ein Stück Baumwollenzeug sehen, das mit riesigen phantastischen Blumen bedruckt ist, welche in der Natur kein Analogon haben, und dann gewiß nicht nach den andern Eigenschaften des Stoffes forschen, ebenso erfreut sich auch der Central- und Südasiate an allen diesen herrlichen, schreienden Farben, neben denen die besten englischen Waaren mit ihren einfachen, gelben oder grauen Farbentönen, kleinen Blumen oder winzigen Streifen, wie abgetragenes, verschossenes Zeug aussehen, das keinen Werth hat. Wer den regen Verkehr von Irbita und von Nischni-Nowgorod nach Centralasien kennt, der wird auch begreifen, warum Rußland in die Wüsten Centralasiens eindringt und sich dort eine gesicherte Etappenstraße schafft. Man irrt meiner Ansicht nach gewaltig, wenn man dieses Vordringen lediglich auf Rechnung der Eroberungssucht der russischen Machthaber schreibt. Der Handel durch und nach Centralasien fordert Schutz, dieses zwingt Rußland zu Handelskreuzzügen gegen die räuberischen Bewohner der Wüste, und diese Züge führen naturgemäß zu Eroberungen, welche allein



Uebergang über die Tolla.

Leipzig Verlag von Otto Spamer.

endgiltige Sicherheit gegen Raubanfälle verschaffen. Rußland bedarf Centralasiens nicht nur als Markt für die Erzeugnisse seiner Industrie, sondern auch als Quelle, aus welcher seine Baumwoll- und Seidenindustrie das nöthige Rohmaterial bezieht. Baumwolle liefert aber die Bucharei, Seide andere Gegenden des asiatischen Kontinents und alle diese Produkte nehmen ihren Weg durch die Wüste der Turkmenzen und durch die Kirgisensteppe, und gehen theils über Orenburg, theils über Tjumen nach Europa. Die bucharische Baumwolle kann zwar nicht mit der amerikanischen rivalisiren, indeß ist sie zur Herstellung eines billigen Gewebes sehr brauchbar und neben den schreienden Farben ist es auch der verhältnißmäßig billigere Preis der russischen Fabrikate, welcher ihnen die Konkurrenz mit den englischen ermöglicht.

Nach dem Süden oder, was dasselbe bedeutet, nach Centralasien geht jedoch nur der kleinere Theil der aus Rußland herbeigebrachten Waaren, der überwiegend größte wird weiter nach Osten transportirt. Die Karawanen werden kleiner, je weiter sie nach Osten vordringen, denn sie lassen bedeutende Mengen von Waaren in Tjumen, Tobolsk, Omsk, Tomsk, Krasnojarsk und Irkutsk, ehe sie mit den zum Handel mit China bestimmten in Kiachta anlangen. Aus Tjumen, Tobolsk gehen die Waaren größtentheils zu Wasser, auf den uns schon bekannten Flüssen per Dampf oder Segelfahrzeug, einerseits nach Beresow und Obdorsk, andererseits aber nach Jaluturowsk, Ischym, Kurgan, Petropawlowsk, Sjemipalatinsk, auch wol nach Tjukalinsk und Tara. Kainsk wird auf der Durchreise der Karawanen versorgt. Tomsk hat seine Abnehmer in Barnaul, Kolywan, Kuschnjetzk, Bijsk und Narym, und Mariinsk wird, wie auch Atschinsk, wiederum auf der Durchreise der Karawanen mit den nöthigen Waaren versorgt. Von Krasnojarsk aus gehen Waaren nach Jeneiseisk und Turochansk, ja bis hinunter nach Dudynskojn (einem Dorfe nahe am Jeniseybusen), und hinauf nach Minusinsk, während sich wiederum die Kaufleute in Nischni-Udynsk, oder vielmehr in dem wichtigeren Dorfe Sloboda, das am linken Ufer der Uda, gegenüber dem genannten Kreisstädtchen liegt, direkt die Karawanen vors Haus kommen lassen. Selbst die Engrossisten der großen Wollostjdörfer Tulun und Tscheremchowo beziehen ihre Waaren direkt aus Rußland, oder kaufen sie aus erster Hand in Irbita. Aus Irkutsk gehen Waarenmassen einerseits nach Wjercholensk, Kirensk, Olekminsk, Witimsk, Jakutsk, Wjerchojansk und Nischni-Kolymsk, ja sogar noch weiter in das Land der Tschuktschen und bis nach Ochotsk, und andererseits nach Wjerchne-Udynsk, Wjerchne-Angarsk, Selenginsk, Tschyta, Bargusinsk und Nertschinsk nach Kiachta. Den Weg, den die Waaren nach Norden nehmen, und die Art des Transportes kennen wir schon; es bleibt uns noch übrig die Hauptstraße von Tjumen nach Kiachta zu skizziren.

Die Straße, welche die Karawanen zurücklegen, ist breit, in der Mitte höher als an den Seiten, aber nicht chaussirt, doch für gewöhnlich sehr gut unterhalten. Selbst die Straße von Tobolsk nach Tara, die durch einen nahezu zwei Meilen breiten Sumpf führt, ist gut fahrbar, da der Sumpf mit gespaltenen Baumstämmen überbrückt ist. Die Reparatur der Straßen lastet auf den Kommunen, d. i. auf den Bauern. Lasten, wie wir sie auf unseren chaussirten Wegen sehen, würde die chinesische Straße nicht aushalten; doch habe ich auf ihr große

Dampfmaschinen fahren sehen, ohne daß die Fuhrwerke merklich tiefer einschnitten, als die gewöhnlichen russischen, mit Waaren beladenen Wagen.

Ueber die bedeutenderen Flüsse sind Ueberfähren eingerichtet; in neuerer Zeit hat man schwimmende Brücken erbaut, die auf zwei Kähnen ruhen und diese miteinander verbinden. Diese Brücke liegt in der Mitte des Flusses an einer langen Leine vor Anker und schwimmt, wenn sie beladen ist, von einem Ufer zum andern. Diese schwimmende Brücke, „pram samolet", ist bequemer und sicherer als die frühere Art der Ueberfähr, bei der man sich der Plattboote, häufig sogar nur der Triften bediente, welche durch Menschenkraft über den Fluß gerudert wurden.

Ueber minder bedeutende Flüsse, besonders in den Dörfern, führen Brücken, welche mit einer Holzverschwendung erbaut sind, die nur in Sibirien möglich, wo das Holz noch werthlos ist. Die Pfeiler dieser Brücken bestehen nämlich aus Baumstämmen, welche sich kreuzen, so zwar, daß in einer Schicht die Stämme senkrecht zum Ufer, in der nächstfolgenden Schicht dagegen dem Ufer parallel liegen. Häufig findet man zwei derartige Brücken neben einander: eine neuere, die zur Passage dient, und eine ältere, unpassabel gewordene, deren Abtragung man der Zeit und dem Hochwasser überläßt.

Da wir eben von den Passagen über die Flüsse sprechen, müssen wir noch einmal auf die Willkür der hohen Beamten und besonders darauf zurückkommen, daß der Nachfolger Das gern verdirbt, was der Vorgänger geschaffen hat. Ein früherer Gouverneur von Krasnojarsk legte eine sehr gute Straße von Saladojewskoje sjelo nach Krasnojarsk an, wo er auch die Ueberfähr einrichtete, von welcher aus der Weg nach dem nächsten Dorfe ein wenig gegen Nordost abweicht. Sein Nachfolger, General Samjatnin, einer der geistig unbedeutendsten Menschen, welche ich je kennen gelernt habe, und der wol nur wegen seiner Körpergröße so hoch emporgestiegen ist, fand, daß die Karawanen, wenn sie durch Krasnojarsk fahren, einen Umweg von nahezu vier Werst machen; er verlegte deshalb die Straße, sodaß sie nun in gerader Richtung die beiden Dörfer verbindet, die Stadt aber eine sehr bedeutende Strecke südlich liegen läßt. Wer mit der Post fährt, muß durch Krasnojarsk; alle anderen Reisenden sehen die Stadt nur von ferne. Welchen Schaden der weise Gouverneur der Stadt durch seine „Geradelegung des Weges" verursacht hat, kann sich Jeder leicht selbst berechnen. Solche Leute kommen, wenn sie in den verschiedensten Stellungen ihre völlige Unfähigkeit hinlänglich dokumentirt, und was gut war, verdorben haben, nach Petersburg — in den Senat! Neben ihnen können selbst Männer, wie der Vize-Gouverneur Haupt, nichts schaffen, der ja kein General war.

Wie in Irbita, so wird auch alljährlich in Irkutsk ein großer Jahrmarkt abgehalten, der vier Wochen dauert. Er beginnt in der dritten Woche des Monats Dezember und endet im Anfange der dritten Januarwoche. Mindestens zwei Monate vor Beginn des Marktes ist der Weg nach Irkutsk von Karawanen förmlich bedeckt, welche Erzeugnisse der europäisch-russischen Industrie herbeischaffen, und theilweise wieder beladen chinesische Produkte zurücknehmen. Während dieser langen Zeit ist es kaum möglich, auf dem breiten Wege durchzukommen, denn den Karawanen voraus eilen die Commis der Eigenthümer,

um die nöthige Nahrung für Menschen und Pferde zu beschaffen. Die letzteren genießen ihr Futter während des Marsches und ruhen nur so lange, als die Fuhrleute (Jemschtschyki) brauchen, um sich zu sättigen. Diese gehen neben den Schlitten her — jeder hat ihrer fünf und eben so viele Pferde, ein Mehr ist gesetzlich nicht erlaubt, oder wirft sich, wenn er ermüdet, in noch einen Pelz — gewöhnlich eine Dacha, — gehüllt, auf den Schlitten. Ein Vorderpferd, immer ein sehr kräftiges Thier, führt den Zug, den man schon durch sein Schellengeläute von Weitem hören kann. Gewöhnlich ist auf jedem Vorderschlitten oder Vorderwagen eine kleine, mit Glöckchen behängte Kapelle, in der sich irgendeiner der bewährten Schutzpatrone des Eigenthümers befindet.



Irkutsk

Derselbe vermag indessen nicht zu verhindern, daß, wenn der Jemschtschik in der Nacht eingenickt ist, Wegelagerer einen Theil der Ladung abschneiden, auf bereit stehende Schlitten oder Wagen laden und mit dem entwendeten Gute oft spurlos verschwinden. Wie dieses möglich ist, haben wir ja oben gesehen.

Irkutsk, dessen romantische Lage wir schon kennen, ist eine Stadt mit einer ständigen Einwohnerzahl von 23,000 Seelen, zu denen im Winter, wenn man in den Goldwäschen nicht mehr im Freien arbeiten kann, noch ungefähr 4000 Mann hinzukommen, welche ihr schwer verdientes Geld in kurzer Zeit, häufig in einer Nacht, verprassen.

Die Stadt nimmt jedoch, wie alle sibirischen Städte, einen ihrer Einwohnerzahl nicht entsprechenden Raum ein, weil die meist großen hölzernen Häuser sehr selten volle zwei Stock hoch sind, und jedes von ihnen einen großen Hof und umfangreichen Gemüsegarten besitzt, die Straßen sehr breit sind und sich im Innern der Stadt noch einige große Plätze befinden, von denen ich hier nur den Bazar, die Sjennaja ploschtschad (Heuplatz), den großen freien Platz beim Hauptzollamte und das Theater nennen will.

Diese Plätze sind während des Jahrmarktes dermaßen mit Waarenballen belegt, die übrigens oft zwei Stock hoch aufeinander gethürmt sind, daß Derjenige, der kein Interesse daran hat, sich mühevoll durchzudrängen, immer in Gefahr schwebt, gestoßen oder überfahren zu werden, und daher gern Nebenstraßen wählt, um dahin zu gelangen, wohin er will. Die Waarenberge wechseln während der vier Wochen wie die Wellen des aufgeregten Meeres; kaum abgeladen und aufgestapelt, verschwinden sie wieder, um anderen Platz zu machen, welche ebenfalls bald verschwinden, um in irgendeiner Karawane, welche nach Ost oder West zieht, aufzutauchen. Von Osten kommt fast ausschließlich Thee, und zwar Blätterthee in zierlichen chinesischen, grün oder roth lackirten Kistchen, welche man „Cybik“ nennt, und Ziegel- oder Formthee, der in kubische Kästen aus Büffelfell gepackt ist, und in dieser Verpackung als „Mjesto“ bezeichnet wird. Außerdem bringen Chinesen verschiedene andere Waaren zu Markte, die sie auf Tischen auslegen. Da sieht man Stoffe aus Rohseide der Bombyx Cynthia, chinesische Schuhe, chinesische Aepfel und Birnen, mit violetter Oberfläche, Theeschüsselchen aus Bambusrohr, unreinen Kandiszucker, Porzellanfiguren u. A. Das Obst ist natürlich gefroren und wird vor dem Gebrauche nicht nur aufgethaut, sondern auch gebrüht, da es sonst einen sehr herben Geschmack hat. In ganz Irkutsk sind nur zwei eigentliche Hotels und zwar „Gamburskij Gotel“ (Hamburger Hotel) und „Amurskij Gotel“ (Hotel Amur) neben dem sogenannten Theater. Besitzer des ersteren war der Hamburger Metzger, des zweiten der Kurländer Krause. Die Bedienung und das Essen ist in beiden, übrigens sehr theuern Gasthäusern echt russisch, d. h. schlecht. Von der Menge von schmuzigen Dienstmädchen und Jungen wird man eigentlich gar nicht bedient, dabei aber vor der Abreise um Trinkgelder förmlich belagert. Außerdem sind in der Stadt noch zwei oder drei Gasthäuser („Postojalij dwor“) untergeordneten Ranges, von denen eins im Besitze eines aus Südrußland deportirten Juden ist. Von Bedienung ist in diesen Gasthäusern nicht die Rede. In den kleinen Zimmern werden immer so viele Menschen untergebracht, als eben auf dem Fußboden Raum zum Liegen ist, denn an Betten ist hier nicht zu denken. Die Pferde, Schlitten oder Wagen bleiben im Hofe unter freiem Himmel, ohne irgendwelchen sonstigen Schutz, und dafür zahlt man pro Mann 10 Kopjeken, pro Pferd und Schlitten 5 Kopjeken.

Es ist klar, daß diese wenigen Gasthäuser während des Jahrmarktes auch nicht im Entferntesten genügen, um die herbeiströmenden Menschenmengen zu fassen; es werden dann alle Privatwohnungen der mittleren Volksklasse, ja selbst der unteren Beamten, in Gasthäuser umgewandelt, in denen Jeder einen Platz, auf den er seine mitgebrachte Filzdecke zum Schlafen ausbreiten kann, und den stets mit heißem Wasser gefüllten Samowar findet, aus dem er nach Belieben zapfen kann, um sich seinen Thee zu brühen. Essen findet man in Garküchen, welche unter freiem Himmel stehen und natürlich demgemäße Speisen liefern. Man kommt und fordert von der mit Fett und Schmuz bedeckten Garköchin oder von ihrem ebenso einbalsamirten Ehegatten: „Schneidet mir für drei Kopjeken Ohr und Zunge ab“, und flugs erhält man ein Stück Schweineohr oder Ochsenzunge. Etwas theuerer, aber wenig besser, ist's in „Speiseküchen“,

wo man auch Suppe erhält. Einige wenige „Restaurants“ sorgen für sehr theueres Geld für die Bedürfnisse Derer, die eben für eine Buttersemmel, oder für eine Schnitte „französischen oder polnischen Brotes“, das mit Butter gestrichen und mit Wurst u. drgl. belegt ist, zahlen können. Dieses französische oder polnische Brot schmeckt aber vollkommen wie gewöhnliches weißes Roggenbrot, was auch ganz natürlich ist, da es aus demselben Teige wie dieses bereitet worden ist.

Das rege Leben auf den mit Waaren bedeckten Plätzen erleidet nur während der Feiertage eine kurze Unterbrechung, denn dann eilt Alles, vom Stellvertreter des Kaisers, dem Generalgouverneur, bis herab zum Tagelöhner in die Kirchen, an denen in Irkutsk ein wahrer embarras des richesses ist. Die Hautevolée geht in die Kathedrale, wo der Archirej (Erzbischof) von Irkutsk mit nicht geringerem Pompe als jeder römisch-katholische Erzbischof, oder der Oberlama in Kuren bei Urga, die Andacht celebrirt. Nach dem Weihnachtsfeste wogt das Leben in den Straßen wie vorher. Waaren werden auf- und abgeladen, die Droschken sind in voller Thätigkeit, um Kaufleute von einem Ende der Stadt an das andere zu befördern u. s. w. Abends eilt Alles ins Theater.

Irkutsk ist unstreitig der Mittelpunkt des Handels von Ostsibirien. Von hier aus gehen, wie schon gesagt, chinesische Waaren nach West- und Nordsibirien und nach Europa, während aus dem Norden alle Rauchwaaren hierher kommen, um gut sortirt und sorgfältig verpackt, aber auch mit bedeutenden Prozenten und Spesen belastet, nach Europa, auch wol nach China zu gelangen. Es versteht sich, daß hier eine große Anzahl von Kaufleuten ansässig ist, die über entsprechende Kapitalien, d. h. über mehrere Millionen Rubel jeder, disponiren. Einige, wie Chaminow, haben sogar ihre eigenen Dampfer auf dem Baikalsee und treiben Geschäfte, welche an Bedeutung denen der größten Häuser Hamburgs nicht nachstehen.

Der Waarentransport nach und von China geht entweder über den Baikalsee, an welchem zwei Häfen sind, der von Listwjennitschnaja am westlichen, und der von Possolsk am östlichen Ufer, oder auf dem Landwege, welcher um das Südende des Baikalsee's führt. Dieser Weg ist indessen auch jetzt noch für Fuhrwerke sehr schwer zu passiren, trotzdem er schon bedeutend besser ist, als er vor circa 15 Jahren war. Der Bau dieses Landweges ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden; er führt über steile, hohe Berge und über reißende Wildbäche. Arbeitskräfte sind für gewöhnlich nur im Winter zu bekommen, wenn die Arbeiten in den Goldwäschen ruhen. In dieser Zeit fällt aber in jener Gegend häufig das Thermometer auf — 30° oder gar auf 40° R.; trotzdem wird dann gearbeitet, und diese Fröste gerade sind für den Bau der Straße sehr erwünscht. Die Arbeiter errichten dann nämlich, um sich zu erwärmen, große Scheiterhaufen, wozu das Holz aus dem Urwalde herbeigebracht wird, und der kalte Felsen berstet und zerkrümelt unter dem Einflusse der gewaltigen Hitze. Bei dem herrschenden Menschenmangel wird noch manches Jahr vergehen, ehe der Weg von Listwjennitschnaja über Muryno, Kulltuk und Possolsk nach Kiachta so hergestellt sein wird, daß er die gefahrvolle Passage über das Eis des Baikalsee's entbehrlich machen wird. Nach 1863 versuchte es die russische Regierung, den „Weg ums Meer“ („Krugom morskaja doroga“, wie er

offiziell genannt wird) mit Hülfe der zu Strafarbeiten verurtheilten Polen zu bauen, die sie, da deren Zahl zu groß war, nicht in den bestehenden Regierungsanstalten unterzubringen vermochte. Es wurden also vierzig Mann nach Wiercholensk gesendet, um den Weg von dieser Stadt nach Katschuga längs der Lena zu erbauen; achtzig Mann nach Kirensk, um auch dort den Anfang mit Wegebauten zu machen, und gegen neunhundert Mann nach Listwjennitschnaja, Muryno, Kulltuk und Possolsk, um den „Weg ums Meer" zu bauen.

Die adeligen und die den gebildeten Ständen angehörenden Verbannten wurden in Listwjennitschnaja und Possolsk, die zu schweren Handarbeiten fähigen in den anderen Dörfern untergebracht, und sämmtlich unter die Oberaufsicht des Ingenieurobersten Schatz gestellt, der, wie mir Hunderte von Verbannten, mit denen ich später in Berührung gekommen bin, versicherten, sich ihnen gegenüber aufs Edelste benommen haben soll. Zur Arbeit wurde Niemand gezwungen; wer arbeitete, erhielt eine entsprechende Remuneration. Die Sache wäre ganz gut abgelaufen, wenn Oberst Schatz nicht jungen, leichsinnigen Köpfen und einigen müßigen Schwärmern erlaubt hätte, zu den ungebildeten, leicht fanatisirbaren Bauern nach Kulltuk und Muryno zu kommen und mit ihnen zu verkehren. Zwei Studenten, Szaramowicz und Wronski, zwei ehemalige Junker (Fähnriche), Celinski und Arcimowicz, und ein ehemaliger Kassenbeamter eines kleinen Städtchens im Gouvernement Radom, Zarembski (die beiden Letztern waren mir schon lange vor dem Baikalaufstande sehr genau als stupide und fanatische Träumer bekannt), bearbeiteten die unwissende Menge, beredeten sie zu einer Schilderhebung und zeigten ihr, daß man schlimmsten Falls ohne große Schwierigkeiten nach Peking kommen könne, das nicht weit hinter dem nächsten Berge liege. Man werde dort sogleich den Schutz des allmächtigen französischen Gesandten erhalten, der alle auf einem französischen Schiffe nach Frankreich senden werde, von wo es natürlich leicht sei, nach Polen zu kommen und dort den immer (nach ihrer Angabe, es war ja schon im Jahre 1866) noch nicht gedämpften Aufstand fortzusetzen. Die Worte der genannten Persönlichkeiten wurden durch reichliche Libationen unterstützt und die der Geographie wie der Weltlage unkundigen Bauern und Handwerker ließen sich bereden, eine „Legion freier Polen in Sibirien" zu stiften, die ihnen als Wächter beigegebenen wenigen Kosaken zu überfallen und zu entwaffnen, ja selbst den Oberst Schatz zum Gefangenen zu machen. Chef des ganzen wahnwitzigen Unternehmens war der Kijewer Student Szaramowicz, der, als ihm sein leiblicher Bruder Vorstellungen machte und ihm das Widersinnige zeigte, ihm im Tone eines Napoleon I. sagte: „Herr! bedenken Sie, vor wem Sie stehen! Ich bin Kommandeur der Legion der freien Polen in Sibirien, und werde Jeden erschießen lassen, der meine Befehle nicht befolgt!" Diese Worte hörte ich mehr als einmal vom Bruder des Kommandeurs, mit dem ich in Ussola bekannt wurde und längere Zeit zusammen lebte.

Das mit Leichtsinn begonnene und mit Leichtsinn geleitete Unternehmen scheiterte bekanntlich. Die „freie" Legion wurde einige Tage nach der Schilderhebung in Ketten geschmiedet nach Irkutsk gebracht und die Elenden, welche die ganze Schuld trugen, hatten nicht einmal den Muth, sie vor dem Kriegs-

gerichte auf sich zu nehmen. Nur Wronski gestand die That zu und rettete sein elendes Leben durch Annahme des orthodoxen Glaubens. Szaramowicz und Celinski wurden, wie sie es verdienten, standrechtlich erschossen, aber leider mit ihnen auch zwei vollständig unschuldige Jünglinge, Reyner und Kotkowski, die nur gezwungen im Stabe der genannten Führer waren und lieber sterben als einen ihrer Kameraden verrathen wollten. Arcimowicz und Zarembski wurden zu Einzelhaft in Ketten verurtheilt. Der Aufstand hat über hundert Menschen das Leben gekostet und allen Deportirten unendlichen Schaden gebracht.

Seit jener Zeit wird nur, wie vordem, an dem Wege ums Meer weiter gearbeitet, und man fährt im Sommer und Winter mit ziemlicher Regelmäßigkeit über den See, auf dem die Schiffahrt in dem Maße mit weniger Unglücksfällen verknüpft ist, in welchem man sich besserer Fahrzeuge bedient. Für die unbehülflichen Barschen, welche nur vor dem Winde segeln, aber nicht manövriren können, ja selbst für Dampfer, wie der „General Korsakow", der als Modell zu einem Urdampfschiffe in ein Museum gehört, war jeder widrige Luftzug ein Sturm, jede Brise ein heftiger Wind, jede Bewegung der Wasseroberfläche eine gefahrdrohendes Hochgehen der See. Die neuen Dampfer spotten dieser furchtbaren Erscheinungen auf dem Baikalsee, der, ringsum von hohen Felsenketten geschützt, nicht von Orkanen heimgesucht werden kann, wie sie der Schiffer auf offenem Meere zu überstehen hat. Die Natur verliert ihre Schrecken, wenn der Mensch mit den richtigen Mitteln den Kampf wider sie aufnimmt.

Im Winter werden auf dem Eise des Baikalsee's förmliche Poststationen errichtet und dann bleiben Unglücksfälle nicht aus. Es ist schon häufig genug vorgekommen, daß durch plötzliches Aufthauen des Eises solche Poststationen mit Menschen und Pferden, ja ganze Karawanen in die Tiefe versunken sind.

Das Löschen der Waare erfolgt im „Hafen" von Listwjennitschnaja oder Possolsk; der eigentliche Possolsker Hafen ist neun Werst vom Dorfe entfernt. Er wird seine Bedeutung, die nur eine künstliche ist, verlieren, wenn sich die Dampfschiffahrt auf der Angara beleben und die Waaren von Irkutsk über den Baikalsee und die Selenga, die ja ein recht bedeutender Fluß ist, nach Selenginsk, einem kleinen, aber recht hübschen Städtchen, bringen wird. Possolsk hat nur Bedeutung wegen des reichen Klosters, in welchem orthodoxe Missionare gebildet werden, die Heiden bekehren sollen. Ob sie viele Himmelsbürger anwerben, ist nicht bekannt. Sie sollen sich übrigens durch Gelahrtheit vor den übrigen Popen auszeichnen, doch scheinen sie sich auf das Studium Dessen zu beschränken, was im Himmel vorgeht, denn sonst müßte das Baikalgebiet bekannter sein.

Zu den Kommunikationsmitteln, welche den Waarentransport erleichtern, gehören Wagen und Schlitten, an denen bis vor nicht gar langer Zeit kein Stückchen Eisen, kein Nagel war. Seit ungefähr fünfzehn Jahren giebt man den Rädern einen Eisenbeschlag, doch kommt in die sibirische Büchse kein Eisen.

Die Permer Bauern begannen seit ungefähr zehn Jahren aus diesem hölzernen Zeitalter ihres Fuhrwesens ins eiserne überzugehen und ihre Wagen (Telegen) mit eisernen Achsen auszustatten. Im Uebrigen werden sie aber so unrationell wie früher gebaut. Der russische Wagen schindet wörtlich das Pferd. Der „Tarantaß" ist die verlängerte Telega; sein Vorder- und Hintertheil

ist durch federnde Stangen verbunden, auf denen der Wagenkorb befestigt ist. Das Sitzen auf solchen Wagen ist eine Kunst, die erlernt werden muß, da der Korb vorn höher ist als hinten, man also immer nach hinten rutscht.

Der Reisende, selbst wer sich der Post bedient, thut wohl, wenn er sich in den größeren Städten mit Mundvorrath versorgt. In den Dörfern dürfte der freie Mensch, dessen Nerven noch nicht durch Gefängnißkost gestählt sind, selten etwas Genießbares finden. Selbst auf den Poststationen, trotzdem sie eine „Passascherskaja" (Passagierstube), ja sogar ein Beschwerdebuch haben, dürfte der Passagier doch nur ausnahmsweise seinen Hunger stillen können. Den Durst kann er überall mit Thee, Schnaps, Quaß und Nalewka (Fruchtbranntwein) löschen.



Kiachta.

Bequemer als der Wagen ist der Schlitten, doch ist auch er gewöhnlich ohne alles Eisen. Das arme Pferd wird an die beiden, nur in der Richtung von unten nach oben beweglichen Deichseln so befestigt, daß, wenn der Schlitten umschlägt, es sich nicht rühren kann. Es steckt nämlich im Kummte, der an die Deichseln befestigt wird, und diese werden nun durch die „Duga", einen aus gebogenem Birkenholze gemachten Spannbügel, auseinander gepreßt. Diese Duga wiegt häufig bis dreißig Pfund, ist bunt bemalt und um so schöner (im Sinne des Fuhrmanns und Bauern), als sie höher, breiter und greller und mit mehr Figuren ausgestattet ist. Drei Glöcklein verschiedener Größe sind oben an der Duga befestigt und betäuben den Reisenden durch ihr ewiges

monotones Geläute. General Karsakow verbot die Klingeln innerhalb der Stadt Irkutsk; nur die Post durfte sie ertönen lassen.

Auf den Poststationen hat Derjenige den Vorzug (was die Bedienung betrifft), welcher der häufig recht häßlichen und schmuzigen Köchin die meisten Schmeichelworte mit Beilage zu geben weiß. „Moja ty golubiza", „moj angiel", „moja duschytschka", „moj tschwjetok" („Du mein Täubchen, mein Engel, mein Seelchen, mein Blümchen"), ja sogar „mojo solnischko" („mein Sönnchen"), mit einem entsprechenden Geldstücke sind die sichersten Mittel, **zuerst** ein Glas Thee zu erhalten, der den Reisenden im Winter am schnellsten erwärmt.



Majmatschen.

In neuerer Zeit soll sich Manches geändert, besser gestaltet haben, besonders soll auf den Poststationen mehr Ordnung eingeführt worden sein; doch dürfte noch sehr Vieles geändert werden müssen, um dem Reisenden nicht die Reise zu verleiden. Ob auch die Postverbindung zwischen Irkutsk und den Städten an der Lena eine bessere geworden ist, weiß ich nicht; zu meiner Zeit war sie elend. Beispielsweise erhielten wir die Zeitungen im Jahre 1866 in Ustj-Kutta so, daß wir aus einer und derselben Postsendung den Ausbruch des Preußisch-österr. Krieges und die Friedensverhandlungen in Prag erfuhren.

Von Possolsk aus führt die Straße in südöstlicher Richtung durch das Thal der Selenga nach Kiachta, dem äußersten Punkte in dieser Richtung auf russischem Territorium, bis wohin im J. 1869 der Telegraphendraht führte.

Heute freilich reicht er schon nach Peking und verbindet so den Westen Europa's mit dem Himmlischen Reiche der Mitte. Hoffen wir denn, daß der elektrische Funke auch dort bald zünden und die ungeheuere Völkermumie zu neuem Leben anregen, oder den Untergang der alten Rasse herbeiführen wird.

Es giebt wol wenig Leser, denen der Name Kiachta der berühmten Grenzstadt oder eigentlich Handelsfaktorei im Nertschinsker Lande unbekannt wäre; sie ist das Emporium des russisch-chinesischen Handels. Der Eingang in diese Stadt gleicht völlig dem eines deutschen Dorfes, nur mit dem Unterschiede, daß an ihm ein Kosak mit gezogenem Säbel Wache hält, damit ohne schriftliche Erlaubniß des Zollbeamten keine Waaren aus- und eingehen. Mit einem solchen Erlaubnißscheine tritt man in Kiachta ein, dessen eine Hälfte russisch, die andere aber chinesisch ist. Die Häuser der russischen Kaufleute sind mit Treppen und Altanen, „Krylzo“, versehen und theilweise angestrichen. In den Straßen trifft man Burjaten aus der Gegend von Selenginsk auf Kameelen, die auffallend lang behaart sind und geschoren werden. Das Haar, das fein wie Seide ist, ist seit einiger Zeit in Sibirien Handelsartikel geworden und wird statt baumwollener Watte, vor der es bedeutende Vorzüge hat, benutzt. Außerdem findet man sehr viele chinesische Kaufleute in den Straßen. Sie tragen lange, anschließende Röcke aus schwarzem Seidenzeuge, schwarze Filzhüte, welche fast das Aussehen einer Krone haben, da sie halbkugelförmig sind und einen ringsum erhöhten Rand haben. Ueber dem Scheitel dieses Hutes verbreiten sich die Fäden eines rothseidenen Büschels und auf einer Schraube aus Messing in der Mitte dieses Büschels wird eine Kugel aus einem farbigen Steine oder anderen Substanzen, je nach dem Range, den der Träger einnimmt, befestigt. Bei den Kaufleuten in Kiachta ist diese Schraube meist leer; es ist ihnen nur erlaubt, einen goldenen Knopf an ihr zu tragen, denn dieser ist in China das Abzeichen der niedrigsten Klasse und zu dieser gehören dort die Kaufleute. Der Chinese trägt im Winter zum Schutze gegen die Kälte ein Gehäuse, in das er seine Ohren steckt. Es besteht aus einem viereckigen länglichen Pappkasten, ist mit schwarzem Seidenzeuge überzogen und mit der offenen Stelle gegen die Schläfe befestigt. Andere tragen jedoch förmliche Ohrmuscheln aus feinem Pelzwerke. Auch den glattrasirten Schädel bedeckt eine dicke Seidenkappe, die unter dem Hute hervorragt, und über den Rücken hängt ein pechschwarzer Zopf von halber Manneslänge. Am Leibgurte befestigt der Chinese einen länglichen Beutel, worin sich Tabak und Kalian, d. h. ein unten gekrümmtes hölzernes Pfeifenrohr mit winzigem, aus Metall gearbeitetem Kopfe befindet.

Gegen Abend eilt jeder Chinese über die Grenze, d. h. in die andere Stadthälfte nach Majmatschen, da ihm das Gesetz gebietet, vor Sonnenuntergang dahin zurückzukehren. Der Weg führt durch eine enge Thür in das Innere eines langen hölzernen Gebäudes, in den russischen Kaufhof, dessen Buden nur dem Großhandel dienen und zum Verschlusse der Waaren bestimmt sind. Gegenüber führt eine ähnliche Thür dicht vor eine hölzerne Wand, welche die chinesische Grenze bezeichnet. An dem oberen Gebälke eines breiten, mit Säulen verzierten Thores ist der russische Adler mit dem Namenszuge „N. I.“ (Nikolaus I.) befestigt.

Kiachta kann nur, wenn auch nicht der Größe, so doch dem Luxus und

dem Leben und Treiben nach mit London verglichen werden. Es ist der Berührungspunkt zweier verschiedener Welten und es kann sich nur Derjenige einen klaren Begriff von der Bewegung in dieser kleinen Welthandelsstadt machen, der sie mit eigenen Augen gesehen hat. Wer, außer dem Direktor des Zollamtes, ist im Stande, genau die Hunderttausende von Pud des verschiedensten Thees, die Kisten des feinsten chinesischen Porzellans und Kandiszuckers, der Mengen von hölzernen, ausgezeichnet lackirten Schüsselchen, deren man sich in den Dörfern Sibiriens, ja häufig auch in den Städten zum Theetrinken bedient, der Kasten voll Seidenstoffs, das mit Vorliebe zu Sommerkleidung für Mannspersonen verwendet wird, der Massen Obstes, welche aus China nach Sibirien eingeführt werden, zu zählen und zu messen? Tausende von Schlitten und Wagen sind jahraus jahrein damit beschäftigt, alle diese Waaren durch Irkutsk weiter gen Westen oder — wenn auch nur theilweise, — gen Norden zu befördern.



Chinesische Kaufleute von der Grenze.

Andere Tausende von Schlitten und Wagen bringen große Kisten des feinsten russischen Tuches, Manufakturwaaren, feinsten raffinirten Zucker nach Kiachta, von wo aus alle diese Produkte der russischen Industrie weiter ins Innere des Himmlischen Reiches befördert werden.

Die Waaren werden immer für baar ge- und verkauft. Der Chinese zahlt Alles mit Silberbarren, die nach Bedürfniß abgehackt und gewogen werden. Als Scheidemünze dienen ihm dünne Metallplättchen von der Größe der älteren Zehnsilbergroschenstücke. Diese Plättchen, welche aus einer unserem Neusilber ähnlichen Komposition gefertigt sind, haben in der Mitte ein quadratisches Loch,

welches dazu dient, sie auf einen schmalen Riemen zu reihen, der am Gürtel des Chinesen befestigt ist. Tausend solcher Plättchen sollen den Werth eines Pfundes Silber repräsentiren.

In Kiachta wohnen hauptsächlich Agenten der russischen Kaufleute; diese selbst wohnen in dem prachtvollen Dorfe Troitzkosawsk, das vier Werst von Kiachta entfernt ist und in überaus anmuthiger Gegend liegt.

Das Leben in Kiachta und Troitzkosawsk ist ganz nach europäischem Schnitte modellirt. Der dort lebende Russe will als civilisirt erscheinen und deshalb kleidet er sich, mit ungeheuern Kosten, nach der neuesten Pariser Mode, wie man dies überhaupt in den größeren Städten Sibiriens findet. Modehändler und Schneider befriedigen, so viel an ihnen, diese Sucht, und stehen in dieser Beziehung selbst einem Gerson in Berlin nicht nach. Aus derselben Sucht, civilisirt erscheinen zu wollen, ist man höchst ceremoniös; einem Kaufmann in Kiachta im Jagd- oder Hauskleide eine Morgenvisite machen, heißt ein Kapitalverbrechen begehen und ihn tödlich beleidigen. Ebenso beleidigend ist es, einen Gast in der frühen Morgenstunde im Schlafrocke und Pantoffeln zu empfangen.

Wer in Kiachta lebt, wird überhaupt Sklave des leeren Ceremoniells.

Wie in der Kleidung, so sucht man auch in manchen Nahrungsmitteln Europa nachzuahmen. Man trinkt „Schampanskoje“ (Champagnerwein), und bezahlt die Flasche mit 25 Rubeln, englischen Porter, die Flasche mit 4 Rubeln. Man würde wol auch Austern für entsprechende Preise kaufen, wenn sie nur den Transport bis Kiachta aushielten.

Kaum hat man die schwarz-weiß-rothen Grenzpfähle, welche die russische Grenze markiren, hinter sich, so gelangt man an eine nicht breite Wiese, welche die neutrale Zone zwischen Rußland und China bildet, und über welche die Straße nach Majmatschen führt. Drei Thore, von denen das eine die stolze Inschrift „Heil und Glück“ trägt, bilden den Eingang in die Stadt, welche mit einem Palissadenwall umgeben und im Vierecke gebaut ist, von außen aber ganz unbedeutend aussieht. Das Innere macht indessen keinen ganz schlechten Eindruck. Die Straßen sind, nach chinesischen Begriffen, breit und reinlich, zwei Hauptstraßen kreuzen sich und im Kreuzungspunkte steht ein prächtiger achteckiger Thurm, der mit Glöckchen und Metallstäbchen reichlich ausgestattet ist, welche, vom Winde bewegt, sehr angenehme Klänge hervorbringen. Die fensterlosen Häuser sind einstöckig, aber sehr solid erbaut. Ueber ihnen erheben sich Thürme und Thürmlein, über denen in goldenen Lettern der Name des Besitzers angebracht ist. Mit den Häusern wechseln kapellenartige Hallen ab, deren innerer Schmuck, die bunten Heiligen- und Götterbilder, ganz an ähnliche himmlische Nachbildungen in christkatholischen Ländern erinnern, denn auch der Mongole, auf dessen Boden Majmatschen steht, hat in Kuren bei Urga sein Paray-le-Monial, ja ich glaube sogar sein Lourdes und Loretto. Ueber den Straßen hängen bunte Papierlaternen, die sich im Winde hin und her bewegen und in den Straßen wogt es hin und her, denn große Karawanen von Kameelen, deren Treiber Mongolen sind, durchziehen die Stadt von Südost nach Nordwest, und von Nordwest nach Südost. Am äußersten Ende der Stadt liegt das Regierungsgebäude, der „Jamun“, in welchem als Präsident ein Mongole residirt.

Auch Majmatschen ist eine Welthandelsstadt en miniature. Chinesen, Mongolen, Baschkiren, Tungusen, Bucharen mit Russen vermischt, tummeln sich in den Straßen, füllen die Schänken und Zelte auf dem neutralen Boden und genießen vergnügt Branntwein oder fettigen Ziegelthee, handeln um Waaren, loben und tadeln, kaufen und verkaufen während des ganzen Tages. Das Leben ist hier weit reger als in den größten Handelsstädten Europa's; man sieht, daß orientalisches Blut in den Adern der Handelnden pulsirt.

Die für China, die Bucharei und Thibet bestimmten Waaren werden auf Kameele geladen und von Mongolen weiter transportirt. Die Straße führt über Urga, das auf Deutsch „Lager" bedeutet und in dessen Nähe das schon erwähnte große Lamakloster Kuren liegt, in welchem der Gison-Tamba (Lamakönig) residirt, nach Peking, das schon außer dem Bereiche dieses Buches liegt. Hier nur noch so viel, daß wol die Tage dieser Handelsstraße gezählt sein dürften, da der mächtige Amur, auf den ja jetzt schon europäische und amerikanische Dampf- und Segelschiffe frisches Leben gebracht haben, auch für den russisch-chinesischen Handel eine Bedeutung gewinnen wird, welche man heute kaum zu ahnen vermag. Das mächtig aufstrebende Wladiwostok (Herrscherin des Orients), welches am rechten Amurufer liegt, wird in nicht zu ferner Zukunft ein Emporium für den Welthandel werden, wenn die russische Regierung der fatalen Generalverwaltung entsagen, dem Lande bürgerlich freie Institutionen geben und das Prinzip des freien Handels adoptiren wird.

Ueber den Ackerbau und die Viehzucht in Sibirien, wie beide von russischen Bauern betrieben werden, können wir uns kurz fassen.

Unsere Landwirthschaft hat bekanntlich ein ganzes Arsenal von Geräthen und Maschinen; Pflüge aus Eisen, Eggen der verschiedensten Konstruktion, Häufelpflüge, Schälpflüge, Saatdeckpflüge, Kultivatoren, Grubber, Untergrundpflüge, Walzen der verschiedensten Art und ein kostspieliges Gespann, das, um es anspannen zu können, theueres Geschirr erfordert. Wie anders verhalten sich die Sachen dort im fernen Osten! Die einfache, alterthümliche „Socha", welche sich jeder Bauer aus einer krummen und einer geraden Birke selbst macht und zu der er die beiden, je fast einen Fuß breiten, mit Tüllen versehenen Schare beim ersten besten Kaufmann für wenig Geld ersteht; eine hölzerne Egge, deren Längen- und Querbalken häufig fast drei Meter lang sind, und in der man äußerst selten eine eiserne Zinke bemerkt, — bilden die gesammten Ackergeräthe des sibirischen Landwirths, zu deren Bewegung ein Pferd, selten zwei, verwendet wird. Den Gäulen hängt man den billigen Kummt um den Hals, der mittels zweier roh gearbeiteten Riemen fest an die beiden Deichseln angebunden wird. Eine hölzerne „Duga" (Spannbügel) treibt die Deichseln auseinander und bewirkt, daß der Kummt fest an den Deichseln sitzt. Das ganze, sehr dauerhafte und leichte Geschirr kostet kaum drei Rubel. Darauf, daß dieses Geschirr das unbequemste, das man sich denken kann, ist, kommt es dem sibirischen Landwirthe durchaus nicht an. Sein Pferd ist so billig, daß er es nicht zu schonen braucht. Die Bearbeitung des Bodens ist diesem Geräthe vollkommen entsprechend. Der Boden wird — ich kann mich nicht anders ausdrücken, — mit der Socha höchstens 5 cm. tief aufgekratzt oder durchwühlt und die zerwühlte Fläche wird mit der

oben beschriebenen Egge zweimal befahren. Nun ist die Hauptarbeit für die Wintersaat gethan, da nicht alle Landwirthe eine Wendefurche geben, sondern die so bestellte Brachfurche vor der Saat nochmals abeggen, um dann zu säen und die Saat einzueggen. Der der Vorsehung unbedingt vertrauende Russe sagt: „Wenn Gott will, so gedeiht das Getreide auch so." Daß aber auch die Wendefurche nicht viel zu bedeuten hat, sieht Jedermann ein; sie ist ja um kein Haar besser als die Brachfurche. Die Stoppel wird im Herbste gebrochen und womöglich abgeeggt, damit das Feld recht glatt aussehe. Im Frühjahre wird nun das Feld wieder in aller Eile umgewühlt, besäet und abgeeggt. Der in dieser Weise be- oder mißhandelte Boden bringt 15—20 Körner, wenn die klimatischen Verhältnisse normal verlaufen. Nur bei ungewöhnlicher Dürre, oder wenn sehr spät im Frühlinge Nachtfröste eintreten, oder wol gar ein Reif das noch weiche Korn in der Aehre trifft, ist die Ernte schlecht. Solche Jahre gehören indeß zu den Seltenheiten. Am meisten wird wol uns Westeuropäern die Getreideproduktion vertheuert durch die Düngererzeugung, das Düngerfahren und Düngerstreuen. Dies sind in den von mir oben genannten Gegenden unbekannte Sachen. Den Dünger, den wir mit so großer Emsigkeit hegen und pflegen, mit so peinlicher Sorgsamkeit sammeln, auf daß uns ja kein Krümlein verloren gehe, und dessen Ausbeute wir mit pedantischer Genauigkeit voraus zu berechnen suchen, fährt man in jenen Gegenden auf das Eis der Flüsse, oder füllt mit ihm die Löcher der Dorfstraßen und Vizinalwege an. Nur unter Gurken und Tabak wird gedüngt und dazu bedarf es nicht großer Massen. Unter ersteren reicht der in einer Nacht erzeugte Dünger von einigen Pferden aus, und den Dungbedarf für Tabak deckt der im Hofe von Vieh und Menschen festgetretene Dünger, der im Frühjahr in großen Tafeln abgebrochen und in den Garten gefahren wird, wo man Tabak zu pflanzen beabsichtigt.

Das Wirthschaftssystem ist die veraltete Dreifelderwirthschaft. Da jedoch durch die oben beschriebene Behandlung des Bodens in wenigen Jahren Disteln und Trespe so überhand nehmen, daß die Bearbeitung fast unmöglich wird, hat man die Unmasse Landes, über welche man verfügt, so getheilt, daß man jede sechs, acht oder zehn Jahre ein anderes Feld bebauen kann, während welcher Zeit dann die Unkräuter vom liegengelassenen Felde verschwinden.

Aus Obigem erhellt wol zur Genüge, daß in Sibirien die extensivste Wirthschaft geführt wird, die sich überhaupt denken läßt. Das Theuerste ist, wegen Menschenmangels, die Ernte, während welcher man dem Arbeiter gern 60 Kopjeken bis 1 Rubel pro Tag zahlt und ihm selbstverständlich auch die Kost giebt, die aber in einer sibirischen Wirthschaft nicht in Rechnung kommt.

Selbst das Einfahren des Getreides macht dem russischen Landwirthe keinen großen Kummer, da er — mit Ausnahme etwa der Wirthe in den südrussischen Gouvernements — keine Scheunen kennt. Das Getreide wird einfach in Schober gefahren. Zur Saat drischt man, so gut es eben geht, auf der blanken Erde und im Winter drischt man auf dem Eise irgend eines Flusses, oder wenn keiner in der Nähe der Schober ist, macht man sich in ihrer Nähe eine Eistenne, indem man einige Eimer Wasser ausgießt, das schnell gefriert. Zum Dreschen trocknet man das Getreide und hierzu hat man in der Nähe der Schober besondere

Darrhäuschen ohne Dach, worin das Getreide auf die Balken gelegt und unter ihm Feuer angelegt wird. Solches Getreide taugt selbstverständlich zur Saat nicht. Gedörrt aber muß das Getreide werden, da die Schober nachlässig angelegt sind, infolge dessen Schnee in dieselbe dringt. Dieser friert so fest an, daß ein Auseinanderbringen der Strohmassen mit dem leichten Flegel nicht möglich würde. An ein Dreschen mit Maschinen hat wol noch kein sibirischer Bauer gedacht.

Noch mehr vernachlässigt als der Ackerbau ist die Viehzucht, bei der man ganz das Fatum, Vorsehung genannt, walten läßt. Es kümmert sich Niemand ums liebe Vieh. Niemand hat Mitleid mit ihm. Man erlaubt ihm sich zu mehren, seinen Unterhalt zu suchen, und schützt es kaum gegen Raubthiere. Ich glaube, der Sibirier würde nicht einmal Heu machen, sondern es den Pferden und Kühen überlassen, das alte Gras unterm Schnee hervorzuscharren, wenn er nicht Reisen machen müßte, während welcher er seine Pferde füttern muß, und wenn er nicht auf den Verkauf von Heu spekuliren würde, da es in den Städten und in den an der Hauptstraße gelegenen Dörfern ein gesuchter Handelsartikel ist. An eine rationelle Pflege des Viehs denkt überhaupt Niemand. Den Pferden streut man den Hafer, wenn Ueberfluß an solchem ist, oder den Dinkel, auf dem Hofe aus, und ebenso wird das Heu auf dem Hofe ausgebreitet, auf dem die Pferde unangebunden umhergehen. Krippen benutzt man nur in der Noth, wenn Heu- oder Körnermangel den Bauer nöthigt, Stroh zu füttern und es den Pferden genießbar zu machen. In diesem Falle wird das Stroh (Häcksel kennt der sibirische Landwirth nicht) in die Krippen gelegt, mit Wasser angefeuchtet und mit Kleie bestreut und durchmischt. Die armen Thiere sind vom Hunger gezwungen, diese magere Kost zu genießen, die gerade hinreicht, sie vor dem Hungertode zu schützen. In den Dörfern, in welchen Brennereien sind, kaufen die Bewohner die Schlämpe, welche der Brennereieigenthümer mit seinem wenigen Inventarium nicht bewältigen kann, und füttern mit ihr Pferde, Kühe und Schweine. Wirthe in einer „so glücklichen“ Lage verkaufen jedes Körnchen Hafer und jede Hand voll Heu, haben aber trotzdem schön aussehendes, d. h. recht aufgedunsenes Vieh. Man kauft sogar in solchen Lagen alte, bereits abgetriebene Pferde, um sie zu mästen, und verkauft sie den Burjaten, welche sie schlachten und genießen. Ebenso werden auch Ochsen, welche Waaren aus den Südwestkreisen des Gouvernements Tomsk nach Irkutsk herbeischleppen, gekauft und fett gemacht.

Im Allgemeinen ist anzunehmen, daß die Produktion des Ackerbaues und der Viehzucht den Konsum der Bewohner Sibiriens nur deckt, aber nicht übersteigt, trotzdem die ungeheuern Strecken schon bebauten Landes, bei etwas rationeller Behandlung, wenn auch bei extensiver Wirthschaft (eine intensive wäre wol kaum schon jetzt zeitgemäß und rentabel), doppelte Erträge bringen würden. Auch die Viehzucht würde sich lohnen, da besonders Molkereiprodukte in den Städten zu den gesuchten Handelsartikeln gehören. Die Gemüsegärtnerei könnte nicht allein in der Nähe der Gouvernementsstädte, sondern auch in der Nähe der Kreisstädte sehr lohnend sein; aber die sibirischen „Wirthinnen“ sind nicht geneigt, sich damit zu befassen; „na eto nuschna mnogo uchōda“ (hierzu bedarfs vieler Mühe [Uchod, eigentlich Umhergehen]), sagten mir Bäuerinnen,

denen ich die Vortheile des Gemüsebaues plausibel machen wollte. Die Faulheit und der Mangel an Bildung sind weit mehr als das Klima daran Schuld, daß in Sibirien so Manches nicht ist, was da sein könnte, und diesen beiden Faktoren schreibe ich auch den Mangel an Obst zu, der besonders dem Westeuropäer sehr fühlbar ist.

Wie ich schon angedeutet habe, dreht sich die Hauptspekulation des Sibiriers um die Goldwäscherei. Jeder sehnt sich danach, der Besitzer eines „Pryjisiks“ oder dessen Associé zu werden, da man gewöhnlich nur das herausgeschaffte Produkt, nicht aber die Kosten rechnet. Diese Kosten aber sind oft so bedeutend, daß sie durch die Ausbeute nicht gedeckt werden.

Mir scheint es aber, daß auch die bedeutenden Kosten, welche das Aufsichtspersonal in großen Goldwäschen verursacht, das, wie der Eigenthümer, ein Leben führt, wie es Salomo in aller seiner Herrlichkeit weder geführt hat noch hat führen können, viel zum Falle solcher Gesellschaften beigetragen hat. Denn um ein solches Leben führen und noch Tausende ersparen zu können, muß man viel Gold stehlen, das auf Kosten des Eigenthümers aus der Seife geschafft worden ist. In kleineren Goldwäschen ist der Herr zugleich Aufseher; wenigstens beaufsichtigt er seine Gehülfen, und wenn diese auch hier, sofern sie sparsam leben, zu Geld kommen, so müssen sie es doch eben auf ehrliche Weise verdienen und es sich sozusagen am Munde absparen.

Die Salzsiedereien in Ustj-Kutta, Ussola und Troizk (letzteres im Jeniseisker Gouvernement, sowie der Tawoschansker See, in der Kirgisischen Steppe, liefern bedeutende Salzmassen. Ustj-Kutta liefert, so viel mir aus amtlichen Nachweisungen bekannt geworden, 45,000 Pud jährlich, für die der Staatsschatz Geld erhält; was die Arbeiter stehlen und der Uprawitjel für seine Rechnung verkauft (es werden ihm 5 Prozent auf „Abfluß“ gerechnet), mag nahezu eben so viel betragen. Ussola liefert 300,000 Pud an den Staatsschatz. Wie viel dort gestohlen und sonst bei Seite geschafft wird, ist schwer zu ermitteln. Wie viel Troizk liefert, ist mir unbekannt. Der See von Tawoschansk wird an Bauern verpachtet. Es ist dieses ein flacher Steppensee, dessen Wasser im Sommer verdunstet. Dann bleibt eine Schicht sehr rein krystallinischen Salzes, in der Dicke von mehr als $^1/_3$ m., auf dem Boden, das die Pächter abbrechen und abfahren. Im Winter treiben sie mit diesem Salze Handel, denn sie verfahren es durch das ganze Tobolsker Gouvernement. Das Abraumsalz wird in Ustj-Kutta und Ussola nicht benutzt, sondern als Unrath bei Seite geworfen. Das Produkt der ersteren Siederei ist sehr rein, das der letzteren enthält viel Gips und Bittersalz.

Der Leser dürfte aus vorstehender Schilderung Sibiriens selbst zu dem Schlusse gelangt sein, daß es ein Land ist, dem eine große Zukunft bevorsteht. Der in jeder Beziehung reiche Boden des Landes bedarf oft nur einer geringen Nachhülfe, um Erträge zu liefern, wie wir sie unsern besten Feldern nur mit Mühe abringen; die Gebirge und Moränen an den kleinen Flüssen enthalten Schätze, deren Menge man heute nicht einmal annäherungsweise anzugeben vermag; die Wälder wimmeln von Wild und die Gewässer sind immer reich an Fischen, trotzdem der Mensch sie aufs Barbarischste vertilgt; es fehlt nur — der Mensch, der alle Schätze durch Fleiß heben und rationell benutzen könnte;

es fehlt an Bildung, welche zu einer rationellen Ausbeutung dieser Schätze nöthig ist; es fehlt an Kommunikationen, welche die Ausfuhr der Erzeugnisse des Landes ermöglichen; es fehlt — an einer bürgerlichen Verwaltung und an freien Institutionen, ohne welche jeder Fortschritt auf dem Gebiete der allgemeinen Bildung, des Handels und der Industrie unmöglich ist, weil sie für beide so nothwendig sind, wie Luft, Licht und Wärme zum Gedeihen der Organismen.

Die russische Regierung macht sich mit Ernst an die Erbauung einer Eisenbahn, welche Perm mit Wladiwostok, das Atlantische Meer mit dem Stillen Ozean verbinden wird. Diese Bahn, zu der schon in den fünfziger Jahren vom General Chruschtschew ein Plan gemacht, welcher jedoch von der Regierung, als nicht von (wahrscheinlich strategischer) Wichtigkeit, unbeachtet gelassen wurde, wird nicht allein aus Sibirien eine Brücke für den Transitohandel zwischen Europa und Amerika machen, sondern beiden Welttheilen die Schätze des Landes erschließen. Die Regierung hat nun den Plan Chruschtschew's mit gewissen Modifizirungen aufgenommen, ja sogar sich an hydrographische Untersuchungen gemacht, deren Resultat gewiß eine Verbesserung der Kommunikation auf den Flüssen und eine Verbindung derselben durch Kanäle sein wird.

Vor Allen ist jedoch die Verwaltung zu ändern. Ich will hier ganz über die bekannte Unehrlichkeit der sibirischen Beamten und über ihre grenzenlose Bestechlichkeit schweigen; aber ihrer ebenso großen Bornirtheit muß ich hier erwähnen, welche sich in einer in Sibirien kursirenden Anekdote recht schlagend ausdrückt. Man erzählt sich nämlich Folgendes: „Als „Gumbolt“ (Humboldt; der Russe hat kein H, er ersetzt es in deutschen Namen durch G) nach Minusinsk kam (er ist bekanntlich nicht dort gewesen), frug er den Isprawnik (Kreischef) unter Anderem, ob im Kreise auch „Limony“ (Citronen) wachsen, und der Isprawnik antwortete schnell: „Ja, Excellenz!“ Dieses hat nun der Gouverneur von Gumbolt erfahren, und er frug den Isprawnik, warum er dieses gesagt habe. „Dla isprawnosti, Wasche Prewoschoditelstwo!“ („Der Vollständigkeit wegen, Hochwohlgeboren“) war die Antwort des pflichttreuen Kreischefs.“

Ich glaube meine Arbeit am besten zu schließen mit den Worten Dr. Ferdinands von Hochstetter, mit welchen er seine Broschüre „Ueber den Ural“ endet. Sie lauten:

„Nichts konnte uns lebhafter von der dringenden Nothwendigkeit der Ausführung der sogenannten „sibirischen Eisenbahn“ überzeugen, welche bestimmt ist, die europäischen Gebiete des kolossalen Reiches mit seinen asiatischen Territorien zu verbinden (als die Frequenz auf der Straße von Perm nach Ekatherinenburg). Die ungewöhnliche Energie und Zähigkeit, mit welcher Rußland an der Erweiterung seines Eisenbahnnetzes arbeitet, läßt erwarten, daß, nachdem das dringendst Nothwendige, der Anschluß nach Westen an die Kulturstaaten Europa's, sowie die Verbindung des Nordens mit dem Süden, der Hauptsache nach vollendet ist, nunmehr die Verbindung nach Osten zur Ausführung kommt.

„Die Bahnlinie, welche das Flußsystem der Wolga und Kama mit dem des Irtysch und Ob verbindet, wird die Barrière niederreißen, welche das

Europäische und Asiatische Rußland heute noch trennt, und eine Weltbahn im eminentesten Sinne des Wortes sein. Sibirien, das Kapital und Arbeit benöthigt zur rationellen Ausbeutung und Entwicklung seiner natürlichen Reichthümer, wird produktiv gemacht werden, der sinkende asiatische Handel Rußlands wird sich heben und die Montanindustrie des Ural (und ich sage des Altai, Sajan und Jablonnergebirges), die eine schwere Prüfungszeit durchzumachen hatte (und theilweise erst geboren werden soll) und noch durchzumachen hat, wird wieder erblühen.

„So knüpft sich an diese, uns scheinbar so fern liegenden Frage der sibirischen Eisenbahn und der Uralbahn nicht blos ein spezifisch russisches, sondern auch ein gewisses, allgemein europäisches Interesse; denn der Einfluß einer Bahnlinie, welche bestimmt ist, die kolossalen, bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen uns fast unerreichbar scheinenden, wenig bevölkerten Territorien des Ural und Sibiriens Europa näher zu bringen, wird sich weit über die Grenzen des europäischen Rußland hinaus fühlbar machen.“



Russischer Frachtwagen.

Ende der ersten Abtheilung.



Die Höhle am See Oulunjur (Mongolei).

Sibirien und das Amurgebiet. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Sibirien und das Amurgebiet.

Geschichte und Reisen,

Landschaften und Völker zwischen Ural und Beringstraße.

In zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage neu herausgegeben

von

Albin Kohn und Richard Andree.

II.

Das Amurgebiet.

Von

Richard Andree.



Mit 70 Text-Abbildungen, einem Titelbilde und einer ethnographischen Karte.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1876.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß
zu
„Sibirien und das Amurgebiet."

Zweite Abtheilung.
Das Amurgebiet und das asiatische Osthorn. Von Richard Andree.

1. Die Eroberung der Amurländer durch die Russen.
Allgemeiner Ueberblick.

2. Die Quellströme des Amur.

3. Die Daurischen Steppen.

4. Der obere Amur.

5. Thier- und Pflanzenleben am mittleren Amur.
Das Bureja-Gebirge.

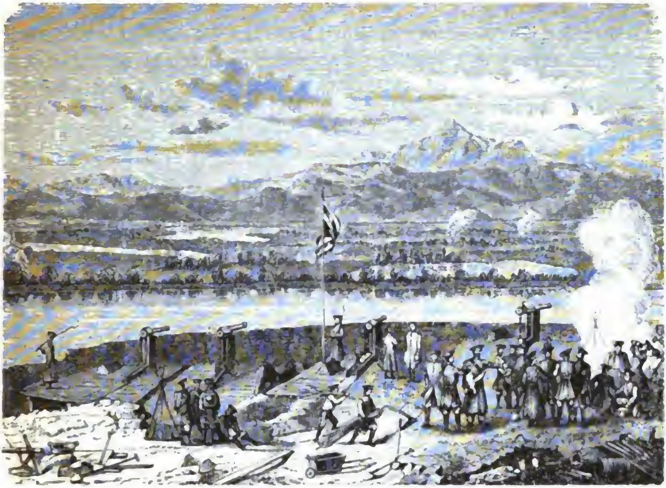
6. Der untere Amur.

Zweite Abtheilung.

Das Amurgebiet und das asiatische Osthorn.

Von

Richard Andree.



Russisches Fort zu Mariinsk am Amur. Nach R. Maack.

1. Die Eroberung der Amurländer durch die Russen.

Allgemeiner Ueberblick.

Rußland und China in ihren Wechselbeziehungen. — Erste Nachrichten vom Amur. — Pojarkow, der Pionier. — Chabarow beschifft 1649 den ganzen Amur. — Kampf mit den Mandschu. — Gründung Albasins. — Belagerungen dieser Feste. — Frieden von Nertschinsk 1689. — Grenzschwierigkeiten. — Grenzvertrag von Kiachta 1728. — Waganow's Zug Amur-abwärts 1848. — Murawiew nimmt 1854 den Amur für Rußland in Besitz. — Vertrag von Aigun 1858. — Wissenschaftliche Reisende im Amurgebiet. — Allgemeiner Ueberblick der Amurlandschaften. — Klima, Hochwasser, Winde. — Naturprodukte. — Fischreichthum, Pelzthiere. — Mineralschätze. — Verkehrsmittel, Wasserstraßen. — Projekt des amerikanisch-asiatischen Telegraphen. — Kolonisationsschwierigkeiten. — Die Bevölkerung.

Das weite Gebiet am Amur und die mandschurische Küstenlandschaft am Stillen Weltmeer, heute eine der wichtigsten Besitzungen der russischen Krone, war vor nicht langer Zeit noch Eigenthum des Chinesischen Reiches. Seit Peter der Große aus Rußland einen Staat, aus seinen Bewohnern ein Volk machte und dem ersteren in seinem berühmten Testamente die künftige Gestaltung vorzeichnete, ist es das Bestreben der russischen Regierung gewesen, die Grenzen des Landes auszudehnen, vor Allem aber Seeküsten zu gewinnen. Da die europäischen Verhältnisse diesem Streben Hindernisse in den Weg stellten, wandten die Zaren ihre Blicke nach Asien, dessen nördlicher Theil unter Iwan dem Großen vor dreihundert Jahren erobert war und wo sie nun naturgemäß mit China zusammenstießen, dessen Beziehungen zu Rußland eine großartige Umwälzung erleiden sollten.

Das nordische Reich war im Blumenreich der Mitte von jeher im Vortheile vor seinen europäischen Rivalen. Nur Rußland hatte das Recht, zu genau bestimmten Fristen und auf vorgezeichnetem Wege eine Gesandtschafts-Karawane nach Peking zu schicken. Rußlands Einfluß war in China immer ein weit größerer als der der Westmächte, wie jeder europäische Reisende, der das Land kennen lernte, bezeugt. Rußlands Gesandtschaft in Peking ist die älteste; während Engländer und Franzosen Millionen auf einen Krieg mit China verwendeten und das Blut ihrer Söhne im Himmlischen Reiche floß, schoben die Russen einfach durch diplomatische Verhandlungen ihre Grenzen weiter vor und gewannen ganze Provinzen China's.

Beide Reiche waren im dreizehnten Jahrhundert von den Mongolen unterjocht worden und beide warfen später dieses Joch wieder ab. Seit jener Zeit haben Russen und Chinesen immer in Wechselbeziehung gestanden. Rußland dehnte seine Besitzungen nach Osten, China nach Westen aus, und nun läuft die Grenze zwischen beiden auf Hunderte von Meilen quer durch Inner-Asien hin. Das siegreiche Vordringen Rußlands in Asien und die Unterwerfung zahlreicher eingeborener Stämme in Sibirien ward aber zuerst unterbrochen, als es auf die civilisirten und militärisch gut organisirten Chinesen traf. Damals war China noch im Stande, Rußland Bedingungen aufzuerlegen, wie dies 1689 durch den Vertrag von Nertschinsk auch geschah, ohne daß Rußland jedoch seine weitgehenden Pläne aufgab. Mit der ihm eigenthümlichen Geduld und Ausdauer rückte es allmählich vorwärts; Waffengewalt und diplomatische Kunstgriffe — Alles ward angewendet, und Schritt für Schritt drang es vor, bis endlich im Jahre 1860 General Ignatiew durch seinen kühnen Handstreich das Werk krönte. Rußland zog aus dem Siege der Engländer und Franzosen über China den größten Gewinn, denn zu derselben Zeit verleibte Ignatiew ohne Widerstand die ganze Küstenprovinz von der Mündung des Amur bis nach Korea dem Zarenreiche ein.

Als China zuerst mit Rußland in Grenzstreitigkeiten gerieth, war aller Vortheil auf Seiten des ersteren. China war ein mächtiges Land, das nur die kriegerischen Mandschu aufzurufen brauchte, um über ein imponirendes Heer zu gebieten. Geld war im Ueberfluß vorhanden, weit mehr als in Rußland; seine Bevölkerung war fleißig, produzirend und somit eine unerschöpfliche Steuerquelle. China handelte vertheidigend, der Kriegsschauplatz lag seinem heimischen Herde nahe, seine Regierung war stark und intelligent; Rußland dagegen war damals noch weit zurück, seine Regierung der von China nicht gewachsen und das Operationsfeld weit von Moskau entfernt.

Peter der Große flößte dem Zarenreiche neues Leben ein. Außer den vielen Verbesserungen im Innern lag ihm auch die äußere Machtstellung seines Landes am Herzen, und die Interessen im fernen Osten desselben vernachlässigte er keineswegs. Aber er sowol als seine Nachfolger fanden in den Mandschukaisern ebenbürtige Gegner, und von den Tagen Khan-si's, welcher die Russen 1688 aus den Amurländern vertrieb, bis auf die neueste Zeit konnte Rußland weiter nichts erlangen, als daß es Handelsgesandtschaften nach Peking schicken durfte. Seine Ambassaden erschienen dort in gedemüthigter Stellung, gleich Tributpflichtigen.

Rußland ruhte jedoch nicht, arbeitete an seiner inneren Ausbildung fort, machte sich fremde Erfahrungen zu Nutze und wurde eine große Militärmacht. Peter I., Katharina II. und Nikolaus strebten nach Erweiterung der Grenzen. Während so Rußland Fortschritte machte, stand China im besten Falle still. Durch den ersten englischen Krieg im Jahre 1839 ward der Keim des Verfalles, welchen der verweichlichende Luxus der Mandschudynastie später in dieses Reich gelegt hatte, schnell über ganz China verbreitet. Die verkommenen Mandschukaiser hatten die Tugenden ihrer Väter ganz vergessen und waren in Sinnlichkeit untergegangen. Eine weit verbreitete Korruption war die Folge dieser Entsittlichung des Hofes; Ungerechtigkeit und Bedrückung lasteten auf dem chinesischen Volke. Räuberbanden verwüsteten die schönsten Provinzen des Reiches, das ganze Gebäude erzitterte in seinen Grundfesten, und es fehlte nur noch der Mann, welcher die Zügel aus der Hand der unfähigen Lenker nahm. Trotzdem war die Verblendung in Peking größer denn je; man schaute mit Verachtung auf die „westlichen Barbaren" herab und glaubte an die eigene Unüberwindlichkeit, bis die Einnahme Pekings durch die Truppen der Westmächte 1860 alle Einbildungen mit einem Schlage zerstörte. Die Zeit für Rußlands Ernte war gekommen. In den Streitigkeiten mit den Westmächten hatte Rußland auf Seiten China's gestanden und als Lohn für diese Freundschaft die Amurländer genommen. China war nicht in der Lage, zu widerstehen, der Vertrag ward abgeschlossen und Rußland triumphirte.

Die Wichtigkeit dieser Erwerbung für Rußland ist nicht hoch genug zu schätzen. Bis zu jener Zeit besaß Rußland keinen Hafen am Stillen Meere, der nicht wenigstens sechs Monate durch Eis geschlossen war. Die neu gewonnenen Küsten dagegen boten, namentlich in ihrem südlichen Theile, ausgezeichnete Häfen dar, welche mehrere Monate länger als Nikolajewsk an der Mündung des Amur offen und eisfrei sind.

Die gegenwärtige hülflose Lage China's hat hauptsächlich ihren Grund in dem Verfall des Militärwesens während eines langen Friedens. Die Chinesen selbst sind keine Freunde des Kampfes und Krieges; sie sind zu fleißig und zu erwerbsüchtig, um Menschen, Zeit oder Geld in Fehden zu vernichten, weshalb sie auch der Gnade oder Ungnade fremder Armeen oder einheimischer Räuberbanden leicht unterworfen sind. Das Ansehen und die Macht ihrer Regierung waren unter diesen Umständen dahin.

Rußlands Uebergewicht dagegen stieg mit dem Aufschwunge seiner miltärischen Organisation. Seine fortwährenden Kämpfe in Europa wiesen es auf die Ausbildung seiner Armee hin, und auch die Eroberungskriege in Asien verlangten Truppen in großer Zahl. Es vereinigte sich Alles, um Rußland zu einer großen Militärmacht zu erheben. Die absolute Herrschaft des Zaren war im Verein mit ehrgeizigen Plänen einem solchen Ergebnisse ungemein günstig. Man hatte in Rußland die von einem starken Willen gelenkten Tatarenhorden gesehen, welche Asien und halb Europa unterjocht hatten. Warum sollte man von dem großen Rußland aus nicht den umgekehrten Zug nach Asien machen? Aber woher auch die Idee zu Eroberungen in Asien gekommen sein mag, die Geschichte Rußlands in den letzten zwei Jahrhunderten zeigt, wie konsequent

sie stets verfolgt wurde, und wie sehr sie die Politik der Zaren von Peter bis Nikolaus und Alexander beherrschte.

In einer Beziehung jedoch gleichen sich Rußland und China sehr, nämlich in der Bestechlichkeit der Beamten, die freilich in Rußland gegenwärtig von allen Schichten der Gesellschaft aufs Unerbittlichste bekämpft wird. Diese Thatsache selbst ist bis zu einem gewissen Grade von den Regierungen anerkannt worden und steht unleugbar fest. Eine der Hauptursachen zum Verfall des Reichs wurde hierdurch herbeigeführt. In Rußland aber ist die Regierung stärker als dieses Uebel. Es mag dadurch dem Lande viel Schaden zugefügt worden sein, aber der Wille des Zaren gilt doch im entferntesten Winkel des großen Landes. Ungerechtigkeiten der Beamten, Willkürlichkeiten mögen vorkommen, aber nirgends verweigert man einem Ukase aus St. Petersburg den schuldigen Gehorsam. Alles ist in Rußland dem Ruhme des Zaren und der Militärmacht des Landes unterthan, und Alles wird diesen beiden Idolen geopfert.

Es darf nicht geleugnet werden, daß die kriegerische und aggressive Politik Rußlands viel Gutes geschaffen hat. Der verborgene Reichthum wüster Gegenden ist ans Tageslicht gefördert, Handelsstraßen sind durch dichte Wälder angelegt worden, in denen bisher nur Jäger und wilde Thiere hausten; der Pflug geht über alte Schlachtfelder und blühende Ortschaften erheben sich da, wo früher Oede und Wüste war. Das sind Segnungen der russischen Kriegspolitik, während China mit seinem „Frieden um jeden Preis" immer mehr zerfällt.

Alles bisher Angeführte sind zufällige oder äußere Umstände, welche den Charakter der beiden Reiche veränderten und auf deren Geschicke modifizirend wirkten. Die wesentlichen Gründe von Rußlands Aufschwung und China's Verfall liegen viel tiefer. Rußland ist jugendkräftig, sein nationales Leben im Aufblühen begriffen, die Barbarei abgeschüttelt. China aber hat schon seit Langem seinen Reifepunkt erreicht; seine Industrie, Kunst, kurz Alles, was seine Civilisation ausmacht, hat den Gipfel erklommen, ein weiteres Fortschreiten erscheint kaum möglich. Der Zenith seines Ruhmes liegt hinter ihm. Man irrt sich aber, wenn man annimmt, China müsse darum seinem gänzlichen Verfalle entgegeneilen. Die Masse des Volks ist keineswegs entartet; nur die Regierung ist alt. Das Volk ist frisch und kräftig, den friedfertigen Gewerben zugethan und wird noch manchen Dynastiewechsel überleben.

Sibirien, ohne gute Häfen nach dem Stillen Meere zu, war vom Welthandel beinahe ausgeschlossen; es stand da wie ein Mann, der an sich rüstig und voll Lebenskraft ist, diese aber nicht zur Geltung bringen kann, weil ihm die Arme fehlen. Man fühlte dies in Petersburg recht gut, und die Erwerbung der Amurländer war deshalb auch einer derjenigen Pläne des Zarenreiches, die mit der größten Ausdauer und Zähigkeit verfolgt wurden. Wie die Erwerbung durchgeführt wurde, wollen wir nach diesem allgemeinen Ueberblick nun zu schildern versuchen.

Im Jahre 1636 liefen zum ersten Male bei den sibirischen Behörden Nachrichten von einem gelobten Lande ein, das wohlgeeignet zum Ackerbau war, daneben aber auch einen reichen Ueberfluß an den schönsten Zobeln der Welt, an Silber und Seidenstoffen, ja auch Gold und Edelsteine besitzen sollte.

Tungusen aus der Baikalgegend, von den Witimquellen und andere Tungusen von den Ochotskischen Küsten hatten, obschon über 1000 Werste von einander entfernt, gleichmäßig und gleichzeitig den Pelzjägern diese Kunde mitgetheilt, und diese den rivalisirenden Bezirkshäuptern in Jeniseisk und Tomsk hinterbracht, welche sich zur Einziehung von Kundschaften rüsteten. Ehe es aber dazu kam, sendete aus dem von Jeniseisk unabhängig und zur eigenen Bezirkschaft gemachten Irkutsk der Woiwode einen Kosakenhäuptling Pojarkow mit 132 Mann freiwilliger Pelzjäger, die sich als Kosaken einschreiben ließen, zur Erforschung der ihrem Unternehmungsgeist und ihrer Beutelust zauberhaft erscheinenden Amurgegend ab. Die Kosaken gingen den Aldan und seine Zuflüsse hinauf, dann über das Stanowoi-Gebirge zur Seja, die sie hinab in den Amur und diesen hinunter schifften, von wo sie nach dreijähriger Reise von der Amurmündung, sich längs der Ochotskischen Küsten haltend, die Mündung der Ulja wenig südwärts von Ochotsk erreichten. Auf der Rückreise entdeckten sie am Tugur-Busen die Gruppe der Schantarischen Inseln.

Pojarkow war also der erste Russe, der die Amurgegend durchzogen, wenn er auch den oberen Lauf nicht erreicht hat. Ein Drittheil der Mannschaft hatte er in den grimmig kalten Gebirgen durch den Hungertod verloren, obschon die Gestorbenen gleich den Ueberlebenden sich von den Leichen der erschlagenen Eingeborenen und verstorbenen Kameraden genährt hatten. Diese Schrecknisse jedoch vermochten die angefachte Begier nach den Amurgegenden nicht zu dämpfen, geschweige denn zu ersticken. Die Metallschätze aber, die Pojarkow aufgesucht, hatten sich in karge Spuren von Silber verwandelt, das auf Handelswegen von China an den Amur gelangt war. —

Auf einem anderen Wege, die Olekma hinauf und den Urkan direkt hinab zum Amur, gelangte 1649 der Freibeuter Chabarow an den oberen Lauf dieses Stroms, setzte sich an ihm fest, schiffte ihn hinunter und wieder zurück hinauf. Jährlich folgten ihm nun einige Kosaken und ein starker Zug von Abenteurern aller Art. Er hatte am oberen Amur und an der unteren Seja ansässige, ackerbauende Stämme vorgefunden, die in zusammenhängenden Ortschaften sich unter angesehenen Fürsten zu gegenseitigem Schutze vereint hatten, aber den benachbarten Mandschu schon lange tributpflichtig waren. Gegen Angriffe waren viele Ortschaften durch Festen geschützt, von klafterhohen Wällen und eben so tiefen Gräben umgeben, in denen verdeckte Gänge und Wege zum Wasser führten; Thürme beherrschten das Feld und nach erfolgter Einnahme der Außenwerke zogen sich die Belagerten in zwei hinter einander aufgeführte Abtheilungen zurück, welche sie mannhaft vertheidigten, ohne jedoch den Feuergewehren, den Kanonen und der Kriegsübung und Kühnheit der Russen Stand halten zu können. 661 Todte fand man beim Stürmen der ersten größeren Festung der Da-uren, während die Russen nur 4 Todte verloren. Solche Festungen zeigten sich selbst am oberen Amur, wo früherer Ackerbau durch die kriegerischen Zusammenstöße vernichtet war. Am untern Amur hatten die Mandschu 15 Kanonen und drei- und vierläufige Feuerröhre, Sprengtöpfe für Festungswerke und gehörige Pulvervorräthe; die russischen Abenteurer dagegen waren schlecht gerüstet, entbehrten oft selbst des Schießmaterials und litten durch eigene Ungeberdigkeit,

Undisziplin und Desertionen. Das weitere Desertiren sibirischer Gefangener wurde aber durch die Aufstellung von Kosaken gehindert. Vierzig Jahre währten die Kämpfe der Eroberer und der Chinesen, die vom Sungari her stets neue, gut gerüstete und zahlreiche mandschurische Kriegsleute an den Hauptstrom warfen. Der untere Amur ward bald von den Russen aufgegeben und nur noch im Fluge hinuntergeschifft, Tribut erhoben und Korn geraubt; am oberen wurde Albasin der Mittelpunkt der Unternehmungen. Da aber der dortige Ackerbau vernichtet, die Eingeborenen von den Chinesen an die Nonniufer versetzt und durch das rücksichtslose Plündern, Rauben und Morden der zügellosen Banden gegen die Eroberer feindlich gestimmt waren, mußten die Russen selbst den Ackerbau beginnen. 1672 wurden die ersten Ackerbaukolonien errichtet, die sich später den Amur aufwärts ausdehnten. Albasin hatte 1685, als die Chinesen heranrückten, 40 Häuser, Kirche und Kloster, und über 1000 Dessätinen kornbestandenes Land. Reichthümer über Reichthümer wurden von hier nach Rußland geschickt und um Unterstützung an Provision und Munition gebeten. Man sendete Rangerhöhungen und Geld zur Vertheilung nach Albasin, verlieh diesem ein Wappen, den dort am Amur kämpfenden und ackerbauenden verbrecherischen Ausreißern Begnadigung, verwies aber auf Unterstützung an die Bezirksstadt Irkutsk, die freilich nur 2 brauchbare und 2 verdorbene Kanonen hatte. Diplomatische Verbindung hatte man gleich 1649 durch die Eroberer mit den Chinesen angeknüpft und diese waren nicht abgeneigt, die Russen in Albasin gewähren zu lassen, falls die Raubzüge den Amur abwärts und am Sungari aufhörten.

Nachdem 1653 der wahre, natürliche Weg zum Amur, über den Baikal, vermittels der Schilka eröffnet war, 1658 Nertschinsk entstanden und die Rolle eines Vermittelungsplatzes zwischen dem Amur und Mutterlande übernommen hatte, sendeten die Chinesen 1670 einen Gesandten mit einer Klageschrift über die Verheerungen am Sungari dorthin. Von Nertschinsk aus wurde die Gesandtschaft erwiedert und Ignaz Milowanow ging mit vier Begleitern nach Peking, wo ihn der Kaiser selbst empfing, reich beschenkte und durch einen Mandarin und 65 Mann mit einem Briefe an den Zaren zurücksendete. Fünf Jahre darauf ging ein kaiserlich russischer Gesandter nach Peking, der, ein geborener Grieche, die russischen Interessen verrieth und die Verheerungen am unteren Amur, aber auch die Tributerhebungen an der Seja, an der eine Reihe kleiner russischer Festungen entstanden waren, ganz verbot. Von dieser Zeit ab begannen die Mißhelligkeiten, und als 1682 wieder eine Abtheilung von Albasin den Amur abwärts zur Bureja zog, zerstörten die Chinesen alle russischen Festen und rückten 1685 zur Belagerung von Albasin mit 10,000 Mann, 100 Feld- und 30 Belagerungskanonen vor, während die Pulvermangel leidende Besatzung nur etwa 450 Mann mit 3 Kanonen und 300 Gewehren zählte. Nach Kampf und Desertion von 25 Mann gewährten die Chinesen den Russen freien Abzug und zogen gleich darauf ab, so daß schon nach 2 Monaten die Russen, durch 100 Mann mit 5 Kanonen und 300 Musketen verstärkt, Albasin wieder besetzten. Im folgenden Sommer (1686) kehrten die Chinesen abermals zurück und belagerten den Ort von Neuem. Der russische Kommandant Tolbusin blieb, und ein Deutscher, Oberst Beuthen, hielt trotz Feind, Mangel und Skorbut

die Belagerung aus, bis, nachdem die Besatzung auf 66 Mann geschmolzen war, die Chinesen 1687 abzogen, weil die Verhandlungen über einen Grenztraktat begonnen hatten.

Dieser Grenztraktat wurde nach vielen Unterhandlungen am 27. August 1689 zwischen beiden Reichen zu Nertschinsk abgeschlossen und fiel für Rußland ungünstig aus. Albasin mußte geschleift und das ganze Amurgebiet den Chinesen zurückgegeben werden. Der Fluß Gorbitza wurde als Grenzlinie bestimmt. Die Russen erhielten jedoch Erlaubniß, in Peking eine Mission für ihre Glaubensgenossen zu unterhalten, und hatten dadurch einen großen diplomatischen Sieg errungen, der für ihre Plane von außerordentlicher Wichtigkeit war.



Russische Kirche zu Albasin. Nach einer Originalphotographie.

Ebenso stellte es sich später heraus, daß es zwei Flüsse Gorbitza gab, deren südlicher den Chinesen selbst gar nicht bekannt gewesen war, von den Russen aber als stipulirte Grenzlinie angenommen wurde, sodaß sie dadurch dem Himmlischen Reiche eine bedeutende Strecke näher rückten. In den darauf folgenden 150 Jahren führte Rußland keinen Krieg mit China. Aber Rußland eröffnete 1728 im Vertrage von Kiachta einen Landhandel mit China und entriß diesem in aller Stille durch die weiteste Auslegung des Vertrags von Nertschinsk und die Geschicklichkeit seiner Diplomaten ein Stück Land nach dem anderen. Militärkolonien und Festungen sicherten diese stillen Eroberungen, und alle Vorbereitungen waren getroffen, um bei günstiger Gelegenheit einen großen Schlag zu führen.

Als im Jahre 1728 Graf Ragusinski den Grenzvertrag von Kiachta abschloß, wurde in denselben eine drakonische Bestimmung aufgenommen, welche so recht das Verhältniß der beiden Reiche in jener Zeit charakterisirt. Grenzübertreter sollten nämlich ganz einfach dort, wo sie betroffen würden, aufgeknüpft werden. Nur wenig über die Grenze schweifenden Jägern sollte der Fang zu Gunsten des Staatsschatzes abgenommen und sie laut richterlichen Urtheilsspruchs nach Umständen bestraft werden. Im Jahre 1768 wurde dies durch genauere Bestimmungen ergänzt, wonach dem Aufgreifer eines Grenzübertreters Alles als Lohn zufiel, was dieser Letztere bei sich habe, wie z. B. Pferd, Sattel, Waffen 2c. Auch den Wachtposten, zwischen denen die Diebe vorbeischlüpfen würden, beschloß man die hohe Geldbuße aufzulegen, welche die Diebe hätten entrichten sollen.

Nach Abschluß dieses ersten Grenztraktats bemühte sich die russische Regierung, sich in Transbaikalien festzusetzen, und schärfte zur Bewahrung des Friedens die strengste Beobachtung des Traktats und der Grenze ein. Das Uebergreifen von ganzen Gesellschaften mit bewaffneter Hand war unmöglich geworden, und dem Einzelnen verging die Lust, sich durchzuschleichen, was, bei der Unzulänglichkeit der Kopfzahl der Grenzwachen und der Anhäufung des Auswurfs aller Verbrecher Rußlands in dem benachbarten Distrikt Nertschinsk, nicht ganz unterbleiben konnte, seitdem es bei den chinesischen Grenznomaden im erklärlichen, zügellosen Rache- und Raubdurst nach den früheren russischen Mißhandlungen Brauch geworden, die bei ihnen sich einfindenden verdächtigen Ausreißer ohne viele Umstände abzuthun, um sich ihrer und zugleich der Plackereien der Behörden bei der Auslieferung derselben zu entledigen. Die Chinesen suchten inzwischen durch Anlage von Städten, Ackerkolonien, Postverbindungen 2c. sich den Besitz der Mandschurei zu sichern. Aus Unkenntniß der Gegend war 1689 die Grenze nicht genau bestimmt worden, und als die Russen das Stanowoi-Gebirge näher kennen lernten, das als Wasserscheide mit seinem Kamme nach dem chinesischen Verlangen die im Westen am Gorbitzafluß beginnende Grenze bilden sollte, erklärten sie den Uda-Fluß unbedingt für russisch.

Bei dieser Unbestimmtheit hatten sich die Verhältnisse faktisch anders gestaltet und die durch den Traktat beabsichtigte hermetische Sperre fand nicht statt. Die Lebensweise der Tungusen, die von dem Vorkommen des Renthiers und bestimmter Jagd- und Pelzthiere abhängig ist, machte es diesem nomadisirenden Volke unmöglich, die ihre heimatlichen Jagdgründe nach der Wasserscheide zerschneidende Grenze zu respektiren. Sie folgten den wilden Renthieren und Zobeln bald von dem einen zum andern Abhange, während das Gebirge stets unzugänglich für die chinesischen, am Amur seßhaften Fischernationen und die durch ihre Pferde an die Grassteppen gebundenen mandschurischen Tungusen blieb. Derselbe Zustand hatte sich zwei Jahrhunderte unverändert erhalten und die Stämme, die in der Gegend des heutigen Ochotsk den Kosaken des 17. Jahrhunderts die erste Schilderung des Amur als Augenzeugen gaben, wandern noch heute in ihren Nachkommen neun Breitengrade südlicher an die Ufer des Amur. Kam dies Verhältniß in den Grenzorten zur Sprache, so wurde Hungersnoth als Vorwand angegeben.



Sibirische und chinesische Grenzpfähle

Ein richtigeres Einsehen in die wahren Verhältnisse, das Fehlerhafte in dem Prinzipe der Grenzziehung und Nothwendigkeit des Verkehrs brachten selbst da die Humanität zur Geltung, wo reicher Besitz an Hab und Gut den Zobelfänger auf chinesischem Gebiete in Stand setzte, für Grenzüberschreitungen die Strafe zu erlegen. Durch Versetzung der ackerbauenden Völker vom linken Amur- auf das rechte Nonniufer wurde auch das Grenzgebiet entvölkert und es schwand an Ort und Stelle das Bewußtsein der Grenze; die Nomaden Rußlands und selbst Nertschinskische Bauern rückten den Pelzjägern nach. Jakutskische Händler begingen auch beide Gebirgsabhänge, den Tungusen folgend und Tauschhandel treibend; andrerseits zogen ihnen chinesische Tungusen entgegen, die am oberen Amur von den Grenzkosaken Mehl gekauft hatten, und dieses sowie Pferde den russischen Nomaden am unteren Amur überließen. Vier Breitengrade hatten letztere südwärts der Grenze bereits eingenommen und drängten immer südlicher; nur das Verbrennen der Wälder schützte die Da-uren vor dem Weitervordringen der Russen.

Inzwischen herrschten bei den sibirischen Ortsbehörden abweichende Meinung und Streit über die Grenze, und zu den verschiedensten Zeiten wurden Expeditionen ausgeschickt, um die unbekannten Grenzmarken, die China nach dem Traktat von 1689 aufgestellt hatte, zu suchen. So beschiffte Oberst Laduschinsky den Amur und machte Aufnahmen, studirte auch als Führer einer Mission nach Peking die chinesischen Quellen, kam dadurch zur Kenntniß des Vorhandenseins von Grenzmarken in bisher zweifelhaftem Gebiet und arbeitete ein Projekt zur militärischen Besetzung des Amurs aus. Bei der von Middendorf vom 2. Oktober 1844 bis Mitte Januar 1845 ausgeführten Wanderung vom Tugurbusen am Ochotskischen Meere, längs des Südabhanges des Stanowoi bis Transbaikalien, fand er neben trunkenen Tungusen in den chinesischen Wäldern, die ihm den verbotenen Verkehr mit russischen Unterthanen durch das Vorhandensein des Branntweins verriethen, Abtheilungen sibirischer Grenzkosaken unter Anführung ihrer unmittelbaren Befehlshaber. Die Tungusen waren keine abgefeimten Grenzstrolche, sondern gerade, offenherzige Menschen, und erklärten, daß nur Furcht vor den eigenen Behörden die Grenze aufrecht erhielte, der reichste Erwerb der Kosaken aber im Pelzhandel auf chinesischem Gebiete bestände, wie auch auf diesem unbestritten Tributerhebung für die russische Regierung stattfände. Noch überraschender war Middendorf's Entdeckung einer Reihenfolge von mehreren chinesischen Grenzzeichen weit südwärts vom Kamme des Scheidegebirges, also nach russischen Begriffen tief im chinesischen Gebiete, ziemlich genau das Gebirgsgebiet der russischen Renthiertungusen gegen die Prärieniederung abgrenzend, welche das natürliche Wandergebiet der chinesischen Pferdenomaden ist. Tungusen versicherten als Augenzeugen die nach je drei Jahren regelmäßig wiederkehrende Inspizirung dieser Grenzzeichen. Die Nomaden, die er fand, hatten fast keine Beziehungen zu China, zahlten nur Tribut, wenn es ihnen gut dünkte, fürchteten sich aber vor russischer Herrschaft, in Erinnerung der grausamen Mißhandlungen durch die erobernden Kosaken. So war also in der That keine respektirte Grenze zwischen beiden Reichen vorhanden und der Sachlage der Dinge nach mußte der

Stärkere das halb herrenlose Gebiet an sich rißen. Eine Erwägung aber war es vor Allem, welche den Stärkeren von beiden, Rußland, zwang, hier zuzugreifen. Alle seine Riesenströme, die es in Sibirien besaß, mündeten ins Eismeer, waren werthlos für den Absatz der reichen Produkte des Landes. Nun winkte ihm die Eröffnung einer herrlichen Verkehrsader gegen Osten ins Stille Weltmeer hin, der Amur war schiffbar, er führt ins Stille Weltmeer, das, vom Schlafe erwacht, mit dem Atlantischen in Bezug auf Handel und Schiffahrt zu rivalisiren begann, seit Kaliforniens Goldentdeckungen stattfanden, China und Japan dem europäischen Handel eröffnet waren und Australien ein Kolonialland geworden. Dorthin mußte sich Russisch-Asien einen Ausweg eröffnen, besser als ihn Kamtschatka und das Küstenland von Ochotsk darboten. Dieser Ausweg war der Amur; wurde er gewonnen, so erwarb sich Rußland den ihm fehlenden rechten Arm in Asien.

Die Nothwendigkeit einer freien Schiffahrt auf dem Amur-Strom für Südsibirien überhaupt und namentlich für Transbaikalien und die am Ostmeere gelegenen Küstenstrecken war schon im Jahre 1681 zum ersten Male zur Sprache gebracht, 1716 von Kaufleuten projektirt, 1741 vom Akademiker Müller auch mit Rücksicht eines mittels des Sungari zu betreibenden chinesischen Handels entschieden vorgeschlagen, 1746, 1753, 1757 und 1802 von verschiedenen Seiten erneuert und theilweise vorbereitet worden, 1803 zum ersten Male im Druck öffentlich verlangt, 1805 von Krusenstern bei seiner Erdumsegelung durch den Plan einer Festsetzung an der Südküste Sachalins stillschweigend vorausgesetzt, 1806 durch die Gesandtschaft Golowkin's nach China auf diplomatischem Wege mindestens für eine Anzahl Proviant-Transportschiffe beantragt, 1816 von der Nordamerikanischen Pelzhandels-Compagnie verlangt, 1830 von dem kühnen Eismeerfahrer Hedenström mit unverwüstlicher Jugendkraft und keckem Feuer durch die Presse gefordert worden.

Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts dauerten die Vorschläge den Amur zu gewinnen fort; sie gewannen jedoch erst Boden, als im Jahre 1847 Graf Nikolaus Murawiew zum Generalgouverneur Ostsibiriens ernannt wurde. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Aussendung des Offiziers Waganow mit vier Kosaken, der im Frühjahr 1848 den Auftrag erhielt, den Amur abwärts zu gehen und zu erforschen. Sie waren mit Waffen und Lebensmitteln versehen und man hoffte, daß die Chinesen diese kleine Schar unbelästigt würden passiren lassen. Der Offizier hatte auch ein Teleskop und andere Beobachtungsinstrumente mit, sowie eine Geldsumme in Goldmünzen. Die Instruktion lautete auf Vermeidung eines Zusammentreffens mit chinesischen Behörden und auf Beobachtung der Städte und Dörfer aus der Ferne, ohne sie zu betreten; dagegen sollte womöglich ein gutes Einvernehmen mit dem Volke erzielt werden, zu welchem Behufe verschiedene Geschenke mitgenommen wurden. Man erwartete, daß die Expedition in 9 Monaten ihre Aufgabe gelöst haben, und daß sie, wenn sie auf Schwierigkeiten stieße, sofort zurückkehren würde. Die Zeit verging, ohne daß Waganow zurückkehrte, und die angestellten Nachforschungen bei den Orotschonen und durch die tungusischen Zobeljäger, ob die Ausgesendeten von den Chinesen gefangen seien, blieben fruchtlos.

Um sich über Waganow's Schicksal Aufklärung zu verschaffen, wenn auch unter einem falschen Vorwande, machte im Jahre 1852 der Gouverneur von Kiachta dem chinesischen Gouverneur von Urga die Anzeige, daß ein Offizier mit 4 Leuten mit einer beträchtlichen Geldsumme und Instrumenten desertirt wäre, daß sie den Amur stromabwärts gegangen, und daß man glaube, sie wären von chinesischen Beamten gefangen genommen und würden in einer chinesischen Stadt festgehalten; man wünsche aber, daß sie nach Kiachta oder einem anderen russischen Grenzfort ausgeliefert würden. Auch dieses Mittel blieb ohne Erfolg. Wahrscheinlich ist Waganow von den Eingeborenen umgebracht worden, denn auch die chinesischen Behörden erklärten, nichts von ihm zu wissen. Das Schicksal dieses Pioniers verhinderte das Vordringen der Russen keineswegs. Murawiew ruhte nicht; er ließ die Ochotskische See und die Amurmündungen erforschen und legte, unbekümmert darum, daß dieses auf chinesischem Gebiete geschah, im Jahre 1851 die Handelsposten Nikolajewsk und Mariinsk an der Amurmündung und Alexandrowsk an der benachbarten Castries-Bai an.

Das Jahr 1854 war in der Geschichte des Amur besonders bemerkenswerth; in ihm ging die erste große militärische Expedition unter Murawiew's persönlicher Leitung den Amur hinab. Damals, als der Orientalische Krieg ausbrach, kam es darauf an, die russischen Kriegsschiffe im Stillen Ozean schnell mit den nöthigen Lebensmitteln und Schießbedarf zu versehen. Es war keine Zeit zu verlieren, und Murawiew ruderte mit einer kleinen Flotte und Armee in das Gebiet eines benachbarten Staates, mit dem Rußland in Frieden lebte. Ein Dampfer, fünfzig große Barken und zahlreiche Flöße, beladen mit Geschütz und 1000 Kosaken, gingen den Amur hinab und legten sich ruhig vor der mandschurischen Stadt Aigun vor Anker, wo die schlecht bewaffneten chinesischen Soldaten aufgestellt waren. Die Russen schauten mitleidig auf sie herab und setzten ihre Reise ruhig bis zur Amurmündung fort.

Während des Orientalischen Krieges begann eine englisch-französische Flotte ihre Operationen gegen die russischen Küsten am Ochotskischen Meere, doch ohne große Erfolge. Murawiew, der die Schwäche der Chinesen und die Trefflichkeit des Amur als Wasserstraße kennen gelernt hatte, benutzte letzteren in den folgenden Jahren ganz ungehindert, legte Stationen an und setzte sich auf diese Weise fest. Chinesische Mandarinen, die mit Vorstellungen sich nahten, wurden ungehört fortgeschickt; einer derselben verlangte in prahlerischer Sprache, „die rebellischen Barbaren sollten alsbald den Amur und das ganze chinesische Gebiet verlassen, und wenn sie dessen noch fähig wären, Reue und Zerknirschung fühlen über ihr schamloses Räuberthum.“ Murawiew gab als einzige Antwort den Hinweis auf seine Schiffe, Kanonen und Mannschaft, und fragte, ob dieses nicht zur Behauptung des erworbenen Landes hinreichen würde? 1859 aber verkündete ein Ukas die Bildung eines besonderen „Ost-Sibirischen Küstenbezirks“ mit dem Hauptort Nikolajewsk am Amur; dem General-Gouverneur daselbst wurden gleichzeitig der Bezirk Kamtschatka sowie die Küsten zwischen diesem und dem Amur übergeben, sowie die sibirische Flottille, eine besondere Militärmacht und eine Civilverwaltung untergeordnet.



Amurlandschaft, westlich vom kleinen Chingan-Gebirge. Nach R. Maack

Von Petersburg aus, wo man das rücksichtslose und kühne Vorgehen Murawiew's durchaus billigte, erhielt er fortwährend Unterstützungen, und in der That war, wenn auch nicht dem Namen nach, im Jahre 1858 alles nördlich vom Amur liegende Land im Besitze Rußlands. Durch den am 28. Mai 1858 zu Aigun geschlossenen und nach dieser Stadt benannten Vertrag ward Rußlands Eroberung von Seiten China's bestätigt. Was die Landschaften zwischen dem Flusse Ussuri und der mandschurischen Küste betraf, in denen Rußland auch schon festen Fuß gefaßt hatte, so wurde bestimmt, daß sie beiden Reichen gemeinschaftlich gehören sollten. Dieses Verhältniß dauerte jedoch nur zwei Jahre, denn bereits am 14. November 1860 trat China, gedrängt durch den russischen Gesandten Graf Ignatiew, im Vertrage von Peking auch diese Länder an Rußland ab, dessen Grenze nun bis nach Korea hin vorgeschoben wurde.

Am Amur entwickelte sich nun ein reges Leben. Schon am 21. Mai 1858 hatte Murawiew die neue Stadt Blagowjeschtschensk gegründet; darauf legte er Chabarowka an der Ussuri-Mündung an und erhob Sofiewsk am unteren Amur zu einem Hauptorte, da Mariinsk an einem nicht sehr praktischen Platze lag und der dort vorüberfließende Amur-Arm nicht das ganze Jahr hindurch schiffbar war. Kolonisten wurden herbeigezogen und längs der ganzen Grenze Kosakenstationen errichtet.

Was Rußland früher widerrechtlich besaß, ist ihm durch die Verträge von Aigun und Peking nun für alle Zeiten zugesprochen worden. Auf den ersten Blick aber muß es klar werden, daß die Grenze, wie sie heute besteht, immer noch eine provisorische ist. Rußland besitzt nur eine Uferseite des Amur und Ussuri, und es wird sicher nicht ruhen, bis es auch die andere erlangt hat. Wenn die richtige Zeit kommt, dann wird auch die ganze Mandschurei und der herrliche Stromlauf des Sungari an Rußland fallen, das jetzt schon die Macht besitzt, die bezopften Himmlischen jede Minute in den Golf von Petschili zu jagen.

Auf die Eroberung folgte, wie dieses bei den Russen in Asien stets der Fall ist, die gründliche wissenschaftliche Durchforschung des neuerworbenen Landes, ja theilweise waren die Reisenden und Gelehrten den Bataillonen Murawiew's schon vorangegangen, und wie überhaupt in Russisch-Asien, für dessen Erkenntniß Deutsche in erster Linie thätig waren — wir brauchen blos die Namen Gmelin, Pallas, Steller, Krusenstern, Wrangel, Erman, Fuß, Ledebur, G. Rose, v. Humboldt, Bunge, Ritter und Georgi zu nennen — so waren sie auch im Amurgebiete neben den Russen besonders thätig.

Der erste wissenschaftliche Forscher, welcher das Amur-Land berührte, war ein Deutscher, A. Th. v. Middendorf. Auf seiner berühmten Reise nach dem Norden und Osten Sibiriens (1842 bis 1845), vom Ufer des Ochotskischen Meeres kommend und nach Westen wandernd, überschritt er die oberen Läufe der linken, nördlichen Zuflüsse des Amur. Ihm sind dann viele tüchtige Männer gefolgt. Noch ehe Radde in den Jahren 1857 und 1858 den mittleren Amur bereiste, hatten Leopold von Schrenck in zoologischer und Karl Maksimowitsch in botanischer Beziehung die hauptsächlichsten Arbeiten über den Amur geliefert. Eine höchst wichtige Beschreibung des ganzen Stromes, namentlich jedoch des zwischen dem Bureja-Gebirge und Mariinsk

liegenden Theiles, lieferte in russischer Sprache ein Mitglied der sibirischen Geographischen Gesellschaft, Richard Maack. In Begleitung der Naturforscher Gerstfeldt und Koschetow, sowie des Topographen Sondhagen, ging er im Sommer 1855 den Amur bis nach Mariinsk hinab und hielt an den meisten interessanten Ufergegenden an. Unter unglaublichen Schwierigkeiten machte er noch im Winter die Heimreise nach Irkutsk.

Astronomische Bestimmungen im Gebiete des Amur nahm L. A. Schwarz vor. Dr. Schmidt und Dr. Holtermann gaben zoologische und meteorologische Beobachtungen über die Länder am Amur heraus, und der Kalifornier Perry Mac Donough Collins bereiste den Fluß, um ihn hinsichtlich der Legung des sibirisch-amerikanischen Telegraphendrahtes zu erforschen. Eine Zeit lang schien es, als sollte die mit großer Energie von Seiten der Russen und Amerikaner begonnene Legung dieses Telegraphen bald vollendet sein. Allein im Verlaufe der Arbeiten stellten sich auch hier dem Riesenwerke so große Schwierigkeiten entgegen, wie seiner Zeit dem atlantischen Telegraphen, und die Legung mußte unterbleiben.

Von großer Wichtigkeit für die Kenntniß des Amurgebietes war die 1867 unter dem Generaladjutanten Skolkow dorthin gesandte Kommission, welche sich mit statistischen Aufnahmen und der Erforschung der Lage der dort Angesiedelten zu befassen hatte, weil auf ihren Erhebungen großentheils die gedeihliche Weiterentwicklung des Gebietes beruht.

Auch über die wichtigen wasserreichen Nebenflüsse des Amur liegen Berichte vor. Mit Hungersnoth kämpfend, erforschte 1856 Usolzow den Lauf der Seja und ihres Nebenflusses Gilui. Zwei Jahre später ging Weninkow den Ussuri hinauf, den schon 1846 der französische Missionar de la Brunière bereist hatte. Bei den Giljaken fand dieser muthige Franzose seinen Tod. Wenn auch bei der Beschiffung des großen Nebenflusses Sungari sich den Reisenden besondere Schwierigkeiten in den Weg stellten, so ist dessen Erforschung doch jetzt glücklich gelungen. Maksimowitsch gelangte 1859 bis zum Dorfe Tschado, mußte jedoch wegen der Feindseligkeiten der Chinesen umkehren. Mit großer Unerschrockenheit wurde das Wagestück jedoch im Jahre 1861 durch den französischen Missionar Franclet ausgeführt, welcher, aus dem Innern China's kommend, bis zum Amur vordrang. Der russische Fürst Peter Alexjewitsch Krapotkin endlich befuhr im Jahre 1865 den Sungari von seiner Mündung bis zur chinesischen Stadt Girin, welche Franclet's Ausgangspunkt gewesen war. Weiterhin besuchte auch Prewalski den Ussuri, während der Archimandrit Palladius die Mandschurei, das Ussuriland und einige weniger bekannte Strecken am Amur selbst erforschte. Vornehmlich diesen Reisenden, deren Mittheilungen zumeist in russischer Sprache geschrieben sind, verdanken wir die genaue Kunde von einem Flusse, dessen Lauf vor zwanzig Jahren noch nur unsicher in unsere Karten eingetragen werden konnte, während heute an ihm entlang sich russische Ansiedelungen ausdehnen und die alte einheimische Bevölkerung allmählich verdrängt wird.

Die Ausdehnung des Amurbeckens, unterhalb seines Durchbruchs durch das große Chingangebirge bei Ust-Strelka, beträgt 24,500 Quadratmeilen;

von diesem gehören zum russischen Gebiete — also am linken Ufer des Amur und am rechten des Ussuri — 11,320 Quadratmeilen. Das ganze weite Gebiet zeigt eine schwache und sehr allmähliche Neigung von Westen nach Osten, fällt somit nach dem Stillen Weltmeere hin ab. Denn während Nertschinsk am Quellflusse Schilka noch eine Höhe von 444 Meter hat, liegt Gorbitza weiter abwärts an diesem Strome mit 373 Meter Höhe. Am Einflusse der Seja bei Blagowjeschtschensk haben wir noch 258 Meter, bei Chabarowka, wo der Ussuri in den Amur fällt, 148 Meter. Da, wo bei Ust-Strelka der Amur aus Schilka und Argun entsteht, hat er eine Tiefe von $6,_4$ Meter und bei einer bedeutenden Stromgeschwindigkeit eine Breite von 468 Meter, so daß er hier also noch für sehr große Schiffe zugängig ist. Bei Nikolajewsk, nahe der Mündung, hat er 1917 Meter Breite und ist für die größten Kriegsschiffe tief genug; an der Mündung selbst, bei Kap Pronge, hat er eine Breite von nahezu einer Meile.

Da die meisten Reisenden, welche den Amur besuchten, im Sommer dort waren und während dieser Zeit ihre meteorologischen Beobachtungen anstellten, so war man geneigt, dem Amurlande mit Rücksicht auf seine Flora und Fauna ein Klima zuzugestehen, welches etwa jenem Südrußlands gleichkam. Spätere Beobachtungen haben indessen gezeigt, daß diese Ansicht eine zu günstige war. Wir wissen jetzt, daß im Mittelpunkte der russischen Besitzungen am Amur, in Blagowjeschtschensk, unter 50^0 n. Br. die mittlere Jahrestemperatur $-0,_2{}^0$ R. beträgt. Zum Vergleiche möge man sich erinnern, daß Koblenz, welches etwa unter derselben Breite wie Blagowjeschtschensk liegt, eine mittlere Jahrestemperatur von $+8,_{65}{}^0$ R. hat; eine mittlere Temperatur wie jene von Blagowjeschtschensk herrscht etwa auf dem St. Bernhard ($-0,_{31}$) oder in Torneå unter 66^0 n. Br. Das mittlere Klima des Amurlandes kann nur mit dem des nördlichen Rußland verglichen werden, wie sich auch aus dem Vergleiche der übrigen Beobachtungen ergiebt. Nikolajewsk unter 53^0 n. Br. hat $-2,_1{}^0$ R.; Nertschinski Sawod unter 51^0 n. Br. hat $-3,_2{}^0$ R. und Possiet unter 42^0 n. Br. im mandschurischen Küstenlande $+4,_2{}^0$ R. mittlere Jahrestemperatur. Verglichen mit der mittleren Temperatur russischer Orte unter gleicher Breite ergiebt sich überall ein Unterschied von $4,_5-6,_5{}^0$ R. zum Nachtheile des Amurlandes, gegenüber Westeuropa sogar von 8^0 und 10^0. Ein solches trostloses Resultat ist indessen der Kultur nicht so nachtheilig, wie man auf den ersten Blick glauben sollte, und zwar aus dem Grunde nicht, weil das Amurland, trotz der Nähe des Japanischen Meeres, ein vollständig kontinentales Klima hat; es zeigt also bei einem sehr kalten Winter einen sehr gemäßigten und sogar warmen Sommer. Somit reifen denn auch hier die gewöhnlichen Getreidearten und sonstigen Feldfrüchte, welche in den entsprechenden Zonen des europäischen Rußlands gezogen werden, trotzdem daß der Amur, besonders in seinen oberen Theilen, selten vor dem 20. und 25. April (alten Stils) aufgeht und in der zweiten Hälfte Oktober wieder zufriert. Im Sommer, namentlich im Juli, ist das ganze Amurland starken Regengüssen ausgesetzt, die das Gedeihen reichlicher Getreideernten fördern, umsomehr, weil der Boden ein jungfräulicher ist und einen Humusvorrath enthält, der noch für viele Generationen ausreichen wird.

Die kalten Winter (mittlere Januartemperatur in Blagowjeschtschensk — 20,4 ° R. und in Nikolajewsk — 19 ° R.) haben am Amur überall tiefe Schneemassen im Gefolge. In Nikolajewsk liegt der Schnee bis 2,8 Meter hoch. Wenn diese Schneemassen schmelzen, so entstehen Hochwasser, die indessen wegen des langsamen Schmelzens auch langsam verlaufen; schneller und oft staunenswerth wächst der Amur infolge der Sommerregen. So beobachtete man im Sommer 1855 in einer Nacht ein Steigen um 5,5 Meter.

Eine Eigenthümlichkeit des Amurklimas, die auf die Entwicklung des Landes und den Flußverkehr von großem Einflusse ist, sind die dort herrschenden Winde. Im Frühjahr haben See-, im Herbste Landwinde das Uebergewicht. Die Besitzer von Segel- und Ruderfahrzeugen, selbst von Dampfschiffen, müssen besonders das Studium dieser periodischen Winde sich angelegen sein lassen, weil sie von großem Einfluße auf die Schiffahrt sind. Nicht selten können flache Barken, Flöße und kleine Kähne nicht vom Lande abstoßen, solange der entgegengesetzte Wind nicht aufhört; namentlich der vom Meere wehende verursacht einen ganz bedeutenden Wellenschlag. Auf dem mittleren und unteren Amur bleiben oft sogar Dampfschiffe während der plötzlich heranbrausenden Sturmwinde vor Anker liegen, bis diese vorüber sind. Die Gefahr ist besonders groß, wenn das schlechte Wetter bei Nacht einsetzt, dann ist für die Flöße und Barken fast keine Rettung. Die Landwinde dagegen sind im Herbst ein starkes Hinderniß, wenn man den Amur aufwärts segeln will.

Schon ein Blick auf den Reichthum der Produkte der Amurländer und auf die herrliche Weltlage dieser neuen Provinz genügt zu der Einsicht, daß hier der Handel einst einen bedeutenden Aufschwung nehmen wird, wenn fleißige Siedler die Quellen des Landes erst aufschließen, die Gewerbe sich entwickeln, Straßen und Häfen gebaut und die Schiffe aller Nationen ihre Flaggen an der mandschurischen Küste entfalten werden.

Ungeheure Wälder bringen das beste Bauholz hervor, das man sich wünschen kann. Walnüsse, Eschen und Ulmen liefern hartes Nutzholz; die Nadelhölzer, außer ihren prächtigen, schlank aufgeschossenen Stämmen, Pech, Terpentin und Theer. Aepfel und Pflaumen, die in Sibirien nicht gut fortkommen, gedeihen am Amur ausgezeichnet; der Wein jedoch dürfte dort kaum mit Erfolg anzubauen sein, da die Winter zu streng sind.

Während bei Nikolajewsk und Castries-Bai kaum Gerste fortkommt, lassen sich zwischen Seja und Mariinsk alle europäischen Getreidearten sowie Mais und Zuckerhirse anbauen. Die große Feuchtigkeit, die infolge der bedeutenden Wälder noch in manchen Gegenden, z. B. am Ussuri, herrscht und der Agrikultur nachtheilig wird, dürfte bei Ausrodung der Forste vermindert werden. Tabak, Hanf und Flachs finden geeigneten Boden zum Anbau, und die Eingeborenen kultiviren eine faserreiche Nesselart, aus der sie Seile verfertigen.

Unter den Produkten des Thierreiches sind zunächst die Fische und Pelzthiere zu erwähnen. Die Fische freilich, welche jetzt das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen ausmachen, werden gewiß bei fortschreitender Kolonisirung des Landes immer weniger werden, wie dies jetzt schon mit den Pelzthieren der Fall ist. Aber ganz abgesehen hiervon sind die Amurländer für die

Viehzucht ein unschätzbarer Boden. Hunderte von Quadratmeilen eignen sich zum besten Weidelande, auf dem Millionen Schafe, Pferde und Rinder einen leichten Unterhalt gewinnen können.

Der untere Amur ist besonders durch seinen Stör, Hausen, Buckellachs und Karpfen berühmt. Im mittleren Amur werden außer diesen Sterlete, Welse und verschiedene kleine Arten gefangen. Aber durch einen besonderen Reichthum und eine besondere Mannichfaltigkeit an Fischen zeichnet sich das Ussuri-Becken aus. „Der Ussuri mit seinen Nebenflüssen und Seen", sagt Maack, „bietet einen solchen Ueberfluß an Fischen, wie er nur in wenig Gewässern vorkommt. Abgesehen von der ungeheuern Menge von Lachsen (Salmo lagocephalus), welche alljährlich aus dem Ozean hierherkommt, sind die Gewässer auch an solchen Fischen ungewöhnlich reich, welche Jahr ein Jahr aus hier vorkommen. Während unserer Fahrt auf dem Ussuri waren wir oft Augenzeugen, wie Arbeiter, wenn sie die Kanäle, welche den Fluß mit den benachbarten Seen verbinden, durchwaten, 30—40 große Fische in wenigen Minuten mit der Hand fingen. Am meisten setzt aber die Menge von Fischen bei dem Ausfluß des Sungatscha aus dem Chanka-See in Verwunderung, wo die Soldaten, in Ermangelung von Netzen, sie einfach in Säcken in der ersten Hälfte des August fingen, und wo sie durch das ununterbrochene Geplätscher ein eigenthümliches Geräusch hervorbringen." Fische bilden in der That die Hauptnahrung der Eingeborenen des Amurlandes, welche sie bald mit der Fischgabel, bald mit eisernen Haken ohne Lockspeise, bald — aber nur in seltenen Fällen — mit Netzen fangen. Die Russen führten am Amur Setzkörbe und Fischernetze ein, und können sich, besonders am unteren Amur und am Ussuri, nicht beklagen, daß sie nichts fingen. Die Golden und andere Eingeborene besorgen sich einen großen Vorrath von Fischen für den Winter, und da das Salz bei ihnen theuer ist, schlitzen sie den im Sommer gefangenen Fisch auf, dörren ihn an der Sonne und packen ihn dann in ihre Speicher. Selbst für die Hunde machen die Eingeborenen aus gedörrten Fischen, die zu den kleinern Sorten gehören, ein Futter zurecht.

Unter den Pelzthieren im Amurlande nimmt immer noch der Zobel die erste Stelle ein; er ist das goldene Vließ, zu dessen Erlangung eine Reihe kühner Freibeuter auszogen, die dadurch wesentlich die Entdeckung und Eroberung des Landes anbahnten. Die russischen Abenteurer, welche in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Sibirien immer weiter nach Osten vordrangen, erpreßten von den Landbewohnern reichen Tribut an Zobeln und schickten die Felle nach Jakutsk und Moskau. Pojarkow, der 1644 in der Nähe der Amurmündung überwinterte, brachte von den Giljaken die ersten Zobelfelle als Tribut mit. Aber diese erzwungene Abgabe ging nicht regelmäßig ein, weil die Kriege zwischen Chinesen und Russen hindernd einwirkten.

Leopold von Schrenck, welcher die Amurlande 1854 bis 1856 durchreiste, traf den Zobel überall in der Mandschurei; er bildet dort, wo Geld unter den tungusischen Eingeborenen noch nicht kursirt, die Einheit in der relativen Werthschätzung aller Pelzwerke, ist die gangbarste Münze im Tauschhandel jener Völker und ein unentbehrlicher Faktor ihres Wohlstandes. Am rechten Ufer des Argun (einem der beiden Hauptquellströme des Amur) hat er an

Menge schon sehr abgenommen, wie überhaupt am oberen Amur, und statt seiner richten die Jäger nun ihr Hauptaugenmerk auf das Eichhörnchen, das sich bedeutend vermehrt hat, seitdem sein Hauptfeind, der Zobel, vermindert wurde. Der Zobel kommt wahrscheinlich auch am linken Ufer des Sungari vor; in den waldreichen Gegenden am oberen Ussuri ist er nicht selten. Nach Süden zu erstreckt sich seine Verbreitungsgrenze bis zum 44. Grad nördlicher Breite, und wahrscheinlich setzt erst das Verschwinden aller Nadelholzwaldung auch im Gebirge seiner Verbreitung nach Süden hin eine Grenze. Da, wo das Nadelholz verschwindet, und wo am unteren Laufe des Ussuri die Ufer eben und wiesenartig sind, findet man ihn nur im Gebirge, und dasselbe ist auch am Amur der Fall. Deshalb legte die chinesische Regierung immer großen Werth auf den Besitz der nördlich vom Amur gelegenen waldreichen Gebirge, die „reiches Zobelland“ waren. Unterhalb des Ussuri, wo der Amurstrom sich nach Norden wendet und bis an seine Mündung ein gebirgiges und waldreiches Gelände durchströmt, nähert sich der Zobel mit der Nadelholzwaldung mehr und mehr den unmittelbaren Ufern des Stromes, welche er an der Mündung des Gorinflusses erreicht; von dort an fand ihn Schrenck bis an die Meeresküste in großer Zahl. Auch über die anliegenden Inseln hat sich dieses Pelzthier verbreitet, z. B. auf den Schantarischen Eilanden, auf Sachalin, wo es noch häufiger ist als auf dem Kontinente, bis an das Südende dieser Insel vorkommt und einen bedeutenden Handelsartikel der Japaner bildet. Nächst dem Zobel sind die Eichhörnchen unstreitig die wichtigsten Pelzthiere des Amurgebietes und die Ausfuhr ihrer Felle ist nicht unbedeutend; auch Fuchsbälge kommen in ziemlicher Menge in den Handel. Die Bärenfelle werden an Ort und Stelle verbraucht, seltener nach Sibirien verhandelt.

Auch die Mineralschätze des Landes versprechen eine glänzende Zukunft, zumal ihre Erschließung der Privatindustrie übergeben ist, während sie anderweitig als ausschließliches Eigenthum der Krone betrachtet werden. Ueber die geologischen Verhältnisse des Amurthales sind wir trotz der Forschungen Schmidt's, Maack's und Permischkin's noch wenig im Klaren; nur die weite Ausdehnung der krystallinischen Schiefer und der sie begleitenden Eruptivgesteine, wie Granit, Syenit, Porphyr 2c., kann konstatirt werden. Diese mächtige Entwicklung der älteren Formation schließt aber keineswegs das Vorhandensein der neueren und neuesten bis zum Diluvium und Alluvium aus. Bemerkenswerth sind die mit Erfolg gekrönten Forschungen nach Gold; am oberen Amur allein, an den Flüssen Niwer und Oldoi, Urami und Burgali, sowie an der Djalinda (zur Seja gehörig), wurde an 23 Stellen Gold entdeckt; an zweien findet ein Betrieb statt, welcher im Jahre 1869 eine Ausbeute von 101 Pud Gold ergab. Von Wichtigkeit ist es, daß am Amur an vielen Stellen Kohle vorkommt, die sogar an den Uferhängen zu Tage tritt; sie gehört der Trias- und Juraformation an, ist also sogenannter Lignit, dessen Güte erst noch erprobt werden muß.

Eine der nächsten Aufgaben, welche für die Regierung nicht schwierig sein dürfte, ist die Errichtung von Eisenwerken im Lande; denn Holz zum Kohlenbrennen und Eisenerze sind in Masse vorhanden, aber das Land ist darum doch arm an Eisen. Radde erzählt: „Ueberhaupt ist die Armuth an Eisen, sei es

verarbeitet oder roh, in demjenigen Theile der Grenze, welchen ich bereiste, so auffallend, daß man erstaunen muß, wie fast ohne das kostbare Metall, welchem die Menschheit tausend und aber tausend Fortschritte seit alten Zeiten verdankt, die Bewohner im Allgemeinen das zu leisten im Stande sind, was man bei ihnen an Bauten 2c. sieht. Ich habe Spiegel bei reichen Kosaken gesehen, deren jeder 600 Rubel Banko kostete, und vier solcher überflüssigen Möbel hingen in einer Stube, aber in derselben Haushaltung fragte man vergeblich nach einem Nagel, und wenn der Wirth seine Leute in den Wald schickte, um Holz zu fällen, so bat man vorher die Nachbarn um Beile. In Kulussutai werden jährlich allerhöchstens 3—4 Pud Eisen verschmiedet; der Schmied ist ein fast erblindeter Tunguse, welcher nach Art der Zigeuner seine Werkstatt unter freiem Himmel hat und mit einem Hammer auf seinem Ambos Alles fertigt, was er im Stande ist zu machen, nämlich ein paar Dutzend Krampen, schlechte Nägel und im äußersten Falle einen Radreifen. An allen schneidenden Instrumenten ist ein solcher Mangel in dieser Gegend, daß man selbst die nöthigsten und unentbehrlichsten Gegenstände höchst selten nur zu Gesicht bekommt. Wie aber soll die Menge der Bevölkerung Fortschritte irgend welcher Art machen, wenn ihr das nöthigste Mittel dazu fehlt?"

In demselben Orte, wo dieser primitive Schmied sein Handwerk betrieb, wohnte ein reicher Mann, der über 1000 Pferde und 800 Stück Hornvieh besitzt. Während des Sommers waren beständig 120 Gefäße mit Milch aufgestellt, deren jedes 2—$2^1/_2$ Quart enthielt. Was wurde aus dieser ungeheuern Menge im Laufe eines Jahres gewonnen und was davon in Geld verwandelt? Verkauft wurde nichts und nur zweimal in der Woche sah man auf dem Küchenofen den ausgeschiedenen Käsestoff zum Trocknen ausgebreitet und mit Tausenden von Fliegen buchstäblich bedeckt. Reinlich bereitete frische Butter ist bei den Kosaken fast nie zu finden; es ist Alles so schmuzig und nachlässig bereitet, daß man eine Scheu bekommt, es zu genießen, und dennoch wären schöne Kapitalien durch Butter und Käse für diese Gegenden zu gewinnen.

Das sind die hauptsächlichsten Rohprodukte des Landes. Von einer Industrie ist jetzt noch keine Rede; doch gehen einige Erwerbszweige einer glänzenden Zukunft entgegen. Mit dem Aufschwunge der Viehzucht wird die Lederfabrikation zur Blüte gelangen, und wenn erst Schafe die weiten Triften bevölkern, werden Tuchfabriken im Gefolge sein. Doch darf man in dieser Beziehung seine Erwartungen nicht gar zu hoch schrauben, denn es wird meist vortheilhafter sein, für die Rohprodukte fertige europäische Waaren einzutauschen.

Von großer Wichtigkeit für den Aufschwung des Handels in den Amurländern sind die Verkehrsmittel. Der herrliche Strom ist die beste durch das Land führende Straße. Aufwärts bis zur Seja können Schiffe von vier Fuß Tiefgang gelangen, bis zum Einfluß der Schilka jedoch nur solche von zwei Fuß Tiefgang, während des Hochwassers im Frühjahr gehen sie dagegen bis Tschita. Eine Bootreise den Fluß abwärts dauert fünfzig, aufwärts hundert Tage, während ein Dampfer die Fahrt in zwanzig, beziehentlich dreißig Tagen zurücklegt. Im Jahre 1861 gingen bereits vierzehn Dampfschiffe auf dem Strome, die Zahl derselben wird alljährlich noch vermehrt. Der Haupthandel

wird aber noch durch roh gezimmerte Barken von 25 Tons Tragfähigkeit vermittelt, die am oberen Amur gebaut werden und die man, wenn sie in Nikolajewsk anlangen, zerlegt und als Brennholz verkauft.

Nach einer Berechnung von Wenjukow hat allein der russische Antheil des Amurgebietes gegen 1000 Meilen Wasserverbindungen, welche zu einem einzigen Systeme gehören, also die entferntesten Punkte des Landes im Sommer durch ununterbrochene Linien mit einander in Verbindung setzen. Dies ist aber eine Vorbedingung für die Entwicklung des Landes, nach welcher man in den übrigen asiatischen Besitzungen Rußlands vergeblich sucht. Wenn man bedenkt, daß es in Rußland auch nicht einen großen Fluß giebt, welcher, wie es beim Amur der Fall ist, auf der einen Seite zum offenen Meere führt, auf der andern dagegen mit seinen Nebenflüssen tief in die benachbarten Reiche dringt, so kann man dreist behaupten, daß der Amur der erste und wichtigste aller russischen Ströme ist.

Für den Bau von Landstraßen ist noch nicht viel geschehen, doch hat die Regierung jetzt dieser wichtigen Angelegenheit ihr Augenmerk zugewendet und den Bau mehrerer Chausseen in Angriff genommen. Von Nertschinsk führt eine Straße nach der Selenga, die einzige, welche über das Jablonnoi-Gebirge geht und zu allen Jahreszeiten zu passiren ist. Das Projekt, von Sofiewsk am unteren Amur nach der Castries-Bai eine Eisenbahn zu führen, ist aufgegeben worden und vor der Hand wird dieses Verkehrsmittel in jenen Regionen noch keine Rolle spielen. Dagegen beträgt die Gesammtlänge der Telegraphenlinien im Amurgebiete schon 4000 Werst und zur Beaufsichtigung derselben gehen allein fünf Dampfer auf dem Amur und Ussuri. Die Telegraphenleitungen dieses fernen, von der Kultur so weit abgelegenen Gebietes verdienen wol eine besondere Betrachtung. Rußland, welches über ein Telegraphennetz von 72,000 Kilometer Linie (1872) verfügt, arbeitete von je mit Hast daran, die räumlich so außerordentlich getrennten Theile seines Gebietes wenigstens durch den elektrischen Draht zu verknüpfen. Drei Jahre bedurfte es, um die Linie von Kasan bis Kiachta an der chinesischen Grenze zu vollenden (1865), und dann begann sofort die Weiterführung über Nertschinsk den Amur entlang, einerseits bis Nikolajewsk, andererseits von Chabarowka den Ussuri aufwärts bis zu dessen Quellflüssen und Wladiwostok am Japanischen Meere, von wo die unterseeische Verbindung mit Japan hergestellt ist.

Viel Aufsehen machte auch 1865 der Plan des Amerikaners Perry Mac Donough Collins, Amerika mit Asien durch einen Telegraphen zu verknüpfen, der bei Nikolajewsk an die Amurlinie anschließen sollte. Da in der einen oder andern Form diese telegraphische Verbindung doch noch hergestellt werden dürfte, so erläutern wir Collins' Plan näher. Er war von Bedeutung, als wiederholt die Legung des Kabels durch den Atlantischen Ozean mißglückt war und ängstliche Gemüther wähnten, daß die Verbindung beider Erdhälften auf diesem Wege nimmermehr zu Stande kommen würde. Collins, der seine Verbindungslinie zumeist über Land führte, galt daher als ein Retter in der vermeintlichen Noth.

Dieser unternehmende Mann hatte zu dem gedachten Zwecke den Amur und Sibirien bereist und Alles an Ort und Stelle kennen gelernt; bei den Russen

fand er die zuvorkommendste Aufnahme und bereitwilligste Unterstützung. Die unter ihm stehende Amerikanische Gesellschaft hatte ein großes Kapital zusammengebracht, und die Kosten für den Bau von New-York bis zur Amurmündung waren auf fünf bis zehn Millionen Dollars veranschlagt worden. Ein einfaches Telegramm von London nach New-York sollte 50 Rubel kosten, wenn es nicht mehr als 10 Wörter enthielt. Die Linie von Amerika nach Asien war durch Collins folgendermaßen festgestellt worden: Sie führt von Kiachta und Nertschinsk über Albasin den Amur entlang bis zu dessen Mündung ins Ochotskische Meer. Bei Nikolajewsk sollten dann die Arbeiten der Amerikaner beginnen, welche die Linie von dort aus am nördlichen Ufer des Ochotskischen Meeres hin über Tauisk (60° nördl. Breite), dann in nordöstlicher Richtung nach Penschinsk, also bis an den nördlichsten Theil der Halbinsel Kamtschatka und weiter in südöstlicher Richtung über Kap Oljutorsk (60° nödl. Breite) nach Kap Tschukotskoi führen, das im Osten des Anadyr-Busens, gleichsam am Eingange zur Beringsstraße liegt. Diese selbst bleibt nördlich liegen, weil der Telegraph vom Kap Tschukotskoi unterseeisch nach der St. Lorenz-Insel und von dieser nach dem amerikanischen Festland gelegt werden sollte. Er folgt dann den Küsten des russischen Amerika und Britisch-Columbia's, von welchem schon jetzt die Telegraphen-Verbindung nach Osten quer über ganz Nordamerika bis zum Kap Race auf Neufundland reicht.

Dies ist der Plan von Collins, der, wenn man blos auf die Karte blickt, leicht ausführbar erscheint, dem sich aber in der Praxis doch wesentliche Hindernisse entgegenstellten, zumal nördlich von Nikolajewsk.

Von Nikolajewsk bis Udsk, an der Mündung des Ud in das Ochotskische Meer, geht die von Collins vorgeschlagene Linie längs der Küste durch eine waldige, morastige Einöde, die stellenweise zur Tundra wird und in der keine eigentlichen Wege bestehen. Dazu kommt, daß sich gegen diese Küsten die von Norden kommenden Eismassen bewegen und dieselben vom Herbst bis in den Juni so umlagern, daß die Schifffahrt nur von kurzer Dauer und sehr unsicher ist.

Weiter nördlich von Udsk bis Gischiginsk ist die Westküste des Ochotskischen Meeres sehr gebirgig, besonders zwischen Ajan und Ochotsk, wo das Stanowoi-Gebirge bis an das Meer herantritt. Wegen der steil zum Meere abfallenden unzugänglichen Bergabhänge besteht hier einerseits gar kein Weg längs der Küste, und selbst den Tungusen, die doch sonst mit ihren Renthieren überall durchkommen, ist der Verkehr hier unmöglich, und andererseits fehlen auch an dieser Meeresstrecke brauchbare Häfen. Ein wichtiger Umstand ist ferner, daß, außer der Aldoma, kein Fluß in diesen Theil des Ochotskischen Meeres fällt, in welchen die Fische vom Meere aus ziehen. Der Fisch aber ist hier Hauptnahrungsmittel für den Menschen sowol als für die Schlittenhunde, welche durch kein anderes Hausthier ersetzt werden können. Um daher diese unüberwindlichen Schwierigkeiten der Küstenstrecke zwischen Nikolajewsk und Ochotsk zu umgehen, schlug man vor, dieselbe ganz fallen zu lassen und den Telegraphen dafür durch den inneren Theil Ostsibiriens von Irkutsk über Jakutsk nach Ochotsk zu führen.

Nördlich von Ochotsk werden die Bodenverhältnisse etwas günstiger; der hohe, waldlose Gebirgsrücken tritt von der Küste zurück und eine waldige Ebene

an dessen Stelle. Auf der 1800 Werst langen Strecke von Ochotsk bis Gischiginsk befinden sich einige gute Häfen, wie Tausk, Jamsk und Gischiginsk. Dieser Theil der Route wäre wol zur Anlage des Telegraphen geeignet, da die entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht groß sind, und außerdem der Wald die Drähte vor Beschädigung durch die sibirischen Schneestürme bewahren würde.

Dann aber treten wieder kaum besiegbare Hindernisse auf. Von Penschinsk aus will Collins den Telegraphen quer durch Kamtschatka führen; allein im Innern Kamtschatka's zeigen sich nackte Tundren, deren ewig gefrorener Boden in der Sonne nur eine halbe Elle aufthaut, und unendliche Schwärme von Mücken verfolgen und martern jedes lebende Wesen. Hunde und Pferde retten sich vor diesen blutsaugenden Quälgeistern ins Wasser und wälzen sich auf der Erde; sie verlieren die Lust zum Fressen, magern ab und sterben endlich. Im Winter unterbrechen wieder anhaltende Schneestürme jeden Verkehr und weiter nördlich am Beringsmeer treten die kaum von den Russen unterworfenen Tschuktschen dem Unternehmen feindlich entgegen. Kurz, die Schwierigkeiten sind so mannichfaltiger Art, daß man diese Route aufgab, nachdem bereits drei Millionen Dollars von den Amerikanern verausgabt waren. Zu alledem kam aber, daß endlich 1866 doch die Verknüpfung Europa's mit Amerika durch das Atlantische Kabel gelang, wodurch der weite Umweg zwischen beiden Erdtheilen via Asien entbehrlich wurde. Mit der fortschreitenden Besiedlung des asiatischen wie amerikanischen Nordens durch europäische Menschen wird aber die Verknüpfung auch dieses Kontinents im hohen Norden zur Nothwendigkeit werden und dann wird auch der Plan von Collins, wenn auch wol in abgeänderter Weise, zur Ausführung gelangen.

Als die Russen an den Amur kamen, fanden sie sozusagen eine Einöde vor; das linke Ufer war fast menschenleer; hier und da traf man auf einen umherziehenden Maneger oder Orotschen. Volkreicher war das rechte, chinesisch gebliebene Ufer. Unter solchen Umständen, die es ganz unmöglich machten, eine russische Kolonisation auch nur theilweise unter Zuhülfenahme von an Ort und Stelle vorgefundenen Mitteln durchzuführen, waren die ersten Schritte zur Besiedlung des Landes außerordentlich schwierig. Man mußte buchstäblich Alles aus Transbaikalien oder gar dem europäischen Rußland herbeischaffen. Leute, Hausthiere, Ackerbau- und andere Geräthschaften, Baumaterial, Kleider, Alles wurde auf Flößen und Dampfern die Schilka hinab zum Amur geführt, dessen Schifffahrt auch unter den schon entwickelten Schwierigkeiten litt. Die ersten Jahre waren voller Leiden für die neuen Kolonisten. Das ungewohnte Klima, mit dem man in Bezug auf Aussaat und Ernte noch nicht zu rechnen verstand, brachte Mißernten und Viehseuchen im Gefolge und der Ersatz für den angerichteten Schaden war um so schwieriger, als man sich deswegen nach dem fernen Transbaikalien wenden mußte. Als Graf Murawiew, dem der Kaiser den ehrenden Beinamen Amurski verlieh, nach sechsjähriger Thätigkeit 1860 seinen Gouverneurposten niederlegte, waren die ersten Schwierigkeiten überwunden und gegenwärtig kann das Amurland als ein bereits wesentlich russisches in Bezug auf die Bevölkerung gelten. Es wohnen nämlich dort in 95 Ansiedelungen die Flußläufe entlang gegen 20,000 Kosaken und in 100

Dörfern über 26,000 freie, angesiedelte Bauern, meist Russen, doch auch Deutsche und Tschechen. Die russische Bevölkerung im Amurlande beträgt, das Militär eingerechnet, jetzt etwa 50,000 Köpfe, $2^1/_2$mal so viel Menschen, als die alten Eingeborenen ausmachen. Letztere, die wir im Verlauf der Darstellung speziell kennen lernen werden, gehören meist zu den Tungusen (hier Orotschonen, Manegren und Manguns) und Giljaken, zusammen 12,600 Seelen, zu denen noch 10,600 auf dem russischen Ufer lebende Chinesen am mittleren Amur kommen.

Man sieht hieraus, am Amur ist noch viel zu thun; aber Handel und Gewerben, der Agrikultur und der allgemeinen Civilisation steht eine ungeheure Umwandlung bevor, wenn die pulsirende Ader des Riesenstroms, in geregelterem Schlage, belebend den Organismus beherrschen wird, welcher ohne sie durch träge Umsetzung seiner Grundstoffe an Siechthum mannichfacher Art leiden mußte.

Wo bis dahin der abergläubische Heide in unsteter Lebensweise das Dunkel der Wildnisse durchdrang, die Fährte des Zobels verfolgend, wo der Wilde im steten Kampfe mit der Natur, fast ohne Bedürfnisse, sein Leben in elender Weise fristete, oder — nur wenige Schritte weiter — der träge Eingeborene, in sorgloser Gleichgiltigkeit um die Zukunft, nur so viel arbeitete, um nicht Hungers zu sterben — da haben wir in der Folge den erfreulichen Anblick thätigen Lebens zu erwarten, und der segensreiche Einfluß des Wettbewerbes muß sich auch hier einstellen. An die Stelle des Schützen tritt der friedliche Ackerbauer, der durch Einsicht und Fleiß die Produktionskraft der Natur erhöht. Das „Pelzland“ muß schwinden, an seine Stelle treten die blühenden Gefilde des Landmanns und anstatt rauchender Jurten, die das Elend in sich schließen, sehen wir die Werkstätten betriebsamer Handwerker, welche die Rohprodukte des Landes mannichfach formen und dem Handel überliefern.





Mongolisches Lager am Argun. Nach Atkinson.

2. Die Quellströme des Amur.

Das Gebiet des Amur. — Der Berg Sochondo und seine Besteigung durch Radde. — Aberglauben der Tungusen. — Die Quellströme. — Der Onon. — Die Ingoda. — Die Bergwerkstadt Nertschinsk. — Handelsverkehr. — Die Verbannten. — Die Schilka. — Schilkinskoi-Sawod. — Jahrmärkte. — Der Fluß Kerlun. — Der Dalai-See und seine Hydrographie. — Der Argun.

Der Amur, einer der größten asiatischen Ströme, bewässert mit seinen Zuflüssen ein beckenförmiges Gebiet von ungeheurer Ausdehnung, das im Süden von den Schan-Alin-Bergen an der Grenze Korea's und von einer in nordwestlicher Richtung bis zu den Kentei-Bergen von diesem Punkte aus zu ziehenden Linie begrenzt ist. Im Norden werden die Zuflüsse des Amur durch das Apfel-Gebirge und die Stanowoi-Kette von denjenigen Strömen getrennt, welche sich in das nördliche Eismeer und in die See von Ochotsk ergießen, während die Küstengebirge am tatarischen Kanal sein Stromsystem von den Bächen und Flüssen scheiden, welche diesem Meeresarme zueilen.

Die Chinesen betrachten, wie unten näher erwähnt wird, den größten Nebenfluß das Amur, den Sungari, als den Hauptstrom; die Russen und mit ihnen alle anderen Völker verlegen seine Quellen jedoch nach dem Sochondo und dem Kentei-Gebirge, von denen eine Menge Ströme in nordöstlicher Richtung weitereilen und durch ihre Vereinigung bei Ust-Strelka den Amur bilden.

Nördlich vom Sochondo entspringt die Ingoda, südlich von diesem Berge der Onon; beide vereinigt bilden die Schilka, den einen Hauptstrom des Amur. Der zweite Hauptstrom, der Argun, in seinem oberen Laufe Kailar genannt, strömt von der großen, die Mongolei durchziehenden Chingan-Kette. Früher galt der im Kentei-Gebirge entspringende Kerlun für den oberen

Lauf des Argun, bis Radde diesen Irrthum aufklärte und darlegte, daß zwischen Kerlun und Argun nur eine zeitweilige Wasserverbindung stattfinde. Man sieht, wie verschieden die Quellströme des Amur bezeichnet werden; doch ist ihre Hydrographie keineswegs verwickelt, das Beirrende liegt nur in den verschiedenen Benennungen, welche die Zuflüsse führen.

Die Wasserscheide zwischen dem Onon und der Jugoda bildet eine Bergkette, als deren höchste Erhebung der Sochondo auftritt. Diese Kette ist aber keineswegs der Hauptzug des vom Kentei-Knoten sich nordwärts abzweigenden Apfel-Gebirges, vielmehr ein in seinem südlichsten, russischen Theile sich abtrennender Nebenarm. Wie die meisten Gebirge Ostsibiriens, ist auch diese Bergkette sehr wasserreich und ihre Formen treten in stumpfen Kegeln auf, die bald isolirt, bald zusammenhängend dastehen. Das Hauptgebirge zeigt auf seiner Höhe ein mächtiges, mit Riesentrümmern grauen Granites chaotisch beworfenes Plateau.

Eine Menge kleiner Gebirgswasser nehmen ihren Weg von diesem Berge abwärts und senden ihre Fluten durch Jugoda und Onon dem Amur zu. Am unteren Theile des Gebirges ernähren sie jene unwegsamen Sümpfe, welche das Vordringen in die Wildniß so beschwerlich machen, aber auf den Scheitelhöhen umspülen diese Quellwasser eine eigenthümliche Alpen-Vegetation, die gleich Oasen in zerstückelten Felsengebieten daliegt.

In der Ferne stellt sich der Sochondo, von den Russen fälschlich Tschokondo genannt, als eine ziemlich gleichförmige Höhe dar, die in ihrer Mitte durch einen tiefen Sattel in zwei nahezu gleiche Theile zerfällt. Wenige schnee-erfüllte Klüfte blinken von den blauen Höhen weit in die Ferne, aber am Tage decken fast beständig dichte Nebel und Regenwolken den Scheitel des Sochondo; nur am Abend, wenn die Sonne bereits hinter dem Gebirge verschwindet, zeigt sich der Berg deutlicher und von Licht umflossen. Für den Tungusen wird dieser stets von Nebel und Regen umhüllte Berg Veranlassung zu religiösen Anschauungen; er schafft sich sofort in seiner Phantasie einen erzürnten Geist, der auf den Höhen des Sochondo wohnt, dem Menschen unhold ist und jedem seinem Gebiete Nahenden Gefahr bringt. So kommt es, daß dieser interessante Berg selbst den Bewohnern in der Umgegend unbekannt blieb und daß nur schwer Führer zur Begleitung der Reisenden aufzutreiben sind.

Mit Mühe fand Radde, als er im Jahre 1856 den Sochondo bestieg, einen alten Tungusen, der nebst einigen Kosaken die Stelle des Führers übernahm. Der Weg zum Gipfel führt durch das Thal des Aguzakan-Flüßchens. Die Gebirge, welche sich zu beiden Seiten desselben erstrecken, sind auf das Angenehmste bewaldet, die Weißbirke bildet lichte Holzungen, die Wiesen sind vom reichsten Kräuterwuchse bedeckt.

Zwei Ursachen begründen diesen Reichthum: der Ueberfluß an Wasser und hinreichende schwarze Erde. Der schmale Fußsteg, welcher durch diese hübsche Gegend führt, verliert sich bald und der Aguzakan wird, je höher man steigt, immer schmaler; sein klares Wasser schäumt häufiger um Steinblöcke, welche ihm hemmend in den Weg treten. Schwärme großer Stechfliegen, die allgemeine Plage Ostsibiriens, folgen dem Reisenden und beunruhigen ihn eben so sehr wie die Pferde. Beim Höhersteigen schwinden die

kräuterreichen Wiesen und weichen in einer Höhe von 4000 Fuß sumpfigen Stellen, in denen Weidenarten und Birken neben Moosen und Preiselbeeren stehen. Ein wahres Labyrinth kleiner Quellen, die aus dem weichen Moosteppich hervorkommen, erschweren das weitere Vordringen ungemein. Die Alles verdeckenden Moose entziehen dem Auge jede Gefahr und nur mit unsicheren Schritten wagt sich das Pferd, welches an solche Reisen gewöhnt ist, langsam vorwärts, wobei es nicht selten bis an den Leib im Moraste versinkt. Der Lärchenbaum hat hier entschieden die Oberhand gewonnen; oft sind die Waldungen vom Feuer zerstört, das man statt der Axt zum Lichten anwendet, jedoch dadurch häufig über die gewünschten Grenzen hinausschreitet.

Schwerlich wird Jemand, ohne ein Gewitter zu erleben, den Gipfel des Sochondo besteigen. So erging es auch Radde. Gelbe Blitze zuckten aus schwarzen, langsam ziehenden Wolken; der Donner krachte so gewaltig, daß der arme Tunguse vor Angst zu zittern begann und allerlei erschreckliche Sachen vom erzürnten Sochondogeiste erzählte. Herabströmender Regen nöthigte ein Zelt aufzuschlagen, unter dem Radde mit seinen Begleitern die Nacht zubrachte.

Am zweiten Tage ging es wieder im Aguzakan-Thale weiter aufwärts. In vielen kleinen Wasserfällen stürzt dieser Fluß von Stufe zu Stufe; sein tosender Lärm hallt sonderbar wieder in den stillen Waldungen, in denen nur gestreifte Eichhörnchen (Tamias) zu bemerken sind. Da, wo in einer Höhe von 1700 Meter die Birke zu wachsen aufhört und der Boden trockener wird, beginnt das Vorwalten der baumartigen Zirbelkiefer. Der Fuß des eigentlichen Gipfelberges liegt noch höher hinauf im Vegetationsgürtel der strauchartigen Zirbelkiefer bei 2200 Meter. Vor den hier vorkommenden heftigen Nord- und Nordwestwinden kann selbst die strauchartige Zirbelkiefer, deren Zweige infolge dessen an vielen Stellen von den Nadeln entblößt sind, nicht recht zum Gedeihen kommen. In dieser Region hielt Radde unter Donner und Blitz sein zweites Nachtquartier. Der böse Geist des Sochondo, so meinte der Tunguse, sei sehr erzürnt und eine schleunige Umkehr gerathen. Er verkroch sich dabei unter die Zirbelkiefern, die ihm als schützendes Dach dienten, und zog den Lederkittel über seinen zopfgeschmückten Scheitel. Diese windgepeitschten, entblößten Höhen, nach denen das Hochwild nur in heißen Sommertagen zieht, um sich vor den Mücken zu schützen, dient dem Moschusthiere zum beständigen Aufenthalt. Der Pflanzenwuchs zeigt deutlich die alpine Region an; die Pflanzen stehen nur kümmerlich, treiben selten Blüten und bilden meistens Rasen.

Am dritten Tage begann die gefahrvolle Besteigung der zweiten Bergterrasse, die ganz mit zerbröckeltem Granitgestein bedeckt ist. Ein dichter schwärzlicher oder gelblich-rother Flechtenschorf überzieht die Seiten der Blöcke, deren obere Flächen vom Regen glatt gewaschen sind. Zwischen den Granitfelsen murmeln und rauschen Tausende von Quellbächen, bald lieblich ins Ohr tönend, bald durch Brausen die abergläubischen Tungusen an den Berggeist erinnernd. Nur ein Vierfüßer, der Alpenpfeifhase (Lagomys alpinus), lebt hier beständig und häuft zwischen den Felsen seine Vorrathskammern für den Winter voll Heu.

Der granitführende Gipfel des Sochondo fällt nach Süden zu sehr steil ab und am Fuße der senkrechten Wände liegen zwei flache Seen, die vom

Schnee und den unterirdischen Gewässern gespeist werden. Eine Forellenart (Salmo coregonus) hält sich in diesen Seen auf, an deren Ufern Alpenkrähen (Fregilus graculus) und Schneehühner umherschwärmen. Der Gipfel des Sochondo, der mit wild durcheinander geworfenen Graniten bedeckt ist und nach Süden zu jäh abfällt, liegt noch 490 Meter über diesen Seen; es ist eine großartige Gebirgslandschaft, die vor den Blicken des Reisenden sich ausbreitet und schließlich in den Ebenen der Mongolei verschwimmt.

Nach Radde's Messung ist der Gipfel des Sochondo 2682 Meter hoch; er liegt somit noch nicht an der Grenze des ewigen Schnees und die Spuren sowol des animalischen als vegetabilischen Lebens regen sich noch in mannichfacher Weise. Selbst der Bär dringt in heißen Tagen noch herauf, um sich an der hier herrschenden Kühle zu erquicken; das quiekende Geschrei des Ziesels, das Schwatzen der Alpenkrähe und das Pfeifen der Alpenpfeifhasen läßt sich beständig vernehmen.

Der Sochondo mit seinen vielen Strömen und Flüssen ist der eigentliche Nährvater und Quellberg des Amur. Der Onon und die Ingoda, welche die Schilka bilden, und der Kerlun, der zum Argun in enger Beziehung steht, sind die drei Ströme, die wir zunächst hier zu betrachten haben. Das zwischen ihnen sich ausdehnende Land ist sehr verschiedenartig in Bezug auf seine Oberflächen-Gestaltung; im nördlichen und nordöstlichen Theile ist es gebirgig und bildet hier den bekannten Bergwerksdistrikt von Nertschinsk, während in den östlichen und südöstlichen Theilen die große Wüste Gobi mit ihrem letzten Ausläufer, den Daurischen Steppen, in dieses Flußgebiet hineinragt.

Der Onon hat auf seinem ganzen Laufe ein von Bergen oder Abhängen umschlossenes Thal, das meistens nicht breit ist. Der obere Theil desselben, bis zum Einfluß der Akscha, ist sehr steinig, wald- und sumpfreich. Weiter unterhalb nimmt die Gegend einen Steppencharakter an, besonders bei Tschindant, wo die Aginskaja-Steppe sich weit nach Nordwest erstreckt. Vom Einflusse des Akscha an ist der Onon schiffbar. In den Hochwäldern am oberen Laufe herrscht die gemeine Kiefer (Pinus sylvestris) vor. Dieser nicht selten 15 Werst breite, ungemein dichte Wald ist in botanisch-geographischer Beziehung interessant, als kräftige Grenzscheide zwischen Fluß und Steppe. Je weiter wir den Onon östlich abwärts reisen, um so lichter wird der Wald, bis er ganz aufhört, wenn der Fluß durch die Ausläufer des Adontscholon-Gebirges, die in westlicher Richtung vortreten, gezwungen wird, eine plötzliche Wendung gegen Norden zu machen, und in dieser Richtung mit geringerem Gefälle, aber oft eingeengt zwischen granitigen Ufern, durch ein bewaldetes oder meistens bebuschtes Gebiet ziehend, sich mit der Schilka zu vereinigen.

Die Ingoda entspringt nördlich vom Sochondo und fließt bis nach Tschita, in nordöstlicher Richtung am Fuße des Apfel-Gebirges hin.

Tschita, die Hauptstadt von Transbaikalien, ist aus dem ehemaligen Tschitinskischen Ostrog hervorgegangen. Es hat jetzt 3700 Einwohner, die Verwaltung der Provinz, ein kleines Arsenal und ständige Kosakenbesatzung. Eine wirthschaftliche Bedeutung hat die Stadt nicht und sie wird auch schwerlich je eine solche erlangen, denn die Ingoda ist hier nicht eigentlich schiffbar, sondern nur flößbar. Unterhalb Tschita's hat die Ingoda schon eine Breite von 60 bis

100 Ellen, strömt sehr reißend und schließt viele Eilande ein. Die felsigen Berge an ihren Ufern, die oft so nahe von beiden Seiten aneinander treten, daß nur ein enger Zwischenraum für den Strom übrig bleibt, sind mit dichtem Walde bedeckt. Im Unterholze dieser Wälder kommen sehr schöne Farnarten vor, namentlich Pteris pedata, und in wärmeren Lagen gedeiht die Rhabarberpflanze. Kleine Boote und Flöße können bis Tschita gehen, doch ist die Schiffahrt wegen der vielen Untiefen und Stromschnellen gefährlich. Eine kurze Strecke oberhalb Krutschina steht mitten im Flusse ein Felsen, der „Kapitän", welcher namentlich bei niedrigem Wasserstande die Passage hemmt. Die gefährlichsten Stromschnellen, welche Bojets heißen, sind unterhalb Borowskaja Pad, wo die Ingoda sich durch einen Engpaß hindurchwindet.

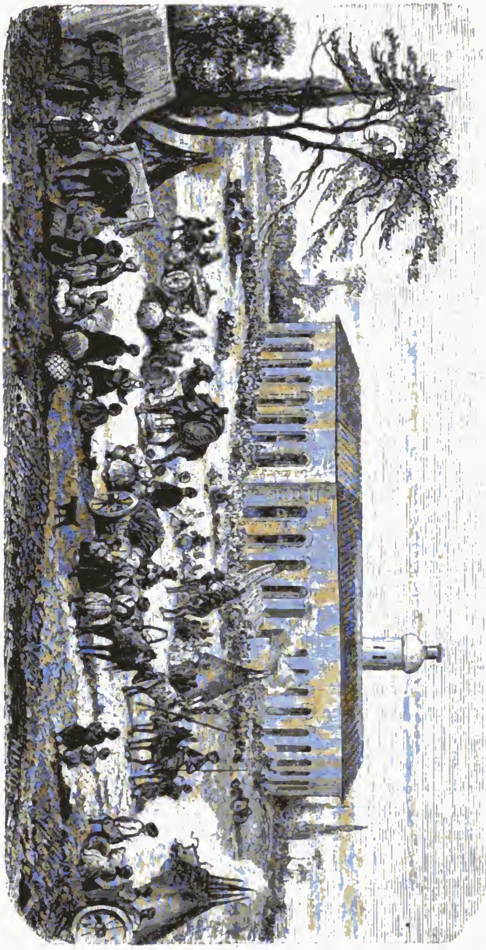
Die durch Vereinigung des Onon und der Ingoda entstandene Schilka ist in ihrem ersten Laufe für größere Schiffe wegen vieler Inseln und Stromschnellen noch nicht fahrbar. An ihrem linken Ufer ziehen sich mit Weiden bestandene Hügel hin, während das niedrige rechte sehr sumpfig ist. Von Norden her fällt durch ein schön bewaldetes Thal die Nertscha in die Schilka, und an ihrem Einflusse erhebt sich die berüchtigte Stadt Nertschinsk.

Dem europäischen Reisenden, welcher, nach beschwerlicher Wanderung stromabwärts durch das Land der Mongolen, plötzlich Kirchthürme und europäische Häuser auftauchen sieht, wird gewiß der Gedanke an die ferne Heimat wach gerufen, wenn ihn die Erinnerungen, welche sich an diesen Ort knüpfen, nicht wieder mit tiefem Abscheu erfüllten. Das Klima von Nertschinsk ist nicht so arg, wie vielfach behauptet wird. Der Sommer dauert nicht so lange wie in den mittleren Theilen Europa's, ist aber sehr heiß und bringt eine prächtige Flora hervor. Landbau und Gartenbau werden hier und in der Umgegend besonders schwunghaft betrieben, fast alle Gemüsearten gedeihen, ebenso der Tabak, der an die Burjäten und Tungusen verhandelt wird.

Nertschinsk liegt unter 51° 58′ nördl. Breite und 117° 40′ östl. Länge von Greenwich am linken Ufer der Nertscha, ein Stündchen von deren Mündung in die Schilka. Die erste Ansiedelung geschah dicht an den Ufern der Schilka, allein die fortwährenden, durch diesen Fluß verursachten Ueberschwemmungen veranlaßten die Verlegung der Wohnsitze nach der jetzigen Stelle, an welcher man übrigens auch nicht ganz sicher ist. Die größte Ueberschwemmung, bei welcher die Hälfte der Stadt zu Grunde ging und das von der Ingoda und dem Onon zugeführte Wasser mehrere Tage hintereinander bis zu 7 Meter über den Normalstand stieg, trat im Jahre 1840 ein.

Der Handelsverkehr von Nertschinsk ist sehr lebhaft. Vor dem nach Art der morgenländischen Karavanserais gebauten Kaufhofe, dem Gostinoi-Dwor, sehen wir ein wirres Durcheinander von Russen, Mandschus und anderen mongolischen und tungusischen Völkerschaften. Der Kosak handelt einen Reitzaum oder ein Messer ein, russische und burjätische Frauen haben ihre Kinder mit auf den Markt genommen, Kameele stehen beladen, um Waaren bis zum Baikal-See zu bringen, und den Amur aufwärts kommen deutsche und amerikanische Händler aus Kalifornien hergezogen. Auch beturbante Bucharen aus den westasiatischen Khanaten finden sich ein und ihr bleiches, meist schön

geformtes Antlitz sticht vortheilhaft ab gegen die breiten gelben Gesichter der Jagdnomaden aus dem nordöstlichen Sibirien. Der Haupthandel bewegt sich im Tauschgeschäft um Thee, Pulver, Blei und Pelze.



Der Kaufhof zu Nertschinsk.

Die Stadt, welche 4000 Einwohner hat, besitzt zwei aus Ziegeln und Steinen erbaute russische Kirchen, eine Sternwarte und eine Bergschule, während die anderen Häuser von Holz sind. Rußland schloß hier dreißig Jahre nach Gründung dieses Ortes (1689) seinen ersten Grenzvertrag mit China, wobei letzteres, namentlich durch Mithülfe des französischen Missionars Pater Gerbillon, im Vortheile war. Bekelow, ein tapferer Kosakenführer, brach im Jahre 1652 von Jenisseisk aus auf, um die Landschaften jenseit des Apfel-Gebirges, von denen man viel Rühmens gemacht hatte, für Rußland in Besitz zu nehmen. Im folgenden Jahre gelangte er bis zur Ingoda, fuhr auf einem Floße den Strom hinab, entdeckte die Schilka und baute an der Mündung

der Nertscha in dieselbe einen Weiler. Von den umwohnenden Tungusen sammelte er Tribut und begann das Feld zu bebauen. Einige Zeit ging Alles gut; dann aber wurden die Tungusen rebellisch und verjagten ihn. Paschkow, der damalige Gouverneur in Jenissеisk, ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht abhalten und ging einige Jahre später mit 566 Mann wieder an die Schilka. Freilich hatte er viel von Hungersnoth zu leiden, allein es gelang ihm, sich festzusetzen und die Niederlassung Nertschinsk zu gründen, welche im Jahre 1781 bereits zur Stadt erhoben wurde.

Nertschinsk bildet den Mittelpunkt für die ungemein ergiebigen Blei- und Silbergruben eines ausgedehnten Bergrevieres, in welchem etwa 5000 Menschen beschäftigt sind. Schwere Verbrecher werden noch jetzt zu lebenslänglicher harter Arbeit in jene Gruben verbannt und streng behandelt; Andere, welchen kein todeswürdiges Verbrechen zur Last fällt, erfreuen sich einer milderen Behandlung. Jeder gewöhnliche Verbannte bekommt monatlich zwei Pfund Mehl und zwei Rubel; Handwerker erhalten täglich 15 Kopeken. Wenn sie in den Gruben arbeiten, haben sie jeden Monat eine freie Woche. Sobald ein gewöhnlicher Verbannter in Nertschinsk ankommt, nimmt man ihm die Ketten ab und nach einer tadellosen zwanzigjährigen Führung erhält er seine Freiheit zurück und ein von jeder Abgabe freies Stück Ackerland.

Die Bergwerke stehen unter der Leitung eines tüchtigen Mannes, welcher von einer großen Anzahl Ingenieure unterstützt wird. Viele der besten russischen Mineralogen haben ihre Laufbahn hier begonnen. Das im Nertschinsker Revier gewonnene Blei wird nicht nach Rußland, sondern nach Barnaul am Ob gesandt, wo es zum Ausbringen der Erze des Altai verwandt wird. Der Transport nach Rußland würde zu kostspielig sein, da deutsches und englisches Blei dorthin zu sechsmal billigeren Preisen gelangt.

In Transbaikalien, dessen Bergbau noch einer großartigen Entwicklung entgegengeht, sind bisher folgende Metalle und Mineralien gefunden worden; Gold fast überall in den Flußthälern, besonders im Becken der Tschikoi, des obern Onon, der Schilka, des Gasimur. Silber an verschiedenen Stellen bei Nertschinsk, am Gasimur, in der Nähe der Schilka, bei Tschalbatschi. Quecksilber als Zinnober in Ildikan; Kupfer in Aga und am Kuidum; Blei mit dem Silber zusammen; Zinn am Onon, Eisen häufig, namentlich zwischen Uda und Chilok; Steinkohlen nicht weit von Nertschinsk, an der linken Seite der Schilka und am Argun. Herrliche Edelsteine sind im Adontscholon-Gebirge am Onon gefunden worden. Im Allgemeinen aber liegt der Bergwerksbetrieb sehr darnieder oder hat sich noch nicht völlig entwickelt; ein Aufschwung ist davon zu hoffen, daß jetzt den Privatunternehmern das Feld frei gegeben wurde, wenn auch nur zunächst für Goldgruben. In der Mongolei ist das Fördern von Erzen überhaupt verboten.

Zu den Reichthümern des Landes müssen auch die in Transbaikalien sehr häufigen Mineralquellen gerechnet werden. Von den vierzig bisher beschriebenen und theilweise untersuchten Quellen sind jene an der Ingoda, am Onon, der Nertscha und dem Gasimur zu erwähnen. Außer den Burjäten benutzt sie keiner der benachbarten Völkerstämme. Es würde besonders wichtig

sein, jodhaltige Quellen aufzufinden, um dem namentlich am Amur ungemein häufigen Kropfleiden entgegentreten zu können.

An die Bergwerke von Nertschinsk knüpft sich eng das Schicksal der sogenannten Dezembristen oder (russisch) Dekabristen, jener Männer, die im Dezember 1825 sich gegen Kaiser Nikolaus verschworen, deren Verschwörung aber durch die Geistesgegenwart des Zaren sofort niedergeschlagen wurde. Fünf wurden hingerichtet, die Uebrigen verbannt. Atkinson, der mit vielen derselben befreundet war, erzählt Folgendes: „Die Europäer wurden in Petersburg in Ketten gelegt und einzeln in Telegas von Gensdarmen in möglichster Eile nach Nertschinsk transportirt. Die Entfernung beträgt 7029 Werst, und da Tag und Nacht gefahren wurde, so langten sie bereits am dreißigsten Tage an. Nicht einmal ordentlich ausruhen durften sie hier, sondern schon am nächsten Morgen wurden sie 279 Werst weiter nach den Bergwerken geschickt. Am Orte ihrer Bestimmung angelangt, wurden sie einem Aufseher übergeben, welcher sein Amt mit der äußersten Strenge verwaltete. An einem Mittwoch erreichten sie das Bergrevier, und am nächsten Montage arbeiteten Fürst Wolchonski und Fürst Trubezkoi bereits in der Grube. Ihr Name, ihr Titel, nichts galt dort mehr; mit Schlägel und Eisen mußten sie wie jeder andere Verbrecher harte Arbeiten verrichten. Rief man sie, so wurde nicht ihr Name, sondern nur eine Nummer genannt. Die erste Frau, die ihrem Manne nachfolgte, war die junge Fürstin Trubezkoi, welche hierdurch sein Schicksal mildern zu können glaubte. Nur mit der größten Mühe erhielt sie die Erlaubniß hierzu, zugleich jedoch auch die Weisung, niemals wieder nach Rußland zurückzukehren. Begleitet von einer einzigen Dienerin, brach sie mitten im Winter auf und ertrug die furchtbarsten Leiden einer gefahrvollen Reise, während oft Wölfe neben ihrem Schlitten herliefen und auf das Stürzen der Pferde lauerten. In Nertschinsk glücklich angekommen, ward sie wie eine Gefangene behandelt und durfte ohne besondere Erlaubniß Niemanden besuchen. Ja, selbst die Briefe, welche sie in die Heimat schicken wollte, mußten durch die Hände des Oberbeamten gehen. Nach vielem Bitten ward ihr wenigstens gestattet, ihren Gemahl zu sehen. Man führte sie in den Schacht hinab, wo beim trüben Schein des Grubenlichtes die bleichen Verbannten im Eingeweide der Erde nach Schätzen wühlen mußten. Maßloses Erstaunen bemächtigte sich derselben, als plötzlich die Fürstin Trubezkoi mitten unter ihnen stand und in die Arme ihres Gatten sank. Erst die klirrenden Ketten erinnerten sie an den Ort ihres Aufenthalts. Man riß die Gatten von einander und gestattete ihnen nur, sich einmal wöchentlich zu sehen. Nach anderthalb Jahren starb der harte Beamte und machte einem milderen Manne Platz, auf dessen Veranlassung die Dezembristen nach Tschita zur Arbeit in der dortigen Schleifmühle versetzt wurden."

Unter dem Titel: „Aus den Memoiren eines russischen Dekabristen. Beiträge zur Geschichte des St. Petersburger Militäraufstandes vom 14./26. Dezember 1825 und seiner Theilnehmer" (Leipzig 1869) hat der estländische Baron Andreas von Rosen jenen Aufstand und das Leben der Verbannten in Nertschinsk geschildert. Durch ihn erhalten wir die besten Einblicke in das dortige Leben und es möge daher ein Auszug aus dem hier einschlägigen Theile gestattet sein.

Die zahlreichen Verurtheilten hatten nicht sogleich und nicht auf einmal an die Orte ihrer Bestimmung abgeführt werden können. Nur acht von den zur ersten Verbrecherkategorie gehörigen Personen, unter ihnen die Fürsten Trubezkoi, Obolenski und Wolchonski, wurden bald nach Publizirung des Urtheils nach den Quecksilberbergwerken von Nertschinsk transportirt. Andreas v. Rosen, der zu der fünften Kategorie der Verurtheilten gehörte, d. h. zu Denen, die nach zehnjähriger Zwangsarbeit lebenslang als Ansiedler in Sibirien bleiben sollten, mußte noch lange in der St. Petersburger Citadelle sitzen, ehe er an seinen Bestimmungsort abgeführt wurde. Er war, als der Aufstand ausbrach, erst seit acht Monaten verheirathet, und seine Frau hatte ihm, während er sich noch im Gefängniß befand, einen Sohn geboren. Sie konnte ihm deshalb nicht sogleich nach Sibirien folgen, wie sie willens gewesen war. Zum Verbannungsorte für ihn und die Verurtheilten seiner Kategorie war provisorisch, bis zur Erbauung eines anderen Gefängnisses, die Stadt Tschita gewählt worden, ungefähr 57 Meilen von Nertschinsk entfernt. Die den Frauen der Verbannten gewährte Erlaubniß, ihren Männern zu folgen, wurde dadurch beschränkt, daß sie ihre Kinder nicht mitnehmen durften. Auch konnten sie, obgleich schuldlos und persönlich frei, nach dem Tode ihrer Gatten nicht in ihre Heimat zurückkehren. Andreas v. Rosen erzählt, daß er und seine Unglücksgefährten in den Städten, wo sie anhalten mußten, von dem versammelten Volke nicht nur mit Theilnahme, sondern mit Ehrfurcht aufgenommen wurden. Als der Civilgouverneur von Tobolsk die Gefangenen dem Beamten übergab, der sie nach Tschita begleiten sollte, sagte er zu ihm: „Das sind Ihre Arrestanten; Sie werden aber nicht vergessen, daß Sie es mit Gentlemen zu thun haben." In den Privathäusern, wo sie übernachteten, wurden sie mit Treuherzigkeit aufgenommen und jede Zahlung abgelehnt. Niemand stieß sich daran, daß sie Fesseln trugen, die ihnen schon in St. Petersburg angelegt worden waren. Das Volk in Rußland zeigt sich gegen politische Gefangene in der Regel von Theilnahme und Achtung erfüllt, und nicht blos gegen Russen, sondern auch gegen Polen, und ist überhaupt gegen Unglückliche zu Mitleid und Hülfe geneigt.

In Tschita, wo es im Winter so kalt ist, daß das Quecksilber im Thermometer gefriert, und nur ein Spiritusthermometer den Grad der Kälte angeben kann, wurden Andreas v. Rosen und seine Leidensgenossen von dem Kommandanten General Leparski, einem hochbejahrten Manne, der sein Leben in den entferntesten Garnisonen zugebracht hatte, aber sehr gebildet war, Lateinisch, und Französisch verstand, mit aufrichtiger Theilnahme behandelt. Sie blieben zwar mit schweren Ketten belastet und mußten an den Fundamenten eines neuen Gefängnißgebäudes arbeiten (was von St. Petersburg aus vorgeschrieben worden war), erfuhren aber von dem wohlwollenden Kommandanten jede mögliche Erleichterung ihrer traurigen Lage. Der kurze Sommer ist in diesen Gegenden sehr schön. Vom Aufhören der Nachtfröste an reifen Korn und Gemüse mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Flora ist so mannichfaltig, daß Tschita der Garten von Sibirien genannt wird. In Tschita blieb Andreas v. Rosen mit seinen Genossen drei Jahre und sieben Monate. Dort war es, wo die Gemahlin eines der Verbannten, des Kapitäns Nikita Murawiew, eine geborene

Gräfin Tschernitschew, ihren Mann erreichte, mit dem sie alle Leiden und Prüfungen zu theilen entschlossen war. Sie konnte aber, gemäß den von St. Petersburg aus erlassenen Vorschriften, Denjenigen, um dessen willen sie diese weite und beschwerliche Reise unternommen hatte, nur zweimal in der Woche, und zwar nur auf eine Stunde und in Gegenwart des Aufsichtsoffiziers, sprechen. Ihr Schwager, der Oberst Alexander Murawiew, und ihr Bruder, Graf Zacharias Tschernitschew, Letzterer der Erbe eines großen Majorats, befanden sich ebenfalls unter den Verbannten in Tschita. Daselbst traf auch die Frau des zu fünfzehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilten Obersten Narischkin ein, der wie Tschernitschew zum vornehmsten russischen Adel gehörte. Die erste Gemahlin Peter's des Großen war eine Narischkin. Denselben Geist der Treue und Aufopferung zeigten einige andere Frauen, unter denen besonders die Fürstin Katharina Trubezkoi hervorragte, die sich durch die vielen Hindernisse, die ihrer Absicht, sich an den Verbannungsort ihres Gemahls zu begeben, entgegengesetzt wurden, von dem, was sie als Pflicht erkannt hatte, nicht abhalten ließ. Sie mußte, um ihren Zweck zu erreichen, auf ihren Adel, das Vermögen, welches sie schon besaß und das ihr noch durch Erbschaft zufallen konnte, verzichten, und that dies Alles, ohne einen Augenblick zu schwanken. Von derselben Gesinnung erfüllt zeigte sich die Fürstin Wolchonski, deren Gemahl, ein schon ziemlich bejahrter General, anfänglich zur Enthauptung verurtheilt, zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit begnadigt worden war. Sie war die Tochter des im Russisch-französischen Kriege von 1812 berühmt gewordenen Generals Rajewski, der ihrer Absicht, ihrem Manne nach Sibirien zu folgen, erst sehr entgegen gewesen, aber als er ihren festen Entschluß sah, nachgegeben hatte. Es folgten ferner ihren verbannten Männern: Natalia Wisin, Alexandrine Dawidow, erstere an einen General, letztere an einen Obersten verheirathet, und die Frau des Generalintendanten der zweiten Armee, Juschnewski, welchen Andreas v. Rosen einen stoischen Charakter von seltener Kraft und Festigkeit nennt. Auch ein junges Mädchen, die Braut des Leutnants Annekow im Regiment Chevalier-Garde, begab sich zu ihrem Verlobten nach Tschita, wo sie in der Stille mit ihm getraut wurde. Während der Kaiser Nikolaus der Absicht der verheiratheten Frauen, sich mit ihren Männern zu vereinigen, Schwierigkeiten in den Weg legte, nahm er das Gesuch dieser Braut mit der größten Theilnahme auf, und schenkte ihr sogar eine Summe zur Bestreitung der Reisekosten, obgleich sie, einmal verheirathet, in Bezug auf ihren Mann denselben Beschränkungen wie die anderen Frauen unterworfen wurde. Abgesehen von den persönlichen Entbehrungen, denen diese reich und vornehm erzogenen Personen ausgesetzt waren, hatten sie noch den Schmerz, ihre Männer, die Gegenstände so tiefer Zuneigung, in Ketten die niedrigsten Arbeiten verrichten zu sehen. Die Art, wie sie sich über dieses Elend hinaussetzten, gereichte ihrem Geschlecht, ihrer Nation und ihrem Stande zu größter Ehre, obgleich es auch andere gab, die eine weniger hohe Gesinnung zeigten, von der ihnen vom Gesetz verstatteten Freiheit keinen Gebrauch machten, und die verbannten Gatten als todt betrachtend sich anderweitig verheiratheten.

Die Anwesenheit jener hochherzigen Frauen übte auf die Männer einen

wohlthätigen Einfluß aus, die sich an ihrem Beispiel aufrichteten, ihre Leiden geduldiger ertrugen, und nicht die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verloren, ohne welche die Entbehrungen der Gegenwart unerträglich werden können. Die Ueberzeugung der Verbannten, daß sie für eine edle Sache litten, erhob sie über ihre Lage; der orientalisch fatalistische Zug im Charakter des Russen bewirkte, daß sie ihr Schicksal mit Ergebung trugen, die große Elastizität des Nationalcharakters ließ keine Verzweiflung unter ihnen aufkommen, und machte sie geeignet, sich ihren Zustand so erträglich wie möglich einzurichten. Männer, die früher die besten französischen Köche gehalten und täglich Champagner getrunken hatten, begnügten sich jetzt mit Kohlsuppe und Hirsebrei, und tranken Wasser, ohne dadurch besonders niedergedrückt zu werden. In manchen dieser Verbannten scheinen höhere geistige Interessen inmitten ihres Elends lebhafter als zur Zeit ihres Glücks erwacht zu sein. Sie vereinigten sich des Abends untereinander zu wissenschaftlichen und sprachlichen Studien. Es wurden in diesem Kreise Vorlesungen über höhere Mathematik, Chemie, Anatomie, Taktik, Strategie, russische Sprache und Literatur gehalten. Unter den mehr als siebzig Strafgefangenen, die sich in Tschita befanden, gab es mehrere, die gewisse Materien gründlich studirt hatten und darin unterrichten konnten. Einer der verbannten Offiziere, Namens Zawalischin, lernte während dieser Zeit Griechisch, Lateinisch und mehrere lebende Sprachen, und fand für jeden dieser Gegenstände einen Lehrer unter seinen Gefährten. Einigen der Reichsten unter ihnen wurde erlaubt, ihre Bibliotheken kommen zu lassen, und auf russische, deutsche, französische und englische Journale zu abonniren. Außerdem wurden Musik, Malerei, aber auch die mechanischen Künste, wie Tischlerei und Buchbinderei, getrieben. Ein rührender Zug war es, daß diese Verbannten, die früher durch die Ungleichheiten des Ranges, des Vermögens, der Herkunft von einander getrennt gewesen, sich jetzt alle als Brüder ansehen lernten, und keine anderen Unterschiede als die des Charakters und der Bildung gelten ließen. Im dritten Jahre nach der Verurtheilung wurden ihnen die Ketten abgenommen. Der alte humane und biedere General Leparski erklärte ihnen mehrmals, daß er seinen Posten nur behalte, um ihnen nützlich sein zu können, da es nicht gewiß sei, daß ein Anderer von denselben Gesinnungen gegen sie wie er erfüllt sein werde. „Möchte ich bald von hier befreit werden," pflegte er zu sagen, „aber nicht anders, meine Herren, als mit Ihnen zugleich!"

Im Jahre 1830 wurden die Verbannten von Tschita nach Petrowsk, näher an Nertschinsk gelegen, gebracht, wo das für sie bestimmte Gefängniß erst jetzt fertig geworden war. In Petrowsk wurde Andreas v. Rosen durch die Ankunft seiner Frau erfreut, die auf sein ausdrückliches Verlangen so lange in der Heimat zurückgeblieben war, bis ihr ältester Sohn, den sie nicht mitnehmen durfte, die ersten Jahre der Kindheit zurückgelegt hatte. Auf dem Wege von Tschita nach Petrowsk giebt es schöne und großartige Landschaften, aber der Mangel an Bevölkerung macht zuletzt einen melancholischen Eindruck. Das Leben in Petrowsk war im Ganzen dem in Tschita ähnlich, nur, wie Andreas v. Rosen bemerkt, wegen der wachsenden Jahre und der abnehmenden Gesundheit weniger zufrieden und vertraulich. Auch legte die größere Anzahl

von Frauen eine gewisse Zurückhaltung auf. Literatur und Kunst nahmen dieselbe Stelle wie in Tschita ein. Der Verfasser giebt hier eine Beschreibung mancher interessanten Charaktere, unter denen der Oberst Lunin obenan steht der, schon mehr als 50 Jahre alt, sein Unglück mit einer eisernen Festigkeit ertrug. Derselbe hatte mancherlei Schicksale durchgemacht, war in seiner Jugend einer der glänzendsten Offiziere der St. Petersburger Garnison gewesen, hatte dann in Paris und London Unterricht im Französischen gegeben, und war nach seiner Rückkehr in die Heimat wieder in russischen Militärdienst getreten. Lunin hatte sich bei dem Großfürsten Konstantin so beliebt zu machen gewußt, daß ihm dieser Gelegenheit und Mittel zur Flucht ins Ausland anbot, als er wegen Theilnahme an der Verschwörung verhaftet werden sollte. Lunin zog es aber vor, das Geschick seiner Gesinnungsgenossen zu theilen.

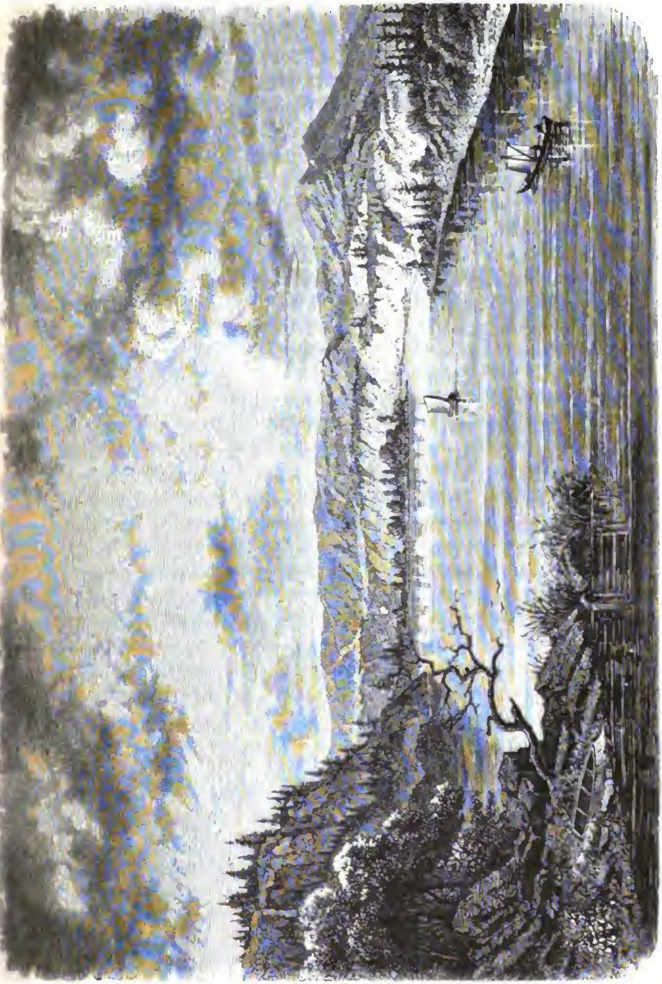
Die Zeit der Zwangsarbeit war für Rosen durch einen kaiserlichen Erlaß verkürzt worden, und er konnte sich im Jahre 1832 als Ansiedler nach Kurgan begeben, wo er nur den für alle ehemaligen Strafgefangenen bestehenden Beschränkungen unterworfen war und innerhalb gewisser Grenzen sich frei bewegen konnte. Erst 1839 gelang es ihm durch Vermittelung des jetzigen Kaisers, seine Freiheit wieder zu erlangen.

Unterhalb Nertschinsk nimmt die Schilka durch den Zufluß einer Menge kleiner, meistens goldsandhaltiger Ströme, die vom Apfelgebirge kommen, bedeutend an Größe zu. In der Schilka zeigen sich viele mit Weiden bedeckte Inseln, und kleine Kosakendörfer mit hölzernen Häusern stehen an ihren Ufern. Am südlichen Rande liegt der Kosakenort Stratenskoi, eine der ältesten Stationen in dieser Gegend; ringsherum sind blühende Felder angelegt und alle Arten von Gemüse gedeihen trefflich. Nach Schilkinskoi zu wird die linke Seite immer volkreicher; der Boden ist gut und liefert alle zum Lebensunterhalte nothwendigen Bedürfnisse. Fische und Wildpret finden sich in Menge.

Bis in die Nähe des Dorfes Botie herrschen Granitfelsen mit abgerundeten Kuppen vor, dann treten Kalksteine auf und bringen in die Scenerie einen lebhaften Wechsel; die Klippen werden höher und ihre Gipfel spalten sich in zahllose pittoreske Thürmchen, während am Grunde derselben viele Höhlen das Gestein zerklüften, welche reich an Asphalt sind. Es ist somit auch in diesen fernen Amurgegenden Gelegenheit geboten, die Petroleum-Industrie zu entwickeln.

An der Mündung des vom Apfelgebirge kommenden Flüßchens Tschalbutscha liegt der ziemlich bedeutende Ort Schilkinskoi-Sawod, das Centrum des Nertschinsker Bergreviers, in welchem sich eine verhältnißmäßig bedeutende Industrie entwickelt hat. Am südlichen Ufer der Schilka stehen die Hüttenwerke, welche auf Blei und Silber betrieben werden; jedoch hat man in neuester Zeit auch Eisenwerke angelegt, die einen guten Gewinn abwerfen. Eines großen Rufs erfreuen sich die Gerbereien von Schilkinskoi; das hier fabrizirte Leder, welches mit Birkenrinde gegerbt wird und dadurch den Juchtengeruch an sich hat, geht bis tief in die Mongolei, und selbst die Russen in Sibirien beziehen ihre Vorräthe von hier. Schilkinskoi ist seit der Eröffnung des Amur durch die Russen zu einem wichtigen Platze geworden; für kleinere Schiffe ist der Fluß bis hierher schiffbar, größere jedoch müssen umladen.

Weiter stromabwärts nimmt die Schilka die **Kara** in sich auf an deren Ufer in Transbaikalien so bedeutende Goldpriisken entdeckt worden waren.



Ansicht der Schilka-Ufer. Nach R. Maack.

Noch fließt die Schilka in ziemlich engem Bette zwischen wohlbewaldeten Kalksteingebirgen hin, bis sie beim Einflusse der von Norden kommenden ersten **Gorbitza**, bei dem Dorfe gleiches Namens, sich erweitert.

Die Gorbitza kommt vom Apfelgebirge und nicht weit von ihrer Mündung, bei den Mineralquellen von Bogdoi, wird jährlich ein „Jermak“ (abgeleitet von dem deutschen Worte Jahrmarkt) gehalten. Russische Kaufleute und Kosaken treiben hier Tauschhandel mit den Mandschuren, die von Aigun heraufkommen und Baumwollenstoffe, Seide, Tabak und chinesischen Branntwein gegen Glas, Seife und Hirschgeweihe umtauschen.

Bei dem erwähnten Jahrmarktsorte Bogdoi wechseln die Kalksteine wiederum mit stark zerklüfteten Graniten ab, zahllose klare Gebirgsbäche stürzen über die romantischen Felspartien und die Kiefer waltet an deren Ufer vor, während höher hinauf die Berge von Birken und Lärchen bekleidet sind.

Der letzte bedeutende, gleichfalls von Norden kommende Zufluß, welchen die Schilka aufnimmt, ist die Dscheltuga, deren sehr klare und wasserreiche Fluten sich erst mit dem Wasser der Schilka vereinigen, wenn sie einige Zeit nebeneinander hingeflossen sind, ja die Kosaken behaupten, daß selbst die Fischarten in den beiden Wasserhälften verschieden sind und sich nicht miteinander vermischen. Fischerei wird hier stark betrieben. Beim Einflusse der von Süden kommenden kleinen Bankowa wird gleichfalls ein Jahrmarkt abgehalten, bei dem man sich über die Pünktlichkeit wundern muß, mit welcher die Eingeborenen aus den verschiedensten Gegenden hier eintreffen. Unter einigen schattigen Bäumen am Flußufer versammeln sie sich und feilschen drei Tage lang mit ihren Waaren, als handelte es sich um die größten merkantilen Geschäfte. Von hier ab zeigen die Ufer der Schilka wenig Abwechslung und bei dem Posten Ust-Strelka vereinigt sie sich unter 53° 19′ nördl. Breite und 121° 50′ östl. Länge von Greenwich mit dem andern größeren Quellstrome, dem Argun.

Wenn man den Kerlun als den oberen Lauf des Argun betrachten will, eine Annahme, die allerdings durch Radde's weiter unten zu erwähnende Untersuchungen mehr als fraglich wird, so hat letzterer Strom seine Quellen im Süden des Kentei-Gebirges, das sich nordöstlich von der bekannten Mongolenstadt Urga und südlich vom wasserreichen Sochondo-Gebirge hinzieht. In einem weiten Bogen, mit vorherrschend östlicher Richtung, zieht der Kerlun durch die Steppen der Mongolei, und an vielen Stellen sollen seine Ufer nicht ohne romantische Schönheiten sein. Noch fehlen uns sichere Nachrichten über diesen Strom, und russische Ingenieure, die nach Atkinson den Kerlun 200 englische Meilen aufwärts bereisten, scheinen ihren Bericht nicht veröffentlicht zu haben. Man ist deshalb über die Hydrographie dieses Stromes noch nicht im Klaren, nur so viel ist gewiß, daß er durch chinesisches Gebiet strömt und in den großen Dalai-Nor (oder Kulun) genannten See mündet.

Das Verdienst, die Verhältnisse zwischen Kerlun, Dalai-Nor und Argun auseinandergesetzt zu haben, gebührt Gustav Radde. Der Dalai-Nor, von welchem wir durch Gerbillon's (1698) und Dr. Messerschmid's Reisen (1724) die ersten Nachrichten erhielten, ist ein Süßwassersee, der nach der Meinung der Grenzkosaken von Süd nach Nord in seinem Durchmesser eine Länge von 150 Werst und von Osten nach Westen eine Breite von 50 Werst hat. Außer dem erwähnten Kerlun nimmt er noch den Ursun, den Abfluß eines weiter südlich gelegenen Sees, des Buir-Nor, auf. Nach der bisherigen Ansicht

war der Argun der Abfluß des Dalai-Nor, Radde aber tritt dieser Meinung aus mehrfachen Gründen entgegen. Denn damit stehen erstens die bei den Umwohnern gemachten Erkundigungen, zweitens das nur zeitweise Wandern der Fische aus dem Dalai in den Argun und drittens die Behauptung der Mongolen, daß nur bei Hochwasser auf unbestimmte Zeiten eine Art Kanalverbindung zwischen Dalai und Argun entsteht, im vollkommensten Widerspruch.

Der eigentliche Quellfluß des Argun ist der Kailar. Die Mongolen sprechen vom Kailar und Argun stets als von einem und demselben Flusse, welcher von ihnen und den Russen eben nur verschieden benannt wird; sie betrachten indessen den Kailar keineswegs als einen Nebenfluß des Argun. Ungefähr eine halbe Stunde südlich der Grenze mündet auf chinesischem Gebiete in das linke Kailar-Ufer ein Kanal, dessen anderes Ende das Norduser des Dalai berührt. Dieser Kanal, welchen die Mongolen den Dalaigot, die Russen aber seines trüben Wassers wegen die Mutnaja nennen, ist flach und breit; er ist es auch, der bei hohem Wasserstande des Kailar einen Theil desselben dem Dalai-Nor in langsamem Laufe zuleitet, und durch ihn treten alsdann unzählige Fische aus dem See in den Argun. Der Kailar aber bringt seine Schneewasser in den ersten Tagen des Juni und überschwemmt nicht selten als Argun auf russischem Gebiete bis Mitte Juli alle Niederungen außerordentlich stark; leider aber bringen die Fluten meistens nur Sand und wenig nahrhaften Schlamm.

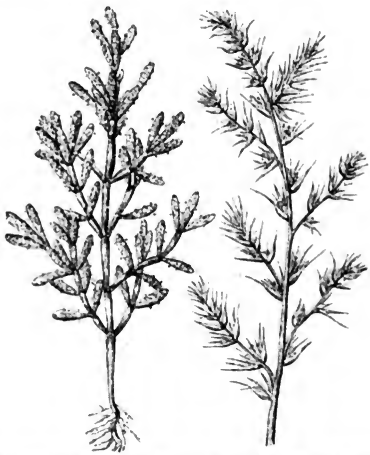
Was die Deutung des Namens Dalai-Nor anbelangt, so ist die wortgetreue Uebersetzung „großer See“, allein die Mongolen verbinden hiermit die Bedeutung von „Meer“, womit sie sagen wollen, daß der Dalai keinen Abfluß hat, wol aber Zuflüsse aufnimmt. Solange dieser See den Chinesen gehören wird, werden die Bewohner der russischen Grenzwachten einen wenigstens periodischen Reichthum an Fischen besitzen, da der Mongole, welcher in dichter Bevölkerung die Ufer des Dalai bewohnt, nie fischt.

Im oberen Laufe des Argun erwartet die Fische ein tiefes, vielbuchtiges Flußbett, wo sie ungestörter als im Kerlun und Ursun laichen können. Weiterhin, namentlich jenseit des Kosakenpostens Zuruchaitui, nimmt der Argun einen andern Charakter an; sein Bett wird steinig und zahlreiche rothe und weiße Chalcedone und Achate finden sich an seinen Ufern. Granitische, mit Wäldern bestandene Berge wechseln mit Niederungen ab, die einen ausgezeichneten Wiesenwuchs zeigen und die Viehzucht, namentlich nach Südosten zu, begünstigen, wo die Chingan-Bergkette das Land durchzieht und zahlreiche mongolische Lager aufgeschlagen sind.

Diese Mongolen, zum Aimak oder Khanat von Zezen-Khan gehörig, sind, Dank dem Einflusse des Buddhismus und einer zweihundertjährigen Ruhe, jetzt sehr friedlich geworden; nie kommt ein Zusammenstoß mit den Russen vor, wenn sie auch das Gefühl der Verachtung sich gegenüber den Nachbarn erhalten haben, anderseits aber auch wieder von Haß gegen die Chinesen erfüllt sind, welche sich unter ihnen angesiedelt haben. Die oberste Verwaltung über diese Mongolen führen die Ambans zu Urga, von welchen der ältere stets ein geborener Mongole, der jüngere ein Mandschure sein muß. Ihre Gewalt ist aber eine rein politische, d. h. sie beschränken sich darauf, den Frieden im Lande

und dasselbe dem chinesischen Herrscher gehorsam zu erhalten. Auch überwachen sie die Grenzangelegenheiten mit Rußland. Die innere Verwaltung liegt ganz in den Händen des Khans Zezen, welcher am mittleren Laufe des Kerlun angesessen, wo sein „Kuren“ oder Städtchen gelegen ist und von wo aus er die Organisation der Grenzmiliz überwacht, die ähnlich wie die der Kosaken eingerichtet ist. Jeder Mann vom 18. Jahre bis an sein Lebensende hat zu dienen und sich auf eigene Kosten auszurüsten und nur selten gewährt die chinesische Regierung Geldzuschüsse. Die Bewaffnung dieser mongolischen Krieger besteht aus Bogen und Pfeil; dazu kommen noch einige Luntengewehre, Säbel und Piken. Die Gesammtzahl der Mongolen im Khanat Zezen mag 100,000 Seelen betragen.

Vom Dalai-See ab bildet der Argun die Grenze zwischen Transbaikalien und der Mongolei. Auf seinem linken, russischen Ufer sind zur Grenzbewachung zahlreiche russische Kosaken-Stationen angelegt, deren bedeutendste Abagaitui, Zuruchaitui, Nertschinski-Sawod (im Nertschinsker Bergreviere gelegen) und Argunski-Ostrog sind. Aus dem Nertschinsker Bergreviere kommt auch der bedeutendste Zufluß des Argun, der Gasimur, und bald nach seiner Einmündung in den Argun vereinigt er sich bei Ust-Strelka mit der Schilka zum Amur. Doch bevor wir zur Schilderung desselben übergehen, werfen wir noch einen Blick auf die Steppen-Landschaften zwischen Onon und Argun.



Salzkräuter (Salsola und Salicornia) der Daurischen Steppen.



Kosakenposten an der Grenze. Nach Atkinson.

3. Die Daurischen Steppen.

Geographische Lage der Daurischen Hochsteppen. -- Künstliche Hügel. — Der Winter in der Kosaken-Station. — Ein Wintersturm. — Die Steppenwölfe. — Jagd auf Korsaks. — Die Antilope. — Die Zugvögel im Frühjahre. — Deren Reisen mit steinerfülltem Magen. — Salzauswitterungen des Bodens. — Frühlingsblumen. — Das Leben und die Jagd der Steppen-Murmelthiere. — Die Pfeifhasen, Wühlmäuse, Springhasen und Hamster. — Steppen-Vegetation. — Die Fausthühner und ihre Züge nach Deutschland. — Der Steppen-Nomade im Sommer. — Die schlammigen Salzseen. — Sandsäulen. — Die Mongolen tödten kein Wasserthier. — Die chinesisch-russische Grenze. — Der Dschiggetai und seine Jagd. — Das wilde Schaf. — Salzkräuter. — Thierwanderungen in der Steppe.

Südlich von der berühmten Bergwerksstadt Nertschinsk, in der Provinz Transbaikalien, zwischen der Schilka und dem Argun, den beiden großen Quellflüssen des Amur, dehnt sich das Gebiet der Daurischen Hochsteppen aus. Die große mongolische Wüste Gobi sendet ihren nordöstlichsten Ausläufer in diese Landschaft, die in zoologischer Beziehung mit der Fauna der central-asiatischen Hochländer vielfach übereinstimmt, durch eine Menge charakteristischer Thiere ausgezeichnet ist und seit Pallas' Zeiten (1772) nicht untersucht wurde. Näher bezeichnet, nehmen diese Grenzsteppen Dauriens nur einen schmalen Streifen zwischen 112° und 120° östl. L. v. Gr. ein; ihre Hauptausdehnung erstreckt sich von Westen nach Osten und wird theilweise vom 50.° nördl. Breite durchschnitten. Die Nordgrenze dieser Hochsteppe bildet ein Kiefernhochwald, der sich längs der Ufer des in die Schilka sich ergießenden Onon hinzieht, ferner der Ononborsa, ein in westlicher Richtung fließender Nebenfluß des Onon, die südlichen Ausläufer des Adontscholon-Gebirges,

die Quellgebirge des Gasimur, der nach Osten dem Argun zuströmende Bach Urulungui und in südöstlicher und südlicher Richtung der Argun selbst und die im Jahre 1727 bestimmte chinesische Grenze.

Das ganze Gebiet, welches einen Flächenraum von 830 Quadratmeilen einnimmt, hat in seinen niedrigsten Punkten 670 Meter absolute Höhe, in seinen höchsten 920 Meter. Zahlreiche Höhenzüge durchsetzen es in verschiedenen Richtungen und schließen zwischen sich breite Thäler mit salzigem Grunde ein, in denen Soda- und Glaubersalz-Auswitterungen häufiger als wassergefüllte Becken sind. Ganze Seen liegen im Sommer oder selbst für eine Reihe von Jahren trocken und verschwinden gänzlich, und außer einigen kleinen vom Schneewasser geschwellten Bächlein finden sich nur wenig Quellsümpfe. Bei so großer Wasserarmuth und der hohen Lage der Gegenden kann man wol schon vermuthen, daß diese eine äußerst trockene Luft haben müssen, besonders wenn man bedenkt, daß im Süden dieses Grenzstreifens eine ungeheuere Wüste sich erstreckt, während dichte Waldungen im Norden alles Regengewölk anziehen.

Zur Durchforschung dieser Steppe zog Gustav Radde am 1. März 1856 von Irkutsk aus, und die Schilderungen, die er von ihr entwirft, bilden den Glanzpunkt seines Reisewerkes. Er überstieg das Apfelgebirge, passirte die Ingoda, den Hauptzufluß der Schilka, erreichte darauf, durch einige Nebenthäler reisend, den Ononfluß und gelangte, sich weiter südwärts wendend, am 13. März an seinem Reiseziel, dem Kosakenposten Kulusutai, an, welchen er zum Mittelpunkte seiner Exkursionen wählte. Südlich von dem Standorte Radde's, inmitten der Daurischen Steppen, liegen zwei Schlamm- und Salzseen, die unter dem Namen Tarei-Nor bekannt sind und sich in einer Länge von 40 Werst bis an die chinesische Grenze erstrecken. Der größere, Barün-Tarei, steht mit dem kleineren, Dsün-Tarei, durch einen natürlichen Kanal in Verbindung. Die Ufer dieser Seen fallen nirgends schroff ab. Wir wissen jetzt, in welcher Gegend unser Reisender sich aufhält, und können ihm nun gleich in die Steppen hinaus folgen, um deren erhabene Natur kennen zu lernen.

Zunächst treten unserem Blicke eine zahllose Menge weit und breit aus der Steppe hervorragender Hügel entgegen, welche ihren Ursprung nicht etwa natürlichen Ursachen, sondern den gesellschaftlich lebenden Murmelthieren verdanken, deren Vorkommen in geringerer oder größerer Anzahl von der lockeren oder festeren Oberfläche des Bodens abhängt. Zu den Murmelthierbauen gesellen sich noch die Fuchsbaue und die untergrabenen Strecken der Pfeifhasen. Die Aushöhlungen der letzteren sind oft in Verhältniß zu ihren kleinen Bewohnern sehr umfangreich, nur sanft erhöht, aber von vielen unregelmäßigen Gängen durchzogen, deren Mündungen im Winter unter dem Schnee 15 bis 20 Klafter weit in allerlei Krümmungen fortgesetzt werden, bis sie endlich in einzelnen Luftlöchern endigen. Besonders noch werden die sandigen Gegenden dieser Steppe durch die Arbeiten einiger Wühlmausarten unterminirt und sehr leicht gefährlich für rasche und feurige Pferde, die an solchen Stellen meistens bis an's Fesselgelenk einbrechen und sich die Füße beschädigen. Auch die Pflanzenwelt trägt dazu bei, den einförmigen Boden der Steppe uneben zu machen. Die niedrigen, dornigen Caraganen-Gebüsche halten mit ihren holzigen,

gewundenen Wurzeln den losen Sand zusammen, der, vom Sturmwind getrieben, den ganzen Busch überdeckt und so drei bis fünf Fuß hohe Hügel bildet, aus denen der verschüttete Strauch im Frühjahr mit neuer Kraft wieder hervorgrünt. Auf ähnliche Weise wirkt auch eine Schwertlilie hügelbildend auf den Boden ein.

Radde langte noch zur Winterszeit in dem bescheidenen Kosakenposten an. Die Natur lag noch in tiefem Schlafe begraben und nur einzelne Sperlinge, Berglerchen und Schneeammern flogen durch die menschenleeren Straßen des Dorfs, in denen selbst die Fenster verschlossen waren; kein Hofhund ließ sich dort hören und die Hühner lebten schon seit dem Herbste im Zimmer unter dem Ofen. Alles sucht Schutz gegen Kälte und Wind in der Einöde, an deren Himmel sich die schweren Schneewolken mehr und mehr häufen und langsam heranziehen. Nur der Mongole, seit seiner Geburt den rauhen Elementen ausgesetzt, fürchtet sie nicht; in langem Pelz mit weiten Aermeln besteigt er sein Pferd, seinen besten Freund, mit dem er so eng verbrüdert ist, daß er sich Menschen ohne Pferd nicht recht vorstellen kann, und fliegt hinaus in die starre Oede. Ihm ist die Steppe und ihr Himmel nicht fremd, er kennt in seinem Gebiete jeden Stein, jede Erhöhung, jeden Quell und hat sie alle benannt; er weiß die Witterung mit großer Genauigkeit voraus zu sagen und danach schon im Voraus seine Maßregeln zu treffen. Der heutige Tag will ihm nicht behagen, es wird schlechtes Wetter geben, der Wind wird den Schnee vor sich herpeitschen und dann ist die Steppe furchtbar, Tod und Verderben drohend für Thiere und Menschen.

Der Sturm hat eingesetzt, die matte Sonnenscheibe ist durch die mit feinen, vom Winde getriebenen, die Haut förmlich zerschneidenden Schneekrystallen erfüllte Luft kaum sichtbar. Angsterfüllt treibt der Hirt die Herde heimwärts; überrascht ihn der Orkan auf freier Steppe, so ist sein Eigenthum verloren. Die ganze Herde, Schafe, Pferde, Rinder, eilt dann mit dem Sturme dahin, bis sie in schneeerfüllte Klüfte oder in den tiefen Schlamm der Salzseen getrieben ist und bei dem oft 36 Stunden langen furchtbaren Sturme leicht umkommt. An solchen Tagen scheinen sich einige der hier wild hausenden Thiere sehr behaglich zu fühlen, während die übrigen um diese Zeit meist ein unterirdisches Leben führen und, tiefer in die sorgsam bereiteten Heubetten gelagert, in lethargischer Betäubung den langen Winter verbringen.

Das wüthende Wetter hält an und tiefe Nacht lagert sich über die Steppe. Durch die Fugen der Holzwohnungen saust der Sturm, er reißt die Dachdeckung herunter und droht die Filzjurte des Nomaden, in welcher die letzte Glut der dürftigen Steppenheizung erlosch, jeden Augenblick umzuwerfen. In seine Pelze gehüllt schnarcht der Mongole und die tobenden Melodien solcher krampfhaften Wetterkämpfe sind das Wiegenlied des Säuglings; sie prägen ihm schon frühzeitig den Begriff erzürnter Geister in die Seele. Aber jetzt, im Dunkel der Nacht, wenn kein Stern am schwarzbedeckten Himmel erscheint, ist die Steppe nicht so todt als am Tage. Die Wölfe rotten sich zusammen, sie heulen vor Hunger und ziehen nach den bekannten Stellen auf Raub aus; sie nahen sich dem Dorfe, um selbst die Umzäunungen zu durchbrechen und zu stehlen.

Sofort schlagen die wachsamen Hunde an und verfolgen ihre Feinde, die sie gar bald vor sich hertreiben. Außer den Wölfen treiben Füchse und besonders die Korsak-Wölfe ihre Verfolgungen nur Nachts; sie fangen die Wühlmäuse und die Pfeifhasen und gerathen dabei nicht selten in gestellte Schwanenhälse, deren lockender Köder sie in Eisen schlägt und in Gefangenschaft bringt.

Auf das Unwetter folgt ein erquickender, ruhiger Wintertag, die Sonne sendet ihre Strahlen auf die Steppe herab. Der Tunguse verläßt seine Jurte und zieht hinaus auf die Jagd. Er verfolgt die frische Spur eines Korsak; sie führt weithin, gerade, oft im Bogen oder im Zickzack, je nachdem ihn die Witterung lockte. Endlich, die hohe Steppe erreichend, verschwindet seine Spur an einem verlassenen Murmelthierbau. Jetzt stellt der Tunguse seinen Fangbogen, nachdem er zuvor die zu große Oeffnung des Ausganges mit Steinen verstopft und nur einen Gang gelassen hat, groß genug für den Kopf des Thieres, das in seinem Versteck das Klopfen und Stoßen des Jägers vernimmt. Ist der Korsak jung, so wird er in der nächsten Nacht die Beute der Tungusen; ein alter und erfahrener aber, der schon früher einmal die Gefahr eines solchen Stellbogens (Lowutschka) kennen gelernt hat und derselben glücklich entronnen ist, verweilt in diesem Baue nicht selten 9 bis 12 Tage, ehe er sich in die Falle begiebt; ja er stirbt öfter lieber den Hungertod in seinem Lager, als daß er einen so gewagten Fluchtversuch unternimmt. In letzterem Falle läßt man ihn bis zum Frühjahr todt in der Erde und gräbt ihn erst nach eingetretenem Thauwetter aus.

In den breiteren Thälern und bergigeren Steppengegenden schweifen vom Herbst an die Antilopen (Antilope crispa) in ungeheuern Scharen aus der Mongolei in das russische Grenzgebiet. Schon auf eine Entfernung von 6 bis 7 Werst erkennt sie das geübte Auge des Tungusen, trotzdem die hellgelbe Farbe der Thiere in der Weite sehr wenig gegen die im Herbste gelb gewordenen Gräser absticht. Einmal beunruhigt, bringt man sie nicht wieder zum Schuß. Hinter einem Murmelthierbau legt sich daher der Schütze platt auf den Boden, während der Treiber mit dem Pferde in weitem Bogen um die Thiere herumzureiten und ihnen nahe zu kommen sucht. Die Antilopen stutzen, stehen, ein alter Bock ist an ihrer Spitze, sie starren den Treiber an, im Nu wenden sie sich und fliehen in langsamen Sätzen; er folgt ihnen im Schritt, sie gewöhnen sich nach und nach daran und lassen ihn auf eine halbe Werst Entfernung nahe kommen. Dann fliehen sie wieder, während jener in weitem Bogen ihnen nachsetzt. Regungslos, die Büchse auf eine kurze Gabel stützend, erwartet der Schütze den Augenblick, wo sie sich stellen. Plötzlich erschallt ein heulender Ton, ähnlich dem des Wolfes, welchen der Tunguse wunderbar nachzuahmen weiß, und im Augenblick stehen die Antilopen wie angefesselt, die Ohren gespitzt und das Gesicht dem Treiber zugewendet. Dadurch gewinnt der Jäger Zeit zur Wahl des Wildes und zum Schuß.

Der Ononborsa-Bach ist für diese Thiere die nördlichste Verbreitungs-Grenze in den Daurischen Steppen, und am Argun bemerkt man im Oktober oft Herden von 3000 bis 4000 Stück. Wenn dann im Herbst die Gewässer mit dünnem Eis überzogen sind, kommen die Antilopen zur Mittagszeit zum

Trinken und bemühen sich, mit ihren Hufen die dünne Kruste zu zerschlagen. Ueberrascht man sie hierbei plötzlich, so gelingt es wol, das ganze Rudel aufs Eis zu jagen, wo die Thiere nicht stehen können und mit Messern niedergestochen werden. Die gegerbten Felle werden zu 50 Kopeken gekauft, liefern vorzügliche Pelzstiefeln und Dacha sowie Reisemäntel mit nach außen gekehrten Haaren. Das Fleisch ist das delikateste Wildpret.

Wenn im Frühjahre die belebende Sonne größere Macht gewinnt, ändert sich der Anblick der Steppe, und nach und nach ziehen unzählige Bewohner aus südlicheren Breiten in das Gebiet der vertrockneten Salzseen. Die Zugvögel stellen sich ein, und zwar erscheinen am 18. März zuerst die daurischen Dohlen, die jedoch zuweilen auch den Winter über in der Steppe bleiben. Mit ihnen zugleich kommen die Trappen; später folgt das merkwürdige, bereits gepaarte Fausthuhn, einzelne Falken und die mongolische Lerche.



Der Korsak

Der Zug dauert den April durch bis in den Mai; seltene Enten und Gänse, Bachstelzen, Möven, Weihen, Steinschmätzer, Milane, Bussarde, Schreiadler, weiße Kraniche, Blaukehlchen, Drosseln, Löffelreiher, Grasmücken, Jungfernkraniche, Brachschnepfen, Kiebitze und kleine Stelzvögel langen nach und nach an und erfüllen die öde Steppe. Auch hochnordische Arten, wie die Sammtente und Plecophanes lapponica, befremden durch ihre Anwesenheit. Bei den meisten der neuen Ankömmlinge machte Radde eine merkwürdige Bemerkung; er fand nämlich den Magen aller Sumpf- und Schwimmvögel mit kleinen Quarzsteinchen angefüllt, da diese Thiere erst am Ziele ihrer Reise ihre gewöhnliche Nahrung wieder zu sich nehmen. Ob bei allen Zugvögeln dies stattfindet, kann nicht mit Gewißheit behauptet werden, bei den Hühnerarten aber ist es der Fall; die Singvögel dagegen zeigten meistens einen ganz leeren Magen.

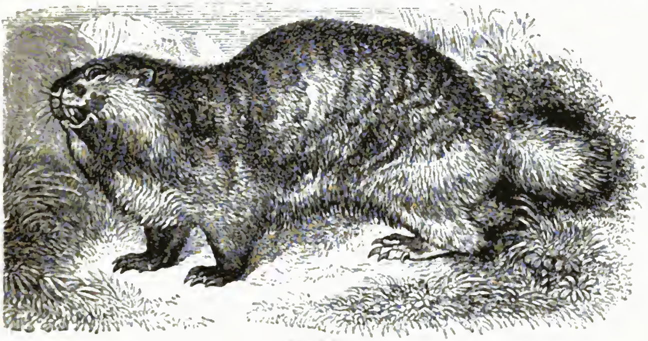
Die Quantitäten des aufgenommenen Quarzgrandes waren nicht unbedeutend; ein weißer Kranich, der gleich nach seiner Ankunft am Tarei erlegt wurde, hatte 4 Loth und 1 Drachme Steinchen neben einigen halbverdauten Wurzelfasern bei sich, andere Kranicharten 2 bis 3 Loth; Gänse 1 bis $2^1/_2$ Loth. Die Fausthühner hatten nur wenig Sand im Magen. Vielleicht daß durch die Ausfüllung des Magens mit Sand und kleinen Steinchen der Hunger abgestumpft wird; in diesem Falle wäre es begreiflich, daß wir beides gerade nur bei den Familien finden, die am weitesten und anhaltendsten ziehen, während sie bei den Raubvögeln, die oft ruhen und niedrig fliegen, deshalb eben fehlen dürften.

Als Boten des Frühlings treten außer den Vögeln auch die Steppenpflanzen auf. Mit dem Höhersteigen der Sonne schwinden die Winterspuren immer mehr. An die Stelle dünner Schneelagen in der Ebene des Tarei treten, nach und nach weißer werdend, die Salzauswitterungen des Bodens, welche, sobald das Sonnenlicht auf sie fällt, das Auge ungemein blenden. Nutzlos liegen die Salzauswitterungen da; der hiesige Bewohner läßt sie unbeachtet, er sammelt sich nur einen großen Vorrath davon, den Ziegelthee zu salzen und ihm so zugleich eine blutreinigende Eigenschaft zu geben. Nur die Kameele irren in den öden Gegenden der reichsten Salzauswitterungen, und sie begnügen sich mit der einförmigen, sparsamen Vegetation. In diesen Gebieten des salzdurchdrungenen Bodens zeigt sich erst spät im Sommer ein thätiges Pflanzenleben, die Keime können sich noch nicht im Frühling entwickeln.

Anders regt es sich dagegen an den Ufern des jetzt trockenen Sees. Die Triebe einer schönen Schwertlilie (Iris halophila) treiben aus dem festen Wurzelstock hervor; sie schießen rasch auf, aber kein Thier rührt sie an. Auf der hohen Steppe dagegen eröffnen zwei Giftpflanzen den Frühlingsreigen, eine Pulsatille und ein prachtvolles Bilsenkraut (Hyoscyamus physaloides), deren narkotische Samen den Tungusen früher zur Bereitung eines Morgentrankes dienten. Von nun an schreitet die Flora im Vergleich zu dem unfruchtbaren Boden und dem rauhen Klima wunderbar rasch vor, aber stets verspüren wir in ihr das in der ganzen Steppennatur geltende Gesetz: Armuth an Arten und Reichthum an Individuen. Den Frühjahrscharakter bedingen vor Allem die Irisarten, und es ist ein eigener Reiz, welchen sie den salzdurchdrungenen Thälern zur Blütezeit verleihen. Oft treten aus einem Irishügel, der nicht mehr als $1^1/_2$ bis 2 Fuß Durchmesser hat, gegen 50 blütentragende fußhohe Schafte, deren jeder mehrere hellblaue Blüten sich entfalten läßt, so daß im Mai das ganze Tarei-Ufer in einer Breite von mehreren Klaftern im schönsten Blau erscheint und die blaue Farbe das Grün der Blätter gänzlich verdrängt. Andere Gegenden der Steppe tragen andere Schwertlilien, und in den Hochsteppen wird die spätblühende zweitheilige Iris (Iris dichotoma) charakteristisch. Ihre breiten, in eine Ebene, gestellten Blätter umfassen den Blumenstengel scheidenförmig, weshalb die Tungusen die Pflanze mit einer Schere vergleichen und sie Schaitschi nennen. Alle Irisarten mit ihren blaugrünen, linienförmigen Blättern streben in die Höhe; die Blätter der meisten Steppenpflanzen

haben diese schwache Entwicklung; sie dehnen sich nicht krautartig in die Breite, und wegen dieser Blattformen bemerken wir überall die kahle, einförmige Bodenbeschaffenheit deutlicher: denn wo wir uns auch hinwenden, überall sehen wir mehr Kiesel als Pflanzen, oder mehr Salz als Erde. Nur die Nesseln und der Rhabarber, die mit ihren dunkeln, saftigen Blättern sich auf den Murmelthierbauen angesiedelt haben, machen hiervon eine Ausnahme.

Die Frühlingsblumen sind nun hervorgebrochen, die ersten Zugvögel sind eingetroffen, und jetzt erst beginnen sich auch die unterirdischen Winterschläfer zu regen. Sie graben den im Herbst sorgfältig verschlossenen Eingang ihrer Wohnungen auf und kommen an das Tageslicht. Die Murmelthiere (Arctomys Bobac) sind die ersten aller Winterschläfer, die auferstehen und im Anfange bis zur Mitte des Monats März wieder im Freien erscheinen.



Der Bobak.

Hocherfreut begrüßt der jagdtreibende Tunguse und Burjäte diesen Zeitpunkt; er sattelt sein Pferd, ladet seine Büchse und zieht hinaus auf die Murmelthierjagd, um nach einem langen, kärglich verlebten Winter, der ihm in kalter Jurte nur äußerst selten ein Stückchen Fleisch gewährte, sich einen frischen, saftigen Braten zu holen, der mit jedem Tage nach dem Erwachen des Murmelthieres an Güte abnimmt. Der Tunguse weiß nämlich aus jahrelanger Erfahrung, daß die Murmelthiere im Winter nichts von ihrem Fette verlieren, daß sie ihre Höhlen so feist verlassen, als sie sich im Herbste in dieselben legten; aber er weiß auch, daß nach wenigen Tagen im Freien die „Tarbagani“ magerer werden und Mitte Mai oft so elend aussehen, daß es nicht lohnend ist, sie zu tödten. Es findet Anfangs nämlich zu wenig Nahrung; erst wenn das gemeine Steppengras im Mai hervorzuschießen beginnt, erholt sich das Murmelthier wieder und wird fetter. Der hungerige Nomade legt sich mit seiner Kugelbüchse hinter einen Murmelthierbau und wartet mit großer Geduld, ohne nur ein Glied seines Körpers zu bewegen. Meistens dauert es nicht lange, so kriecht der kurzgeschwänzte, gelbbraune Erdbewohner hervor, setzt sich auf die Hinterfüße, blickt um sich, schlägt den Schwanz einige Male aufwärts, bellt und läuft einige Schritte weit, da kracht der Schuß und das Thierchen stürzt zusammen.

Zunächst werden nun die Eingeweide herausgelöst, welche den Geschmack des Fleisches leicht verderben, und hat der Schütze Hunger, oder ist er auf Reisen fern von seiner Jurte, so sucht er eiligst trockenen Mist zusammen, zündet ihn an und glüht einige Feldsteine darin. Der Bauch des unglücklichen Opfers muß darauf diese glühenden Steine beherbergen, das Thier selbst wird auf die Satteldecke gelegt und nach zwei Stunden ohne alle anderen Zuthaten mit gutem Appetite verzehrt. Freilich ist dies nur ein Nothessen, denn lieber begleiten wir den heimkehrenden Jäger mit den erlegten Murmelthieren in die Jurte. Frau und Kinder erwarten ihn schon lange, denn sie haben seit gestern nur die dünne Abkochung des Knöterichkrautes (Polygonum alpinum) getrunken und freuen sich alle auf die zähen Muskeln des Murmelthieres. Rasch werden dieselben von der geübten Hand der hungerigen Hausfrau enthäutet, welche die häuslichen Geschäfte alle ohne Hülfe ihres Mannes verrichtet, der seiner Ehehälfte höchstens die wichtige Ermahnung ertheilt, recht sorgsam das Menschenfleisch vom Murmelthierfleisch zu sondern, damit ersteres ja nicht mitgesotten und zum Aerger der Burchane (Gottheiten) verzehrt werde. Dieser sonderbare Aberglaube hängt mit folgender Sage zusammen.

Unter der Achsel des Murmelthieres findet man zwischen seinem Fleische eine dünne weißliche Masse, fetterfülltes Zellgewebe, welches die Tungusen nicht essen dürfen, da sie der Ueberrest des Menschen ist, welcher nach dem Tode durch den Zorn des bösen Geistes einst in ein Murmelthier verwandelt wurde. Alle Murmelthiere waren einst Jäger, die ganz vorzüglich mit der Büchse umzugehen verstanden. Einstens aber wurden diese Jäger sehr übermüthig; sie prahlten, jeden Vogel im Fluge schießen zu können, und erzürnten hierdurch die Götter. Der böse Geist stellte sie darauf auf die Probe und befahl ihnen, eine Schwalbe im Fluge zu schießen. Die Kugel des auserwählten Schützen traf jedoch nur die Mitte des Schwanzes, und riß ein Stück desselben heraus. Seit jener Zeit, behaupten die Steppen-Tungusen und Mongolen, haben alle Schwalben den Gabelschwanz, und die übermüthigen Jäger wurden durch den Zorn des bösen Geistes in Murmelthiere verwandelt, an denen Alles bis auf die eine Stelle unter dem Schulterblatte thierisch und darum eßbar ist.

Außer dem Menschen hat aber das Murmelthier noch einen gefährlichen Feind in dem Wolfe, welcher seit dem Erwachen der Nagethiere den Herden nicht mehr schadet. Das sorglose Murmelthier schleicht aus seinem Verstecke, kaum hat es jedoch die ersten Schritte gethan, so springt der Wolf ihm nach und mit der gewaltigen Kraft seiner Zähne die Beute zerreißend, verschlingt er sie im Augenblick mit Haut und Haar. Den Adlern und selbst den Bussards sind die jungen Thiere eine leicht zu haschende Nahrung, und da die ersteren fast ausschließlich von denselben leben, so nennt sie der Tunguse „Tarbadschi", Murmelthier-Adler.

Gegen die Kälte sind die Murmelthiere höchst empfindlich; schon in der letzten Hälfte des August sieht man sie, besonders nach kühlen Nächten, mit taumelndem Gange, gleichsam wie im Schlafe, langsam von ihrem Hügel schleichen und ihrer Munterkeit seit dieser Zeit ganz verlustig werden. Sie legen sich ziemlich allgemein in der ersten Hälfte des September, und die Bewohner

der Steppen wollen bemerkt haben, daß der 15. September der letzte Termin ist. Die tungusischen Jäger versichern, daß das Murmelthier zur Sommerzeit die Grashalme, welche es sammelt, zwischen dem oberen Theile des Vorderfußes und der vorderen Bauchseite weich reibt und sie dann erst zum Auspolstern des Nestes braucht. Sie sagen ferner, daß erst im Dezember der wahre Schlaf dieser Thiere beginnt und daß, wenn sie dieselben besonders im Spätherbste ausgraben, ohne zu räuchern, sie niemals ihrer habhaft werden könnten, weil bei dem Beginne des Grabens und Hackens die Erdbewohner das Geräusch vernehmen und von ihrem Neste aus sich weitere Gänge graben, in denen man sie nicht fangen kann. Die Tungusen zünden daher, sobald sie an das Ende des Erdpfropfens, welcher die Winterwohnung verschließt, gelangt sind und ihn durchstoßen haben, ein mit feuchtem Mist unterhaltenes Feuer an, dessen Rauch in die Höhle zieht und die Thiere erstickt.

Im Sande hält sich kein Murmelthier auf; je fester der Boden ist, desto größer ist auch der Bau. Ein 4 bis 5 Meter langer, oft auch bedeutend größerer und mehrfach sich gabelnder Gang führt zur Schlafstelle. Genaue Uebereinstimmung der Baue und konstantes Längenverhältniß der Gänge existirt nicht. Die letzteren werden im Winter mit Steinen und Erde verstopft. Radde hat sowol im Herbst als im Frühjahr Murmelthierbaue aufgegraben und stellt danach die Vermuthung auf, daß die Murmelthiere einen Theil ihres Winterschlafes nicht in vollkommen lethargischer Betäubung zubringen, sondern vielmehr im Stande sind, Nahrung aufzunehmen, zu verdauen und zu arbeiten. Es zeigten sich nämlich im Baue frische Exkremente und frischer Urin, und der Pfropfen des im Herbste ausgegrabenen Baues war bedeutend kürzer als der des im Frühjahr ausgegrabenen, was durch die Zunahme der Kälte während des Winters und durch das Tieferfrieren des Bodens erklärt wird, wogegen sich das Thier durch Weiterbauen des Pfropfens zu schützen suchte.

Zu allen Jahreszeiten beleben die ungeschwänzten Pfeifhasen (Lagomys Ogotona) in großer Menge die Steppe. Sie graben umfangreiche Baue, deren Gänge selbst unter der Schneedecke klafterweit fortgeführt werden. Zu jeder Tageszeit lassen sie sich hören und selbst des Nachts vernimmt man ihr Zwitschern. Aus den unregelmäßig gewundenen Gängen ihrer ein bis zwei Fuß tiefen Erdwohnungen laufen sie an die Oberfläche, setzen sich auf die Hinterfüße, zwitschern, ducken sich, laufen weiter, wiederholen sitzend wieder ihr lang anhaltendes Pfeifen, nagen dann ein paar Grashälmchen ab und eilen damit in ihren Gang zurück. Neben den Bauen der Pfeifhasen stoßen wir auf die unterwühlten Gebiete einer aus der Mongolei in Unzahl hierher wandernden, von den Mongolen Olbi genannten sandgelben Wühlmaus (Hypudaeus Brandtii), welche die weichen, mehr sandigen Ebenen in der Nähe des Grenzflüßchens Uldsa zu ihrem Aufenthalte wählt. Merkwürdig sind ihre Wanderungen über diesen Steppenbach. Die Mongolen versichern, daß, wenn ein Zug dieser Thierchen an ihn herankäme, sie sich dann in eine Linie ordneten und so durch den Fluß schwämmen, indem jede folgende Maus die Schnauze auf den Rücken der ihr vorherschwimmenden lege. Ist der Anführer ermüdet, so geht er an das Ende des Zugs und überläßt der zweiten Maus die Leitung.

Die Dämmerungsstunde läßt uns wieder andere Erdbewohner auf der Steppe finden. Erst wenn die Mainächte wärmer werden, zerstört der kleine langgeschwänzte Springhase (Dipus Jaculus) den nur zolldicken Pfropfen seines Loches und hüpft in langen Sätzen am frühen Morgen und Abends über die Steppen. Die Zwiebeln eines Milchsterns sind ihm erwünscht, aber die rothe Saranne, eine Lilienart, zieht er jeder andern Nahrung vor. Beim Einbruch der Dunkelheit zieht er sich wieder in seine Höhle zurück, in welcher er während des ganzen Tages verweilt. Wenn bereits die Sterne am Himmel stehen, schlüpfen zu nächtlichem Treiben die Zwerghamster aus ihrem Lager, welches sie gern an dickwurzeligen Caraganen-Gebüschen haben. Der songarische Hamster (Cricetus songarus) läuft über den schwach gewellten Flugsand, welcher die Vertiefungen zwischen den Hügeln bedeckt. Er schnüffelt überall herum und sucht gern den ausgefallenen Samen der Hülsen, mit denen er seine Backentaschen füllt. Der bissige kleine Geselle duldet keinen fremden Konkurrenten bei seinen nächtlichen Wanderungen; begegnet er einem solchen, so beginnt der erbittertste Streit, der stets blutig verläuft.

Es ist nöthig, daß wir an dieser Stelle noch einen Blick auf die Vegetation werfen. In dem gelockerten Boden der Maulwurfshügel, welche alljährlich ein wenig durch frischen Aufwurf an Größe gewinnen, hat sich ein förmlicher Wald von Nesselpflanzen (Urtica cannabina) angesiedelt und zwei bis drei Fuß hohe Rhabarberpflanzen fallen ebensowol durch ihre breite Blattform als durch ihre dunkelgrüne Farbe schon in weiter Ferne auf. Sie bilden, wie die Mongolen sagen, den „Garten der Murmelthiere". Als kolossale Staude mit 5 cm. dicken Stengeln, $^2/_3$ Meter langen, handförmig in längliche Lappen zerspaltenen Blättern und bis 3 Meter hohen Blütenstengeln tritt der handblätterige Rhabarber (Rheum palmatum) auf. Nach dem Abblühen der Irisarten treibt aus gemeinschaftlicher Wurzel die Stellera Chamaejasme zahlreiche, angenehm duftende Blütenstengel. Kein Thier rührt sie an, aber noch ehe sich die Blütenknöpfe entfalten, giebt diese zierliche Giftpflanze, deren Blätterstellung und helles Gelbgrün an einige Wolfsmilcharten erinnern, der Hochsteppe ein besonderes Aussehen. Früher wurden die Wurzeln dieser Pflanze unter dem Namen „Mannswurzel" (Muschik koren) als drastisches Hausmittel gebraucht, wovon man aber jetzt glücklicherweise zurückgekommen ist, da es bei unvorsichtiger Verwendung sehr übele Folgen haben kann. Gleichzeitig blühen nun die Caraganen-Sträucher, die ihrer vielen gelben Blüten wegen von den Russen Solotarnik, von den Mongolen aber Altangana genannt werden, — Worte, deren Bedeutung Goldstrauch ist. Im Juni gelangt auch das eigentliche Steppengras (Elymus Pseudo-Agropyrum) zu seiner Entwicklung. Vom Sommer bis zum nächsten Frühjahr bewahrt es unveränderlich seine einfache Gestalt und verleiht den Einöden durch das gesellschaftliche Vorkommen sowol wie durch das matte Blaugrün der Blätter ein eigenthümliches Gepräge. Es ist als Futtergras für die Daurischen Steppen von großer Wichtigkeit und die mit ihm bestandenen ausgedehnten Gebiete sind es auch, welche den größten Antheil an den Steppenbränden haben. Zwischen den fußhohen rohrartigen Halmen tummeln sich die Pfeifhasen umher, die mit dem Einsammeln der Heuvorräthe

für den Winter beschäftigt sind. Staunenerregend ist es, mit welchem Eifer und Ordnungssinn ein so kleines Thierchen sich seine Nahrung für fast sechs Monate sammelt und förmlich aufspeichert. Die Ogotona — so nennen die Mongolen dieses Thier, — schneidet die Pflanzen mit den Vorderzähnen ab und schleppt sie alle einzeln auf einen Platz, wo sie ordentlich übereinander gepackt und von der Sonne getrocknet werden. In ihrer Nahrung ist sie nicht wählerisch und in den Heuhaufen finden sich Pflanzen, welche von keinem andern Thiere angerührt werden.

Der große Frühjahrszug der Vögel, welche am Tarei Station machten, ist vorübergegangen. Das Lärmen der Kraniche ist verstummt, keine Gans, keine Ente ist sichtbar, sie sind weiter gewandert, und nur selten zieht eine Möve durch die Lüfte, die wie ausgestorben erscheinen. Aber der Salzboden der Steppe ist darum nicht todt; im Gegentheil, ein Vogel, der eben so merkwürdig durch seine Lebensweise wie durch seinen Bau ist, überrascht uns hier durch sein häufiges Vorkommen: das Fausthuhn (Syrrhaptes paradoxus). Wenn der Schnee an den Hügeln der Hochsteppe noch liegt, zieht es aus Süden hierher, lebt dann in kleinen Gesellschaften, aber immer schon gepaart, und früher als irgend ein anderer Vogel dortiger Gegenden brütet es bereits im April und Ende Mai das zweite Mal. Das kunstlose Nest findet sich in der Nähe salzreicher Gründe; oft ist es ganz unbekleidet oder nur am Rande mit einigen Salzkräutern belegt. Die Eier sind elliptisch, von grünlich-gelber Grundfarbe, auf welcher theils verwaschene, theils deutliche braune Tüpfchen erkennbar sind. Des Morgens ziehen sie in großen Scharen schreiend nach den Süßwasserquellen und scharren sich dann in der Mittagshitze flache Gruben in die weicheren Stellen der Salzsteppe. Da schießt ein Falke pfeilschnell über die ruhenden Fausthühner; sie raffen sich auf und im eiligen Fluge entziehen sie sich bald unseren und des beutegierigen Räubers Blicken. Ihr Angstruf weckt die nächsten Kameraden; auch diese erheben sich und mit geschicktem Taubenfluge eilen sie davon, durch ihr Geschrei ganze Banden zur Flucht aufmunternd. So erfüllt sich die Luft mit Scharen dieser eigenthümlichen Hühnertaube; aber eben


Der handblätterige Rhabarber (Rheum palmatum).

so rasch, wie die Ruhe gestört wurde, ist sie auch wieder hergestellt. — In den letzten Tagen des Mai unternahm Radde einen Ausflug nach den Inseln des Tarei und traf dabei auf zwei große Scharen Fausthühner, deren jede wol aus 1000 Vögeln bestand, die aber so scheu und wachsam waren, daß man sich ihnen weder zu Pferde noch kriechend nahen konnte. Nachdem sie mehrmals aufgescheucht worden waren, flogen sie vom Tarei-Ufer mit ungeheuerem Lärm nach den Höhen der Steppe, wo sie sich an zwei verschiedenen Orten niederließen. Diese Plätze waren die Lagerstätten zweier Herden im Winter gewesen; eine dicke Schicht schwarzen, festgetretenen Mistes hatte sich darauf erhalten und nicht einen einzigen Pflanzenkeim durchdringen lassen. Dicht nebeneinander sitzend verweilten die Vögel die Nacht über; am nächsten Tage waren sie spurlos verschwunden, und nur einmal im Laufe des Sommers noch traf sie Radde am Ufer des Tarei wieder an. Nach vollendeter zweiter Brut verläßt dieser echte wandernde Steppenbewohner diese Gegenden gänzlich. Erst im Oktober, als schon lange der Herbstzug des Geflügels beendigt war, zeigten sie sich jenseit des Argun wieder und im Kettenzuge flogen sie schnell und hoch nach Norden, von chinesischem auf russisches Gebiet.

Als Radde dieses interessante Thier in seiner asiatischen Heimat beobachtete, wußte er noch nicht, daß wenige Jahre darauf dieser Wandervogel bis nach Deutschland ziehen und dort Standquartier nehmen würde. Durch die ungeheuern Steppen des inneren Asiens über das Kaspische Meer hinweg, am Kaukasus vorüber, die nördliche Küste des Schwarzen Meeres entlang, durch die Donau-Tiefländer ihren Flug nehmend, verbreiteten sich diese Vögel auch über Deutschland, ja, sie wurden sogar noch auf der Insel Helgoland gejagt und gefangen und fielen in ungleich größerer Zahl auf der friesischen Insel Borkum ein. Nach und nach wurde durch Zeitungsberichte festgestellt, daß sich die Fausthühner fast überall in Nord- und Ostdeutschland während des Sommers 1863 gezeigt und nach Brehm's Annahme daselbst gebrütet haben sollen. Als unkundige Kinder der Wüste flogen sie häufig gegen die Telegraphendrähte, brachen dabei die Flügel und kamen so um. Der ganze Vogel ist Flügel und Flügelmuskel; er ist für seine Heimat, die arme Steppe, ungemein günstig ausgerüstet. Das weite Wohngebiet bedingt Bewegungsfähigkeit seiner Bewohner, ohne welche die Steppenthiere geradezu würden verhungern müssen. Neben dieser Bewegungsfähigkeit, deren Vorhandensein sie durch ihre weitausgedehnten Spazierflüge sattsam bewiesen haben, zeichnen sie sich durch ihr Sandkleid aus, das mit der Farbe der Bodenfläche genau übereinstimmt. Wenn man ein Steppenhuhn in der Nähe betrachtet, so erstaunt man über den Reichthum seiner Zeichnung. Pünktchen, Wellenlinien, Striche, breite Bänder um Hals und Brust, lebhaft gefärbte Stellen — dies Alles wechselt miteinander ab, — und dennoch geht dieses Kleid im Sande der Steppe förmlich auf! Seiner Größe nach gleicht das Fausthuhn einer Haustaube und in seinem Leben und Treiben erinnert es auch weit mehr an eine Taube, als an ein Huhn. Wie in seiner Heimat, so konnte dieser Vogel auch in Deutschland nicht leicht erlegt werden und machte es nach wenigen Jagden seinen Verfolgern unmöglich, in schußgerechte Nähe an ihn heranzuschleichen.

Kehren wir indessen zurück zur Daurischen Steppe, über welche die Glut der Sommersonne ausgebreitet liegt. Scharenweise ziehen die zahlreichen Herden zu den sumpfigen Süßwasserpfützen des Tarei, um, oft erst nach einer Wanderung von zehn bis fünfzehn Werst, ihren Durst in dem einzig trinkbaren Wasser zu löschen. Die Kameele haben sich gelagert; der Horizont entschwindet unseren Augen mehr und mehr und die ausstrahlende Wärme umflimmert in den breiten Wellen alle Konturen. Kein Baum, kein Strauch bezeichnet die Ferne, nur hier und da scheinen thierische Körpermassen über dem Boden zu schweben, und ihre scheinbare Größe täuscht. Auch die wenigen menschlichen Bewohner dieser weiten Räume tragen durch Eigenthümlichkeit der Kleidung und Gewohnheiten zur Originalität des Ganzen bei. Langsamen Schrittes treibt der reiche Burjäte drei beladene Kameele vor sich her, die auf ihren Rücken sein ganzes Eigenthum tragen. Er bepackte sie mit seiner Jurte und ihrem ganzen Zubehör, die schwarzen Filzdecken sind mit wollenen Stricken über die Holzkisten und andere einfache Möbel gebunden. Dieselben Pelze, deren sich die Nomaden im Winter bedienten, tragen sie auch jetzt, nur der Kopf bleibt unbedeckt, von seinem Scheitel hängt der lange schwarze Zopf herab. Seitwärts vom Kameeltreiber reitet auf einem Ochsen, dessen Leitzaum durch die Nasenwand des Thieres gezogen wurde, die Tochter, während die Knaben mit der Mutter die Herde treiben. Alle schweigen, die Mittagssonne brennt mit versengenden Strahlen auf die schwarzhaarigen struppigen Häupter. Den eigenthümlichen Zug beschließend, schleichen einige mongolische Hunde mit gesenktem Kopfe langsam einher.

Während der Burjäte zu den Süßwasserpfützen zieht, machen wir einen Ausflug nach dem salzigen Tarei, an dessen Horizont die flache Insel, unser Ziel, sichtbar wird. Vom Rande aus kann man nur zu Fuß weiter kommen und hat einen Raum von vier bis fünf Werst im weichen Salzschlamm zurückzulegen. Keine Pflanzenspur ist auf der gleichmäßigen Fläche zu entdecken. An feuchten Stellen sitzen einige Enten. Immer schwerer wird das Vordringen; je weiter wir gehen, um so weicher wird der Schlamm, um so tiefer sinken wir ein, und die leimige Masse haftet an den Füßen fest; dabei eine Hitze über 30° R., kein Tropfen trinkbares Wasser, nur hier und da eine kaum zolltiefe Salzwasserpfütze, an deren Rand Kibitze nach Insekten suchen. Unterdessen sind Wolken am Himmel aufgezogen, deren schwarzes Aussehen Regen verspricht. Sie sind die Vorboten eines bald eintretenden Orkans. Gleichzeitig sieht man eine weißlich schimmernde, hüpfende Sandsäule, die an Umfang und Höhe immer mehr zunimmt, rasch über die Tarei-Ebene hinwegschreiten. Durch die wirbelnde Bewegung, die ihr eigen, werden alle leichteren Gegenstände in sie hineingerissen, sie fliegt über die Fläche und reißt eine Menge salzdurchdrungenen Staubes nach sich, der als weiße Schleppe ihr folgt. In derselben Richtung setzt der ersteren eine zweite, viel höhere nach, bisweilen in ihrer Mitte zusammengeschnürt und so zwei Kegel bildend. Jetzt nimmt die erste ihren Anlauf gegen einen Hügel, an seinem Fuß hüpft sie auf, schwankt, hebt sich wieder und setzt ihren Lauf fort, nachdem sie einen geringen Theil ihres Staubes eingebüßt. Die zweite, schwerere Säule erliegt dem Hinderniß,

sie prallt vor der Erhöhung zurück und stürzt im Augenblick zusammen. — Rasch, wie der Sturm gekommen, flieht er weiter; ihm folgen wenige große Regentropfen, deren schwerer Fall in dem Schlamme runde Spuren verursacht. In der Nähe des Inselufers hat der Orkan die Möven aufgestört, die sich mit Geschrei nun im Kreise umhertummeln. Zahlreiche Banden wilder Gänse ziehen mit plumpem Fluge bei der Annäherung des Menschen davon. Ein eigenthümliches Aussehen verleihen diesem abgelegenen Orte hochgethürmte Reiherneſter, welche dem Auge von Weitem wie Buschwerk erscheinen. Aus welcher Ferne haben die Reiher die Aeste zu diesen Nestern getragen und wie oft sind sie zu den nächsten Gebüschen geflogen, ehe sie das zu ihrem drei Fuß hohen Bau nöthige Material zusammenbrachten! Erst an dem 15 Werst weit entfernten Uldsa-Flüßchen kommen niedrige Weiden vor und von dort stammt das Holz der Reihernester.

Einige Zeit später gewinnt die Insel an Leben, denn alljährlich sammeln sich die Gänse hier, um zu federn. Vor den Verfolgungen der Mongolen, die ohnedies schlechte Jäger sind, erscheinen die Vögel hier sicher, zumal ein Glaubensgesetz ihnen gebietet, kein Thier auf dem Wasser zu tödten. Dem Mongolen nämlich ist das Wasser ganz besonders heilig. Wenn du auf ihm einen Vogel erlegst, sagt er, so mischt sich das Blut desselben mit dem reinen Wasser, und die Herden, die später davon trinken, sterben sicherlich. Aus diesem Grunde findet man in den mongolischen Gegenden die scheuesten Vögel oft ganz zahm; sie wandern truppweise in der Nähe der Jurten umher und fürchten den Menschen nicht, während auf russischem Gebiete das Thier den Menschen flieht.

Wie sieht es an dieser Grenze aus, die mitten durch eine Wildniß führt, und wie sichern sich China und Rußland ihre Gebietstheile? Rußland hat trotz der Armuth der Gegend Kosaken hier angesiedelt, die aber den größten Theil ihres Lebens auf flüchtigem Rosse verbringen. Eine ungefähre Rechnung hat ergeben, daß die Kosaken im Durchschnitt acht Stunden täglich reiten, theils in Dienst-, meistens aber in Wirthschafts-Angelegenheiten. Der Mongole geht fast nie, sondern reitet immer. Was soll den Menschen hier an einen beständigen Wohnsitz fesseln? Ein Boden, der trotz aller Mühen noch nie hinreichende Ernten gab und bei dessen schwerer Bearbeitung der arme Kosak schon vorher weiß, daß seine Aussaat meistens verloren geht; eine Gegend, in welcher man jeden Balken Bauholz 120 Werst und jeden Strauch zum Heizen 80 bis 90 Werst fahren muß. Und in diesem Gebiete vernichten schneereiche Winter die Heerden oft gänzlich. Für solche Wüsten wird herumziehende Lebensweise ein Gesetz, das gleich allen Naturgesetzen keine Ausnahme duldet.

Auf der Grenze nach China zu ist der nomadisirende Mongole, das Wohl seiner Herden bedenkend, ebenfalls gezwungen, seinen Aufenthaltsort, um dem Mangel an Futter und Wasser abzuhelfen, beständig zu wechseln. Als man jedoch in Peking erfuhr, daß die mongolischen Grenzwächter, dem Beispiele der Russen folgend, von ihnen Manches lernten und zuletzt sogar anfingen, Heuvorräthe für den Winter zu sammeln, um ihre Herden vor Hungertod zu bewahren; als diese Menschen von den Russen Sensen kauften, um Heu zu mähen, da jagte man sie alle in weitentlegene Gegenden und schickte zum Ersatz

einen Stamm, welcher, wilder als jene Leute, seiner Lebensweise nicht nur treu bleiben wird, sondern jeder befreundeten Stellung zum Grenznachbar durchaus unhold ist. Diese Menschen waren es auch, welche Radde verhinderten, den höchst interessanten, auf chinesischem Gebiete liegenden, obenerwähnten Dalai-See zu besuchen.

Wir begeben uns nun zur Herbstzeit in die nordöstlichen Gegenden der Daurischen Steppen, in das Hochplateau, welches durch das Quellland des Gasimur und des Ononborsa-Flüßchens begrenzt wird.

Dorthin ziehen aus der Gobi die wilden Pferde, die Dschiggetais, welche bei den Mongolen ihrer Schnelligkeit und Kraft wegen sprüchwörtlich geworden sind. Die umherschweifende, unstete Lebensweise dieses Thieres beginnt erst, wenn die Füllen vom letzten Sommer kräftig genug sind, die anhaltenden schnellen Märsche mitzumachen und sich mit den Stuten, unter Leitung eines alten Hengstes, den Herden anzuschließen. Ende September trennen sich die jungen Hengste von den übrigen und ziehen einzeln in die bergigen Steppen, um sich selbst eine Herde zu gründen, deren Leiter sie werden. Um diese Zeit ist der Dschiggetai am unbändigsten. Stundenlang steht der junge Hengst auf der höchsten Spitze eines steinigen Gebirgsrückens, gegen den Wind gerichtet, die Nüstern breit geöffnet und weithin über die Landschaft blickend. Sein Auge durchirrt die Oede. Kampfbegierig wartet er auf einen Gegner, dem er in gestrecktem Galopp entgegensprengt. Jetzt entbrennt ein blutiger Kampf um die Stuten. Mit gehobenem Schweife jagt der Angreifende an dem Führer der Herde vorbei und schlägt ihn im Laufe mit den Hinterfüßen. Der wachsame alte Hengst beobachtet den frechen jungen Feind, der ihn in weiten Bogen trabend umkreist; ist er ihm nahe genug, dann wirft er sich rasch auf ihn, beißt und schlägt, wohin er auch immer treffen kann, und nicht selten büßt einer der Kämpfer ein Stück Fell oder gar die Hälfte des glatten Schweifes ein. Diese Kriege im Herbst benutzt der Tunguse zur Erlegung der Thiere, deren Fleisch ihm ein wahrer Leckerbissen ist und deren Felle die Mongolen sehr gut bezahlen. Besonders werthvoll ist der Schweif mit dem langhaarigen Quast am Ende, denn nach dem Glauben der Mongolen liegt in diesem Theile eine wunderbare Heilkraft für kranke Thiere. Die Mongolen meinen nämlich, daß wenn sie ein Stückchen davon auf Kohlen verbrennen, ein krankes Thier durch das Einathmen dieses Dampfes sicher genese. Das schlaue Wild zu erlegen, zieht der Jäger auf einem hellgelben Pferde aus, dem Orte zu, wo weit in der Ferne sein Falkenauge die Thiere erspäht. Er reitet immer gegen den Wind und hat nur noch einen Bergrücken zwischen sich und dem Wilde. Vorsichtig leitet er seinen raschen, gelben Klepper hinauf, nachdem er ihm die losen Schweifhaare oben so zusammengebunden hat, daß der Schwanz seines Thieres ganz dem des Dschiggetais ähnlich sieht. Etwa hundert Schritt hinter dem Pferde liegt der Schütze platt auf dem Boden; die Büchse ist fertig, sie ruht zum Abfeuern bereit auf der kurzen Gabel, deren sich die Jäger in Sibirien allgemein bedienen. Der Dschiggetai bemerkt das Pferd und hält es für eine Stute seines Geschlechtes; er stürmt im Galopp auf das Thier zu, aber in seiner Nähe wird er stutzig, hält an, steht unbeweglich, und in diesem Augenblick muß der Jäger schießen.

Gerne zielt man nach der Brust und das Wild bleibt auf dem Platze, bisweilen jedoch bekommt ein Dschiggetai fünf Kugeln, ehe er fällt.

Noch vor 25 Jahren kamen die bei den Mongolen Argali genannten Wildschafe (Aegoceros Argali) in diesen Gegenden sehr häufig vor, während sie jetzt im russischen Daurien als ausgestorben zu betrachten sind. Auch im Altai wurden sie zahlreich angetroffen, und Pallas fand sie 1792 im Adontscholon-Gebirge scharenweise noch vor. Bis zum Jahre 1831 wurden sie noch in den von Radde bereisten Gegenden gesehen, aber der geringe Zuwachs an Menschen, den diese Länder in den letzten Jahren erhielten, hat die Thiere ganz auf chinesisches Gebiet zurückgedrängt. Ebenso mögen die klimatischen Verhältnisse zu ihrer Verminderung beigetragen haben, denn in dem tiefen Schnee strenger Winter wurden ganze Scharen des starken wilden Thieres vollständig durch Hunger und Kälte aufgerieben, eine Thatsache, die uns deutlich zeigt, wie die Erhaltung größerer Herden nur mit der äußersten Fürsorge erzielt werden kann.

Wenn auf der hohen Steppe die Vegetation bereits seit dem Juli Rückschritte macht und sich von nun an immer häufiger die abgestorbenen Gewächse bemerken lassen, dann beginnt erst in den Thälern das thätigste Pflanzenleben an den Rändern der salzauswitternden Stellen. Fußhoch bedecken sie sich mit Salzkräutern (Salsola), Glasschmalz (Salicornia), Kochia, Schoberia und Corispermum, und weiter einwärts, wo der Boden weniger salzig, umrandet diese Gewächse ein breiter Saum von Beifuß. Die Ränder des Tarei prangen dann in eigenthümlich blaurother Farbe und unter den Sumpf- und Wasservögeln, welche sich jetzt mit ihrer flüggen Brut sammeln, bemerken wir ein besonders reges Treiben. Den rauhen Winter der Steppen fürchtend, rüsten sich die meisten ihrer Bewohner zum Fortzuge, um in südlicheren Breiten ein weniger an Entbehrung aller Art reiches Dasein zu führen. Die meisten Nagethiere sind im Boden verschwunden und schlafen schon zu derselben Zeit, wenn das kleinste der daurischen Vögelchen, ein Goldhähnchen (Regulus Proregulus), noch die Nachtfröste von 4 bis 5° R. erträgt.

Ende Oktober braust der Winter über die Steppe, und die Wölfe, die keine Murmelthiere mehr finden, gehen auf Viehraub aus. Der Jäger zieht mit der Büchse fort und stellt dem Wilde nach, das trotz der großen Verheerungen, die ein jeder Winter über dasselbe verhängt, an Zahl nicht abnimmt. Woher kommt dieses? Einzig und allein aus den regelmäßigen, von Süden nach Norden gehenden Thierwanderungen. Wie bekanntlich die Antilopen und Dschiggetais nur im Spätherbste auf russisches Gebiet kommen, so zieht auch der Tiger, die Manul-Katze, der Wolf und der Korsak nach Norden. Höchst wahrscheinlich sind die Ursachen dieser Winterwanderungen gen Norden im Klima der Gobi zu suchen. Vielleicht daß dort hoher Schneefall und größere Kälte jene Auszüge veranlassen; vielleicht suchen die Raubthiere in den bewohnteren russischen Gebieten ihren Unterhalt, der ihnen in den dünn bevölkerten Wüsteneien durch das Schlafengehen der Nager entging.



Daurisches Haus (mittlerer Amur). Nach R. Maack.

4. Der obere Amur.

Der Name „Amur". — Benennungen des Flusses. — Der obere Lauf. — Orotschonen und Manegren. — Sitten, Lebensweise, Wohnungen. — Musik-Instrumente. — Jagd und Fischerei. — Die Ruinen von Albasin. — Die ersten Russen am Amur. — Belagerung Albasin's. — Der tapfere Beuthen. — Zuflüsse. — Das Sagajan-Gebirge. — Atkinson's Phantasien. — Die Seja. — Usolzow's Reise und Kampf mit Hungersnoth. — Die neue Stadt Blagowjeschtschensk. — Das kultivirte chinesische Amur-Ufer. — Aigun. — Die Dauren und ihre Lebensweise. — Tiefe des Amur.

Ueber den Namen Amur und dessen Abstammung sind die Gelehrten untereinander nicht einig. Ritter leitet ihn in seiner Geographie Asiens von dem Giljaken-Wort „Jamur", d. i. großes Wasser, ab, während Andere in dem Namen Emuri, womit das bei Albasin mündende kleine Flüßchen Albasitscha bezeichnet wird, das Grundwort finden wollen. Gewiß ist, daß die anwohnenden Völker den Amur alle anders nennen. Die Chinesen, welche den Sungari als Hauptarm betrachten, bezeichnen ihn als Kuen-tong, und die Mandschu huldigen derselben Ansicht. Für beide Völker ist der obere Amur bis zur Mündung des Sungari nur der Nebenfluß des letzteren; in der chinesischen Sprache heißt er Helong-kiang, schwarzer Drache, auf Mandschurisch Sachalin-ula, schwarzes Wasser. Orotschonen und Manegren, tungusische Völker am ganzen oberen Flußlaufe, bezeichnen ihn als Schilka; die Golden am mittleren Amur nennen ihn Mango und die Giljaken an der Mündung Mamu. Unter den Mongolen endlich ist er als Kara-turan, Schwarzfluß, bekannt. Es sind daher die Ausdrücke Kuen-tong, Helong-kiang, Sachalin-ula, Schilka, Mango, Mamu und Kara-turan sämmtlich Synonymen für den Amur oder einzelne Theile desselben.

An der Vereinigung der Schilka und des Argun bei Ust-Strelka hat der Amur schon eine Tiefe von 6,40 Meter und eine Breite von 468 Meter.

Trotz der starken Strömung und großen Wassermasse ist das Flußthal bis gegen Albasin sehr eng. Hohe, felsige Klippen treten zu beiden Seiten vor und der Amur fließt gleichsam wie in einer Schlucht weiter. Von der Linken, vom Stanowoi-Gebirge her, fallen zahlreiche wilde Bergwasser in den Fluß, die oft im Laufe weniger Tage bis 5 Meter anschwellen und die Wassermasse beträchtlich vermehren. Der Amasar und der Oldoi sind die bedeutendsten Zuflüsse.

Klare, nicht weit vom Ufer liegende Salzseen kommuniziren beim Hochwasser mit dem Amur. Von der Station Swerbeew aus nimmt der Fluß an Breite wieder zu, die Berge sind hier weniger hoch und große Sandbänke treten auf, an die sich mit reichem Graswuchs überzogene Inseln anschließen.

Die Wälder, in welchen die Lärche und sibirische Fichte vorherrschen, sind nur dünn, das Unterholz fehlt darin fast gänzlich. In den Thälern dagegen zeigen sich Lärchen, Aspen und Vogelbeer-Bäume, die jedoch nur kümmerlich gedeihen und selten einen Stamm von einem fußdicken Durchmesser erreichen. Ueberhaupt sieht es hier am oberen Amur unter dem 53. Grade nördl. Breite sehr traurig aus. Selten dehnen sich größere Weidenflächen aus und von Blütenpflanzen schmückt vorherrschend das daurische Rhododendron die Felsen, die bei Ust-Strelka aus Glimmerschiefern mit Quarzadern bestehen; weiter stromabwärts aber, nach Albasin zu, durch feste schwarze, fast ungeschichtete Thonschiefer abgelöst werden. Die oberen Theile des großen Flusses, welche der Reisende, von Sibirien kommend, zuerst befährt, sind keineswegs geeignet, in ihm große Hoffnungen für die Zukunft der umliegenden Gegenden zu erwecken. Sie hinterlassen einen melancholischen Eindruck, der noch durch die Bekanntschaft mit den eingeborenen, hier hausenden Menschen genährt wird.

Der Amur ist von seinem Entstehungspunkte bei Ust-Strelka an vorzugsweise ein tungusischer, d. h. durch die Wohnsitze tungusischer Stämme fließender Strom; nur das Land an seiner Mündung bewohnt ein anderes Volk, die Giljaken, welche, so scheint es, schon zum kurilischen Stamme zählen. Die Quellflüsse des Amur, der Schilka und des Argun gehören zwar dem Lande der Mongolen an, indeß begegnen uns an diesen Strömen, ja noch höher hinauf am Onon und der Ingoda, bereits Tungusen.

Vom Zusammenfluß der Schilka und des Argun bis an die Einmündung des Komar finden wir auf einer Strecke von 600 bis 650 Werst an den Ufern des Amur tungusische Stämme, welche den Russen unter der allgemeinen Benennung Orotschonen und Manegren bekannt sind. Die Orotschonen, bereits an der unteren Schilka zerstreut anzutreffen, dehnen sich beinahe 200 Werst (bis zum ehemaligen Albasin) vom Argun abwärts aus und unterscheiden sich von den Manegren, welchen man hier bis zur Mündung des Komar auf eine Strecke von mehr als 400 Werst begegnet, hauptsächlich darin, daß sie zum Reiten Renthiere gebrauchen, während die Manegren sich hierzu der Pferde bedienen. Die Benennungen Manegren, Mingren, Mangyren und Manyarg sind gleichbedeutend und vielleicht russischer Abstammung.

China's Einfluß auf die Kleidung, wie auf Sitten und Gebräuche dieses Volkes, tritt dem Beobachter sichtlich entgegen und macht um so mehr sich geltend, je weiter man stromabwärts fährt. Hinsichtlich der Sprache, wenigstens

der Aussprache, scheint zwischen Orotschonen und Manegren ein Unterschied obzuwalten, obwol ihre Mundart im Allgemeinen mit jener der nördlichen Tungusen am Baikal-See und der Lena übereinstimmt; die Betonung aber fällt bei ihnen immer auf die letzte Silbe, während bei den nördlichen Tungusen immer die vorletzte betont wird.

Orotschonen und Manegren sind größtentheils klein von Gestalt und überschreiten selten die mittlere Mannesgröße. Im Allgemeinen ist ihr Körperbau hager, Arme und Beine sind sehr dünn, eine Eigenschaft, welche besonders Kindern, deren Leib weit hervorsteht, ein häßliches Aussehen verleiht. Ein plattes Gesicht, oft mit großer, ziemlich spitzer Nase, breite Wangen, ein großer Mund mit dünnen Lippen, kleine schwarze oder braunrothe, etwas schläfrig aussehende Augen, schwarzes glattes Haar und ein spärlicher Bart kennzeichnen den Orotschon. Eine Pelz- oder Lederjacke ist ihr eigentliches Kleidungsstück, darunter tragen sie ein langes chinesisches Baumwollengewand, Stiefeln und Lederhosen vollenden den Anzug. Statt der Stiefel dient zuweilen eine Umwicklung des Fußes aus Renthierfell. Um die Jacken winden sie einen ledernen, gewebten oder aus Pferdehaaren geflochtenen Gurt, den gewöhnlich eine Schnalle festhält und in welchem allerlei Dinge für den täglichen Gebrauch stecken, ein Tabaksbeutel, eine Tabakspfeife, eine Nadel zum Reinigen derselben, ein Feuerzeug, ein Ohrlöffel, ein Zängelchen zum Ausrupfen der Barthaare, ein schöner Geldbeutel, fast Alles von chinesischer Arbeit. Diese sämmtlichen Gegenstände sind mit Schnürchen versehen, an welche Glaskorallen chinesische Kupfermünzen und dergl. angereiht sind, und an deren einem Ende ein eigenthümliches Geräth befestigt ist, welches Iltsik heißt und die Hosenträger festhält. Diese Iltsik sind kleine runde Platten, Kugeln und Ringe aus Knochen oder Holz, Steinchen, Cypressenrinde, kleine messingene Halbcylinder, durchbohrte Knieschalen und andere Knochen erlegter Thiere und dienen nur als Zierrath. Am Daumen der rechten Hand tragen die Männer einen großen Ring, der beim Faustkampfe als Waffe dient. Bart und Schnurrbart findet man nur an Greisen; das Haar wird an der Stirn und den Schläfen abgeschoren und zu einem langen, hinten herabhängenden Zopfe geflochten.

Die weibliche Kleidung ist der männlichen gleich. Der Gürtel beherbergt nie ein Messer, aber alle zum Tabakrauchen nöthigen Dinge, da die Weiber und selbst Kinder eben so stark wie die Männer rauchen. Im Winter tragen beide Geschlechter kurze oder lange Pelze.

Obgleich die Orotschonen und Manegren feste Wohnsitze haben, so nomadisiren sie doch größtentheils, kehren aber stets wieder in die alte Heimat zurück. Bei den Uebersiedelungen beladet der Orotschon sein Renthier und der Maneger sein Pferd mit seiner dürftigen Habe; Pferde, Renthiere und eine größere oder kleinere Zahl Hunde sind die einzigen Hausthiere beider Völkchen.

Ihre Wohnungen sind kegelförmige, leicht aufgebaute Jurten, deren Stangengerüst von außen mit Birkenrinde belegt wird, welche man noch mit Renthier- oder Elens-Fell überkleidet. Tritt man in eine solche Jurte ein, so führt der Besitzer den Gast nach dem hintersten Theil derselben, nach dem Mallu genannten Platze, der nie von den Weibern betreten werden darf.

Darauf wird dem Fremden die angezündete Tabakspfeife überreicht, die, wie bei den Rothhäuten in Nordamerika, die Runde in der ganzen Gesellschaft macht. Auch musikalische Instrumente kennen die Manegren. Eine Art Maultrommel (Kamuti) aus Messingblech ist sehr beliebt; ebenso ein hölzernes Horn, das mit Lindenbast umwickelt ist.

Die Manegren sind Jäger und Fischer. Ihre Kähne, die sie mit 5 bis 8 Fuß langen breitschaufligen Rudern sehr geschickt zu fahren wissen, sind je nach der Größe für ein bis sechs Personen berechnet, haben einen leichten Rumpf und sind mit Birkenrinde überkleidet. Die Enden des Kahnes stehen hakenförmig in die Höhe. Bei allen Manegren findet man Stangengerüste, an denen Stücke Fleisch und Fische zum Dörren aufgehängt sind. In größerer Entfernung von den Jurten stehen noch Vorrathshäuser zur Aufbewahrung aller Gegenstände, die nicht mit auf die Reise genommen werden. An diesen Vorräthen vergreift sich Niemand und sie bleiben daher bis zur Rückkehr des Besitzers unberührt.



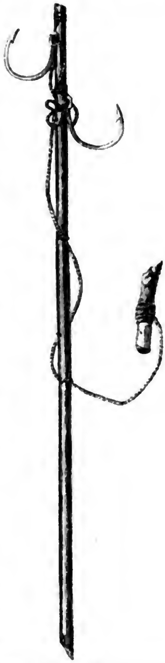
Omorotsche (Birkenkahn) der Manegren. Nach R. Maack.

Im Winter zieht der Orotschon wie der Maneger hinaus in die Wälder zur Jagd; sie zerstreuen sich dabei in kleinere und größere Gruppen. Statt des Bogens und Pfeiles handhabt der Maneger nun mit der größten Geschicklichkeit das Feuergewehr, und kein Wiesel wird von ihm anders getroffen, als durch den Kopf. Auch dem Renthier und Elenthier, dem Zobel, Marder, Fuchs und Vielfraß stellt er des Pelzes wegen nach. Das Fleisch aller dieser Thiere wird gedörrt und gegessen und dürfte, gleich den übrigen Nahrungsmitteln dieser Tungusen, einem europäischen Gaumen kaum behagen. Lange Reihen von Lilienknollen (Lilium spectabile), auf Zwirn gefädelt und an den Jurten zum Trockenen aufgehängt, sind ebenso ein Lieblingsgericht für sie, wie die gedörrten Blätter der Kongula-Dolde.

Die Manegren und Orotschonen stecken noch tief im Schamanenthume und schließen sich in ihren religiösen Gebräuchen größtentheils den Burjäten an. Zähne und Klauen verschiedener Thiere dienen ihnen als Talismane und werden an Gürteln und Halsbändern getragen. Eine kranke Stelle heilt man mit geschnitzten Abbildungen derselben, bei lahmen Personen hängen kleine Füße und Schenkel aus Holz am Beine, bei Brustkranken ein Herz am Halse und kranke Augen schützt man durch dünne Binden von Pferdehaar.

Orotschonen und Manegren besitzen nur ein Weib, das sie nicht selten schon vor der Epoche der Mannbarkeit heirathen und das eigentlich nur in der Eigenschaft einer Dienstmagd bei ihnen wohnt. Die Verstorbenen begräbt man gewöhnlich in der Nähe der Jurte und über dem Grabe errichtet man ein viereckiges Häuschen oder ein bloßes, auf einigen Stangen ruhendes Obdach, welches Regen und Sonne abhält. Die Häuschen über den Grabstätten sind, wie auch bei den Manguns am unteren Amur, nicht selten mit Schnitzwerk verziert.

Die Frühjahrs- und Sommer-Fischereien sind für die Manegren sehr einträglich. Außer vielen kleineren Fischen machen die Störe, die manchmal einer bis 36 Pfund Kaviar enthalten, die Hauptbeute aus. Sie verzehren diese Fische entweder selbst oder verkaufen sie an die Kosaken, von denen sie durchschnittlich ein bis anderthalb Pfund Roggenmehl für das Pfund Fisch erhalten, während ein Pfund Kaviar mit einem Centner Mehl bezahlt wird. Das Fischfangen bewirken sie meistens mittels Harpunen, die auf sehr künstliche Art und Weise angefertigt werden. Bei ruhigem Wetter steigt ein Maneger auf einen hervorragenden Felsen am Flusse, von dem er die vorüberziehenden Störe erblicken kann. Sein Gefährte steht unten, mit der Harpune bewaffnet, in der Omorotsch, dem kleinen Birkenkahn. Auf ein Zeichen des obenstehenden Manegers verfolgt er den Fisch, harpunirt ihn, läßt die lange Leine schießen, an welcher die Harpune befestigt ist, und zieht dann den Fisch vorsichtig ans Ufer.


Harpune der Manegren. Nach R. Maack.

Der Maneger ist ein eben so geschickter Jäger wie Fischer, und der Orotschone steht ihm hierin nicht nach. Orlow, der lange unter den Letzteren lebte, sah unter Tausenden von erlegten Eichhörnchen nicht ein einziges, dem die Kugel nicht mitten durch den Kopf gedrungen wäre. Auch mit Fallen fangen diese Völker das Wild, und eine Art derselben besteht aus einer Armbrust, die als Selbstschuß eingerichtet wird. Um den Tod der Thiere zu beschleunigen, wird der Pfeil vergiftet. Das Gift verbreitet sich sehr schnell von der Wunde durch den Körper des Thieres, der dadurch rasch in eine Art Fäulniß übergeht. Trotzdem verzehren die Manegren das Fleisch, ohne üble Folgen zu verspüren. Bei den Golden am mittleren Amur werden ähnliche Selbstschüsse angewandt. Ueberhaupt zeigen sich unter allen tungusischen Völkern am Amur sehr viele übereinstimmende Sitten und Gebräuche, und es ist schwer, genaue Grenzen zwischen den einzelnen Stämmen festzustellen.

Im Gebiete der Manegren stehen auch auf dem linken Amur-Ufer, gegenüber der Einmündung des Flüßchens Albasitscha, die Ruinen der ältesten russischen Niederlassung und Festung am Amur: Albasin oder Jaksa, wie die Chinesen es nennen. Es steht an der Stelle einer alten Tungusen-Niederlassung, die ihren Namen von dem einst hier lebenden Tungusen-Fürsten Albasin hat. Die russischen Pioniere, die Pelzjäger und Kosaken, hatten, wie im Eingange berichtet, im Beginn des 17. Jahrhunderts verschiedene Versuche gemacht, in die Gegenden jenseit des Apfelgebirges vorzudringen, und Einigen war es gelungen, den Amur und die obere Seja zu erreichen. Nach ihrer Rückkehr in die Heimat erzählten sie von dem Reichthume des Landes an Pelzthieren. Erst 1643 drang Pojarkow den ganzen Lauf des Amur hinab und gelangte bis zum Meere.

Nach diesem erfolgreichen Vordringen beschloß man denn, in Sibirien eine Niederlassung am Amur zu gründen, und im Jahre 1650 wurde der Kosaken-Anführer Chabarow ausgesandt, um diesen Plan ins Werk zu setzen. Nach einem beschwerlichen Marsche von Jakutsk ab gelangte er an den oberen Amur und wählte dort Albasin zum Punkte für die neue Kolonie, weil hier Wasser, Holz und gute Weiden in genügender Menge vorhanden waren.

Im Jahre 1651 ward die kleine Festung vollendet, die von ihrer gut gewählten Lage aus die Umgegend beherrschte. Auf die Kosaken folgten Jägersleute, die ihre Hütten unter den Wällen bauten und sich von hier aus über das Land zerstreuten, um Zobel zu jagen. Nur mit Mißmuth wichen ihnen die am obern Amur ansässigen tungusischen Jäger, welche über den Eingriff in ihr Jagdgebiet ergrimmt waren, gegen die bewaffneten Russen aber nichts ausrichten konnten. Die Kosaken und Jäger betrachteten das Land als ihr Eigenthum, und wo nur irgend Zobel aufzutreiben waren, folgten sie ihnen beharrlich nach. Als die Thiere in der Umgebung Albasins seltener wurden, dehnten sie ihre Streifzüge immer weiter aus und drückten die Eingeborenen auf alle Art und Weise. Diese Bedrückungen dauerten Jahre lang fort, und da die Kolonisten von Sibirien aus Zuzug durch allerhand liederliches Gesindel erhielten, wurden sie immer unverschämter, setzten über den Amur und plünderten, ungeachtet der von den chinesischen Behörden ergangenen Vorstellungen, die mandschurischen Dörfer.

Endlich im Jahre 1657 ergrimmten die Himmlischen aufs Höchste; eine Armee aus dem Blumenreiche der Mitte erschien vor Albasin und forderte zur Uebergabe auf. Obgleich man freien Abzug mit Gepäck und Waffen angeboten hatte, ließen die Russen es doch auf eine Belagerung ankommen. Die Chinesen warfen nun auf der Insel vor Albasin Batterien auf und beschossen das Fort, das sich jedoch mit der größten Tapferkeit unter unglaublichen Schwierigkeiten fast zwei Jahre lang hielt und nur durch Hungersnoth zur Uebergabe gezwungen werden konnte. Mit vollen kriegerischen Ehren durfte die Besatzung abziehen, von den Chinesen bis zur Grenze geleitet.

Die gute Pelzernte, die man jedoch am Amur gehalten hatte, blieb unvergessen und die Erinnerung daran war zu verführerisch, als daß man nicht einen zweiten Versuch hätte wagen sollen. Im Jahre 1665 gingen abermals Pelzjäger den Amur hinab und setzten sich in den Ruinen Albasins fest, benahmen sich aber zurückhaltender und ließen wenigstens die Eingeborenen in Ruhe. Fünf Jahre später folgte ihnen Tschernigowski mit einer Anzahl Kosaken und stellte die alten Festungswerke wieder her. Sobald dies in Sibirien bekannt wurde, fanden sich rasch Ansiedler in so großer Zahl ein, daß die neue Bevölkerung gar bald die alte bedeutend überstieg. Tschernigowski hielt strenge Zucht und vermied alle Reibereien mit den Mandschu, aber die stets wachsende Blüte des Ortes erregte bei den chinesischen Behörden Besorgniß und, um Albasin nicht aufkommen zu lassen, erbauten sie die Stadt Aigun am mittleren Amur.

Am 4. Juli 1685 erschien abermals ein chinesisches Heer vor Albasin und nahm die frühere Aufstellung auf der Insel ein. An Kopfzahl waren sie den

von dem tapfern und erfahrenen Tolbusin kommandirten Russen zehnfach überlegen. Am 22. Juli schritten die Chinesen zum Sturm, wurden jedoch mehrere Tage lang mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. In der Voraussicht, daß auf die Dauer der Platz nicht zu halten sei, brachen die Russen in der Nacht auf, den Belagerern freie Bahn lassend. Kaum waren aber die Chinesen nach der Zerstörung der aufgeworfenen Wälle abgezogen, so stellte sich auch Tolbusin wieder ein, und am 7. August begann er bereits den Wiederaufbau seines Forts, während die himmlischen Krieger durch den bald eintretenden Winter an der Rückkehr gehindert wurden.



Manegren-Typen. Nach R. Maack.

Im Frühjahr 1686 sehen wir eine weit stärkere Armee vor Albasin, deren erfolgreicher Belagerung die gänzliche Vertreibung der Moskowiter gelang. Von allen Seiten zogen die Heerscharen der Himmlischen heran, eine Flotte segelte den Sungari abwärts, um die Operationen von der Flußseite zu beginnen; die Russen hatten von Nertschinsk aus Verstärkungen an sich gezogen und der Kampf entbrannte von beiden Seiten auf das Gewaltigste wieder. Der tapfere Tolbusin fiel; an seine Stelle trat ein deutscher Edelmann Namens Beuthen, der in polnischen Diensten gefangen genommen und nach Sibirien verbannt worden war. Mit gleicher Geschicklichkeit wie Tolbusin setzte er die Vertheidigung fort, bis die Chinesen durch die eintretende Kälte gezwungen wurden, Winterquartiere zu beziehen. Das Frühjahr brachte den Russen Verstärkungen und frische Lebensmittel von Nertschinsk aus, und obgleich die Belagerung das ganze Jahr hindurch dauerte, konnten die Chinesen doch keinen Fuß breit Land gewinnen. Im Winter 1688 zog Beuthen ab, nachdem er Albasin zwei Jahre lang gehalten hatte. Das Jahr darauf, am 27. August 1689, kam zwischen Russen und Chinesen der Friede von Nertschinsk zu Stande,

infolge dessen die Russen Albasin und ihre ganzen Ansiedelungen in der Mandschurei aufgaben. Bis in das achtzehnte Jahrhundert diktirten die Chinesen den Russen noch Friedensbedingungen, und seine himmlische Majestät betrachtete den Zaren als Vasallen. Wie aber haben sich die Verhältnisse geändert, seit Chabarow mit seinen Kosaken in die Amur-Landschaften zog! Die Nachkommen jener Flibustier herrschen jetzt dort unbestritten, und ein Federstrich des russischen Gesandten genügte, um ganze Provinzen von China loszutrennen.

Noch stehen die Ruinen der alten Festungswerke, die ihre strategische Bedeutung durch die Veränderung der Grenzen jetzt gänzlich eingebüßt haben; andere Gründe aber sprechen für Albasins Wiedererhebung. Die saftigen Wiesen in der Umgebung laden zur Viehzucht ein, in den geschützteren Seitenthälern ist der Boden zum Ackerbau geeignet, Zobel und Eichhörnchen finden sich massenhaft in den Wäldern, die hier schon den sibirischen Charakter verlieren. Die Nadelhölzer treten zurück; Eichen, Ulmen und Zitterpappeln nehmen überhand und Rosen- und Haselnuß-Stauden bilden das Unterholz.

Bei Albasin hat der Amur bereits eine Breite von 400 Meter und erweitert sich von da ab immer mehr. Zahlreiche Inseln bilden in ihm förmliche Haselungen, die durch ihr originelles Ansehen viel zur Hebung der landschaftlichen Schönheit beitragen, dem Schiffer jedoch sehr unwillkommen sind. Am rechten Ufer treten kurz unterhalb Albasins die Berge wieder dicht an den Amur hinan in Gestalt steiler Sandsteinfelsen; am linken russischen Ufer ziehen sich vierzig bis funfzig Fuß über dem Flusse aus Alluvial-Ablagerungen bestehende Ebenen bis zu dem Vorgebirge Malaja Nadeschda, d. i. kleine Hoffnung, hin. Einzelne Hügel aus Syenitgestein treten in einer Höhe von 100 bis 150 Fuß auf. Sandstein findet sich sehr selten. Laubbäume werden immer häufiger.

Im Thale des Flüßchens Burunda, das von der Linken in den Amur fällt, besteht der Boden aus einem fetten schwarzen Humus, der mit dichter Grasnarbe bedeckt ist und einen guten Ansiedelungspunkt bietet. Die mit Fichten und Lärchen bestandenen Berge bestehen aus Kohlensandstein und Konglomeraten von Thonschiefer. Dem letzteren folgen dann wieder Granite, und kurz unterhalb des Flüßchens Onon tritt eine mächtige gelbgraue Sandsteinklippe in den Amur hinein und zwingt ihn, eine bedeutende Krümmung zu machen. Diese 80 Meter hohen Felsen, unter dem Namen Sagajan-Gebirge bekannt, zeichnen sich besonders aus durch einige Streifen Kohle oder Lignit, die wie Bänder aus ihnen hervortreten. Die hier wohnenden Manegren fürchten das Gebirge außerordentlich und erklären es für den Aufenthaltsort böser Geister; auch behaupten sie in Uebereinstimmung mit den Mandschu, die zum Holzfällen hierher kommen, daß oft bedeutender Rauch aus ihm aufsteige. Kein einziger europäischer Reisender hat dies bis jetzt bestätigt, indessen ist es möglich, daß irgend ein in Brand gerathenes Kohlenlager den Rauch verursacht.

Abwechselnd zeigen die Amur-Ufer jetzt Ebenen und Berge. Die Laubhölzer bleiben vorherrschend, und nur auf den Gipfeln der Berge treten Nadelwälder auf. Auf dem rechten Amur-Ufer ist die Kumara der bedeutendste Nebenfluß, und ihr gegenüber erhebt sich steil und kühn eine Masse vulkanischer Felsen, die in der neuesten Zeit als Vorgebirge Bibikow bezeichnet werden.

Die eingeborenen Manegren nennen es Longtor, ein Name, welcher den Engländer Atkinson in seiner Schilderung des Amur zu einer merkwürdigen Phantasie begeistert. Atkinson war bekanntlich nicht selbst am Amur und hat seine Beschreibungen größtentheils dem russischen Werke Maack's entnommen. Wo er selbst war und mit eigenen Augen sah, schildert er anschaulich und unbefangen, sobald er jedoch auf andere Quellen zurückgreifen muß, wird er verworren, unkritisch und läßt seiner Einbildungskraft nicht selten freien Lauf. Beuthen, oder, wie die Russen den Namen schreiben, Beiton, wird bei ihm wegen der „bulldoggigen Tapferkeit", mit der er Albasin gegen die Chinesen vertheidigte, zum Engländer Beaton, der wahrscheinlich Beatson hieß und vielleicht aus Derbyshire war, wo man einzelne pittoreske Felspartien mit dem Namen Tor bezeichnet. Da nun der erwähnte Felsen Longtor heißt, so kann nur der „Engländer Beatson" ihm diesen Namen ertheilt haben!

Wir verlassen nun das Gebiet der Manegren. Am rechten Ufer, wo die Wälder immer dichter werden und viele nach Süden hinweisende Pflanzenformen auftreten, begegnen wir in Amba Sachalin dem ersten Mandschuren-Dorfe. Auch die isolirten Hütten der Dauren zeigen sich schon und die bei jedem Häuschen kultivirten Gartengewächse kündigen den Einfluß chinesischer Civilisation an. Am linken russischen Ufer sind wir bisher nur an vereinzelte Kosaken-Stationen vorübergekommen; die erste Stadt treffen wir an der Mündung der Seja, des ersten großen Nebenflusses des Amur, der vom Stanowoi-Gebirge her in vorherrschend südlicher Richtung dem Amur zueilt. Unser Landsmann Middendorf passirte, von der Ochotskischen See kommend, im Jahre 1844 die Seja in ihrem nördlichen Theile, die bei den Tungusen Dschionikan, bei den Jakuten Dscheüraech genannt wird. Der Ruhm, diesen Fluß zum ersten Male seiner ganzen Länge nach befahren zu haben, gebührt dem Russen Usolzow, dessen Reise eine der beschwerlichsten ist, die je in den Amur-Ländern gemacht wurde.

Als Ausgangspunkt seiner Reise nahm Usolzow den Kosaken-Wachtposten Ust-Strelka am Zusammfluß der Schilka und des Argun. Von Nertschinsk erhielt er seine Ausrüstung und an dem Orotschonen Grigorgi Nikolajew fand er einen Führer, der wenigstens für den ersten Theil der Reise, bis zum Atitschan-Gebirge, des Weges kundig war. Am 25. Juni 1856 brach die Gesellschaft auf, die, außer Usolzow und seinem Führer, aus einem Soldaten, welcher ihn schon auf früheren Reisen begleitet hatte, zwei Kosaken, einem Unteroffizier und einem Pferdeknecht, der zugleich die Stelle eines Dolmetschers bei den Tungusen vertrat, also aus sieben Personen, mit eben so viel Reitpferden und sechzehn Packpferden bestand.

Zunächst ging der Weg nach dem Flusse Oldoi, der von Norden her in den Amur fällt. Auf Jagdwegen hoffte man in neun Tagen dort anzulangen; allein heftig eintretendes Regenwetter verwandelte das Land in so schlecht passirbare Sümpfe, daß ein voller Monat zur Zurücklegung einer so kleinen Entfernung erforderlich war. Nachdem am 22. Juni der Oldoi mittels eines Flosses übersetzt war, wurde die Reise in nordöstlicher Richtung, den Quellen des Flusses zu, fortgesetzt. Die reiche Wiesen-Vegetation der Amur-Landschaft, deren Untergrund aus moosreichen Sümpfen bestand, hörte vollständig auf,

dicht verwachsene, niedrige und strauchartige Lärchen wurden vorherrschend, auch Birken und Tannen erschienen in getrennten Gruppen oder mit einander vermengt. Zahllose Eichhörnchen bevölkern die Wälder und ziehen die Orotschonen zur Jagd in diese Gegenden, aber diese verweilen daselbst nur ungern und verlassen sie nach beendeter Jagd möglichst schnell.

In der Nähe der Oldoi-Quellen bemerkt man ein allmähliches Ansteigen der Berge; hohe, felsige Kuppen stehen zu beiden Seiten des Weges und nur an wenigen Stellen fand man hinreichendes Gras zur Fütterung der Pferde, ein Umstand, welcher die Marschroute Usolzow's wesentlich bedingte.



Orotschonen. Nach einer Originalphotographie.

Am 2. August ward die Quelle des Oldoi erreicht, und nach Ueberschreitung eines niedrigen Bergrückens kam das Thal des Tanda in Sicht, eines Flüßchens, das bereits zum Flußgebiet der Seja gehört, da es in den Olgongro, einen Quellarm des Gilui, des hauptsächlichsten Nebenflusses der Seja, fällt.

Das Thal des Tanda ist sumpfig und entbehrt jeder Wiesen-Vegetation. Eine ununterbrochene Bergkette mit sehr steilen Schluchten und Wäldern, die mit Unterholz dicht verwachsen sind, tritt dem Auge hier entgegen, und dieses Dickicht war stellenweise so undurchdringlich, daß man sich nur mit dem Beile einen Weg bahnen konnte. Der Wald ist gänzlich geschlossen und wird nur an solchen Stellen etwas lichter, wo er von einem Brande zerstört ist und aus seinem versengten Boden dann einige Futterkräuter emporsprießen läßt.

Usolzow ging unter großen Mühen und Gefahren am Olgongro aufwärts. Beim Uebersetzen über die vielen hier strömenden Bäche fand er nicht die geringste Erleichterung; die Pferde wateten bis an den Leib im Sumpfe, fielen auch im Wasser nieder, sodaß das Gepäck gänzlich durchnäßt wurde. Der mitgenommene Zwieback verdarb daher von Tag zu Tag mehr und begann zu faulen; nur selten brach die Sonne durch die Regenwolken, so daß man die durchnäßten Sachen trocknen konnte. Sieben Pferde erlagen den Beschwerden, welche die Reise durch diese Gegend hervorrief, während die übrigen aufs Aeußerste entkräftet wurden. So blieben denn, als endlich das Atitschan-Gebirge erreicht war, nur noch 250 Pfund Zwieback und einige Ziegel Thee übrig; aber auch dieser geringe Vorrath war zur Hälfte verdorben. Dabei bestand die Expedition aus sieben Menschen und hatte kaum den vierten Theil der langen Reise, welche demnach viele Gefahren und Entbehrungen in Aussicht stellte, zurückgelegt.



Jurten der Troischoner.

Die Besteigung des Atitschan und eine barometrische Höhenbestimmung desselben mußte unterbleiben, weil man wegen ausgetretener Bäche weder zu Pferde noch zu Fuß bis zum Abhange gelangen konnte. Dieses Gebirge, das durch zwei Gipfel scharf begrenzt ist und sich durch deren Abhänge mit niedrigen Fortsetzungen des Apfelgebirges verbindet, streicht nach dem Ansehen aus der Ferne gegen Nordwesten. Die Gestalt der Gipfel ist meist pyramidal und die Steilheit des Abhanges steigt gegen den aus nackten Felsmassen bestehenden Kamm immer mehr an. Man sieht dort Granitmassen, die mauerähnlich oder überhangend gestaltet und stellenweise von Spalten und Schluchten durchsetzt sind.

Am 30. August verließ Usolzow den Atitschan und wandte sich dem östlichen Arm des Gilui zu, den er am 1. September erreichte. Dort, wo ein unendliches Gewirr von Strömen und Bächen, die sich schließlich alle mit der Seja vereinigen, durch moosige Sümpfe hinzieht, konnte man sich leicht verirren. Es galt den Ilikan zu erreichen, der in die Brianda fällt, welche ihrerseits wieder ein Nebenfluß der Seja ist. Beim Uebergange über einen sumpfigen Bach hatte der Führer Renthierspuren entdeckt und durch genaue Besichtigung derselben und ihrer Umgebungen sich überzeugt, daß Orotschonen in der Nähe waren, die drei Tage vor Usolzow's Ankunft ein Thier erlegt und dessen Fleisch mit sich genommen hatten. Große Freude verursachte diese Wahrnehmung den schon Noth leidenden verirrten Reisenden, welche einen Führer zu finden hofften und bereits entschlossen waren, eines der Pferde zu schlachten. Ihr Zwieback war gänzlich verdorben und der Vorrath ihrer Lebensmittel bestand nur noch aus einigen Pfunden Mehl und Butter. Durch Verfolgung der Spuren gelang es den Wanderern, am Abend die Jurten der Orotschonen zu erreichen.

Die Ankunft der Russen erregte unter den Orotschonen große Verwunderung, und es blieb nur zu bedauern, daß diese Leute nicht zu dem Stamme des Führers gehörten. Sie nomadisirten in der Jakutsker Provinz und kehrten auch in dieselbe zurück. Zwei kleine Renthiere zwar ließen sie sich abhandeln, aber durch kein Versprechen oder Gebot waren sie zu bewegen, Usolzow bis zur Seja zu begleiten, obwol sie den dorthin führenden Weg bereitwillig beschrieben.

Am 8. September brach Usolzow nach mehrtägigem Aufenthalt bei den Orotschonen wieder auf und nahm seinen Weg gegen den Ursprung des Ilikan. Am 14. September hielt er seine letzte Mahlzeit von Renthierfleisch und nun blieben nur die Pferde noch zu verzehren übrig. Das Gespenst des Hungers trat an die Reisenden heran. Usolzow besah mit bekümmerter Miene die armen Pferde, die bereits so entkräftet und abgemagert waren, daß es kaum schien, als ob sie sich bis zur Seja schleppen würden. Nicht minder besorgt wie er waren seine Begleiter, und er mußte alle Mittel anwenden, um ihnen Muth einzuflößen, umsomehr, weil sie es für eine arge Sünde hielten, Pferdefleisch zu essen. Dieses letzte Bedenken ward dadurch beseitigt, daß der Geistliche wol die Absolution für die unter außerordentlichen Umständen begangene Sünde ertheilen würde. So ward der Weg zum Ilikan angetreten; aber der Gedanke an den Hungertod verfolgte Tag und Nacht die Reisenden.

Unter heftigen Qualen ward der Ilikan erreicht. In östlicher Richtung schritt man durch sein Thal hin, das von Hügeln umgeben und von Sumpf-

flächen mit rothem Moose bedeckt ist. Um nicht zu weit nach Osten zu gerathen, ließ Usolzow die Brianda links liegen und zog der ersehnten Seja zu, deren Nähe sich durch flachere Bergrücken ankündigte. Nach langer Zeit fand man wieder Wiesen mit hohem Graswuchs, ausgedehnte Seen und Gehölze von strauchförmigen Saalweiden und Birken. Ganz unerwartet lag am 24. September nach vierteljähriger Reise der Spiegel der Seja, den er aus weiter Ferne schon wie einen See erglänzen sah, vor Usolzow's erfreuten Blicken. Ohne Zeitverlust machte man sich an das Bauen von Flößen, denn ein glücklicher Zufall hatte die Reisenden an die einzige, nicht sehr ausgedehnte Stelle des gesammten Laufes der Seja geführt, an der zum Bau taugliches Fichtenholz steht. Noch waren zwölf Pferde übrig, die sich während des Floßbaues erholen konnten, und so gab Usolzow auch die Hoffnung nicht auf, nach der Selindscha, einem von Osten herkommenden Zuflusse der Seja, gelangen zu können. Leider verwirklichte sich diese Hoffnung jedoch nicht, denn die Pferde wurden von Tag zu Tag wieder magerer, und der beständige Regen, dem sich bisweilen noch Schnee zugesellte, machte sie bei fortdauerndem Futtermangel zu jeder Reise untauglich. Um die Schiffahrt gefahrloser zu machen, baute Usolzow zwei Flöße, die er miteinander verband, und deren eines mit den Pferden, deren anderes mit dem Gepäck beladen wurde. Ehe die Abreise am 3. Oktober Nachmittags erfolgte, waren noch zwei Pferde gefallen. Die Seja ist hier etwa 700 Meter breit und fließt in südwestlicher Richtung dem Amur zu.

Nach kurzer Fahrt traf Usolzow auf Wiesen, dann traten Berge von beiden Seiten nahe an die Ufer heran und engten den Fluß ein. Die Strömung wird von hier ab beträchtlicher, bis endlich die Seja, an mächtige Steine anprallend, in eine schäumende Brandung sich verwandelt, in welcher das Floß mit rasender Schnelligkeit dahin schwamm. Nur mit Mühe und Noth gelang es, das Fahrzeug von den Felsblöcken abzuhalten, an denen es beständig zu zerschellen drohte. Weiterhin treten die Berge mit steilen Wandungen von dem Strome zurück, der jetzt breiter wird und sich nur langsam durch das mit üppigem Graswuchs bestandene Thal wälzt. Endlich, es war der 6. Oktober, stieß man am Ufer der Seja wieder auf Menschen. Von ferne her schimmerte die mit weißer Birkenrinde gedeckte Jurte einiger Maneger-Tungusen, die beim Anblick der Fremden die Flucht ergriffen und sich nur dann erst zur Rückkehr bewegen ließen, als Usolzow sie durch freundliche Zurufe beruhigt hatte. Unter keiner Bedingung waren die Leute zu bewegen, Usolzow nach der Selindscha zu bringen; indessen schlugen sie es nicht ab, ihn auf dem Floß bis zu ihren nächsten Stammesgenossen zu begleiten, die sehr bald aufzufinden waren. Der Führer, welcher mit Usolzow schiffte, kündigte sich schon aus der Ferne durch Blasen auf einem hölzernen Horn an, aber auch diese Manegren gingen auf seine Vorstellungen nicht ein. Schon am 7. Oktober zeigten sich Eisschollen auf der Seja, die immer häufiger und stärker wurden. Nur wenn der Wind sich legte, blieb der Fluß vom Eise frei, und da dieses meistens des Nachts geschah, so mußte bei Mondlicht die Reise weiter fortgesetzt werden. Am 15. Oktober ward die Mündung der Selindscha in die Seja erreicht. Sie vereinigt sich mit dieser letzteren in mehreren Zweigen und bildet ein großes Delta, das aus

vielen, mit dichtem Weidengestrüpp bedeckten Inseln besteht. Die Mündung der Selindscha ist durch diese Inseln so vollständig bedeckt, daß Usolzow sie erst bemerkte, nachdem sie ihm von einem Maneger gezeigt worden war.

Unterhalb der Selindscha treten die Berge wieder vom Flusse zurück; auf ihren Gipfeln zeigt sich eine spärliche Waldung aus Fichten, Tannen, Lärchen und Birken — von da ab lag aber eine weite waldlose Ebene zu beiden Seiten des Flusses. Dichtes und hohes Gras, welches mit Rosensträuchern untermischt ist, bedeckt diese unabsehbaren Flächen, und an niedrigen Stellen erblickt man von Sümpfen umgebene Seen, denen wieder felsige Berge folgen. Nachdem der Fluß aus den letzteren heraustritt, fließt er abermals durch grasige Ebenen, die mit einer fußdicken Schicht schwarzer Dammerde bedeckt sind. An diesen Punkten, die bis jetzt freilich noch ganz unbenutzt geblieben, ist für Ackerbau und Viehzucht ein weites Feld eröffnet und Platz zu großartigen Niederlassungen vorhanden.

Am 18. Oktober kam Usolzow an der Mündung des von der linken Seite in die Seja fallenden Tom an. Die Wasserfläche derselben ist hier fast noch breiter als bei der Mündung der Selindscha; viele Inseln versperren den langsam hinschleichenden Fluß, sodaß Usolzow lange nach der richtigen Wasserstraße suchen mußte. Hierbei verlor er auch sein letztes Pferd und fuhr nun mit einem Floß weiter stromabwärts, oft eingeklemmt zwischen großen Eisschollen, die sein gebrechliches Fahrzeug zu zertrümmern schienen. Auf diese Weise schiffte er noch zwei Tage fort, mußte aber seine Fahrt aufgeben, als heftige Windstöße, die sich schon Morgens erhoben, gegen Abend in einen starken Sturm übergingen. Der Sturm wüthete die ganze Nacht über und die Eisschollen wurden immer größer. Kaum hatte Usolzow mit seinen Gefährten das Ufer betreten, als auch sein Floß sofort zerschellt wurde. Der Fluß fror nun gänzlich zu. In dieser traurigen Lage besaßen die sieben Menschen noch ein halbes Pferd — die einzig übrig gebliebene Nahrung. Usolzow ließ diesen letzten Vorrath für drei seiner Leute, welche das Gepäck bewachen sollten, zurück und machte sich mit den drei Anderen auf den Weg, um ein mandschurisches Dorf aufzusuchen. Die Zurückbleibenden sollten zehn Tage lang auf Nachricht harren; erfolgte diese bis dahin nicht, so sollten sie stromabwärts weiter wandern, nachdem sie um den Lagerplatz alle Spuren ihres Aufenthaltes vertilgt hätten.

Am dritten Tage erreichte Usolzow das erste Mandschu-Dorf und ward in das dortige Gemeindehaus geführt, wo sich alle Einwohner versammelten. Zuerst suchte er für die zurückgebliebenen Leute zu sorgen und bat die Mandschuren, denselben Lebensmittel und Pferde zu schicken. Man berathschlagte darauf die ganze Nacht, was mit den Fremdlingen geschehen solle. Am andern Tage brachen indeß drei Mann mit einem Kosaken Usolzow's nach der Lagerstätte an der Seja auf und nahmen 30 Pfund Hirse mit. Usolzow selbst und seine beiden übriggebliebenen Gefährten wurden nach der Stadt Sachaljan-ula-Choton (dem Orte Aigun) auf dem rechten Amurufer transportirt. Am 27. Oktober kamen sie in ein dieser Stadt gegenüber liegendes Dorf und am folgenden Tage wurde der Amur überschritten. In Aigun angelangt, wurde Usolzow in das Gemeindehaus gebracht und nach einer halben Stunde zum Verhör abgeführt. In dem hierzu bestimmten Zimmer saßen drei chinesische

Beamte und einige Schreiber. Der eine von ihnen, der Gusaida, Gehülfe des Amban, begann die Verhandlung mit den Fragen: wer sie seien und weshalb sie die unter ihrer Verwaltung stehenden Länder betreten hätten? Usolzow antwortete kurz, schilderte seine Unglücksfälle und bat um freundliche Gesinnung. Er ward darauf dem Amban vorgestellt, der ihn sehr höflich aufnahm und ohne lange Erörterungen verordnete, daß man Usolzow zu dem russischen Kosakenposten an der Mündung der Seja, Ust-Seisk, bringen sollte. Dorthin kamen auch seine zurückgebliebenen Gefährten mit dem Gepäck, und erfreut über ihre Rettung, traten sie die Heimreise den Amur aufwärts an. Am 24. Januar 1857 erreichte Usolzow Irkutsk. Die Erklärung der letzteren Umstände, das Verhör in der chinesischen Stadt Aigun, liegt darin, daß die Reise vor dem berühmten Traktat von Aigun stattfand. An der Stelle des Kosakenpostens Ust-Seisk erhebt sich jetzt die Hauptstadt der Amurprovinz: Blagowjeschtschensk.



Blagowjeschtschensk. Nach einer Originalphotographie.

Es bedarf keines kunstreichen Pinsels und keiner glänzenden Farben, um die Physiognomie der neuen Amurstadt Blagowjeschtschensk zu schildern. Eine Reihe hölzerner Häuser zieht sich in gerader Linie längs dem ganz flachen Ufer des Amur hin. Alle diese Häuser haben rothe Dächer und eins sieht aus wie das andere. Die vor ihnen liegende Esplanade ist verstaubt und verödet, nirgends erblickt man ein Bäumchen in der den ganzen Ort rings umgebenden unwirthbaren Steppe. Der Zukunft mag es vorbehalten sein, die Blüte dieser Stadt zu entfalten, aber bis jetzt hat Blagowjeschtschensk noch ein trauriges, melancholisches Ansehen. Von Liniensoldaten zusammengezimmert, in deren

Händen sich zum ersten Male in ihrem Leben ein schlechtes Beil befand, können auch die Kasernen auf Solidität keinen Anspruch machen. Der Schnee dringt durch die Lücken ins Fachwerk ein, der Wind pfeift durch die Fensterrahmen, hinter welchen in Pelze eingehüllte Menschen verweilen. Die (eingegangene) Amur-Compagnie hat ziemlich solide Bauwerke für ihre Magazine und Comptoirs aufgeführt, in deren Nähe die Häuser der Kaufmannschaft längs der Seja stehen. Das größte Handelshaus dort besitzt ein Hamburger, Lühdorf. Die meisten Einwohner wohnen in Erdhütten, namentlich die freien Ansiedler und die Verbannten, welche ihre Strafzeit überstanden haben. Das Innere der Stadt bietet nicht viel Eigenthümliches dar. Das militärische Element herrscht in der Bevölkerung vor, einem Bauer begegnet man selten, seltener einem Civilbeamten; überall sieht man geschäftige Soldaten, welche zu ihrer Arbeit melancholische Volkslieder summen. Diese Hauptstadt des Amur zählt jetzt 3344 Einwohner und ist der Sitz des Gouverneurs und Erzbischofs. Gegenüber liegt das chinesische Krämerdorf Amba-Sachaljan.

Unterhalb Blagowjeschtschensk gewinnen die Ufer des Amur ein mannichfaltigeres und lebhafteres Ansehen; indessen behält das linke russische Ufer, das merklich sandiger und niedriger als das andere ist, noch immer seinen Steppencharakter bei; besonders von dem Punkte ab, wo der Amur die Fluten der doppelt so breiten Seja aufnimmt. Die Vegetation, noch immer karg, bringt nur kleines, schwächliches Strauchwerk hervor.

Ein ganz anderes Bild zeigt das rechte, chinesische Ufer. Je mehr man sich der Mandschuren-Stadt Aigun nähert, welche 33 Werst von Blagowjeschtschensk liegt, desto freundlicher und lebhafter wird dasselbe. Ansiedelung reiht sich an Ansiedelung, Dorf an Dorf, deren Aeußeres zwar nichts Ungewöhnliches bietet, aber nach den menschenleeren Ufern des oberen Flusses doch einen angenehmen, erquickenden Eindruck hervorbringt. Hierzu gesellt sich noch der Umstand, daß alle diese Mandschuren-Dörfer mitten unter Bäumen liegen, welche im frischesten Grün prangen. So nackt und baumlos die neue russische Stadt, so schön belaubt sind die Dörfer der Mandschuren. Ihre Religion gebietet ihnen, die Gräber der Väter mit Bäumen zu bepflanzen, die fortan als ein unantastbares Heiligthum verehrt werden. Wer dieselben umhaut, wird bestraft. Die Russen dagegen bemühen sich, Alles auszuroden, und eine kahle, traurige Ebene erstreckt sich daher um die russischen Ansiedelungen.

Diese wohlbebaute und stark bevölkerte Gegend aber, der Centralpunkt der Civilisation am Amur, hat nur eine Ausdehnung von 60 bis 70 Werst. Mitten dazwischen liegt am rechten Amur-Ufer die Stadt Sachaljan-ula-Choton (schwarze Flußstadt), wie sie bei den Mandschu, oder He-lung-kiang-tsching (Stadt des schwarzen Drachenflusses), wie sie bei den Chinesen heißt. Der allgemein übliche und bekannteste Name ist jedoch Aigun, berühmt durch den Vertrag zwischen Rußland und China, und der Sitz eines Amban oder Gouverneurs. Die Stadt, oberhalb welcher eine Art Hafen für kleine Kriegsfahrzeuge angelegt ist, erstreckt sich drei Werst am Ufer hin und etwa zwei bis drei Werst ins Innere. Ueber den einförmigen Dächern der Häuser ragen ein paar Reihen Stäbe mit Fähnchen, die Behausung des Statthalters

umzieht ein hölzerner Palissadenkranz. Aigun besitzt ziemlich viele Tempel; einer derselben steht nahe am Ufer des Amur und seine rothgestreifte Kuppel kontrastirt stark mit dem Graugelb der übrigen Häuser. Im Innern der Stadt geht es lebhaft her. Zweiräderige, mit Säcken beladene und von Ochsen gezogene Wagen bewegen sich langsam auf den schlechten Wegen vorwärts; Gärten und Felder sind mit Arbeitern überfüllt und zwischen ihnen auf Wiesen grast das Vieh in zahlreichen Herden. Den Strom entlang gleiten rasche Fischerboote, während größere Fahrzeuge mit wimpelgeschmückten Masten und Pavillons langsam dem Strome folgen oder an einem langen Seile von Menschen gezogen werden.


Daure vom mittleren Amur. Nach Maack.

Die Tungusen, welche diesen mittleren Theil des Amur bewohnen, unterscheiden sich in mancher Beziehung von den übrigen verwandten Stämmen, namentlich von den Orotschonen und Manegren, sowie auch von den weiter stromabwärts wohnenden Völkerschaften, von denen später die Rede sein soll. Sie stehen auf einer höheren Stufe der Entwicklung, haben edlere, ovalere Gesichtsform und meistens feste Wohnsitze. Chinesischer Einfluß ist bei ihnen merklicher als irgend sonst am Amur und zwar in Kleidung, Lebensweise, Sitten und Gebräuchen, wie auch in den religiösen Vorstellungen. Um die Zeit der kriegerischen Unternehmungen Rußlands am Amur, im 17. Jahrhundert, wohnten sie an den Stellen, wo jetzt die Orotschonen und Manegren nomadisiren, und noch weiter hinab, bis zur Mündung der Seja. Ein Theil dieses Volkes, das man mit dem Gesammtnamen der Dauren bezeichnet, vermischte sich mit den Mandschu, die im Laufe von beinahe 300 Jahren aus vielen tungusischen Stämmen gleichsam eine Nation ausmachten; ein anderer Theil bewahrte seine Nationalität. In der Nähe der stehenden Wohnungen weiden Hornvieh- und Pferdeherden zwischen schweren zweiräderigen Bauerwagen, deren Räder mit der Achse sich umdrehen. Die Häuser sind von Gärten umgeben, in welchen man Obst und Küchengewächse zieht; hin und wieder sieht man auch große Felder mit Weizen, aus welchem die Bewohner das den Orotschonen und Manegren noch unbekannte Brot backen.

Die Wohnungen, die wir hier treffen, sind verschiedener Art; bald sind es kegelförmige Jurten, bald Häuser, die wieder den entschiedenen Einfluß der Chinesen verrathen. Die Jurten sind mit Birkenrinde, Schilf oder Reisig gedeckt, zuweilen auch korbartig geflochten. Ganz anders sind die Lehmhäuser. Zwischen Gärten voll Bohnen, Tabak, Kürbissen und anderen Gewächsen verborgen steht das kleine Haus inmitten des Hofes; aus Holz und Lehm erbaut, ist es meistens einige Klafter lang und mit einem Dache aus glatt geschorenem Schilf bedeckt. Zwei große Gitterfenster lassen durch Papierscheiben Licht ein; der Ofen läuft um das ganze Zimmer und heizt einen großen eisernen Kessel.

Trotz Ackerbau, Gartenpflege und Viehzucht ist der Fischfang die vornehmste Beschäftigung dieser eingeborenen Dauren. Die Boote, deren sie sich bedienen, haben flachen Boden und sind ziemlich plump. Fische fängt man mit Netzen, Angeln und Harpunen. Im Allgemeinen sind diese Dauren Buddhisten; es drängen sich aber auch schamanische Vorstellungen in ihre Religion ein. An der Außenseite vieler Häuser sind kleine Schreine und Rahmen angebracht, die chinesische Götzenbilder enthalten, vor denen kleine Feuerbecken und Räucherwerk stehen. Außerdem bemerkt man an den Häusern noch Stangen, welche während des Götzendienstes aufgerichtet werden. Das obere Ende derselben ist mit Schädeln von Raubthieren, mit Fähnchen, Pferdehaaren u. s. w. verziert und vor derselben steht ein Tischchen mit Opfergeräth und Rauchfäßchen. Die Anwesenden beten der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt und das Gesicht zur Erde drückend.

Bei mittlerem Wasserstande ist die Tiefe des Amur in diesen Gegenden zwischen 6 und 8 Meter schwankend, also für die größten Fahrzeuge vollkommen genügend. Jedoch viele Felsblöcke, die an manchen Stellen im Strome liegen und selbst beim niedrigsten Wasserstande nicht gesehen werden, machen die Schiffahrt gefahrvoll; diese Stellen verrathen sich aber durch heftigen Strudel.

Hier, wo der Amur nach Aufnahme der Seja bedeutend an Breite und Wasserreichthum gewinnt, bemerkt man sofort ein starkes Vorkommen der Seeschwalben (Sterna), und zwar in einem Grade, wie man sie tiefer im Kontinent nirgends antrifft, wo man, trotz der großen Süß- und Salzwasserbecken, einen Mangel an Möven und Seeschwalben wahrnimmt.

Während am rechten Ufer die betriebsamen Mandschuren und Dauren sitzen, tritt am linken wieder ein nomadisirender Volksstamm, die Birar-Tungusen, auf. Große prärieartige Ebenen, die Steppen des mittleren Amur, charakterisiren diese Gegenden; bewaldete Inseln zwischen den zahlreichen Flußarmen werden häufiger, und von Norden her mündet der große Bureja-Fluß mit seinen klaren Fluten in den „Schwarzen Strom“. Mit ihm parallel verläuft von Nordosten nach Südwesten bis an den Amur das Bureja-Gebirge, das seine Fortsetzung auch auf der chinesischen Seite des Flusses findet. Die Natur hat hier ganz den sibirischen Charakter verloren, sie ritt farbiger, reicher auf. Es ist das nordmandschurische Pflanzenreich, mit dem wir es hier zu thun haben, das ausführlicher betrachtet sein will, und zwar an der Hand eines so treuen Führers wie Gustav Radde.



Das Flattereichhörnchen oder der Ljutaga (Sciuropterus sibiricus).

5. Thier- und Pflanzenleben am mittleren Amur. Das Bureja-Gebirge.

Floßfahrt auf dem Amur. — Errichtung eines Winterhauses. — Das Bureja-Gebirge. — Klima. — Birar-Tungusen. — Bärenjagen. — Der Winter im Gebirge. — Steppenbrände. — Die Thierwelt. — Wanderungen der Eichhörnchen und Bären. — Die nordmandschurische Pflanzenwelt. — Die Prärien. — Das dichte Unterholz. Nadelhölzer. — Die Kosaken-Kolonien.

Wenn auch Gustav Radde den Amur von Ust-Strelka an bis zur Mündung des Ussuri in denselben befahren hat, so sind es doch nur die mittleren Gegenden an diesem Riesenstrom, die prärieartigen Ebenen und das Bureja-Gebirge, denen er seine volle Aufmerksamkeit schenkte und von denen er uns umfassendere Schilderungen gegeben hat. Dort, wo Thiere der nördlichen und südlichen Fauna sowie Pflanzen der arktischen und tropischen Zone zusammentreffen, fand der Naturforscher ein reiches Feld für seine Thätigkeit, und ein anderthalbjähriger Aufenthalt in dieser menschenleeren Wildniß hat ihn vollkommen befähigt, genügende Auskunft über die Natur an der mittleren Gegend des Stromes zu geben.

Tschita, die Hauptstadt Transbaikaliens, war der Ausgangspunkt Radde's; drei Kosaken und ein prächtiger, unverdorbener Tungusenbursche, Iwan, seine Begleiter. Vierzig starke Kiefernstämme genügten, um auf der Schilka ein Floß zu erbauen, das mit Hülfe zweier langer Ruder, die vorn und hinten angebracht waren, gesteuert wurde und bei der Mitte Mai 1857 erfolgenden

Abreise mit seiner Befrachtung ein recht buntes Bild darbot. Angekoppelt lagen darauf mehrere Jagdhunde, mitten unter Mehlfässern, Säcken mit Zwiebeln, Pulverfäßchen, Fischfang-Apparaten, Bleibarren und Handwerkszeugen; Waaren für die Eingeborenen, Gewehre, Leder, gesalzenes Fleisch — Alles gegen den Regen sorgfältig mit Birkenrinde bedeckt — fehlten gleichfalls nicht, und ein Hahn nebst einer Henne vollendeten die Ausrüstung. So ging es an den wenigen damals am Amur stehenden Kosakenpikets vorbei stromabwärts. In der Nähe der Bureja-Mündung wurde ein wildes, herrenlos umherstreifendes Pferd eingefangen und als nützliches Mitglied der Expedition auf dem Flosse einverleibt. — An Reiseabenteuern war auch kein Mangel. Ein fürchterliches Gewitter, welches den Strom wie ein Meer branden machte, warf das Floß ans Ufer und begrub es unter einem vollständigen Sandberge, sodaß es wieder ausgegraben werden mußte.

Nachdem Radde 44 Tage auf dem Amur und dessen Zuflüssen mit seinem Floß umhergeschwommen war, landete er am 21. Juni 1856 beim Beginne eines der wenigen Flachländer, die sich im Verlaufe des Bureja-Gebirges, wo es vom Amur durchbrochen wird, finden und wo sich von der rechten Seite der Ui-Fluß, von der linken nördlichen der Lagar-Fluß in den mächtigen Strom ergießen. Von Norden her senken sich die Chotschio-Höhen zum Ufer herab. An diesem Orte, von dem aus unser Landsmann während zweier Jahre mit großen Mühen und Anstrengungen, mit eisernem Fleiß und treuer Liebe zur Wissenschaft das benachbarte Gebirge durchforschte, liegt jetzt die Kolonie Raddewka, deren Name seine Thätigkeit verewigen soll. Wie aber sah es an diesem Orte aus, als der kühne Forscher seinen Fuß hier ans Land setzte?

Die erste Arbeit, welcher er mit seinen treuen Gefährten sich unterzog, war die Errichtung einer großen Jurte, nach Art der Tungusen. Die hohen Kräuter auf dem Ufer wurden abgemäht und zunächst aus den Stämmen der Zitterpappel ein Magazin hergestellt, zu dessen Dachbedeckung Birkenrinde verwendet wurde. In dieses, wegen der feuchten Witterung mit Luftzügen versehene Vorrathshaus brachte Radde alle seine Habseligkeiten, darauf wurden die Balken des Flosses auf die Uferhöhe geschafft, um sie später zum Bau eines Häuschens, in welchem der Winter zugebracht werden sollte, verwenden zu können. Die Anlage eines kleinen Gemüsegartens, der mit Kartoffeln, Rettigen, Kohl und anderen Küchengewächsen bepflanzt wurde, war bald vollendet. Den Sommer über wurden rüstig Ziegel gemacht und im August der Bau des Winterquartiers frisch in Angriff genommen. Da die Balken des Flosses zum Bau eines geräumigen Hauses nicht ausreichten, so ward der Boden eine Elle tief ausgegraben und dadurch Zeit und Mühe erspart. Die Säge schwirrte und das Beil ertönte, Fenster und Thüren wurden eingefügt, und bald erhob sich an den Ufern des Amur, in der Wildniß des Bureja-Gebirges, die Wohnung des Naturforschers. Um endlich auch einer wohlthätigen warmen Temperatur während der kalten Wintermonate sicher zu sein, wurde ein Back- und Küchenofen aus Lehm geschlagen, und im Zimmer Radde's erhob sich stolz der aus Ziegeln erbaute chinesische Ofen, ein großes Universalmöbel, das als Tisch, Divan und Bett zugleich diente. So eingerichtet, konnte man, wenn die Jagd erträglich

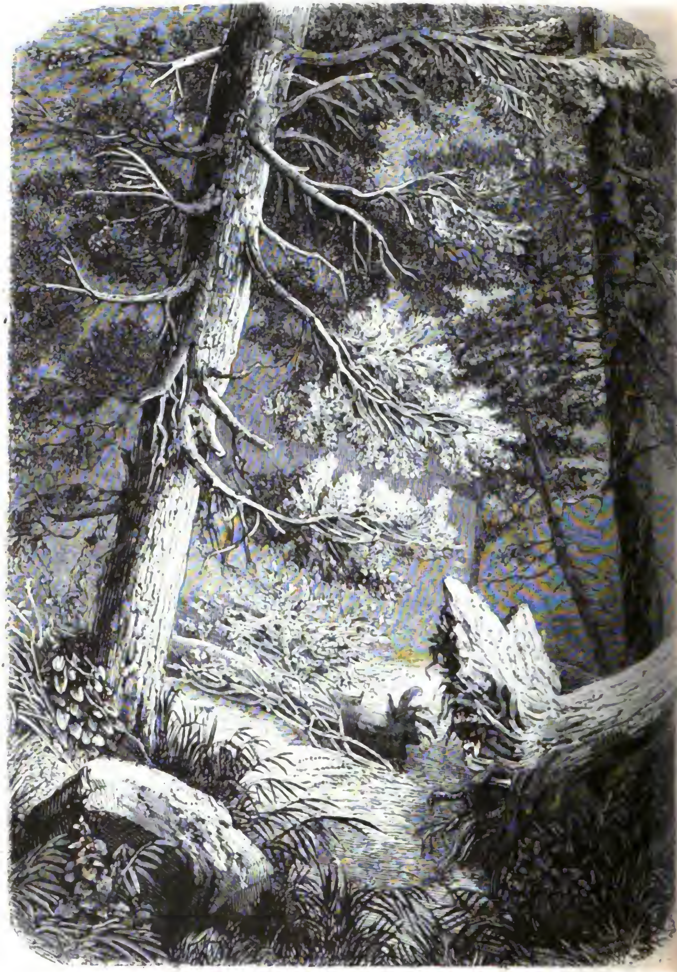
ausfiel, dem Winter getrost entgegensehen. Am 1. Septbr. wurde das neue Haus bezogen und das erste frische Brot aus dem Backofen genommen. Ein Ausflug auf dem Amur bis zur Mündung des Ussuri-Stromes und die Errichtung des Hauses nahmen den ganzen Sommer in Anspruch, und es rückte der Herbst heran, ehe Radde sich mit dem Bureja-Gebirge genauer bekannt machen konnte.

Wo in seiner letzten Hauptkrümmung der Amur-Strom, aus Nordwesten kommend, etwa 131° östl. L. v. Gr., eine plötzliche Wendung gegen Süden macht, durchbricht er zwischen dem 48. und 49. Grad nördlicher Breite einen bedeutenden Gebirgszug, der bei den Russen den Namen Chingan, bei den Chinesen Gom-me-dschan, d. h. das dreigezweigte Gebirge, führt, auf Middendorff's Vorschlag aber von allen Männern der Wissenschaft als Bureja-Gebirge bezeichnet wird, weil die Bureja der bedeutendste Fluß ist, welcher auf russischem Gebiete daselbst entspringt. Die Frage, wie hoch das Bureja-Gebirge über dem Meere gelegen, ist leider noch unbeantwortet, denn Radde's sämmtliche Barometer-Röhren platzten beim Auskochen und es war ihm daher nicht möglich, Messungen anstellen zu können. Die zunächst an der Nordseite des Amur gelegenen Höhen übersteigen jedoch 1200 Meter nicht. Der Hauptzug des Gebirges besteht aus Graniten, auf welchen Glimmerschiefer, Thonschiefer und andere metamorphische Gesteine auflagern. Porphyr kommt nur an der Mündung des Ui-Flusses vor.

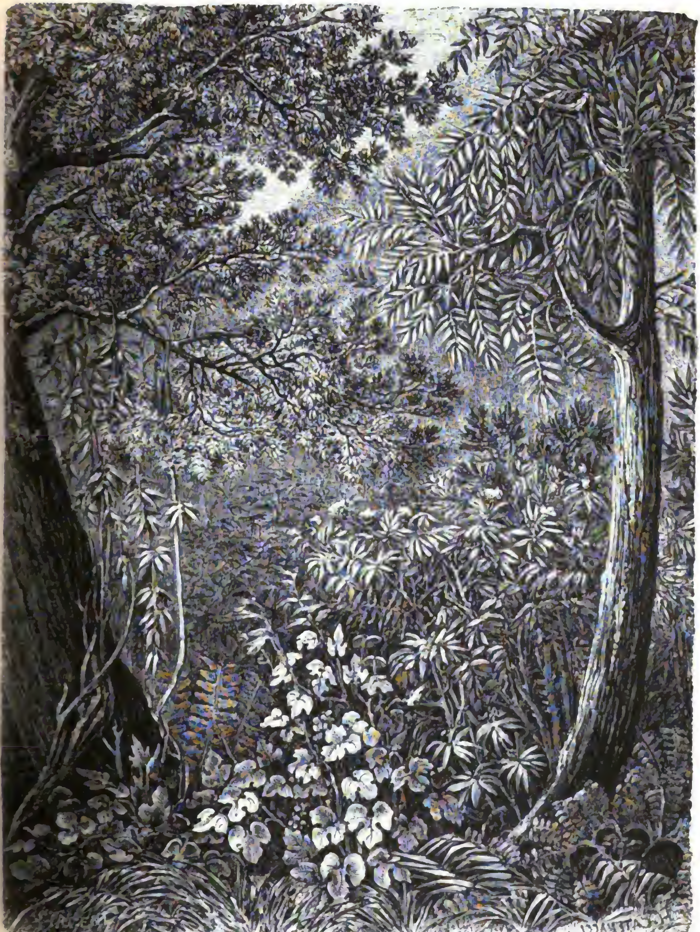
Warme, sehr feuchte Sommer, sehr strenge, nur ausnahmsweise schneereiche Winter, eine ganz kurze Frühlingsperiode und ein lange anhaltender Herbst sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Bureja-Gebirges. Regelmäßige Wetterveränderungen wurden von Radde namentlich während des letzten Mondviertels allmonatlich beobachtet. Aus zwei Himmelsgegenden nahen am häufigsten die Winde; entweder aus Südost mit stets bewölktem Horizont und bei erhöhter Temperatur, oder aus Südwest. Die Erscheinungen, welche Pflanzen- und Thierwelt in diesen Gegenden bieten, stehen anscheinend im schlagendsten Widerspruche zu den klimatischen Verhältnissen dieser Landstriche. Wie will man z. B. das Vorkommen der Weinrebe nach den bis jetzt existirenden Annahmen in einem Lande erklären, in welchem arktische Kälte im Januar andauernd herrscht und bis — 35° R. beobachtet wurde! Und die Rebe steht keineswegs allein als ein solches Wunder da! Eine reichliche Anzahl Baumformen und namentlich Beispiele aus der Insektenwelt reihen sich aneinander und überraschen durch unerhörte Lebenszähigkeit. Selbst nach den wärmsten Sommertagen ist das Erdreich nur bis zu einer verhältnißmäßig geringen Tiefe aufgethaut.

Sowol 1857 als 1858 überzeugte sich Radde, daß die Schicht der gethauten Oberfläche keine größere Dicke erreicht als z. B. in den Hochsteppen Dauriens, deren rauhes Klima hinlänglich bekannt ist. Am Ussuri stießen die Arbeiter am 18. Juli beim Graben in sechs Fuß Tiefe auf gefrorenen Lehm!

Durch die geographische Lage und die seltsamen klimatischen Verhältnisse wird das Bureja-Gebirge gleichsam ein Uebergangsgebiet zwischen südlicheren und nördlicheren Pflanzen- und Thierformen. Neue, dem übrigen Sibirien fremde Formen treten hier zum ersten Male auf, südliche Typen vermischen sich mit den Thieren und Pflanzen der Polarzone, alle die mongolischen Hochsteppen



Typus des Nadelholzwaldes am mittleren Amur. Nach Radde.



Laubholzwald am mittleren Amur. Nach Radde.

und die Wüste Gobi auszeichnenden Flora- und Fauna-Charaktere bleiben dem Bureja-Gebirge eigen und scheiden es dadurch scharf von der Pflanzen- und Thierwelt Dauriens ab.

Wohlgeborgen in seiner hölzernen Hütte erwartete Radde den herannahenden Winter. Gegen Ende Oktober stellten sich die ersten Fröste ein, das Treibeis auf dem Strome kam zum Stehen und anhaltende Schneestürme bedeckten Wald und Flur mit ihren weißen Decken. Die Jagden wurden schwierig, und die arktische Kälte zwang unsern Reisenden, in dem schützenden Raum des Häuschens zu bleiben. Da empfand er denn große Freude, wenn dieser oder jener Birar-Tunguse ihn besuchte, und er bot Alles auf, um mit diesen guten, einfachen Menschen, die im Bureja-Gebirge hausen, auf freundschaftlichen Fuß zu gelangen und von ihnen Erkundigungen einzuziehen. Dieser biedere Menschenschlag zählt viele vortreffliche Jäger, welche die Erde einsalzen, um die flüchtigen Hirsche an bestimmte Orte zu gewöhnen. Frische Spuren belehren den Birar-Tungusen, daß das Wild sich einstellte, aber die handgroßen Ballen einer Tigerspur schrecken ihn ab und er verläßt eilig den unheimlich stillen und schwach erleuchteten Thalgrund, um sich in der Nähe auf einem Baum einen Sitz zurecht zu machen. Hier oben in den Zweigen lauert er stundenlang mit gespannter Aufmerksamkeit, bis sein Ohr die bedächtigen Schritte des edlen Hochwildes vernimmt, und mit bewundernswürdiger Fertigkeit zündet er die Lunte seines Gewehrs an, um zur rechten Zeit schußfertig zu sein. Aber nicht immer lächelt ihm das Glück. Im Mondschein bemerkt er hinter den Büschen dahinschleichend den Tiger, das „Herrenthier" der Wälder, und gar nicht selten legt sich der Tiger hier auch in den Hinterhalt, um mit zäher Geduld gleich dem Menschen auf Beute zu warten.


Birar-Tunguse. Nach Radde.

Auch mit ihren Sagen wurde Radde von diesen Biraren in seiner Einsamkeit unterhalten. Vor vielen Jahren, erzählten sie, seien einst Männer aus der Stadt Aigun zum Mochada-Berge im Bureja-Gebirge zur Jagd gekommen und hätten gute Beute gehabt, bis sie einen ihrer Gefährten vermißten. Einige Tage suchten sie denselben vergeblich und kehrten endlich heim, den verlorenen Freund tief betrauernd. Diesem aber war eine Bärin begegnet, die ihn gefangen nahm. Sie sperrte ihn in eine Höhle, zu welcher nur wenig Sonnenlicht durch ein Loch drang. Hier blieb der Mann lange Zeit unter strenger Aufsicht, das Haar und die Nägel wuchsen ihm lang; die Bärin gab ihm rohes Fleisch zu essen und fand zuletzt Wohlgefallen an ihrem Gefangenen; sie wurde weniger streng und schlug vor, er möge sie heirathen. Der Mann willigte ein und die Ehe wurde durch zwei Knaben gesegnet. Von nun an hatte der frühere Gefangene alle Freiheit, er ging auf die Jagd, und die Bärin sammelte ihm süße Beeren. Einmal, es war schon Abend und im dritten Jahre seines Aufenthaltes,

sah der heimkehrende Jäger einen Nachen mit Menschen am Mochada landen, und erfreut, nach langer Zeit seines Gleichen zu sehen, lief er zu ihnen. Die Fremden aber fürchteten sich, denn die Haare waren dem Manne zum zottigen Pelze gewachsen und erst als er ihnen sein Schicksal erzählte, ließen sie ihn nahe kommen. Sie schwatzten dann bis in die tiefe Nacht, und die Reisenden, welche ebenfalls aus Aigun gekommen waren, versprachen dem armen Gefangenen, ihn mit sich nach seiner Heimat zu nehmen. Am folgenden Morgen brachen sie alle auf, aber die Bärin hatte über Nacht die Untreue ihres Mannes wahrgenommen und lief zum Flusse. Sie sah den Nachen bereits abstoßen, eilte ergrimmt zu ihrer Wohnung, nahm die beiden Kinder und lief dem Amur zu, wo sie im Zorn die Knaben Angesichts der Abreisenden zerriß und sie in den Amur warf. Seit diesem tragischen Ereignisse heißt der Berg „der Schlechte" (Mochada), und noch heute zeigen die Birar-Tungusen die Höhle, in welcher einst einer ihrer Gefährten gefangen gehalten wurde, und welche durch einen Bruch im Felsen einiges Licht von obenher erhält.


Tungusische Luntenflinte. Nach Maack.

Waren diese Besuche der Biraren angenehme Unterbrechungen im Einsiedlerleben Radde's, so fehlte es auch nicht an traurigen Ereignissen. Der Kosak Nikolai, sein tüchtigster Arbeiter, litt an einer veralteten Krankheit und bat, nach der nächsten Kosaken-Station reisen zu dürfen, um sich von den dortigen Weibern kuriren zu lassen, da er Radde's Arzeneien unter keiner Bedingung annehmen wollte. Bald nach seiner Entlassung starb derselbe. Noch um ein zweites Mitglied verminderte sich die kleine Gesellschaft; auch der brave Tunguse Iwan bat um seinen Abschied und zog im Januar allein zu Fuße durch Schnee und Wälder nach seiner 1500 Werst entfernten Heimat, trotzdem Kälte in jenem Monate nicht selten bis zu — 30° R., ja einmal bis zu — 35° R. sich einstellte. So blieb denn Radde mit zwei wenig brauchbaren Kosaken allein.

Ende Januar sah Radde plötzlich zum ersten Male wieder einen gebildeten Mann vor sich, gegen den er sich aussprechen konnte. Ein mit giljakischen Hunden bespannter Schlitten sauste heran, in welchem der Flottenkapitän Rasgratzki saß, der von Nikolajewsk nach Irkutsk als Courier ging und sich nicht wenig an den Bequemlichkeiten und Genüssen erfreute, die ihm die kleine Hütte mitten in der Wildniß bereitete. Draußen aber knarrten die Aeste alter Ulmen, vom Sturme gepeitscht flogen die Schneeflocken gegen die Fenster des Häuschens. Hatte der Sturm nachgelassen, war der Himmel wieder heiter, so zog der Naturforscher trotz der Schneedecke in den Wald hinaus, wo ihm aus dem Dunkel riesiger Zirbelkiefern die gelben Augen der Schnee-Eule entgegenglotzten und auf dem weißen Teppich die Hieroglyphen der Thierspuren ihm zeigten, wie die furchtbare Macht des Hungers die Thiere zu ihrem Treiben und zu nächtlichen Wanderungen zwingt.

Aber der Winter zieht vorüber, die Eiszapfen schmelzen am Rande des Daches und schon in der Mitte des März erblühen einige Weidenarten und die Zitterpappel. Die Sonne siegt, bereits im April zeigt sie + 22 Grad R. im Schatten und für viele Entbehrung ist jetzt die Zeit der Ernte angekommen.

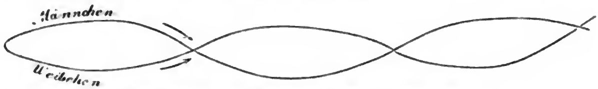
Seitdem der Schnee fortgethaut und die Uferebenen theilweise abgetrocknet sind, hüllt leichter Rauch den oberen Theil des Bureja-Gebirges tagtäglich ein. Die Birar-Tungusen zünden jetzt absichtlich an vielen Orten die hohen trockenen Gräser an, theils um ungehinderter die Jagd betreiben zu können, theils auch, um durch den dann rascher aufschießenden Kräuterwuchs das Wild an passende Orte zu locken, wo sie es vom Hinterhalte aus beim Aesen niederschießen. Diese Frühjahrsbrände in den Uferebenen am mittleren Amur haben einen viel großartigeren Charakter als die in den Hochsteppen Dauriens.

Wo die Anfangs schwache Flamme die spärlich vertheilten Grashalme ergreift, sieht man sie langsam vorschreiten, und Zischen und Knistern sind nur in der Nähe hörbar; wo sie aber, vom Winde gefaßt, in den fußhohen Wermuth-Arten und Dolden-Gewächsen dahinbraust, da bildet sie, umhüllt von rothbraunem Dampfe eine wogende Säule, aus welcher an vielen Stellen spitzige Zacken hervorlecken. Zwischen den schwarz angekohlten Stämmen kräftiger Pflanzen bildet sich auf der schwarzen Erde eine fingerdicke weiße Aschenschicht. — Der Pelz der rostrothen Wühlmaus, die von Rauch und Hitze aus ihrer Wohnung getrieben ist, wird arg versengt und sie selbst hat noch von Glück zu sagen, wenn sie mit dem Leben davonkommt. Wolf und Fuchs springen, gescheucht von dem herannahenden Geprassel und den dumpf lärmenden Explosionen, auf und fliehen mit dem Winde dem quellenreichen Thale zu, dessen noch theilweise gefrorene Wasser der Flamme die sicherste Grenze setzen. Dann aber beginnt ihre Jagdzeit. Noch lodern die Feuersäulen über die Ebene, die sie in wenigen Stunden oft meilenweit durchfliegen, und es hat das Bild für Auge und Ohr an Furchtbarkeit gewonnen, seitdem die Stille und Dunkelheit der Nacht sich darüber breitete. Da hören wir in ungeregelten Pausen, vom krachenden Poltern der Flamme unterbrochen, das Heulen und Bellen der beiden Raubthiere, von denen sich eine ganze Gesellschaft auf dem noch warmen, kahl gebrannten Boden einstellt, um die hungrigen Wühlmäuse Nachts zu fangen, und selbst der Tiger vertauscht heute seinen Hinterhalt auf salzauswitternder Gebirgshöhe, wo er einen Hirsch oder ein Reh geduldig erwarten mußte, mit der freien Ebene, in welcher die kleinen Erdbewohner den listigen Nachtbestien zur Beute fallen.

Wenn dann ein befruchtender Regen auf den durch den Brand gereinigten und mit Pflanzenasche gedüngten Boden fällt, so sproßt und grünt es von allen Seiten. Der Mai rückt in's Land, und unter frühlingsgrünen Birken tummeln sich balzende Spielhähne im fußhohen Grase, in welchem der schlaue Birar-Tunguse die Schlingen zu seinem Fange versteckte. Vom nahe gelegenen Bergrücken wandert ein schlanker Rehbock zum Amur-Ufer und schreit nach der in der Nähe äsenden Rehkuh. Auf der Lache, welche sich inmitten eines Morastes gebildet hat, treibt eine Gesellschaft schnatternder Enten ihr Wesen. Der Kukuk begrüßt die jugendliche Sommernatur und äffend schreit ihm der Wiedehopf von

hoher Rüster nach oder es pfeift lustig, im Schatten der Vogelkirsche verborgen, der chinesische Pirol. Erst später kommen Insekten hervor, und ein bunter Apollo-Falter schwärmt um die Blüten der Frühlings-Hyazinthe.

Der Sommer ist da; die Ernte des Naturforschers wird immer reicher. Paarweise zieht der waschbärartige Hund (Canis procyonoides) auf den Mäusefang aus, und — indem sich Männchen und Weibchen trennen und allein, im Bogen wandernd, ihre Beute suchen, um sich nach einiger Zeit wieder zu vereinigen — ziehen sie durch die hochgrasigen Ebenen Spurenlinien, die nur ihnen allein eigen und in welchen die Zusammenkunftsorte als Knoten in ununterbrochenen Wellenlinien zu bemerken sind.



Lauf des waschbärartigen Hundes (Canis procyonoidos).

Als respektable Vertreter des Katzengeschlechtes finden wir den **Tiger** und **Panther** (Felis Irbis) hier stationär. Das Elenthier tritt freilich im Bureja-Gebirge nur als größte Seltenheit in die Ufergebirge und soll nach Aussage der Eingeborenen dem rechten Ufer gänzlich fehlen, allein es ist Insel- und Ebenen-Bewohner, ebensowol oberhalb als unterhalb dieses Gebirges. Auch das Renthier kommt im inneren Bureja-Gebirge vor. In mehreren seltenen Säugethier-Arten finden wir hier die vermittelnden Glieder, namentlich zur südasiatischen oder japanischen Fauna, besonders in der großen Marderart (Mustela flavigula), einem kleinen Bären (Ursus tibetanus) und der Imatu-Antilope (Antilope crispa). Durch die seltenen Vielfraßspuren werden wir hier im Winter noch ab und zu an den Hochnorden erinnert, aber das nur sehr vereinzelte Vorkommen des Moschusthieres scheint seinen Grund in dem Mangel verschiedener Flechten zu haben. Außer einer eigenthümlichen Hasenart tritt der Alpenhase mit seinem veränderlichen Kleide in allen Flachländern am Amur auf. Von kleineren Nagethieren verdient die Wanderratte besondere Erwähnung, da sie sich hier als an den Menschen gebunden zeigt. Unter den Vögeln ist der japanische Ibis (Ibis Nippon) ein seltener Gast, der nebst vielen andern Watvögeln an den kleinen Seen und Lachen sich umhertreibt. Unter den Insekten, und namentlich den Schmetterlingen, finden wir wieder die Gegensätze des Nordens und Südens am deutlichsten hervorgehoben, und die Mitternachtsstunde läßt uns einen Blick in die Schmetterlingswelt der Tropen thun. Wenn bei gewitterschwerem Himmel und drückend schwüler Luft in die Flamme, welche Nachts den Tiger abhalten soll, von allen Seiten eine Unzahl verschiedener Nachtschmetterlinge fallen, Vieles dabei verbrennt und so wenig Gutes in die Schachteln wandert, da wird plötzlich unsere Aufmerksamkeit besonders rege gemacht durch das laute Schwirren, welches ein Riesennachtfalter bei seinem Herannahen verursacht. Auch er, wie so viele seiner Genossen, fällt bald verletzt auf den Aschenrand, welcher die Flamme umgiebt. Es ist Tropaea Artemis, welcher in verwandter Art in Ostindien vorkommt und hier trotz der 35° Kälte im Januar ruhig seine Metamorphose vollendet.

Während in den Sommermonaten sich bei den Thieren im Bureja-Gebirge eine gewisse Stabilität des Aufenthaltsortes wahrnehmen läßt, bringt der Herbst großartige Thierwanderungen. Im Bureja-Gebirge locken nicht, wie im Apfelgebirge, die kühlen Gebirgshöhen mit ihren Schneewassern das Rothwild und den Bären an, in vertikaler Richtung eine Reise von 2000 bis 2300 Meter zu machen, um vor den Stichen und Bissen lästiger Insekten geschützt zu sein; sie bleiben und dulden. Nur das Eichhörnchen scheint in einzelnen Individuen sehr häufig während des ganzen Jahres zu wandern, und solche beständige Reisende unter ihnen stellen Nachforschungen über das Gedeihen der Zirbelzapfen schon im Sommer an und leiten später im Herbst die Eichhornzüge zu jenen Orten hin. Die Vorposten, welche auf Rekognoszirungen ausgeschickt werden, sind für ihren ganzen Stamm thätig, und Radde fand die Sohlen dieser Thierchen sehr abgelaufen. Haben sie sich von der Güte und dem Reichthum der Nahrung in der durchforschten Gegend überzeugt, so folgt ihnen später der ganze Stamm, und es ist nicht der Instinkt — dem man so gern Alles in die Schuhe schiebt —, welcher alle die Tausende von Individuen nach einer Gegend treibt. Wer ohne Vorurtheil sich das Leben der Thiere in freier Natur besieht, der verlernt sehr bald, das auf den ersten Augenblick Unerklärliche vieler Erscheinungen mit erniedrigenden, aber nicht erklärenden Ausdrücken abzufertigen; er findet im Gegentheil oft wunderbar scharfe Beobachtungsgabe und nicht weniger häufig eine bis zu einem gewissen Grade steigende Erkenntniß des Zusammenhanges der beobachteten Thatsachen.

Erst viel später beginnen allgemeine und sehr großartige Wanderungen der Thiere im Bureja-Gebirge, bedingt durch die Verbreitungsart vieler Nahrung liefernden Pflanzen, der Zirbeln, Eichen, Nüsse. In dieser Zeit prangen die Laubhölzer der Thäler in gelben, rothen und braunen Schattirungen, und dunkle Fichtenwälder heben sich auf den Bergen malerisch von dem bunten Farbengemisch ab. In der ganzen organischen Schöpfung schließt sich jetzt ein Kreislauf ab; das Leben ist meistens auf den kleinen Raum im Ei und Samen zurückgewiesen: die vergehende Generation hat ihre Zwecke erfüllt. Dann zieht, genau vertraut mit den Oertlichkeiten, der Bär von Rebe zu Rebe und oft unzufrieden mit Wenigem, durchschwimmt er den Strom, um das gegenüberliegende Ufer als botanisirender Gastronom zu besuchen. Die Wanderungen, welche die Bären namentlich des Weines wegen machen, haben das Eigenthümliche, daß sie ganz ungeregelt sind und in den verschiedensten Richtungen stattfinden; anders ist dies später, wenn die Zeit zum Aufsuchen des Winterlagers herannaht. Dann ziehen die großen Pelzthiere meistens vom rechten auf's linke Amur-Ufer, weil auf diesem die Zirbelkiefer am häufigsten vorkommt, und begeben sich zum Winterschlaf.

Besonders aber ist es eine süße Aepfelart (Pyrus ussuriensis), die im September eine starke Bewegung unter vielen größeren Thieren im Bureja-Gebirge veranlaßt: der Fuchs und der Dachs, der Wolf und der Bär, der Amur-Fuchs und das Wildschwein machen sich die zuckersüßen Früchte einander streitig, und schon ehe die Aepfel fallen, findet man den hohen Kräuterwuchs unter den Bäumen niedergetreten. Auch der Zobel unternimmt Wanderungen,

und die Birar-Tungusen versichern, er habe sich erst seit dem Erscheinen der Russen am Amur häufiger eingestellt. Er sowol wie auch die Eichhörnchen wandern von einer Stromseite zur andern, und selbst noch dann, wenn bereits dichtes Treibeis den Strom bedeckt.

Im Rahmen der Thierwelt am mittleren Amur spielt auch der Eber eine Rolle. Mit bedächtigem Schritt — so schildert Radde — zieht er zur schmuzigen Pfütze. Er wandert langsam vom Thalgrunde bergan und bleibt oft stehen; das kurze gewundene Schwänzchen bewegt sich, sobald er anhält, mit den kleinen Augen sieht er stier vor sich, schnüffelt ein wenig am Boden und setzt seinen Spaziergang fort. Immer im Schritte, ohne Eile, nur mit stumpfen Sinnen begabt, wird er den hinter einer Eiche sitzenden Naturforscher nicht gewahr. Jetzt hat er sein Ziel erreicht und behaglich grunzend scheuert er noch eine kurze Zeit, ehe er sich ins kalte, nasse Bett legt, die fetten Rippen an tiefrissiger Rinde des nahestehenden Baumes. Dann, indem er die Vorderfüße in die Pfütze beugt, badet er Brust und Bauch im schmuzigen Lehmwasser und besudelt die nahestehende prachtvolle Irisgruppe, deren faustgroße Blüten im schönsten Dunkelblau prangen. Endlich folgt lautlose Ruhe. Der Eber hat sich auf die Seite gelegt, die Schilfhalme beschatten ihn und er grunzt nur bisweilen behaglich. Da kommen auch die Schmetterlinge zurück, welche er beim Baden von der Pfütze verscheuchte, und setzen sich dreist auf den struppigen Körper, um begierig den Schweiß zu saugen. Nur wenig entfernt von ihm spielen die kleinen Wiogene-Bären in den Zweigen der Bäume, indem sie solche zu förmlichen Lauben vereinigen und munter dabei ein fast gellendes Geschrei hören lassen. Radde glaubt, daß diese Bären von unserm gewöhnlichen Braun verschieden sind; er hält sie für Ursus tibetanus. Diese kleinen Wiogene — so erzählten die Birartungusen — leben ausschließlich auf Bäumen, sind nicht gefährlich, können nur durch den Biß verwunden, nicht wie die Landbären reißen; und haben stets auf der Brust eine weiße, pfeilförmige Zeichnung. Ihr Haar ist kurz und sie überwintern in hohlen Stämmen; nie bereiten sie sich ein Lager auf dem Lande.

Nachdem wir so den Wechsel der Jahreszeiten und das Thierleben im Bureja-Gebirge kennen gelernt haben, erübrigt uns noch an der Hand unseres dort heimischen Führers, einen Blick in die Pflanzenwelt jener Berge zu thun. Hier haben wir es mit einer andern Natur zu thun, die weit interessanter als die Fauna dieser Gegenden ist, denn dem mittleren Amur gehört ein eigenes, im übrigen Sibirien fehlendes Vegetationsreich an, welches Radde als das nordmandschurische bezeichnet.

Vorwalten der Laubhölzer in den gemischten Waldungen der Gebirge und fast völliges Fehlen der Zapfenbäume in den Ebenen, dichteste Unterhölzer, in denen Schlingpflanzen beginnen und in einzelnen Arten überall auf den Flachländern den hohen Graswuchs durchwuchern; ferner der Reichthum an Farnen auf schwarzer Erde im Gebirge und klafterhohe Wermutharten, die in der steppenartigen Ebene auftauchen, geben uns die ausgezeichnetsten Merkmale für die botanische Physiognomie am mittleren Amur. Südliche Ueppigkeit im Allgemeinen, die sich als drückende Fülle in den Thälern der Gebirge sowie in

den prärieartigen Ebenen bemerkbar macht, steht im schneidendsten Kontraste zu dem nordischen Winterklima. Das gleichzeitige Auftreten im Pflanzen- und Thierreich von fast tropischen und nordischen Formen, und das Herüberreichen von östlichen, selbst transozeanischen Arten, bedingt in der organischen Schöpfung des mittleren Amur ein sonderbares Gemisch und nur hierin liegt eben der auszeichnende Charakter seiner Natur.

Zunächst sind es die waldlosen Ebenen am mittleren Amur, die unsere Aufmerksamkeit beschäftigen. In unmittelbarer Nähe des Stromufers, überall da, wo zeitweise Ueberschwemmungen stattfanden, erhält durch das Vorwalten von hohen Gräsern, Rohrarten, Dolden und Wermutharten die Gegend den Prärien-Charakter, welcher östlich vom Bureja-Gebirge deutlicher ausgeprägt ist als westlich von diesem Gebirge. In ihm herrscht, wie in der Steppenflora, welche alle trockenen, höher gelegenen Flachländer bekleidet, die Einförmigkeit gesellschaftlich lebender Pflanzen- und Thierformen. Lassen wir Boote und Flöße, auf denen wir hierher schwammen, einstweilen zurück und betreten wir das Ufer. Ein Rand schmalblättriger Weidengebüsche ist das erste Hinderniß, welches zu überwinden ist. Wo eine bedeutendere Schicht angeschwemmten Bodens sich vorfindet, wuchern die Weiden in unglaublicher Dichtigkeit und Stärke, so daß man an vielen Orten sich bescheiden muß, einen Weg zu suchen, welchen Hirsche, Bären oder Eber, der Tränke zu, schon lange gebahnt haben. Nur wenig Leben herrscht in diesen Uferweiden. Gescheucht durch unsere Tritte, fliegt eine Familie Haselhühner auf, die sich vor dem spähenden Auge räuberischer Falken hier verbarg, und bald hören wir das leise, langgezogene Pfeifen des Männchens, welches die zerstreute Familie wieder um sich versammeln will. Nur im Frühjahr oder Herbst bilden die Weiden den Aufenthaltsort für viele Singvögel. Die Höhe des Ufers haben wir erreicht und befinden uns auf einer jener Ebenen, die durch hohen, von Schlingpflanzen durchwebten Graswuchs sich auszeichnet. Vorsicht muß hier unser Losungswort sein, denn unter dem Alles versteckenden Pflanzenwuchs liegen alte, todte Baumstämme, welche das hohe Wasser hier absetzte, und deren harte, aufrechtstehende Wurzelenden Veranlassung zum Hals- und Beinbrechen geben können. Auch dürfte es nicht ganz unwahrscheinlich sein, während unsres etwas mühsamen Spazierganges plötzlich auf einen Tiger oder Bären zu stoßen, deren guter Laune und befriedigtem Hunger wir es überlassen müssen, uns gnädigst zu verschonen. Darum nehmen wir vor Allem den treuen, klugen ostsibirischen Jagdhund mit, der, ohne jemals eine andere als die Hungerdressur zu erhalten, uns hier viel besser dient, als seine gelehrten europäischen Kollegen. Noch stehen wir in einer Gruppe hoher Doldengewächse (Umbelliferae), von den Tungusen Kongula genannt, welche nicht selten bis 3 Meter Höhe erreichen und einen 5 bis 10 cm. dicken, hohlen, von allerhand Schlingpflanzen umwundenen Stengel haben. Fast eben so hohe Beifußarten (Artemisia) oder noch höheres Röhricht engen das Auge ein und versagen jeden Fernblick. Herrliche Windenarten vereinigen die mit unzähligen Blütenährchen geschmückten Beifußarten zu förmlichen Besen, und auf den tellergroßen Dolden der Kongula tummeln sich metallisch glänzende Wanzen.

Nur langsam und mit Mühe arbeitet man sich durch diese erdrückende dichte Vegetation, die den einförmigen Charakter der Steppe an sich trägt.



Charakter der Prärien am mittleren Amur (Kongula-Dolden). Nach Radde.

Wo sich aber die Uferebene hebt und ohne waldbildende Bestände ist, treten verschiedene Gräser (Elymus, Calamagrostis) in großer Ueppigkeit auf, die von den aus Transbaikalien übergesiedelten Pferden der Hochsteppen jedem andern Futter vorgezogen werden.

Wir verlassen die Ebenen, und indem wir uns weiterhin der Kühle des schattigen Thales zuwenden, tritt uns der zweite Vegetations-Typus der mittleren Amur-Gegenden entgegen. Zunächst gelangen wir in dichtes Unterholz, in dem uns die pyramidenförmig aufschießenden Ginnala-Büsche, eine Ahornart, mit ihren geraden Wurzeltrieben auffallen, welche durch das zierliche Laub nur mäßig verdeckt werden.

Ehe wir das eigentliche Thal erreichen, von dem her uns das Murmeln eines Baches schon vernehmbar, harrt unserer noch ein geduldprüfendes Hinderniß. Plötzlich erschreckt uns das Zischen einer klafterlangen, bunten Natter, welche, die Sonne suchend, den nahe gelegenen Schlupfwinkel verließ und von uns aufgestört wurde. Weichen wir auch dem Bisse dieser Schlange aus, so wird es jetzt ohne geringen Blutverlust doch nicht abgehen. Wir sind nämlich in das sechs Fuß hohe Unterholz einer Haselnußart (Corylus heterophylla) gerathen, welche als scheidende Wand dasteht zwischen dem Halbdunkel stiller Thalgründe und der hellen Beleuchtung freigelegener Uferabhänge, und bei welcher man das leichte europäische Gewand ablegen muß, wenn es nicht zerreißen soll. Der Lederkittel des Tungusen allein schützt vor Verletzungen und trotz aller Vorsicht wird Hand und Gesicht doch zerschrammt und zerritzt, wenn die Haselstauden größere Ausdehnung einnehmen. Hinter diesen Peinigern erschließt sich eine neue Pflanzenwelt, deren dunkles Grün und saftstrotzende Blätter schon beweisen, daß hier das Element alles organischen Lebens, das Wasser, im Ueberfluß vorhanden ist. Ein Laubdach, das in seiner Dichtigkeit sehr verschieden, je nachdem die großblättrige mandschurische Linde oder das Fiederblatt der Esche und der Korkbaum (Phellodendron) es bauten, läßt das Himmelsblau nur selten zu uns blicken, aber am Boden begrüßen wir in 2 bis 4 Fuß hohen Farnwedeln eine der typischen Pflanzenformen dieser Thäler. Neben ihnen stehen nur wenig weißblühende Blumen, die prunkenden Blüten der Ebene fehlen. Freilich, hier im Walde ist der Fuß ein wenig freier, aber das Auge bleibt doch auf seine allernächste Umgebung angewiesen, denn die Unterhölzer verbieten jeden Fernblick. Zum Ufer des Baches gekommen, sehen wir neben der nordischen Erle den mandschurischen Walnußbaum, die Panaxsträucher werden seltener und durch eine andre Araliacee (Eleutherococcus senticosus) ersetzt, die, mit tausend spitzen Stacheldornen bewaffnet, jede unvorsichtige Berührung straft. Je mehr wir thalaufwärts ziehen, desto größere Vorsicht müssen wir anwenden. Die moosbedeckten morschen Windfälle wollen sorgfältig umgangen sein und die hohen vieljährigen Wurzelstöcke der trichterförmigen Farnkräuter setzen dem Fuße allerhand Hindernisse entgegen. Da winkt uns in einer Gruppe dünnstämmiger Haselnußstauden eine Lilie (Lilium callosum), die einzige Art ihrer Gattung, welche die Ruhe und den Schatten dieser Gebiete suchte. Schon strecken wir begierig die Hand aus, sie zu brechen, da malt sich plötzlich Entsetzen in den Zügen der Anwesenden; ängstlich winselnd kehrt der Hund zu seinem Herrn zurück und schmiegt sich kläglich an ihn: eine Tigermutter mit ihren Jungen wurde gestört. Vernehmbar wird das leise Brüllen und Knurren des Herrenthieres, welches dem Menschen einen furchtbaren Blick von nicht selten unerträglich langer Dauer zuwirft, bis eine

schlängelnde Bewegung mit dem Schweife der zögernden Unentschlossenheit des Tigers ein Ende macht und der mächtige Feind langsamen Schrittes auf jenseitigem Ufer sich ein anderes Lager sucht.

Auf allen Höhen der größeren Thäler und im Inneren des Gebirges finden wir den dritten Vegetationstypus, der durch das Vorwalten der Nadelhölzer charakterisirt wird. Zwischen ihm und den eben erwähnten reinen Laubholzbeständen liegt eine Mischform beider, die nur da an Eigenthümlichkeit gewinnt, wo auf sanfteren Gebirgshöhen die Eiche dominirend wird. Namentlich am Nordabhange der Höhen umfängt uns das Düster mäßig hoher Zirbelkiefern. Anfänglich nur einzeln oder zu kleinen Gruppen gestellt, erscheint sie zwar immer gesund, aber doch merkwürdig schwach, bis wir in ihr und mehr und werden lediglich auf die Thalsohle angewiesen. Oft wurde eigentliches Gebiet kommen. Dort verschwinden die Laubholzsträucher mehr der mit glatten Nadeln bedeckte Boden von Wildschweinen durchwühlt, welche die Zirbelwälder am liebsten zu ihrem Aufenthaltsorte wählen. Je weiter wir vordringen, um so dichter wird der Wald, um so kolossaler die einzelnen Bäume, um so größere Stille und stärkeres Dunkel verbreitet sich um uns. Wo, gesplittert durch den Blitz, dem drei Fuß dicken Stamme eine Fülle klaren Terpentins entquoll, verbreitet dieser den angenehmen Harzgeruch stärker und wie im Bernstein sehen wir Insekten darin eingeschlossen. Sehr häufig setzen uns Windbrüche Hindernisse entgegen, die sogar bisweilen unüberwindlich sind und zur Rückkehr nöthigen. Die weithin kriechende Wurzel des Zapfenbaums war während des Sturmes nicht im Stande, den 20 bis 25 Meter hohen Riesen zu halten; er riß sie bei seinem Falle mit der daran haftenden Erde aus. Nicht selten liegen sechs bis acht Bäume übereinander und die unteren, älteren, bilden eine nur sehr schwache Stütze für das lastende Gewicht des natürlichen Rostes, welches der Sturm hier gebaut hatte. Ein Fehltritt und man stürzt in dieses Chaos entwurzelter Bäume, die 2 bis 3 Meter tiefe Räume zwischen sich lassen, aus welchen der Kalomikta-Strauch (Actinidia Kalomicta) seine elastischen Ruthenzweige nach allen Seiten hin entsendet. Dieser eigenthümliche Strauch, welcher die schattigsten feuchten Orte liebt und die Nadelhölzer weiter einwärts begleitet, wird gerade durch die Geschmeidigkeit seiner Verzweigungen, deren Spitzen die Aeste der Nachbarsträucher fest umschlingen, zum zeitraubendsten und ermüdendsten Hindernisse, und wenn man Anfangs auch die dünnen Ruthen zu zerreißen sich bemüht, so giebt man doch sehr bald diesen Versuch auf und durchschneidet mit dem Messer Zweig für Zweig. — Zur Zirbelkiefer gesellt sich tiefer landeinwärts gar bald eine Tanne (Abies obovata) und verdrängt jene später gänzlich. Im Innern des Gebirges ist sie allein herrschend, und dichter und dichter werden hier die Waldungen. Oft bilden ihre Junghölzer eine Wand, durch welche man sich nur mit dem Beile in der Hand eine Bahn brechen kann. Niemals hat das verzehrende Element des Feuers die Arbeit hier übernommen, die Menschenhänden zu groß ist. In diese Gebiete zurückgewiesen, leben in Scharen die rothen Alpenwölfe (Canis alpinus). Sie umzingeln, geführt durch die kräftigsten Männchen der ganzen Bande, den angeschossenen Hirsch. Ihrer Beute sich von allen Seiten nähernd, lassen

die Alpenwölfe ein eigenthümliches, zischendes Geräusch vernehmen, ehe sie sich auf dieselbe werfen. Auf stärkerem Aste der Tanne sitzt der Luchs und lauert auf Beute, oder hoch in den Bäumen, von Zweig zu Zweig wandernd, sucht der große Charsa-Marder (Mustela flavigula) ein Eichhornnest, dessen Bewohner er raubgierig mordet. In dem unzugänglichsten Dickicht, oder an klüftereichen Abhängen dieser Gebiete, hält sich der kostbare Zobel auf, und erst, wenn eine tiefe Schneelage Erde und theilweise auch Bäume bedeckt, zieht hierher der Tunguse, um die ermüdendste, aber auch einträglichste Jagd mit Ausdauer zu betreiben.

Im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in der so interessanten Bureja-Wildniß erhielt Radde vom Gouverneur Ostsibiriens den Auftrag, in der Nähe seiner Wohnung eine Kosaken-Kolonie zu gründen. Vierundzwanzig Familien wurden an der Stelle angesiedelt, wo sich die hölzerne Jurte des deutschen Naturforschers erhob, und wenn der kleine, Raddewka getaufte Ort seiner günstigen Lage wegen einst zur Blüte gelangt, dann wird man sich bei Nennung dieses Namens freudig des thätigen Pioniers der Wissenschaft erinnern, der diese Einöde zuerst civilisirten Nationen erschloß. Längs der ganzen russisch-chinesischen Grenze, namentlich an den Ufern des Amur und Ussuri, ziehen sich solche Kosaken-Stationen hin, die jedoch für die Kultivirung des Landes im Ganzen nur wenig thun. Wie nahe diese Menschen den wilden Eingeborenen stehen, kann man daraus ersehen, daß sie ihr Getreide noch auf Handmühlen mahlen. Die ganz einfache, aber zeitraubende Vorrichtung besteht aus zwei Steinen, von denen der untere fest, der obere aber durch eine in seinem Mittelpunkte angebrachte aufrechte Stange kreisförmig durch einen Menschen bewegt wird. In der That, die Mühle ist hier auf eine Einfachheit zurückgeführt, die an die ältesten Zeiten der Kulturgeschichte erinnert. Wie viel zweckmäßiger könnte die Zeit, welche man jetzt in den meisten Haushaltungen der Bereitung eines schlechten Mehles opfert, für andere Geschäfte verwendet werden, wenn man nur daran dächte, die Kräfte der Natur sich dienstbar zu machen. Die Morgen- und Abendstunden werden in den meisten Haushaltungen nur zum Mahlen des nöthigen Mehles verwendet; erst spät in der Nacht, wenn Alles schon schläft, sehen wir die Kellerluke sich öffnen und die weißbestäubte Wirthin mit einem Bastsiebe voll Mehl aus der unterirdischen Werkstätte steigen, und am andern Morgen wachen wir, sei es auch noch so frühzeitig, bei dem schwirrenden Getöse der Handmühle auf.

Der Herbst nahete heran und färbte die Laubhölzer des Bureja-Gebirges. Radde dachte an die Heimreise. Da kam, es war gegen Ende September, zum dritten Male der Dampfer „Amur" auf seiner Fahrt von Nikolajewsk nach Blagowjeschtschensk an Radde's Hütte vorüber gedampft. Die Sammlungen wurden eingeschifft; unser Naturforscher jedoch verließ erst am 10. November seine Jurte auf Nimmerwiedersehen. Bald mit Ochsen, bald mit Pferden, die er von den Kosaken-Grenzwachten erhielt, kehrte er zurück nach Tschita, von wo aus er seine Reise angetreten. Er langte dort am 8. Januar 1859 an, nachdem er ein Jahr und acht Monate im Bureja-Gebirge zugebracht hatte.



Mangun-Dorf am Amur. Nach R. Maack.

6. Der untere Amur.

Maack's Reise. — Mündung des Sungari. — Ufer des untern Amur. — Ruinen von Atschinsk. — Der Ussuri und Chabarowka.— Jagd auf Renthiere. — Fuchsfang. — Die Silberberge und ihre Geister. — Vegetation. — Das Elen. — Diebische Hunde. — Die Mangunen. — Ihre Ledergürtel und Kleidung. — Wohnungen und Beschäftigung. — Fischerei. — Selbstschüsse. — Religion. — Todtenhäuser. — Kopfzahl der Amur-Bewohner. — Mariinsk. — Der Kisi-See. — Amur-Inseln. — Die Monumente bei Tyr. — Nikolajewsk. — Mündung des Amur. — Die Giljaken— Delphinfang. — Fischreichthum des Amur. — Robbenschlag. — Wie die Giljaken ihre Bärengötter verspeisen. — Maack's Winterreise stromaufwärts. — Verhandlungen und Gefangenschaft in Aigun. — Kampf mit den Eisschollen. — Aufenthalt bei den Manegren.

Schon lange hatte der sibirische Zweigverein der russischen Geographischen Gesellschaft die genaue Erforschung des Amur beschlossen, und als ein reicher, patriotisch gesinnter Sibirier, Solowiew mit Namen, ein halbes Pud Gold zu diesem Zwecke schenkte und außerdem erklärte, er würde die Kosten für die Publikation des Werkes übernehmen, da konnte man im Jahre 1855 zur Ausführung schreiten, und Richard Maack, der sich bereits durch Bereisung des Wilui einen Namen gemacht hatte, wurde zum Führer der Expedition erwählt. Als Naturforscher wurden ihm C. Gerstfeldt und der Kandidat Koschetow beigegeben, während den topographischen Theil der Arbeiten Lieutenant Sondhagen übernahm. Am 18. April des genannten Jahres brach man von Irkutsk auf, erreichte am 16. Mai Tschita und verband sich hier mit einer militärischen Expedition, die gerade den Amur abwärts gehen wollte.

Durch diese Vereinigung wurde anfänglich, da man zu rasch reisen mußte, die wissenschaftliche Erforschung wesentlich beeinträchtigt, und erst nachdem das Bureja-Gebirge erreicht und Maack sich von den Soldaten getrennt hatte, werden die Aufzeichnungen der Daten reichlicher, und von hier ab besitzen wir auch in ihm den besten Führer bis zum Endpunkte seiner Reise, Mariinsk.

Jenseit des Bureja-Gebirges behält die Uferlandschaft den Prärien-charakter bei, und so weit das Auge reicht, sieht man nur Ebenen, aus denen hier und da einige Hügel hervorragen. An vielen Stellen sind die Ufer sumpfig. Der Fluß nimmt fortwährend an Breite zu und seine Verzweigungen schließen viele Inseln ein, die, wenngleich mit Bäumen und Weiden bedeckt, der Schifffahrt, da sie nur am Rande liegen und den Hauptkanal freilassen, keineswegs hinderlich sind. Diese Landschaft von den Bureja-Bergen bis zur Mündung des Sungari ist eine der ödesten am ganzen Amur. Einzeln gelangen die namadischen Birar-Tungusen bis hierher, oder vom Sungari aus kommen die Golden auf ihren Fischerbooten angefahren. (Abbildung s. S. 13.)

Wir befinden uns jetzt im Gebiete dieses tungusischen Volkes, dessen ausführliche Schilderung wir bis zur Beschreibung des Sungari und Ussuri aufbewahren, der beiden mächtigen Ströme, die von Süden herkommend hier in den mittleren Amur münden. Der Sungari mündet unter 47 Grad 42 Minuten nördl. Breite, und noch lange Zeit, nachdem ihn der Amur aufgenommen, kann man den Lauf der beiden Gewässer in demselben Bette nebeneinander unterscheiden. Die Fluten des Sungari sind grünlich und trübe, die des Amur dunkel und klar.

Das klare Amur-Wasser nimmt Anfangs den vierten Theil der Breite ein und verschlingt nur allmählich die Gewässer des Sungari. Das linke Amur-Ufer behält auch nach der Vereinigung mit dem Sungari seinen ebenen Charakter bei, das rechte dagegen wird immer hügeliger und die kühnen Thonschiefer-, Granit- und Glimmerschiefer-Klippen von Dirki, Etu und Kinneli geben dem hier etwa dreiviertel Stunden breiten Strome ein romantisches Ansehen.

Zur Rechten erheben sich nun die Chorroko-Berge, die aus schiefrigem, mit Quarzadern durchzogenem Gesteine bestehen. Die Felsen des Gebirges sind ganz kahl und nur die Abhänge, von denen sich Wildbäche zum Amur herabstürzen, sind stark bewaldet. Maack staunte über den Reichthum der Vegetation in diesen feuchten Schluchten, in denen zum ersten Male die Maximowitschia amurensis auftritt. Diese Pflanze, welche zu Ehren des Botanikers Maksimowitsch so benannt wurde, bildet ein neues Geschlecht der Familie der Schizandraceae, welche bisher in der russischen Flora unbekannt war. Arten dieser Familie finden sich nur in Japan, China und dem Himalaja.

Die Früchte der Maximowitschia, welche sich der Rebe gleich um die Bäume schlingt, sind traubenförmig gebildet, von röthlicher Farbe und etwas säuerlichem Geschmack. Die Rinde ist aromatisch und ihre rosarothen Blüten haben einen sehr angenehmen Geruch.

Die Reisenden erreichten nun die Landspitze Kyrm, die aus grauen Thonschiefern gebildet wird. Auf dem Gipfel dieses Hügels erhob sich ehemals ein Fort, „das von Fremden erbaut wurde, die nicht lange im Lande verweilten“.

Durch diese Bemerkung seines Führers neugierig gemacht, begab sich Maack an's Land und bestieg den kleinen Berg, auf dem er in der That die Ruinen einer viereckigen Festung fand, die, von zwei Seiten mit Wall und Graben umgeben, mit ihren beiden andern den Fluß beherrscht und so gedeckt ward. Ihre Ruinen erinnern in vieler Beziehung an die von Albasin. Hundertjährige Eichen, die ihre Wurzeln tief in den Festungsgraben hineinstrecken, bezeugen das Alter der Ruinen, die höchst wahrscheinlich von dem Fort Atschinsk herrühren, welches der wilde Chabarow im Jahre 1751 baute und darin im folgenden Frühjahre die belagernden Chinesen mit blutigen Köpfen heimschickte.

Unter 48 Grad 16 Minuten nördl. Breite und 152 Grad 37 Minuten östl. Länge von Ferro wurde die Mündung des Ussuri-Stromes erreicht. Am rechten Ufer des Ussuri, vierzig Werst von seiner Mündung, erheben sich steile Berge, Ausläufer der inneren, in der Landessprache Chochzyra genannten Gebirgskette. Diese Ausläufer flachen allmählich ab, jemehr der Fluß sich seiner Mündung nähert, und werfen ihren letzten Vorsprung da, wo der Ussuri dem Amur begegnet, in der Gestalt eines schroffen Felsens aus, der ganz isolirt steht und mit reicher Vegetation bedeckt ist.

An diesem Felsen bricht sich der Amur und, dem reißenden Bergstrome des Ussuri weichend, wendet er sich plötzlich nach Norden und verfolgt beinahe dieselbe Richtung, welche bisher der Ussuri eingehalten hat. Lange nach ihrer Vereinigung noch will das dunkle Wasser des letzteren sich mit den gelblichen Fluten des Amur nicht vermischen und noch lange fließt der Amur in der Richtung, die ihm sein Zufluß angewiesen. Das Zusammenströmen beider Flüsse, die in dieser Gegend sehr breit und wasserreich sind, wird durch eine mächtige Sandbank bezeichnet; um den Felsen aber, der sich an der Mündung des Ussuri erhebt, und auf seinen Vorstufen und Uferabhängen ist eine neue russische Niederlassung angelegt, der man den Namen des ersten Eroberers der Amur-Region, des tapferen Chabarow, gegeben hat.

Fast ausschließlich aus großen Kasernen und kleinen Häusern der verheiratheten Soldaten bestehend, gewährt Chabarowka vom Flusse aus durch Bauart und Lage einen originellen Anblick. Theils in Folge der Bildung des Berges, der in einige Terrassen zerfällt, theils durch die Anlagen selbst, kann man nämlich jedes einzelne Haus der ganzen Stadt vom Flusse aus überblicken. Bei einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Gebäuden hat Chabarowka demnach das Ansehen eines großen, volkreichen und gut gebauten Ortes. Aber die Zahl der Einwohner beträgt jetzt (1874) nur 867, zu denen sich im Sommer noch einige Händler gesellen, welche von den umwohnenden Eingebornen Felle eintauschen. Hervorragend unter den Gebäuden sind die Etablissements der Amur-Dampfschifffahrtsgesellschaft. Sonst erblickt man nur hölzerne Kasernen und Erdhütten wie in Blagowjeschtschensk. Zwischen den Häusern sind hie und da Küchengärten angelegt, und selbst eine chaussirte Straße zieht sich durch den ganzen Ort bis an das Amurufer hinab. Rings bedeckt noch Urwald die Hügel, durch den nur einzelne Wege gehauen sind. Dort liegt auch der Park der Chabarowker, von dem aus man eine herrliche Fernsicht genießt. Da sieht man die reißenden Fluten des Ussuri sich den ruhigen, majestätischen Wogen

des Amur vermählen. Am gegenüberliegenden linken Ufer dieses Riesenstromes breitet sich der grüne Teppich der Steppe aus; zur Rechten tauchen Amur-Eilande aus den Fluten und noch weiterhin, am rechten Ufer des Amur, zeigen sich die dichten, tausendjährigen Waldungen mit ihren Eichen, Lärchen, Buchen, Nußbäumen u. s. w. Von hier an ist auch das rechte Amur-Ufer russisches Territorium und gehört mit dem linken zu der Küstenprovinz des östlichen Sibiriens.

Jedenfalls zählt Chabarowka zu den schönsten, bestgelegenen Orten am ganzen langen Lauf des Amur und vereinigt in sich alle Bedingungen, welche nothwendig sind, um die Ansiedlung mit der Zeit in eine ordentliche Stadt zu verwandeln.

Hinter Chabarowka fließt der Amur in nordöstlicher Richtung weiter; zahllose Inseln treten über seinen Spiegel hervor, auf welchen langbeinige Reiher stehen und den Schlangen auflauern, die hier häufig vorkommen. Maack besuchte eine dieser Inseln und fand auf ihr Spuren von Renthieren, Dachsen und den waschbärartigen Hunden (Canis procoynoides), welche die Manegren Obilga nennen. Die Jagd auf Renthiere wird von den tungusischen Völkerschaften, die diesen Theil bewohnen, und von den Russen auf verschiedene Art betrieben. Die Russen pflegen das Thier im Sommer, wenn es herdenweise auf den Bergen grast, unter dem Winde anzuschleichen und es mit der Büchse niederzuschießen. Die Tungusen jagen es im Winter, wenn hoher Schnee liegt, mit Schneeschuhen und verfolgen es so lange, bis es, von seiner Flucht durch den tiefen Schnee ermattet, zusammenbricht und mit Spießen erlegt wird. Auch das **Reh** kommt auf den Inseln im Amur, namentlich im Sommer, vor, wenn die Thiere von den Myriaden Mücken, dieser so entsetzlichen Qual der Amurgegenden, angefochten werden. Die Rehe schwimmen dann über die breiten Flußarme zu den Sandbänken und flachen Inseln und können im Wasser leicht eingeholt werden. Auch zur Herbstzeit wird es mit Hülfe einer aus Birkenrinde verfertigten Lockpfeife angelockt und getödtet. Diese Lockpfeife besteht aus einem glatten Stücke Birkenrinde, mit der äußeren weißen Seite nach innen gebogen und an einem Ende eiförmig zugeschnitten. Auch der **Fuchs** fehlt am Amur nicht und ist durch verschiedene Spielarten vertreten. Seines Pelzes wegen, der einen wichtigen Handelsartikel abgiebt, wird ihm sehr nachgestellt, und wenn auch noch so viele Füchse erlegt werden, so merkt man doch keine Abnahme derselben. Am meisten wird der Fuchs durch Bogen erlegt, die man am Flußrande im Weidengebüsche aufstellt. Die letzteren werden nämlich an Stellen, wo diese Thiere laufen, so gelegt, daß bei der Berührung einer über den Weg gezogenen Schnur der gespannte Bogen mit dem Pfeile den Fuchs durchbohrt. Ein ganz eigenthümlicher Apparat ist folgender. Ein dünner Balken, der so hoch ist, daß ihn der Fuchs selbst mit den verzweifeltsten Sprüngen nicht erreichen kann, wird in die Erde gerammt. Das obere Ende, welches den Köder trägt, hat keilförmige, nach unten zu verjüngte Einschnitte. Bei den Sprüngen nach dem



Selbstschuß.

Köder geräth der Fuchs mit den Pfoten in die Spalten und bleibt an dem Apparate hängen, eine Fangmethode, die, so eigenthümlich und einfach, bei den Giljaken die beliebteste und ergiebigste ist. An Varietäten zeigt sich der schwarze Silberfuchs häufig, der aber schlauer und schwerer zu erlegen ist als sein Namensvetter. Das Fell dieses Thieres wird in Rußland mit 100 bis 200 Rubeln bezahlt. Sehr selten erscheint der Polarfuchs am Amur.

Im Verfolge seiner Reise zwischen den Amur-Inseln hatte Maack am 22. Juli die Freude, plötzlich zwei Dampfschiffe auf sich zusteuern zu sehen, auf welchen sich die Naturforscher von Schrenck und Makſimowitsch befanden, die von Mariinsk kommend, nach dem Ussuri gingen. So kurz das Zusammentreffen war, eben so freudig war es aber auch für die Männer der Wissenschaft, die einen und denselben großen Zweck verfolgten: unbekannte Landstriche durch ihre Geistesarbeit zu eröffnen.

Eine der größten Inseln des Amur, die vom 49. Grade nördl. Breite durchschnitten wird, ist die Cyrills-Insel; der Amur umfließt sie in zwei mächtigen Armen, und an seinem linken Ufer erhebt sich hier ein Gebirge, welches die Eingeborenen Munku-honko oder Silbergebirge nennen. Es führt auch die Namen Notsial und Odschal, wie denn überhaupt eine große Verwirrung in Bezug auf die Benennung der Flüsse und Berge hier herrscht, da Chinesen, Russen, Mandschu und Tungusen allen ihre eigenen Namen ertheilen. Maack wollte das Gebirge untersuchen, konnte aber nur mit vieler Schwierigkeit einen Führer auftreiben, denn unter den Uferbewohnern herrscht der Aberglaube, daß das Gebirge von bösen Dämonen bewohnt ist, die hier einen großen Schatz bewachen und Diejenigen, welche, um ihn zu heben, sich in das Gebirge wagen, mit allen Uebeln und Plagen behaften.

Ein dicker Nebel hüllte den Fluß und das Gebirge ein, als Maack in einem kleinen Kahne, geleitet von ein paar Eingeborenen, durch verschiedene Kanäle und Flußarme fuhr und zum Fuße des Silbergebirges gelangte. Endlich zerriß der Nebel, und deutlich konnte er die Formen der Berge unterscheiden, in denen die geheimnißvollen Schätze vergraben liegen sollen. Nadel- und Laubholzwälder wechselten auf den Abhängen mit einander. Nach dem Flusse zu fällt das Gebirge jedoch steil wie eine Mauer ab, und vor dieser zieht sich eine breite Ebene hin, auf der zerklüftete, aus dem Gebirge stammende Felsblöcke zerstreut liegen. Das Gestein besteht aus schwefelgelbem, sandigem Quarz, in welchen kleine Plättchen silberfarbigen Glimmers und Stückchen Schwefelkies eingesprengt sind. Am Fuße des Steilabhanges ist der Quarz von einer 10 bis 20 cm. dicken Ader Arsenikkies durchsetzt. Diese Ader wird von Quarz und Hornblende eingefaßt, aus denen sie silberweiß hervorscheint. Nach der Analyse besteht dieses Mineral aus 68 Theilen Arsenik, 31 Theilen Eisen und 1 Theil Schwefel, und sicher hat der silberweiße Glanz desselben zu der Sage von den Schätzen im Berge Anlaß gegeben.

In der Umgebung des Silbergebirges stehen einige Dörfer, die Maack jedoch verlassen fand, da die Golden des Fischfanges wegen ihre Sommerquartiere bezogen hatten. Der Hauptarm des Amur wendet sich von hier ab nunmehr nach Norden.

Auf dem rechten Ufer läuft die Boki-Bergkette einige Zeit längs des Flusses hin und entfernt sich dann; sie ist eben so hoch wie das Silber-Gebirge auf dem linken Ufer. Tritt der Amur aus beiden Bergketten heraus, so verbreitet er sich ungemein und gewinnt eine Ausdehnung bis zu zehn Wersten.

Diese außerordentliche Breite, welche den Reisenden mit Erstaunen erfüllt, erhebt den Amur, abgesehen von anderen Eigenthümlichkeiten, zu einem der größten Flüsse der Erde. Seine Wasser stürzen, jedes Hinderniß aus dem Wege räumend, mit unwiderstehlicher Gewalt dem Ozean zu, und namentlich an den Inseln kann man ihre Kraft wie die durch sie verursachten Ueberflutungen wahrnehmen. Die Inseln ragen etwa drei bis sieben Meter hoch aus dem Wasser heraus; die Flut unterwühlt und reißt sie zum größten Theile fort, so daß von ihnen schließlich nur noch Erdkegel dastehen, deren Einsturz jeden Augenblick zu befürchten ist. Dieses so abgelöste Material schwemmt der Fluß wieder zusammen und bildet daraus neue Inseln, die sich bald mit grünem Gras und Bäumen bedecken.

Weiterhin nimmt der Amur den Fluß Kur-Bira auf, an welchem die Samager wohnen. Auf der rechten Seite ist der Jasa Bira ein weiterer Zufluß, welcher hier den grünlichgrauen Kieselschiefer durchbricht, in dem Maack den Steinkern einer Muschel (Modiola), jedoch so undeutlich vorfand, daß an eine Bestimmung nicht zu denken und somit nicht festzustellen war, welcher geologischen Formation diese Amurgebirge angehören. Uebrigens nehmen hier die Nadelhölzer, unter welchen namentlich die mandschurische Kiefer (Pinus mandschurica) vorherrscht, wieder bedeutend zu. Der Korkbaum, der beim 50. Grad seine nördlichste Grenze findet, ist verschwunden; an seine Stelle treten Eiben (Taxus baccata), die sonst in Sibirien nicht vorkommen, und an einer Insel entdeckte Maack eine neue Seerose (Nyphaea Wenzelii), die hier zusammen mit der gemeinen Wassernuß (Trapa natans) wächst. Es ist dies die einzige Stelle am Amur, an welcher Vertreter des Seerosen-Geschlechtes gefunden werden.

Am 4. August passirte Maack die Mündung des Gorin, welcher unter 50 Grad 43 Min. nördl. Breite und 137 Grad 43 Min. östl. Länge von Gr. in den Amur fällt. Maack nimmt hier die Grenze zwischen dem mittleren und unteren Amurgebiet an, da hier die meisten Pflanzen und Thiere, welche dem mittleren Gebiete angehören, verschwinden und zugleich ein neues Volk, die Mangunen, auftritt. Tiger und Panther gehen gleichfalls nicht über den Gorin hinaus, in dessen Thale Marder, Fischottern, Füchse, Elenthiere, Moschusthiere und Renthiere dem Jäger reiche Beute liefern.

Das Elenthier (Cervus Alces), von den Golden Tau, von den Giljacken Toch genannt, kommt im ganzen Amurgebiet mehr oder weniger häufig vor, besonders an einigen bergigen Gegenden am Gorin und Amgun. Im Winter zieht es in die engen Seitenthäler, nährt sich dort von den jungen Aesten der Birke und Erle und wechselt wegen des den Winter über am nördlichen Amur oft klaftertief fallenden Schnees seinen Stand nur selten. Die Bewohner des Amurstrandes begeben sich auf Schneeschuhen und mit Bärenspießen bewaffnet nach den Bergthälern, wo Elenthiere sich aufhalten. Im Schnee kann das Thier nicht vorwärts kommen; mit wehmüthigen Blicken,

gleichsam um Schonung flehend, schaut es den Jäger an, der es unbarmherzig niedersticht. Nach v. Nordmann's Aussage wurden im März und April 1860 wegen des ungewöhnlich hohen Schnees an der Amgun-Mündung von den Einwohnern über 100 Elenthiere erlegt, von denen viele wegen des schwierigen Transportes im Walde liegen bleiben mußten und dort verloren gingen.

Im Sommer dagegen ist das Elenthier für die Flußbewohner nur ein seltener Braten; dann ist es scheu und vorsichtig; verwundet fällt es wüthend über den Jäger her, um ihn mit den Vorderfüßen todt zu schlagen. Da nun die Giljaken am unteren Amur keine Feuergewehre haben und nur mit Spießen bewaffnet sind, so wagen sie sich selten an ein Elen.

Das plumpe Geschöpf durchmißt Moräste, welche weder der Tunguse noch sein Hund gefahrlos betreten könnte, mit Leichtigkeit.



Elenthier

Vom April bis Oktober hält es sich in den tiefer gelegenen, nassen Gegenden auf, später sucht es sich erhöhtere, welche den Amurüberschwemmungen nicht ausgesetzt und den Winter über nicht mit Eis bedeckt sind. Bei stillem, heiterem Wetter bevorzugt es Laubhölzer, bei Regen, Schnee und Nebel Nadelholzdickungen.

Im Herbste begeben sich zuweilen die Elenthiere auf die flachen Inseln im Flusse und suchen die dicken Wurzeln der Wasserpflanzen aus den kleinen Seen hervor. Wenn die Nacht recht dunkel ist, steigt das Thier in das seichte Gewässer und sucht mit dem Kopfe auf dem schlammigen Boden nach den Wurzeln. Geräuschlos rudert der Jäger dann in einem kleinen Birkennachen auf das Elen zu, das er häufig nicht sehen kann, dessen Vorhandensein er jedoch aus dem starken Patschen und Schnarchen desselben erkennt. Gewöhnlich schießt

man es mit der Büchse; vorsichtige und geschickte Jäger können aber in dem Nachen so nahe kommen, daß sie es mit dem Speere erlegen.

Im Spätherbste wird aus Birkenrinde ein langes Instrument wie ein Kuhhorn gemacht, auf welchem man, durch Einziehen der Luft, das mißlautende Gebrüll der Elenkuh nachahmt, worauf das männliche Thier eilig herbeigelaufen kommt und leicht erlegt werden kann.

Auch der Edelhirsch ist in diesen Gegenden des Amur sehr häufig; man lauert ihm an den Salzlecken im Gebirge auf. Im Frühjahr, wenn die Geweihe des Männchens zu sprießen beginnen und noch weich und knorpelartig sind, wird ihm von den Eingeborenen sehr nachgestellt. Diese noch unausgebildeten Hornspitzen werden von den Mandschu und Chinesen, welche dieselben als Reizmittel gebrauchen, um hohen Preis eingekauft.



Mangun-Gürtel. Nach Maack.

Am 6. August erreichte Maack das Mangun-Dorf Eri (51 Grad 22 Min. nördl. Breite). Die felsigen Berge bestehen hier aus Aphaniten und sind von Waldungen bedeckt, in welchen die Zitterpappel und Birke vorherrschen, aber auch Eichen, Linden, Cedern und selbst etwas wilder Wein anzutreffen sind, der jedoch nie zur Reife gelangt, so daß man immerhin Eri als die Nordgrenze der Rebe am Amur betrachten kann. Bei diesem Dorfe schlug Maack sein Nachtquartier auf. Während die Reisenden schliefen, wurden ihnen die Kochkessel gestohlen. Natürlicherweise fiel der Argwohn auf die Eingeborenen; die Wahrheit sollte aber bald an den Tag kommen. „Indem ich die Hunde der Mangunen fortwährend um unser Zelt herumlaufen sah," so erzählt Maack, „kam mir der Gedanke, ob nicht diese etwa den Diebstahl begangen hätten? Aber wie sollte ich mir das Verschwinden der Kessel erklären? Nichtsdestoweniger ließ ich nach denselben suchen, und gar bald fanden wir dann im Walde die Kessel und, gemüthlich um dieselben herumgelagert, die Hunde, welche eine

köstliche Mahlzeit gehalten hatten. Wir sahen ein, daß die Thiere, welche seit dem Wegzuge ihrer Herren nach den Sommerjurten sich selbst überlassen waren, sich, während die Schildwache schlief, über die Kessel hergemacht und sie weggeschleppt hatten, um in Ruhe und ohne Störung ihren Raub verzehren zu können. Gewiß war es nicht der erste Diebstahl dieser Art den sie hiermit begingen."



Inneres einer Mangun-Winterhütte. Nach R. Maack.

Von allen am Amur wohnenden tungusischen Völkerschaften sind die Mangunen oder Oltscha die civilisirtesten. Man findet bei ihnen einige Kultur-Einrichtungen, welche den übrigen Tungusen fehlen. Im Aeußeren gleichen sie am meisten den Golden; sie haben dieselben vorstehenden Backenknochen, dieselben schwarzen Augen und Haare wie diese. Nur in einzelnen Fällen werden letztere nach Art und Weise der Mandschu geschoren, gewöhnlich läßt man sie frei herunterhängen oder bindet sie zu einem Bündel auf dem Schopfe auf. Schnurr- und Knebelbart sind ärmlich bestellt, häufig reißt man sich auch diesen Anflug noch mit einer Zange aus. Die Frauen tragen das Haar in der Mitte gescheitelt und lassen die Zöpfe nach hinten herabhängen. Beide Geschlechter tätowiren das Gesicht, ein Gebrauch, der bei den Dauren nicht vorkommt; doch beschränkt sich die Tätowirung nur auf einige kreuzförmige, an der Stirn angebrachte Flecken. In ihrer Kleidung richten sie sich nach dem Mandschuschnitte, und da nur wenige sich Baumwollenstoffe kaufen können, so

müssen Fischhaut und Thierfelle deren Stelle vertreten. Fischhautkleider, welche immer seltener werden, trägt man im Sommer, und das Material dazu gewinnt man von zwei Lachsarten. Mit großer Gewandtheit streift man die Fische ab, klopft die Haut so lange, bis die Schuppen abfallen, und macht sie dabei zugleich schmiegsam. Die aus diesem Stoffe bereiteten Kleider sind für den Regen undurchdringlich.

Zu den Hauptkleidungsstücken des echten Mangun gehört auch ein Ledergürtel, an dem allerhand Siebensachen hängen. Unsere Abbildung zeigt einen solchen nach Maack; von der Linken zur Rechten finden wir daran ein gekrümmtes Messer zum Zerlegen der Fische; ferner einen eisernen Pfeifenräumer, der ein treuer Begleiter beider Geschlechter ist, da sowol Männer wie Frauen leidenschaftlich rauchen; ein großes Messer in einem Pelzfutteral; ein kleines Behältniß für einen Feuerstein, an dem ein Fischhauttäschchen für den Zunder und eine walzenförmige Nadelbüchse hängen; außerdem noch ein mit Arabesken verziertes Täschchen, an dem ein Feuerstahl und ein ornamentirter Knochen befestigt sind; letzterer dient zum Glätten der Fischhäute und zum Lösen von Knoten.

Die Schuhe der Mangunen sind aus Hirschhaut oder Seehundsfell; im Sommer gehen sie dagegen barfuß; die Waden werden durch Birkenrinde oder Kattungamaschen geschützt. Die Hüte, deren Formen sehr mannichfaltig sind, bestehen aus verschiedenartigen Materialien, als Filz, Birkenrinde und Stroh, im Winter aus Pelz. Im Winter macht das leichte Kleid stets einem Pelzgewand aus Hunds- oder Renthierfell Platz und der hübsche Mangun-Stutzer, mit dem Barte à la Henri quatre, den wir Seite 105 abbilden, giebt ein gutes Bild von der Gemüthlichkeit einer solchen Kleidung. Die Kleidung der Frauen ist ähnlich wie die der Männer, nur farbiger und mehr verziert. Der Rand derselben ist mit farbigem Tuch oder Seidenbändern eingefaßt, und kleine Muscheln oder chinesische Münzen hängen daran herab. Die Schürzen sind roth, blau, gelb und schwarz gestickt und mit allerhand Berlocken verziert. Ohrringe von Messing-, Silber- oder Kupferdraht mit Glasperlen sind sehr beliebt.

Die Wohnungen werden je nach der Jahreszeit und Beschäftigung regulirt. Fischerei ist die Lebensfrage der Mangunen; von der Gabe des Flusses gewinnen sie nicht allein Nahrung für sich und ihre Hunde, sondern auch Kleider und Lampenöl für die Wintermonate. Im Sommer ziehen sie nur wegen des Fleisches der Thiere auf die Jagd; die Pelzträger werden blos in der kalten Jahreszeit erlegt.

Die Mangunen sind keine eigentlichen Nomaden, führen trotzdem aber kein seßhaftes Leben; manchmal sind sie monatelang abwesend und schlagen dann die Sommerhütten an denjenigen Orten am Flusse auf, welche die reichste Fischbeute versprechen. Birkenrinde, Weidenruthen und Binsen sind die Materialien zum Bau der Sommerjurten, die von verschiedener Form sind. Wir finden bei den Mangunen auch das kleine Birkenkanoe mit zweiblättrigen Rudern, die Omorotsche, wieder, gerade wie bei den Manegren. Größere Fahrzeuge mit Segeln kommen seltener vor. Der Mangun ist ein vortrefflicher Flußschiffer; er kennt jede seichte Stelle und Untiefe und weiß sie geschickt zu vermeiden. Wenn er die zierlich geschnitzten und roth und schwarz bemalten

Ruder ergreift, dann beginnt er einen monotonen Gesang. Fährt er dem Strom entgegen, so spannt er seine Hunde vor das Schiffchen und läßt es ziehen.

Die Fischerei geschieht mittels Netzen oder Harpunen. Letztere bestehen aus einem fünf Fuß langen Stabe, an dem eine dreizinkige eiserne Spitze angebracht ist. An einem der Zinken ist ein dreißig bis vierzig Fuß langes Seil mit einer daran befindlichen aufgeblasenen Fischblase befestigt, welche, wenn der harpunirte Fisch in die Tiefe geht, stets dessen Aufenthaltsort anzeigt. Harpunen, Lanzenspitzen, Fischhaken und ähnliche Gegenstände verfertigen die eingeborenen Schmiede sehr geschickt selbst. Sie haben einen Ambos mit Sperrhörnern, erhitzen das Eisen im Holzkohlenfeuer und fachen die Glut mittels eines Blasebalges an.



Schamanengrab der Mangunen. Nach R. Maack.

Die stabilen Winterhäuser der Mangunen gleichen in vieler Beziehung denjenigen, die wir schon oben bei den Dauren geschildert haben. Der beigefügte Holzschnitt giebt einen Begriff davon (S. 99). Die Häuser sind geräumig, halten zehn bis dreizehn Meter im Geviert und gewähren der ganzen Familie, die vom Großvater bis zu den Enkeln hier zusammenlebt, bequeme Unterkunft. Die Wände bestehen aus Holzbalken, deren Zwischenräume mit Stroh und Lehm gedichtet sind. Zur Dachdeckung wird Birkenrinde verwendet, welche durch Steine und schwere Balken gegen die Gewalt des Windes geschützt ist. Die zwei oder drei großen Fenster aus Lattenwerk sind im Winter mit Papier überzogen, das im Sommer entfernt und durch aufgerollte Matten ersetzt wird. An einer Seite des Gemaches befindet sich der geräumige Ofen oder Herd, in welchen ein tiefer Kessel eingesetzt ist, und über dem Feuer selbst hängt ein kleineres eisernes Gefäß an einer Kette von der Decke herab. Der Abzug des

Rauches erfolgt durch hölzerne Röhren, die unter dem Divan (von Holz) durchgehen und dann ins Freie treten. Der Fußboden besteht aus gestampftem Lehm und niemals fehlt ihm eine Aushöhlung, die im Sommer zur Aufnahme glühender Holzkohlen, zur Anzündung der Pfeifen und zur Erwärmung des Branntweins dient. In keinem Mangun-Winterhause fehlt in der Mitte des Gemaches ein Tisch zum Füttern der Hunde.

Dicht beim Wohnhause steht ein Stangengerüst zum Fischtrocknen. Oft sind an demselben zahme Adler, meistens die weißköpfigen Flußadler (Haliaëtos albicilla), die schon jung aus dem Neste genommen und aufgefüttert werden, festgebunden. Man füttert sie mit Fischen und gebraucht sie zur Abschreckung für andere Vögel. Die Schwanzfedern der Adler dienen zum Befiedern der Pfeile oder werden nach der Insel Sachalin ausgeführt, wo die Japanesen hohe Preise dafür zahlen, um dieselben zu ihren Schmucksachen benutzen zu können.

Die Vorrathshäuser stehen auf Pfählen und sind, eben so wenig wie die Wohnhäuser, niemals verschlossen. Ehrlichkeit ist eine ihrer schönsten Tugenden, der Diebstahl ein unerhörtes Verbrechen der Mangunen. Bärenfeste finden unter den Mangunen in ähnlicher Weise statt wie unter den Giljaken, von welchen später die Rede sein wird. Außer zahmen Bären und Adlern halten sie noch Uhus, um die äußerst zahlreichen Ratten wegzufangen. Der Eichelheher, Taubenhabicht und die schwarze Weihe werden gleichfalls gefangen und wegen der Federn, mit denen man die Pfeile befiedert, in Käfigen gehalten. Eine hübsche Sitte des Mangun's ist es, den Schwalben ein Obdach zu bieten; sie öffnen ihnen Thür und Fenster und bringen unter dem Dache drin im Hause kleine Bretchen an, auf welchen die munteren Vögel ihre Nester aufschlagen können.

Zum Zobelfang bedienen sich die Mangunen einer Art von Selbstschüssen, die wieder an die der Manegren erinnern. Eine Armbrust (s. den Holzschnitt S. 94) wird in einen aufrechtstehenden Pfahl geklemmt und an die Sehne ein Roßhaar befestigt, das gerade unter der Mündung des Geschosses ausläuft und mit einem Köder versehen ist.

Zieht der Zobel an diesem, so fliegt der Pfeil auf ihn und durchbohrt ihn. Die Pfeilspitze ist nur mittels eines Bindfadens an den Schaft befestigt; will also das angeschossene Thier fliehen, so reißt es die Pfeilspitze mit sich; der Schaft jedoch verwickelt sich im Gebüsche und verhindert den Zobel, weiter zu laufen.

In religiöser Beziehung gleichen die Mangunen ganz den Manegren, Golden und Giljaken. Sie glauben an ein höchstes Wesen, das jedoch nur gute Eigenschaften besitzt, halten es aber aus diesem Grunde nicht der Mühe werth, sich um dasselbe zu bekümmern. Ihre Verehrung wird daher niedrigeren guten und bösen Geistern zu Theil, die durch Schamanen angerufen werden. In den Hütten, auf Pfählen, an Bäumen u. s. w. sieht man die in Holz geschnitzten Idole, die theils als rohe, bemalte und mit Pelzstücken verzierte menschliche Figuren, theils in Gestalt von Tigern, Fröschen, Bären oder Schlangen dargestellt werden. Eine dritte Götzenart, die auch aus Holz sehr einfach gearbeitet ist, dient unter dem Namen „die Götter Tania und Pania" den Mangunen als Reisebegleiter. Sobald der Mangun zu ihnen beten will, stellt er sie hübsch auf ein Kissen, das er beständig bei sich führt, um darauf des Nachts sein Haupt

zum Schlafe niederlegen zu können. Auf den Berggipfeln stehen Götzenbilder oder Monumente, welche an die Obos der Mongolen erinnern, und vor denselben kleine Behälter mit Hirse und Sand, sowie eiserne Töpfe, welche letztere, mit einem Stocke geschlagen, den Ohren des Götzen angenehme Töne von sich geben. In den Behälter wird, als eine Art Opfer, ein Stückchen Holz oder Stroh geworfen.

Bei den Mangunen besitzen die Schamanen neben einer großen Macht eine eben so große Verantwortlichkeit; denn während die gewöhnlichen Menschen nach dem Tode gleich in den Himmel gelangen, muß der Schamane in der Hölle schwitzen, wenn er zu Lebzeiten seine Macht über die bösen Geister zum Schaden seiner Mitmenschen anwendete. Auch im Himmel werden Jagd und Fischfang fortbetrieben und die bösen Geister verlieren dort keineswegs die Macht.



Begräbnißhaus der Mangunen. Nach R. Maack.

Ganz besondere Verehrung wird den Todten gezollt. Der Leichnam des Gestorbenen wird in einen rohen Sarg gelegt, der aus einem gehöhlten Baumstamme besteht, und über demselben wird ein nettes Häuschen errichtet, das von dem guten Geschmack der Mangunen und Golden zeugt. Besonders schön mit Schnitzwerk verziert sind die Todtenhütten der Schamanen. Nahe bei den Gräbern hängt man Netze, Bogen und Pfeile auf, mit denen der Todte, dem man auch Speiseopfer darbringt, im Jenseits jagen und fischen soll.

Von Charakter ist dieses Völkchen gutmüthig und brav. Sie ehren das Alter und sind liebevoll gegen ihre Kinder, die in kleinen hängenden Wiegen liegen. Die Frauen unterstützen ihre Männer, auf welchen der schwerste Theil der Arbeit lastet, vielfach und werden keineswegs schlecht behandelt.

Eine besondere Regierungsform existirt bei den Mangunen, die als frühere chinesische Unterthanen von den Mandschu arg bedrückt wurden, nicht; wol aber gilt die väterliche Autorität sehr viel. Die Kinder stehen bis zu einem gewissen Alter ganz unter der Gewalt des Vaters, der seinem Sohne die Braut wählt, während dieser noch im Knabenalter steht. Braut und Bräutigam wachsen dann in derselben Hütte wie Bruder und Schwester zusammen auf.

Sobald der Bursch sein achtzehntes und das Mädchen ihr funfzehntes Lebensjahr erreicht hat, findet die Hochzeit statt. Einige Mangunen erblicken in diesen frühen Ehen den Grund zum Verfall ihres Stammes. Polygamie ist erlaubt, aber nicht allgemein verbreitet, schon aus dem Grunde nicht, weil die Zahl der Männer die der Weiber übersteigt. Der Bruder nimmt jedoch die Frau seines verstorbenen Bruders und erbt dessen Vermögen.

Alle bisher aufgezählten tungusischen Stämme am Amur sind wenig zahlreich und gehen ihrem Aussterben entgegen. Wenn erst europäische Siedler in größerer Zahl die Uferlandschaften des Amur bevölkern werden, dann verschwinden auch die in Pelze und Fischhäute gekleideten Eingeborenen. Es ist daher interessant, daß wir durch die Reisenden noch möglichst genaue Nachrichten von ihnen erhalten haben. Die über einen weiten Raum am oberen Amur und dessen Zuflüssen zerstreuten nomadisirenden Orotschonen zählten im Jahre 1856 nur noch 260 Individuen beiderlei Geschlechts. Ihre nächsten Nachbarn, die Manegren, zusammt den Biraren auf dem linken und den Solonen auf dem rechten Amur-Ufer, sind 20,000 Köpfe stark. Ueber die Dauren, die sich mit den Mandschu vermischen, fehlen nähere Angaben, doch schätzt man die ganze ackerbautreibende Bevölkerung um Aigun herum auf 40,000 bis 50,000 Seelen. Die Zahl der Golden am Amur, wo sie 320 Häuser bewohnen, beträgt 2500; hierin sind diejenigen, welche am Ussuri (etwa 800) und am Sungari wohnen, nicht mit inbegriffen. Die eben geschilderten Mangunen bewohnen nur vierzig Dörfer mit 1100 Einwohnern. Nahe verwandt mit ihnen sind die Samager, die weiter landeinwärts an den linken Nebenflüssen des unteren Amur wohnen.

Da Zählungen nicht vorliegen, so kann die folgende Uebersicht auch nur annähernde Ziffern über die Zahl der auf russischem Gebiete wohnenden Eingeborenen der Amur-Länder geben:

Orotschen am oberen Amur	260
Manegren und Biraren	3000
Dauren auf dem linken Amur-Ufer	2000
Golden am Amur und Ussuri	3500
Mangunen	1100
Samager	1000
Orotschen an der Seeküste	1000
Giljaken am unteren Amur	1700
Zusammen	13,560.

Dazu kommen 10,000 Chinesen Aigun gegenüber auf dem linken Amurufer. Aber alle zusammen erreichen noch nicht die Zahl der im Verlauf von zwanzig Jahren eingewanderten Russen (gegen 50,000).

Am 8. August kam Maack an dem Endpunkte seiner Reise, dem Posten Mariinsk an. Nachdem er lange Zeit zwischen Inseln umhergeschifft war, die eine dichte Vegetation von Weidengestrüpp deckte, landete er unterhalb der Batterie, welche sich am Eingange des Kisi-Sees auf einem Hügel erhebt, von dem aus man eine wunderbar schöne Aussicht auf die im Strome zerstreuten Inseln und auf die entfernten, gegenüberliegenden Gebirge genießt. (Vergl. die Abbildung S. 1.) Beim Militärposten selbst entwickelte sich ein reges Leben.

Am Hafenplatze dampfte ein Boot hin und her, das von zahlreichen Barken umschwärmt war; am Lande selbst wurde von Soldaten gebaut, da tönte die Axt, schwirrte die Säge und die kommandirende Stimme der Offiziere überschallte selbst die Hammerschläge. Mariinsk beherrscht durch seine Lage den Kisi-See und somit die Landverbindung der Castries-Bai am Tatarischen Kanale. Gegründet wurde es erst im Jahre 1855, aber da der sumpfigen Umgebungen wegen der Ackerbau keine Zukunft zu erwarten hat, wird der Ort stets nur ein Militärposten bleiben und sich nie zur Stadt emporschwingen, während das nahegelegene Sofiisk einer guten Zukunft entgegengeht. Mariinsk war Maack's äußerstes Ziel. Seine Rückreise werden wir weiter unten behandeln, nachdem wir zuvor das letzte Stück des Amurlaufes geschildert haben.



Mangun im Winterkleide. Nach R. Maack.

Bei Mariinsk hat sich der Amur dem östlichen Ozean so weit genähert, daß zwischen dem mit ihm verbundenen Kisi-See und der Castries-Bai nur ein 3 Meilen großer Zwischenraum bleibt, ausgefüllt durch einen niedrigen Höhenzug, welcher die Fortsetzung des Küstengebirges Sichota-Alin bildet. Diese Annäherung an das Meer, in welches der Amur erst nach einem weiteren Lauf von 40 Meilen fällt, ist eine merkwürdige und fast einzig dastehende Eigenthümlichkeit seines Flußsystems. Eine entfernte Aehnlichkeit mit dieser Erscheinung bietet der Lauf der Donau, welche sich auch bei Rassowa dem Schwarzen Meer nähert und erst einen vollen Grad nördlich von dieser Wendung sich in das Meer ergießt.

Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß das ganze Schlußstück des Amur-Laufes, von Mariinsk an bis dahin, wo er nach Aufnahme des Amgun das Sichota-Alin-Gebirge durchbricht und einen östlichen Lauf annimmt, einst einen ungeheuern See bildete, der nach der Durchbrechung der beiden oben genannten Gebirge theilweise ausgetrocknet ist. Aehnliche Durchbrüche und Bildungen lassen sich bei dem St. Lorenz-Strom in Nordamerika und bei dem Rhein nachweisen und die jetzt noch in dieser Amurniederung vorhandenen Seen Kisi, Kada und Jome auf dem rechten und Udail auf dem linken Ufer geben dieser Annahme hinlänglich Grundlage.

Die Breite der Niederung, die bei Mariinsk von einem Netze von Armen, Kanälen und Buchten des Amur durchschnitten wird, kann man durchschnittlich

auf etwa 7 Meilen schätzen. Rechnet man hierzu noch den dem rechten Flußufer sich anschließenden Kisi-See, so wird die Breite des Amurbeckens an dieser Stelle über 7 Meilen betragen.

Der **Kisi-See** nimmt ein Areal von $4^1/_4$ Quadratmeilen ein. Seine größte Länge in gerader Linie beträgt 5, seine größte Breite $2^3/_4$ Meilen. Nach Osten verengert er sich in der Gestalt eines Flusses und man kann ihn demnach als aus zwei Seen bestehend betrachten, die durch einen Kanal vereinigt werden: der **obere** kleinere See hat eine Ausdehnung von $^1/_2$, der **untere** größere von fast 4 Quadratmeilen. Der Kisi-See hatte einst eine viel bedeutendere Tiefe, deren allmähliche Abnahme hauptsächlich von der Ablagerung des ihm aus seinen Zuflüssen zugeführten Schlammes herrührt. Der trocken gelegte Boden des oberen Sees und eines Theils des unteren besteht aus dickem und äußerst klebrigem Schlamm, weiter unten aber aus Sand, der durch Wellenschlag in eine feste Masse zusammengetrieben ist. Der Verkehr auf dem See ist bei niedrigem Wasserstande äußerst schwierig; die Böte müssen ganze Stationen weit von Menschen geschleppt werden, die bis an die Kniee in dem klebrigen, von herbstlich kaltem Wasser durchsickerten Schlamm zu waten haben. Im Frühjahr und Sommer hingegen, wenn die Fluten des Amur sich in den See ergießen, erhöht sich das Niveau desselben mitunter auf 8 Meter, sodaß er dann selbst für Dampfboote fahrbar ist, sich aber trotzdem zur Schifffahrt sehr wenig eignet. In der zweiten Hälfte des Sommers wird er von Sandbänken versperrt und in der übrigen Zeit ist er äußerst stürmisch.

Die Inseln und niedrigen Ufer des Amur in dieser Gegend, die im Frühjahr ausgebrannt werden, bringen ein vortreffliches feines Gras hervor, aus welchem man im Sommer Heu bereitet. Die Wiesenländereien haben an diesem Theile des Amur einen solchen Umfang, daß sie es den Kolonisten möglich machen werden, die Viehzucht im größten Maßstabe zu betreiben; über die Werder und Ufer des weiten Amur-Beckens ausgebreitet, beträgt ihr Flächenraum Hunderte von Quadratmeilen. Bis jetzt aber sind auch noch ungeheure Räume von Gestrüpp bedeckt, welches dem Wachsthum und dem Mähen des Grases hinderlich ist. Die Getreideernten auf den Inseln des Amur und in den Waldlichtungen nahe bei den russischen Dörfern, sowie hier und da, z. B. bei Mariinsk, angelegte Küchengärten geben Zeugniß von der Produktivität des Bodens. Kohl, Kartoffeln, Rüben und Rettige werden bereits in solcher Menge gezogen, daß sie nach Nikolajewsk ausgeführt werden können, und die Gemüse-Ausstellung, welche schon im Herbste 1857 in letzterem Orte stattfand, konnte sich mit den Produkten mancher Gegend des europäischen Rußlands messen.

Der untere Amur zwischen Mariinsk und Nikolajewsk scheint den Flußcharakter sichtbar zu verlieren. Er behält zwar den frischen Geschmack des Wassers bei, schlägt aber so mächtige Wellen, wie das von Sturm bewegte Meer. Während eines großen Theils des Jahres in Nebel gehüllt, befindet sich der Amur fast immer unter dem Einflusse des Wetters, das auf dem Meere an seiner Mündung herrscht. Die Wirkung des letzteren macht sich in einem solchen Grade geltend, daß bis Tyr, ja sogar bis Mariinsk, ungeheuere Kaschelot-Herden ziehen.

Unter dem 53. Grade nördl. Breite, gegenüber dem Orte Tyr, nimmt der Amur von der linken Seite seinen letzten großen Zufluß, den von den Bureja-Bergen kommenden Amgun auf und eilt nach seiner letzten Biegung in fast östlicher Richtung dem Meere zu. Bei Tyr steigt am Ufer des Amur ein hundert Fuß hoher Felsen kühn empor, dessen Gipfel von einigen Monumenten und den Ueberresten eines Tempels gekrönt wird. Das erste Monument besteht aus einem granitenen Sockel, auf dem sich ein Marmorblock von länglicher Form erhebt, der mit Inschriften in verschiedenen Sprachen versehen ist. Die chines. Inschrift „Tzi-yun-nin-zy“ bedeutet „Kloster der ewigen Ruhe“, während die Worte: „Om-mani-padme-chum“ von Klaproth entziffert wurden: „Oh! kostbarer Lotus, Amen.“ Die letzteren Worte sollen, nach Behauptung der Lamas, eine tiefe Lehre und zugleich das wirksamste und das kräftigste Gebet enthalten. Sie kommen weit und breit im Bereiche des Buddhismus-Kultes vor.



Denkmal bei Tyr. Nach Permikin.

Nicht weit von diesem mystischen Steine stehen die Ueberreste einer Säule, die nach den Berichten der Eingeborenen einst von den Russen bei ihrem ersten Einfalle in das Land zerstört wurde. Einige hundert Schritte weiter erhebt sich auf einem kleinen Felsenvorsprung noch eine vollständig erhaltene Säule. Die Giljaken halten diesen Platz für heilig und bringen gelegentlich auf den Steinen allerhand Opfer dar, gewöhnlich Hobelspäne und dergl.; auch die Schamanen treiben hier ihr Wesen. Jedenfalls waren diese Monumente, über deren Ursprung sich nichts Genaueres erforschen läßt, schon im 17. Jahrhundert

vorhanden, und somit ist auch das Amurland nicht ohne Alterthümer. Die Aussicht von diesem Monument-Felsen ist wundervoll. Unten rauscht der Strom gleich einem Meere; nach Norden zu erblicken wir die Mündung des Amgun mit ihren tannenbedeckten Inseln und im Süden steigen über unabsehbaren Coniferen-Wäldern die kahlen Gipfel einiger Bergketten auf.

Von Tyr ab strömt der Amur mit verdoppelter Schnelligkeit weiter nach Osten. Die Hälfte des Jahres über wehen hier rauhe Winde und schwere Wolken verfinstern die Luft. Vom Seewinde gepeitscht, wirbelt das Wasser in schäumenden Wogen empor, und dichte Nebel, die nur gegen Mittag entweichen, hüllen die Ufer ein. Melancholisch schauen die Hochlande im Norden auf den mit dem traurigen Polargrün der Tannen und Föhren bedeckten Fluß herab. In die Mitte des Flusses ragt eine lange, unendlich lange Insel hinein, welche den Namen Konstantins-Insel führt; jenseit derselben zeigt sich eine den gleichen Namen führende Batterie und endlich Nikolajewsk.

Im dichten Urwald wurde hier ein Platz ausgehauen und darauf die neue Stadt erbaut. Im trüben Licht tauchen die grün angestrichenen und freundlich ausschauenden Häuser aus ihrer Tannenumgebung auf. Auf der Rhede liegen einige Schiffe; im Hafen ist Leben und Thätigkeit, von den Gebäuden steigt Rauch empor.

Die Stadt, im Jahre 1851 gegründet, liegt etwa $6^1/_2$ Meilen von der Amur-Mündung unter 140° 43′ L. v. Gr. und 53° 8′ n. Br. eine halbe Stunde lang am Amurufer ausgedehnt. Bei ihrer Gründung baute sich ein Jeder da an, wo es ihm am bequemsten schien, alle Bauten wurden mitten im Walde ausgeführt und die Häuser gruppirten sich haufenweise. Von einer regelmäßigen Planirung der Straßen und Plätze war keine Rede. Jetzt ist nun schon lange der größere Theil der Stadt von Baumstümpfen gereinigt und nur die Vorstädte erinnern noch an das Emporkeimen des Ortes aus dem Urwald. Neue große Häuser treten mit jedem Jahre an die Stelle der ursprünglichen Hütten, aber steinerne Gebäude giebt es in Nikolajewsk nicht, weil zu wenig Ziegelsteine gebrannt werden; auch ist kein Haus auf steinernem Fundamente erbaut, da dieses zu kostspielig sein würde. Da Dachziegel fehlen, so deckt man die Häuser mit Bretern und in den Vorstädten liegen noch Häuser, die mit Baumrinde eingedeckt sind. Die große Haupt- und einige Nebenstraßen sind chaussirt und mit Trottoiren versehen; auch giebt es eine Beleuchtung mit Oellaternen, die allerdings viel zu wünschen übrig läßt. Nur ein Dutzend Gebäude ist zweistöckig, alle übrigen sind einstöckig. Magazine, die Krongebäude, die Etablissements für die Marine und das Militär, die Kirchen, das Marinehospital (mit 200 Betten), die Bibliothek (mit 6000 Bänden), die Telegraphenstation sind die hervorragendsten Gebäude. Wirthshäuser und Hotels existiren nicht und alle Versuche, sie einzurichten und zu unterhalten, scheiterten; dagegen sind etwa 80 Schenken für das niedere Volk und die Soldaten vorhanden, in denen der Branntwein stromweise fließt.

Die Einwohnerzahl von Nikolajewsk bestand in den ersten Jahren nach der Gründung nur aus Dienenden und überstieg 1857 nicht 1500. Erst von da an beginnt ein Aufschwung und die Einführung von „Verschickten", die Ver-

legung einer größern Garnison, sodaß Nikolajewsk jetzt über 4000 Einwohner zählt, darunter 2000 Soldaten. Fast alle Glaubensbekenntnisse sind unter diesen vertreten, gegen 100 Protestanten, eben so viel Katholiken und Mohammedaner und über hundert Juden, die des Handels wegen kamen. Natürlich machen die Griechisch-Orthodoxen die Mehrzahl aus; ihnen gehören die Kirchen. Alle paar Jahre erscheinen von Irkutsk aus protestantische und katholische Geistliche, um Taufen u. s. w. in ihren Gemeinden vorzunehmen.



Nikolajewsk. Nach einer Originalphotographie.

Wohl und Wehe der Stadt hängen mit dem Handel und der Schiffahrt zusammen und beide befinden sich im Zustande nur langsamer Entwicklung. Der Hamburger Kaufmann Fr. Aug. Lühdorf, welcher zwölf Jahre am Amur lebte, schreibt darüber Folgendes: „Die Hauptursache, welche der langsamen Entwicklung Nikolajewsks als Handelspunktes zu Grunde liegt, ist der lange Winter und wol auch der niedrige Stand des Wassers auf der Barre und das ohne Bugsirdampfer schwierige Fahrwasser in der Mündung. An der Mündung eines großen Flusses liegend, der als der einzige Kommunikationsweg den bevölkerten Plätzen Ost-Sibiriens dient, ist Nikolajewsk während mehrer Monate von der übrigen Welt abgeschnitten. Im Herbst friert der Amur bei Nikolajewsk zu, wenn sich auch auf den anderen Theilen des Flusses noch kein Winterweg gestaltet hat. Ebenso ist es im Frühjahr. In Chabarowka geht der Fluß und mithin die Schiffahrt gerade einen Monat früher auf als in Nikolajewsk, daher

geht die letzte Sommerpost aus Nikolajewsk am 15./27. September, worauf bis zu Anfang Dezember keine Verbindung stattfindet. Im Frühjahr geht die letzte Winterpost am 15./27. März ab und bis zur Eröffnung der Schiffahrt, welche in der Mitte des Monats Mai stattfindet, hört die Ankunft und der Abgang der Post auf, folglich findet während des Sommers nur eine Verbindung von circa vier Monaten mit der übrigen Welt statt und so ebenfalls im Winter. Dieselben Schwierigkeiten zeigen sich hinsichtlich der Verbindung mit der See. Der Liman des Amur wird erst gegen Ende Mai vom Eise frei, so daß Schiffe aus Nikolajewsk im Anfang Juni oder in den letzten Tagen des Mai hereinkommen oder abgehen können." Wie außerordentlich hinderlich oft die Eisverhältnisse hier werden, können wir an einem Beispiele erläutern.

Nach Vollendung seiner Amur-Reise wollte der Botaniker Maksimowitsch sich noch vor Einbruch des Winters weiter südlich von Nikolajewsk nach der Olga-Bai und nach Japan begeben. Als jedoch am 19. Oktober 1860 der Gouvernements-Schooner „Wostok" in See ging, hatte man es übersehen, ihn davon in Kenntniß zu setzen. Um Ruderer zur Ueberfahrt nach dem auf der Rhede liegenden Dampfer zu miethen, fehlte es ihm an Mitteln, und Matrosen wollte man ihm der Gefahr wegen nicht geben. Am 23. Oktober schiffte er sich endlich auf dem Dampfer „Swatoi Feodosji" ein; da ihm aber das Fahrwasser nicht gehörig bezeichnet war, so gerieth das Schiff nach einer Fahrt von nur 2 Meilen, noch im Angesichte Nikolajewsk's, auf eine Sandbank, auf welcher es eine ganze Woche lang ohne jede Hülfe verblieb, um alsdann nach Nikolajewsk zurückzukehren und nach Einnahme von Kohlen wieder auszulaufen. Unterdessen war die Nachricht eingetroffen, daß das ganze Haff mit Eis bedeckt und somit die Schiffahrt für dieses Jahr geschlossen sei. Bald darauf erfuhr Maksimowitsch zwar, daß an verschiedenen Stellen der Mündung noch vier Schiffe auf den Sandbänken lagen, die sich, sobald sie loskommen könnten, nach den südlicheren Häfen begeben wollten; wegen der dünnen Eisdecke konnte Maksimowitsch aber weder auf Hundeschlitten noch auf einem Boote zu ihnen gelangen, und er beschloß deshalb, längs des Ussuri mit Pferden weiter nach Süden zu reisen und so an den Olga-Hafen zu gelangen. Bedenkt man nun, daß dieser Zustand das halbe Jahr über dauert, so sind dies keineswegs erbauliche Aussichten für einen neuen Hafenplatz.

Wenige Meilen von dieser Stadt, zwischen Kap Tebach im Norden und Kap Pronge im Süden, tritt der Amur gegenüber der Insel Sachalin in den Tatarischen Kanal. Seine bewaldeten Ufer bleiben überall hoch; vor der Mündung liegen viele der Schiffahrt gefährliche Sandbänke. Hätte der Amur eine weiter südlich liegende Mündung, welch anderes Leben würde sich da auf ihm entwickeln und wie viel werthvoller würde diese Wasserstraße für den Absatz der reichen Landesprodukte sein! So aber ist Nikolajewsk einer der schlechtesten Häfen und verliert auch, seit in Castries-Bai, Olga-Bai und Victoria-Bai an der mandschurischen Küste die Schiffe anlegen können, immer mehr an seiner bisherigen Bedeutung.

Es erübrigt uns noch das Volk zu schildern, welches an der Mündung des Amur wohnt und sich von den tungusischen Stämmen am oberen und mitt-

leren Amur wesentlich unterscheidet. Die Giljaken nämlich, welche in Sitten und Gebräuchen allerdings manches Uebereinstimmende mit den Tungusen haben sind aber doch in ihrer Sprache wesentlich von diesen unterschieden. Ein Blick auf die Zahlwörter im Tungusischen (wie es bei Nertschinsk gesprochen wird) und im Giljakischen macht dies sogleich deutlich:

	Tungusisch:	Giljakisch:
Eins	omon	niun
Zwei	jur	morsch
Drei	ilan	tschiortsch
Vier	diggin	murtsch
Fünf	tongna	tortsch
Sechs	niungun	ngak.



Giljaken. Nach einer Originalphotographie.

Vor Allem unterscheidet den Giljaken ein stärkerer Bart von den benachbarten Mangunen, zu denen sie in Bezug auf den Charakter den geraden Gegensatz bilden. Sie haben grobe und strenge Gesichtszüge, ja der Blick zeigt Rohheit und Verwegenheit. Der Giljaken-Stamm suchte rauhe Gegenden auf und fand sie in der Nähe des Meeres, wo er sich an Punkten ansiedelte, deren unwirthbares Klima und unfruchtbarer Boden am wenigsten zu Niederlassungen einzuladen schienen. Man erzählt viel von ihrem wilden Charakter, von ihrem Blutdurst und der ungastlichen Aufnahme, welche die russischen Kolonisten fanden. In ihrem häuslichen Leben und in ihrer Kleidung gleichen sie jedoch

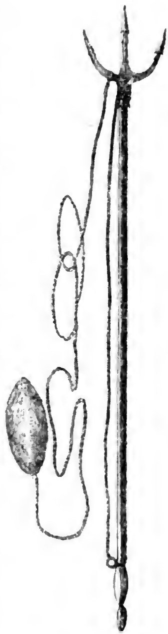
ganz den Golden und Mangunen; sie tragen dieselben Zöpfe und rauchen mit derselben Unermüdlichkeit ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters ihren heimischen Taback (Ginsi).

Da der Amur an seiner Mündung sehr fischreich ist, so sind die Giljaken auch naturgemäß auf den Fischfang angewiesen. Am interessantesten ist die Art und Weise, die sie beim Delphinfang beobachten. Nach dem Eisgange erscheint nämlich der weiße Delphin (Delphinus leucas), welchen die Russen Bjeluga, die Giljaken Pummi nennen, in großen Scharen an der Amur-Mündung. Truppweise zieht er bis 400 Werst flußaufwärts, wo er wegen seiner Größe und Menge Thran von den Eingeborenen als ein sehr schätzbarer Jagdgegenstand betrachtet wird. Da aber die Giljaken wegen schlechter Fanggeräthschaften dieses äußerst scheuen Thieres selten habhaft werden, so wird es als ein großer Festtag betrachtet, wenn ihnen der Fang eines Delphins gelingt.

Wenn bei frischem Winde der Amur mit rauschenden Wellen geht, so daß der Delphin beim Auftauchen an die Oberfläche die Annäherung eines Segelbootes nicht so leicht gewahrt, dann begeben sich die Giljaken auf den Fluß und segeln in dem tiefen Fahrwasser hin und her. Taucht nun wieder eine Bjeluga in der Nähe des Bootes auf, so wird ihr eine mit Widerhaken versehene Harpune in den Leib geworfen, worauf das Thier augenblicklich flußabwärts schießt. An der Harpune ist ein langer lederner Strick befestigt, an dessen Ende eine große, lufterfüllte Blase sich befindet, welche das Thier am Untertauchen hindert und seinen Weg im Wasser anzeigt. Abgemattet durch starken Blutverlust, ist der Delphin genöthigt, öfter an die Oberfläche zu kommen, um Athem zu holen, wobei er von den im Boote nachfahrenden Giljaken mit Bärenspießen zuletzt erstochen wird. Sobald der Delphin getödtet ist, binden sie demselben einen Strick um die Brustflossen und ziehen ihn damit nach ihren Wohnungen, wo er unter lautem Jubel empfangen wird. Alt und Jung stürzt schreiend und lärmend auf den erbeuteten Delphin zu, von welchem, einem alten Herkommen gemäß, Jedermann einen Antheil erhält. Noch darf Niemand seine Hand an das Thier legen, denn erst müssen die Schamanen ihre Zauberpossen damit treiben. Feierlich nahen sie und stecken dem Delphin einen großen Strauß Brennnesseln in das Spritzloch. Darauf kehren Alle in die Hütten zurück und die Schamanen beginnen ihren Lobgesang auf den glücklichen Fang, wobei sie entsetzlich auf die Tamburins schlagen. Nachdem dieser religiöse Akt beendigt ist, kehren Alle zum Delphin zurück, der von den Schamanen und ältesten Männern in einigen Minuten zerschnitten und vertheilt ist. Mit glückseligen Mienen wird der noch warme Thran getrunken. Ein Theil desselben wird in der ungeheuer großen Blase des Delphins aufbewahrt und als Leckerbissen zurückgelegt. Der von Fett und Fleisch gereinigte Schädel des Thieres wird von den Schamanen auf einem Baum aufgehängt und gilt als Talisman gegen böse Geister. Einen solchen Baum sieht man zuweilen ganz mit Schädeln behangen; gewiß ein sonderbarer Anblick.

Auch in anderen Arten des Fischfangs ist der Giljake sehr gewandt, und der Reichthum des Amur an Flossenthieren giebt ihm Gelegenheit, seine Geschicklichkeit anzuwenden. Wenn die Zeit, in welcher die Fische in den Fluß ziehen,

herannaht, dann versammeln sich die Giljaken von ganzen Ortschaften, siedeln sich an geeigneten Stellen des Amur-Ufers an, bauen sich Jurten aus Birkenrinde und daneben Gerüste aus Weidenruthen, die zum Trocknen der gefangenen Fische dienen. Letzteres Geschäft besorgen Weiber und Kinder. Die eingesalzenen und getrockneten Fische werden in besondere, auf Pfählen erbaute Vorrathshäuser gebracht, um gegen den Einbruch von Hunden, Füchsen und Ratten geschützt zu sein. Es giebt mehrere Fangmethoden, mit deren Hülfe eine unglaubliche Menge Fische gefangen und für den Winter aufbewahrt werden. Ende Juni erscheint die erste Lachsart, welche von den Russen Gorbuschka (Höckerfisch, Salmo gibbosus), von den Giljaken Tängitscho genannt wird, und überfüllt den Amur sowie die kleinsten Nebenflüsse und Bäche in so dicken und kompakten Scharen, daß sie den Boden der kleineren Flüsse förmlich bedecken; dabei zieht der Fisch meilenweit in kleine Waldbäche, wo er eine willkommene Nahrung für Bären und andere Raubthiere darbietet. Der Bär bedient sich einer ganz einfachen Fangmethode, indem er, im Bache sitzend, mit den Vordertatzen die vorüberziehenden Fische aufs Land wirft, um sie später mit Gemüthsruhe zu verzehren. Die Gorbuschka erreicht eine Länge von anderthalb Fuß und zieht bis Ende August durch die Ströme und Bäche. Je weiter sie in den Flüssen hinaufkommt, desto mehr buckelige Auswüchse bilden sich auf ihrem Rücken, sodaß Fische, welche ihren Laich schon abgelegt haben, ein sonderbares Aussehen bekommen; dabei wachsen ihnen auch die Kieferspitzen und Zähne ungemein lang hervor und durch Abnutzung an den Steinen verlieren sich die Schuppen. Vergleicht man daher eine im Juni in den Amur getretene Gorbuschka mit einer im August in demselben Strome gefangenen, so glaubt man zwei ganz verschiedene Fische vor sich zu haben. Hat der Fisch seinen Laich abgelegt, so wird er ganz ermattet und an manchen Stellen zu Tausenden vom Strome ausgeworfen, wo er dann in Fäulniß übergeht und die Luft verpestet. Wegen ihrer Zartheit taugt die Gorbuschka nicht zum Einsalzen, vielmehr wird sie meistens getrocknet und als Hundefutter verwendet. Größer ist eine andere Lachsart (Salmo Proteus), welche eine Länge von zwei bis drei Fuß erreicht und von den Russen Kita, von den Giljaken Luhitscho genannt wird. Sie beginnt ihren Zug erst im August und heißt darum auch der Herbstfisch. Die Kita wird eingesalzen.


Harpune. Nach Maack.

An heißen, hellen Sommertagen begiebt sich der Giljake, wenn er gerade nichts Besonderes zu thun hat, eine dreizackige Harpune an langem Stabe mit sich führend, in einer sogenannten Omorotsche aus Birkenrinde auf die stilleren Nebenarme des Amur, wo viele Wasserpflanzen wachsen und Hechte

und ähnliche Fische häufig vorkommen. Er besitzt dabei eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, nach der Wallung des Wassers die Aufenthaltsstelle des Fisches, ohne ihn wirklich zu sehen, berechnen zu können, wobei er mit seiner Harpune nach diesem Platze sticht und selten den Fisch verfehlt.

Noch ehe die Gorbuschka und Kita erscheinen, steigt nach dem Eisgange der Stör in großer Menge in die Mündung des Amur, und mit ihm kommen noch andere Arten seines Geschlechtes: die Kaluga (Accipenser amurensis), die über zehn Centner schwer wird, der Schrenck'sche Stör und der Sterlet. Zum Fange bedienen sich die Giljaken großer Netze, die aus den Fasern der gewöhnlichen Brennessel gefertigt sind. Weit schwieriger ist der Fischfang im Winter, wenn der Amur vom Eise bedeckt ist. Dann hauen die Giljaken tiefe Löcher in die gefrorene Decke des Flusses und bringen mittels Stricken und Stangen die Netze unter dem Eise an. Der untere Rand der Netze ist mit Steinen beschwert, denen zufolge das Netz am Boden wie eine Wand steht. Durch Aufziehen der Netze fühlt man, ob sich Beute darin befindet. Wegen der Schwierigkeit dieses Fanges treiben die Schamanen, die sich gern in Alles mischen, auch hierbei ihr Wesen; es darf dann kein Giljak unter irgend einer Bedingung während der Fischzeit Feuer aus seiner Hütte tragen, nicht einmal eine angezündete Pfeife darf über die Schwelle kommen.

Von großer Wichtigkeit für den Lebensunterhalt der Giljaken sind auch verschiedene Robben- und Seehunds-Arten, welche die Mündung des Amur und die nahe gelegenen Meeresküsten bevölkern. Die Felle werden vielfach verbraucht, z. B. zum Bekleiden der Schneeschuhe, zur Verfertigung von Kleidern und zur Zubereitung von Riemen. Der braungelbe Siwutsch oder Seelöwe wird zehn Fuß lang und hat eine weiße Kreuzbinde über der Brust. Sein Fang verlohnt sich schon der Mühe. Da er dumm und neugierig ist, so läßt er die Giljaken, wenn er sich am Lande sonnt, ganz nahe kommen und wird dann mit Spießen und Knüppeln erlegt.

Viel schlauer sind einige kleine Robben-Arten, deren Fang einen hohen Grad Gewandtheit erfordert. Zur Sommerzeit, an hellen, warmen Tagen, kommen diese Thiere weiter in den Fluß hinauf. Dann legt der Giljake einen großen Balken, etwa 200 Schritt vom Ufer entfernt, auf einer seichten Stelle an einem großen Stein vor Anker. Eine aus vielen Stücken zusammengesetzte und mit einer scharfen Spitze versehene Stange reicht vom Lande bis zum Balken hin, an welchem sie mit Lederriemen angebracht ist. Der Seehund, der zur Mittagszeit gern im stillen Wasser verweilt, kriecht auf den Balken, um sich dort zu sonnen. Diesen Augenblick paßt der am Lande im Gebüsch versteckte Giljake ab und stößt dem Thiere die mit einem Widerhaken versehene scharfe Spitze in den Leib, ja manchmal erlegt er ihn auch mit Bogen und Pfeil.

Die Giljaken sind nicht nur gute Fischer, sondern auch tüchtige Jäger. Namentlich verstehen sie den Bären, der bei ihnen Kote heißt, fangen. Derselbe wird bei ihnen als eine Gottheit verehrt und spielt bei den Bärenfesten eine Hauptrolle, was jedoch keineswegs verhindert, daß Meister Braun schließlich verzehrt wird. Zu den Festen fangen die Giljaken junge Bären, welche sie dann mehrere Jahre lang in einem Holzverhau mit Fischen füttern und mästen.

Bei etwaigem Mangel an jungen Bären machen sie sich aber auch über die erwachsenen her, wobei es jedoch ohne Blutvergießen und Ohrfeigen von Seiten des ergrimmten Bären selten abgeht. Zu diesem Fange begeben sich zehn bis zwölf starke Giljaken auf Hundeschlitten, welche mit Stangen, Stricken und Spießen beladen sind, im Januar nach der bereits früher aufgespürten Winterwohnung des Bären, bei welcher die Stricke und Stangen in Bereitschaft gelegt werden, und einige Schamanen tragen dem schlafenden Bären gar liebliche Lieder vor.

Wenn der Bär sich hierdurch nicht bewegen läßt, aus seinem Verstecke herauszukommen, so wird ihm durch ein paar tüchtige Rippenstöße kundgegeben, daß seine Anbeter ihn zu schauen wünschen. Da er nun dieser Aufmerksamkeit gewöhnlich Folge leistet und herauskommt, wirft sich die ganze Gesellschaft über den Gott her, und ehe der schlaftrunkene Bär Zeit hat, seine Verehrer zu besichtigen, ist er wie ein Wickelkind an Beinen und am ganzen Körper umschnürt und umbunden. An einer dicken Stange festgeschnallt, wird er auf einen leeren Schlitten geladen. Gewöhnlich hat der Bär aber doch noch so viel Zeit, um dem einen oder anderen seiner Anbeter ein Stück Kopfhaut abzureißen. Der hiervon Betroffene ist jedoch keineswegs sehr betrübt, sondern freut sich vielmehr seines angeblichen Mißgeschickes, da die von Bären Verwundeten in hohen Ehren gehalten werden und als tapfere Leute gelten.

Am liebsten packen aber die Giljaken ein altes Weibchen, welches gewöhnlich mit den ein- bis zweijährigen Jungen den Winterschlaf hält. Die Alte wird dann erstochen, während man die Jungen für die Feste aufzieht. Nachdem der Bär glücklich auf den Schlitten geladen ist, wird er mit großem Triumphe nach Hause gefahren und in ein fertiges Balkenhaus gesteckt. Die Bärenfeste finden dann im Januar, Februar und März statt. Da es beinahe in jedem Dorfe Bären giebt, so fallen im Winter auch viele Feste vor. Aus Nah und Fern eilen dann gute Freunde und Nachbarn herbei und bringen Fische oder andere beliebige Eßwaaren mit.

Wenn die ganze Gesellschaft versammelt ist und der Vollmond am Himmel steht, dann beginnen die Schamanen ihre feierlichen, aber kläglich lautenden Lieder, nach deren Absingung der Bär von dem ältesten Schamanen aus seinem Gefängniß herausgeholt und, begleitet von Gesang und Paukenschlag, in allen Jurten umhergeführt wird, die zur Feier des Tages mit Hobelspänen verziert sind. In einer der größten Jurten bleibt er dann über Nacht in einem hölzernen Gestelle, das über dem Feuerherde erbaut ist.

Die Giljaken selbst verbringen die Nacht mit Essen und Trinken, wobei die leckersten Speisen, wie Fischthran und Beeren sowie warmer Reisbranntwein, in Menge verbraucht werden. Bei den Saufgelagen sitzen sämmtliche Gäste mit untergeschlagenen Beinen um die auf eine Kiste gestellte Arakbowle und unterhalten sich mit sehr tiefsinnigen Gesprächen. Statt Pokal dient ihnen ein chinesisches Trinkgefäß, welches, kaum größer als ein Fingerhut, fleißig die Runde macht und zuletzt dennoch seine Wirkung nicht verfehlt. Die Weiber und Kinder werden dabei auch nicht vergessen.

Am folgenden Morgen wird auf einer schon früher auf dem Eise eingerichteten Bahn mit Schlitten, an welche die besten Hunde angespannt sind, um die Wette gefahren; der Bär, auf einem Schlitten recht breit sitzend, hat ebenfalls die Ehre, an diesem Vergnügen mit Theil zu nehmen. Nun aber ändert sich die Scene, indem der bisher gefeierte zottige Waldkönig an einem im Eise eingerammelten Pfahl angebunden wird. Die hoffnungsvolle giljakische Jugend fährt nun, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, auf Schlitten an dem Gotte vorbei, wählt ihn als ihr Ziel und spickt ihn dermaßen mit Pfeilen, daß er schließlich wie ein unförmliches Stachelschwein aussieht.

Zuletzt erbarmen sich seiner einige alte Zauberkünstler und geben ihm mit Spießen vollends den Gnadenstoß, worauf er abgehäutet, sein Fleisch zerschnitten und vertheilt wird. Unter Prassen und Saufen endigt das Fest, von dem sich Jeder vergnügt nach Hause entfernt.

In mancher Beziehung sind die auf der Insel Sachalin wohnenden Giljaken von denen des Festlandes verschieden und weichen, wie Schrenck bezeugt, in der Sprache von jenen etwas ab. Ein japanischer Reisender, Mamia Rinso, der sie besuchte und dessen Berichte v. Siebold mittheilt, erzählt, daß unter ihnen die Vielmännerei vorherrscht. Auch sind sie abergläubischer als alle tungusischen Stämme am Amur, und die Erscheinung eines Tigers, der sich selten bis in ihr Gebiet verliert, bedeutet Uebles. Die Ueberreste eines Menschen, der von einem Tiger zerfleischt wurde, werden an Ort und Stelle ohne weitere Feierlichkeiten eingescharrt. Sonst werden die Leichen verbrannt und über der Asche ein kleines Häuschen errichtet. Der Lieblingshund des Verstorbenen, den man vorher fett gemästet hat, wird auf dem Grabe geschlachtet und die Seele des Dahingeschiedenen, welche bis dahin im Hunde wohnte, hierdurch befreit, wandert in den Himmel. Kleine Opfer von Fischen, Tabak und ähnlichen Dingen werden zeitweilig auf dem Grabhäuschen dargebracht, das jedoch nach Verlauf von zwei Jahren fortgeräumt wird.

Die bisherigen Schilderungen zeigen uns den Amur im Sommerkleide. Ist schon während der warmen Monate die Reise stromabwärts nicht ohne Beschwerden, so steigern sich diese im Winter, wenn Eis den Fluß bedeckt, zu wirklichen Gefahren, welche das Leben der Reisenden bedrohen. Die schwierige Fahrt stromauf unternahm Maack, und wir knüpfen, nachdem wir den Reisenden in Mariinsk verlassen, hier wieder an seine Schilderung an.

Am 14. August brach Maack nach kurzem Aufenthalt in Mariinsk wieder auf, um die Rückreise anzutreten. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit wollte er den Amur hinaufgehen, um noch Irkutsk vor Ablauf des Herbstes zu erreichen, da die Route über Ajan und Ochotsk wegen einer infolge des orientalischen Krieges im Meere kreuzenden englisch-französischen Flotte damals nicht ohne Gefahr war, und er über Fort Udsk (am Ud-Flusse, welcher ins Ochotskische Meer fällt) und Jakutsk nicht gehen konnte, weil er für seine Leute und das Gepäck zu viel Renthiere gebraucht haben würde.

Er schlug daher in Mangun-Booten und von Kosaken eskortirt denselben Weg wieder ein, den er gekommen war. Die Fahrt ging gegen den Strom und die Fortschritte der Expedition waren nur sehr gering. Starke Regengüsse

traten ein; die Morgen waren kalt und nebelig, die Sonnenstrahlen hatten ihre Kraft verloren. Gelb hing das Laub an den Bäumen und in großen Scharen zogen die Vögel gen Süden, wärmeren Himmelsstrichen zu. Der Herbst war da, und mit raschen Schritten näherte sich der Winter. Ein Monat war während der Wasserfahrt verstrichen, da zeigten sich die Bureja=Berge den Reisenden, und als sie in das Gebiet dieses Gebirges kamen, das wir durch Radde bereits näher kennen, stellten sich auch die ersten Fröste ein. Es war nun keine Rede mehr davon, Irkutsk vor dem Winter zu erreichen. So kam man am 29. September vor der mandschurischen Stadt Aigun an, von der ab noch 800 Werst bis nach Ust=Strelka zurückzulegen waren. Da Maack überzeugt war, daß in dieser Zeit der Strom zugefroren sein würde, so entschloß er sich, den chinesischen Gouverneur um die Erlaubniß anzugehen, seine Reiseroute quer durch die Mandschurei nach dem russischen Grenzposten Zuruchaitui am Argun nehmen zu dürfen.



Gegend bei Dere am Amur. Nach R. Maack.

Der Amban empfing Maack ziemlich gnädig, ließ ihm einige Säcke mit Hirse, zwei Säcke Mehl, ein Schwein und vierzig Krüge Branntwein reichen, schwatzte viel von den freundschaftlichen Beziehungen Rußlands zu China, verweigerte aber doch schließlich die Fahrt durch die Mandschurei und meinte ironisch, Maack könne ja Aigun auf dieselbe Weise verlassen, wie er gekommen sei. Unser Reisender war daher genöthigt, wieder vorwärts zu gehen, obgleich er sich nicht verbergen konnte, daß ihm große Gefahren bevorständen. Am 3. Oktober zeigten sich schon Eisschollen auf dem Amur, und am 4. war der Fluß dergestalt damit bedeckt, daß von einem Weiterschiffen keine Rede sein konnte.

Noch waren circa 700 Werst bis Ust-Strelka, und in den öden Landstrichen, abgesehen von allen anderen Gefahren, war an die Erlangung von Nahrungsmitteln nicht zu denken. Was blieb zu thun übrig? In dieser kritischen Lage sandte Maack einen Offizier und einen Kosaken durch die Eisschollen mit einem Boote nach Aigun zurück, um nochmals dringend um die Erlaubniß nachzusuchen, nach Zuruchaitui gehen zu dürfen.

Maack und seine zurückgebliebenen Gefährten entschlossen sich unterdessen, nachdem sie die Boote verlassen hatten, kleine Schlitten zu bauen, mit denen sie durch die „Saberechi" fahren konnten. Mit diesem Worte bezeichnet man in Sibirien die Eislager, welche sich an den Ufern der Flüsse bilden, bevor der Fluß ganz zugefroren ist. Da diese Arbeit einige Tage erforderte, so baute man am Gestade eine kleine Hütte, in welche die Lebensmittel und Reiseeffekten gebracht wurden. Ein Theil der Kosaken ging zum Holzfällen in den Wald, während ein anderer sich auf die Rehjagd und den Fischfang begab. Letzteres geschah auf eine eigenthümliche Weise. Der Amur bildet an dieser Stelle eine kleine Bucht, die mit dünnem, klarem Eise, durch welches man die Fische deutlich erkennen konnte, zugefroren war. Die Kosaken schlugen nun wiederholt mit einem hölzernen Hammer auf die Eisdecke; hierdurch wurden die Fische betäubt und ließen sich durch ein Loch im Eise leicht ergreifen. Diese Art von Fischfang heißt Tschekutschenie, von dem russischen tschekutscha, der Hammer, und wird an den meisten sibirischen Flüssen ausgeübt, ist aber nicht frei von Gefahr, denn da das Eis dünn sein muß, so ist der Fischer dem Durchbrechen leicht ausgesetzt.

Die Stelle, an welcher die Reisenden ihre Hütte aufgeschlagen hatten, heißt Kerlang. Ein kleiner Bach fällt hier in den Amur, und das von ihm durchströmte Thal ist aus Thonschiefer gebildet, dessen Schichten deutlich gehoben sind. Das Ufer in dieser Gegend zeigt auch noch verschiedenartige plutonische Gesteine, die alle zu Tage stehen und gut beobachtet werden können. Bei Miata (50 Grad 26 Minuten n. Br. und 127 Grad 10 Minuten östl. Länge von Gr.) entdeckte Maack große Stücken Steinkohle, und indem er diese verfolgte, kam er zu dem einen Fuß dicken Ausbisse eines Steinkohlenlagers. An derselben Stelle wuchs auch die Maximowitschia amurensis in großer Menge; ihre röthlichen, wie Trauben gestalteten Früchte waren reif und schon vom Froste gerunzelt. Unser Reisender nahm eine große Menge davon mit nach Petersburg, wo die Samen aufgingen und die jungen Pflanzen prächtig gediehen. Als Maack seinen Reisebericht schrieb, war einer der Büsche schon über eine Elle hoch.

Die Ebene, die sich nicht fern von der Hütte der Reisenden hinzog, zeigte Spuren eines frischen Brandes und war mit Haselnußstauden (Corylus heterophylla) bedeckt, die vom Rauche geschwärzt waren; auf der Erde, zwischen den verkohlten Kräutern lagen die durch den Brand abgefallenen Nüsse, welche den Kosaken recht gut mundeten. — Am 8. Oktober waren die Schlitten fertig und Maack machte eben Anstalten zur Abreise, als ein Kahn bei ihnen ankam, in welchem ein Unteroffizier mit sechs Kosaken saß, welche von Gorbitza an der Schilka nach Mariinsk fahren wollten und bei der Unmöglichkeit, wegen der Eisschollen weiter vorzudringen, sich mit unserem Reisenden vereinigten.

Fast zu gleicher Zeit kamen zwei chinesische Beamte an, die von Aigun herbeigeeilt waren, um den Amban bei Maack wegen seines früheren Verfahrens zu entschuldigen; sie baten ihn zugleich dringend, nach Aigun zurückzukehren, wo er alle Mittel zur Weiterreise erhalten sollte. Mit großer Freude wurde dies Anerbieten ergriffen, um so mehr, weil Maack ernstlich krank geworden war. Aber auf welche Weise war Aigun zu erreichen? Es blieb kein anderer Ausweg offen, als sich wieder den Kähnen anzuvertrauen, die nun reparirt und beladen werden mußten, worüber noch ein Tag verging.

Der Amur rauschte, mit einer ungeheuern Menge Eisschollen bedeckt, mächtig flutend dahin, und donnernd krachten die Schollen an die schwachen Kähne. Mehrere wurden leck und die Reise blieb nicht ohne Gefahr. So verfloß der 9. Oktober. Am Abend wurde bei Miata Halt gemacht und am anderen Tage die Reise fortgesetzt. Da es unmöglich war, noch vor Abend Aigun zu erreichen, so wurde auf Vorschlag des mandschurischen Führers in einem Dorfe am rechten Amur-Ufer Nachtquartier genommen. Beim Passiren der Mündung der Seja wuchs die Gefahr, denn dort versperrten große Eislager, die sich auf den Untiefen abgesetzt hatten, das Fahrwasser. Zwischen ihnen waren nur kleine Gerinne frei, durch die das Wasser, bedeckt mit kleineren Schollen, mit furchtbarer Gewalt und Schnelligkeit hindurchtobte. Wiederum wurden die Kähne leck, aber die Kälte war so furchtbar, daß das Wasser beim Eindringen sogleich gefror und auf diese Weise das Leck selbst stopfte. Oft mußte das Eis mit Beilen durchgehauen werden, selbst im Angesichte Aiguns noch, wo eine Menge neugierigen Volkes am Ufer stand und die Fremden erwartete. So war der 11. Oktober herangekommen, ehe man wieder den Fuß ans Land setzen konnte. Maack war so krank, daß er nicht selbst kommen konnte und sich durch Sondhagen vertreten ließ. Man wies den Reisenden ein Haus an und eröffnete ihnen, daß zum Gouverneur nach Zizikar (im Innern der Mandschurei am Nonni, dem Nebenfluß des Sungari, gelegen) geschickt worden sei, um die Erlaubniß für sie zur Landreise nach Zuruchaitui zu erwirken.

Die Fusa oder Fangsa, das mandschurische Haus, welches die Reisenden bewohnten, lag im südlichen Theile der befestigten Stadt und bestand aus zwei Gemächern, die durch einen Gang von einander getrennt waren. Die sehr großen Fenster hatten Papierscheiben. Rings um das Zimmer lief ein großer Ofen herum, der zugleich als Divan und als Bett diente. An den Wänden hingen Anzeigen auf verschiedenfarbigem Papiere mit chinesischen und mandschurischen Schriftzeichen, und ein Bild, das einen Sieg der Mandschu verherrlichte. Die Luft zog ungehindert durch das ganze Zimmer, da ihr das Papier keinen Widerstand entgegensetzte. Trotz des Ofens, der sehr stark geheizt wurde, froren die Reisenden, besonders der schwer erkrankte Maack. Auf diese Weise erschien ihnen ihre Behausung nichts weniger als angenehm, um so mehr, als sie darin tausend kleinen Quälereien der Mandschu ausgesetzt waren, die Alles sehen und untersuchen wollten. Vor der Wohnung waren Schildwachen aufgestellt, die jedoch nicht weniger neugierig als ihre Landsleute waren; denn sahen sie spät noch Licht im Zimmer, so machten sie ungenirt ein Loch mit dem Finger in die Papierfenster und beobachteten die Reisenden.

Der Aufenthalt Maack's in Aigun verlängerte sich vom 11. Oktober bis zum 12. November. Einige Tage nach seiner Ankunft ließ sich der Amban bei ihm anmelden. Er erschien, von einigen Beamten begleitet, die respektvoll an der Thür stehen blieben, bis der Gouverneur sich auf ein Kissen niedergelassen hatte, das zwei Knaben auf den Ofen legten. Der Amban war schwarz gekleidet, ziemlich hager und bei Jahren. Seine Gesichtszüge hatten etwas Ehrwürdiges, waren voll Ausdruck und nicht ohne Feinheit. Nachdem er einige Höflichkeitsphrasen vorgebracht und sich nach Maack's Gesundheit erkundigt hatte, ließ er die für letzteren bestimmten Geschenke herbeibringen, die aus nichts Geringerem als einem Schwein und einer Flasche sehr guten Weines bestanden, welcher dem kranken Maack vortrefflich mundete. Hierauf entschuldigte sich der Amban wegen der vor der Thür aufgestellten Schildwachen und bemerkte, daß er hierin nur der gesetzlichen Vorschrift folge. — Sollte es den Reisenden an Lebensmitteln fehlen, so möchten sie sich nur an die ihnen beigegebenen Mandschu-Beamten wenden, welche Auftrag erhalten hätten, sie mit allem Nöthigen zu versorgen. Für Herrn Maack's Krankheit, schloß der Amban seine Rede, wolle er ihm einen in der Heilkunst wohlbewanderten Lama senden.

Die beiden zu Maack's Verfügung stehenden Beamten, Namens Iltong und Ogdschingbo, oder abgekürzt Iloe und Oloe — es ist unter den Mandschu Sitte, die Namen eigenthümlich abzukürzen, indem man den Anfangsbuchstaben desselben vor das Wort Loe, d. i. Herr, setzt —, verhinderten durch ihre allzugroße Wachsamkeit, daß Maack genaue und ausführliche Nachrichten über Aigun einzuziehen vermochte; trotzdem aber gelang es dem Topographen Sondhagen, den Plan eines Theiles der Stadt zu entwerfen. Die Konstruktion des Forts legte ein deutliches Zeugniß ab, daß die Befestigungskunst der Chinesen hier noch in den Kinderschuhen stand. Jede Seite des viereckigen Forts besteht aus einer doppelten Palissadenreihe, deren Zwischenraum mit Erde ausgefüllt ist. Im Innern stehen die Gerichtshäuser, das Haus des Amban und einige Tempel.

Am 19. Oktober fiel der erste Schnee, der jedoch bald wieder schmolz, während ein zweiter Schneefall am 26. desselben Monats die Erde mit einer dicken Decke dauernd überzog. An diesem Tage langte auch von Zizikar eine keineswegs günstig lautende Antwort an, indem der Gouverneur dieser Stadt sich nicht für berechtigt hielt, Maack die Erlaubniß zur Reise quer durchs Land zu ertheilen, und wegen dieses außerordentlichen Falles erst nach Peking berichtet hatte. Obwol die Reisenden hierdurch in die unangenehme Lage geriethen, einige Wochen in Geduld ausharren zu müssen, so wurden sie indessen sehr angenehm durch den Besuch eines Landsmannes überrascht. Der Kosaken-Offizier Suchotin war als Kurier auf dem Wege von Mariinsk nach Irkutsk schon vor einigen Tagen in Aigun angekommen; allein die Mandschuren hatten absichtlich diese Ankunft geheim gehalten, und Maack wurde von seiner Anwesenheit nur durch einen Zufall in Kenntniß gesetzt. Bei einem Besuche, den Maack dem Offizier machte, fand er auch Gelegenheit, einen Theil der Stadt kennen zu lernen, ungeachtet die Beamten ihn daran zu verhindern suchten und ihn durch die ödesten Straßen, aus dem Thore hinaus und auf allerhand Abwege führten. Längs des Flusses lief eine lange und breite Straße hin, in welche

mehrere kleinere einmündeten. Die Häuser zeigten nichts Bemerkenswerthes; sie glichen denen anderer chinesischer Städte, waren mit Lehm beworfen und enthielten Verkaufsläden. Ueber den Läden waren chinesische und mandschurische Zeichen und Schilder angebracht, oder statt dieser Matten, auf die man Drachen und Papierfiguren geklebt hatte, welche den Straßen ein sehr originelles Ansehen verliehen; quer über die Gassen hingen an Stricken die Laternen, wider alles Erwarten aber war es ziemlich todt in der Stadt. Die in schwere Seide gekleideten Kaufherren saßen ernsthaft vor ihren Läden und rauchten in Erwartung der Käufer schweigend ihre Pfeifen. In einigen Buden machten Mandschu-Frauen, die sich jedoch bei Annäherung der Europäer versteckten, ihre Einkäufe.

Am 12. November endlich traf von der kaiserlichen Regierung in Peking die Weisung ein, die Reisenden möchten in Aigun überwintern und nach dem Eisgang den Fluß hinauffahren; da aber der Amban Maack's unumstößlichen Entschluß, trotzdem seine Reise weiter fortzusetzen, gewahrte, so nahm er die Gefahr auf sich, dem kaiserlichen Befehl ungehorsam zu sein und Maack mit allen zur Reise nothwendigen Bedürfnissen zu versehen, und als der Tag der Abreise kam, war der Hofraum vor Maack's Hause mit allen möglichen Dingen überfüllt. Da die Reise bis Ust-Strelka mindestens sechs Wochen erforderte und die Expedition aus zweiundzwanzig Mitgliedern bestand, so mußte man bei der Verproviantirung vorsichtig verfahren. Während des ganzen Aufenthaltes in Aigun hatte man Maack und allen seinen Leuten die Lebensmittel unentgeltlich geliefert, und außerdem sandte der Amban zum Abschiede Fleisch, Branntwein und einen pyramidenförmigen Kuchen. Siebzehn Pferde wurden vor die Schlitten gespannt und am 12. November setzte sich die Karawane in Bewegung.

Da der Weg durch die Mandschurei förmlich untersagt war, so konnte man nur den Amur aufwärts vordringen. Ziemlich schnell und ohne Abenteuer gelangte man zum Posten Ulussu-Modon, wo der Amur eine schlangenförmige Krümmung macht, welche durch einen Richtweg in zwei Stunden über Land abgeschnitten ward, während die Reise längs der Flußufer mindestens einen Tag in Anspruch genommen hätte. Am 23. November ward die Mündung der Kumara erreicht, welche von der Rechten in den Amur fällt. Die Landschaft war öde und verlassen, die Kälte nahm merklich zu, stieg bis zu — 25 Grad R. und machte, im Verein mit einem stürmischen Nordwind, die Reise sehr beschwerlich. Die Leute marschirten zu Fuß und machten nur ein Mal täglich Halt. Am 14. November wurden die Sagajan-Berge überstiegen, wobei die Mühseligkeiten beträchtlich zunahmen. Ueberall lag der Schnee ellentief, in welchen die Pferde bis zur Brust einsanken. Die armen Thiere hatten furchtbar auszustehen, nur langsam schleppten sie die Schlitten fort, die dabei noch schwer beladen waren. Alles ertrugen sie mit Geduld, hielten aus, so lange sie konnten, und brachen dann todt zusammen. Dazu gesellte sich mit dem Ausgehen der Lebensmittel ein neues Unglück, und außer etwas Hirse blieb nur das Pferdefleisch übrig. Als Maack seine Kosaken von Tage zu Tage hinfälliger werden sah, entschloß er sich, seine Marschroute zu ändern, und erreichte am 8. Dezember das Manegerdorf Koikukan, das, 185 Werst von den Sagajan-Bergen entfernt, an dem Flusse gleichen Namens liegt. Hier blieb er mit

seinem ganzen Gepäck und zwei Kosaken zurück, um Hülfe von Ust-Strelka zu erwarten. Den Rest der Karawane schickte er unter Sondhagen's Leitung mit den nur leicht beladenen Pferden direkt nach dem genannten Orte.

Maack blieb nun zwei Wochen lang allein in dem aus nur neun Jurten bestehenden Dorfe Koikukan, wo er die Wintersitten der Manegren studiren konnte. Endlich, am 22. Dezember, kamen drei Kosaken mit den nöthigen Lebensmitteln und elf Packpferden an, und am 30. Dezember traf Maack, glücklich, die Leiden überstanden zu haben, in Ust-Strelka ein.

Seit den größeren wissenschaftlichen Expeditionen Maack's und Radde's haben die Russen keineswegs die Untersuchung des Amur-Stromes und seiner Nebenländer unterbrochen, sondern vielmehr rüstig fortgesetzt. Namentlich hat sich hierin der sibirische (Irkutsker) Zweigverein der Petersburger Geographischen Gesellschaft ausgezeichnet. Die chinesischen Behörden, welche das Uebergewicht Rußlands fühlen, zeigen sich auch weit gefügiger als früher. Maack vermochte es nicht, von Aigun nach Zuruchaitui am Argun quer durch die Mandschurei vorzudringen, ein Unternehmen, was im Jahre 1865 dem Fürsten Peter Alexjewitsch Krapotkin gelang, indem er die umgekehrte Route von Zuruchaitui bis zur chinesischen Stadt Mergen und von da bis Blagowjeschtschensk einschlug. Demselben kühnen Reisenden, der für seine Forschungen von der russischen Geographischen Gesellschaft am 31. Januar 1866 mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, gelang es auch, den Sungari aufwärts bis zur Stadt Girin vorzudringen, während Maksimowitsch nur bis in die Nähe von Sian-sin und der Missionär Franclet den Fluß abwärts reiste.



Mangun-Kinder. Nach R. Maack.



Boot der Golden auf dem Sungari. Nach R. Maack.

7. Die mandschurischen Zuflüsse des Amur: Sungari und Ussuri.

Die Mandschurei. — Das Chingangebirge. — Vulkangebiet Ujun=Choldongi-Klima. — Vegetation. — Bevölkerung. — Der Sungari. — Wichtigkeit desselben für China. — Die Grenzwache. — Maksimowitsch' Reise bis in die Nähe von Sian=sin. — Missionar Franclet. — Wanderung längs der großen Mauer. — Girin. — Sarghandlungen. — Die Barke Sain=Gisun. — Fahrt auf dem Sungari. — Aufenthalt in Sian=sin. — Furchtbare Ueberschwemmung. — Krapotkin's und Schilkowsky's Reisen auf dem Sungari. — Palladius. — Die Golden. — Fahrt auf dem Amur. — Golden=Dörfer. — Götzenpfähle. — Tigergeschichten. — Der Ussuri. — Reise de la Brunière's. — Sian=sin. — Landweg nach dem Ussuri. — Chinesen und Golden. — Geisterbeschwörungen. — Venault's Reise. — Friedensvertrag mit den giljakischen Mördern. — Wenjukow geht den Ussuri aufwärts. — Ginseng=Plantagen. — Goldsucher. — Uebersteigung des Küstengebirges. — Kolonisation am Ussuri. — Die mandschurische Küstenlandschaft. — Das Gebirge Sichota=Alin. — Castries=Bai und Alexandrowsk. — Die Bucht Peters des Großen und Wladiwostok. — Vorgeschichtliche Alterthümer. — Possietbai. — Klima der Küstenlandschaft. — Vegetation. — Seekohl. — Die Bevölkerung. — Zukunft.

Während der russische Theil des Amurgebietes ein Bild menschenarmer Oede darbietet, in der, entlang der belebenden Ader des Stromes, einem dünnen Faden gleich, die Linie russischer Ansiedler sich zwischen den weichenden Eingeborenen hinzieht, treffen wir auf der südlichen, chinesischen Seite auf ein weit kultivirteres und stärker bevölkertes Gebiet. Von der Mandschurei, deren Größe auf 15,000 Quadratmeilen angenommen wird, gehören fünf Sechstel dem Becken des Amur an, der aus ihr seine bedeutendsten Zuflüsse, den Sungari und Ussuri, erhält. Auf 60,000 Seelen schätzt man die Bevölkerung des russischen Amurgebietes, über 12,000,000 beträgt jene der Mandschurei. Der Kulturschwerpunkt der Amurlande liegt jetzt noch im chinesisch gebliebenen Theile derselben, wo Handel und Wandel gedeihen, blühende, volkreiche Städte an schiffbaren Strömen liegen und ein wohlunterhaltenes Straßennetz das mannichfach gegliederte Land durchzieht.

Zwei wichtige Gebirge, der große Chingan und der Schan-Alin, bestimmen die topographische Gestaltung der Mandschurei; der erstere im Osten, der letztere im Westen gelegen. Der Chingan, der eine Höhe von etwa 2000 Meter erreicht, schiebt sich in seinem nördlichen Theile zwischen den schon erwähnten (S. 24) Quellstrom des Amur, den Argun, und den Nonni, einen Nebenfluß des Sungari, ein, wobei er zuweilen die ganze 50 Meilen breite Fläche ausfüllt. Steile Felsengehänge charakterisiren seinen Rand, während der Rücken eine flache, sumpfige Bodenfläche bildet. Ungeheuere Wälder bedecken den ganzen Rücken und nicht blos die östliche, mandschurische, sondern auch die westliche, mongolische Seite desselben und sind die Beförderer der reichlichen Quellen, die dem Gebirge entströmen und zu großen Flüssen zusammenrinnen.

Im Osten der Mandschurei, die Grenze gegen Korea und einen Theil der russischen Küstenprovinz bildend, treffen wir auf das wichtigste Gebirge des Landes, Schan-Alin, die Weißen Berge (auch Tschan-bo-schan), welches bereits durch seinen Namen andeutet, daß seine Gipfel in die Region des ewigen Schnees reichen. Noch kaum erforscht, nimmt man an, daß es in seinen höchsten Spitzen eine Höhe von 4000 Metern erreiche; von ihm strömen die reichen Fluten des Sungari in die Mongolei.

Inmitten beider großer Gebirge treffen wir auf ein kleineres, jedoch höchst merkwürdiges; es ist der Dous-se-alin auch kleiner Chingan genannt, der vom Amur durchbrochen wird und dessen Fortsetzung auf russischem Gebiete das schon geschilderte Burejagebirge ist. Auf mandschurischem Boden reichen seine Gipfel bis zu 1300 Meter. Wo die westliche Fortsetzung dieses Dous-se-alin an das Thal des Nonni herantritt, betreten wir das interessante Vulkangebiet Ujun-Choldongi. Man hat bekanntlich in der letzten Zeit angenommen, daß Asien nur an seinem Rande, auf den östlichen Inseln, von Kamtschatka bis Hinterindien, thätige Vulkane besitze. Humboldt's Berichte über Vulkane im östlichen Turkestan waren in das Bereich der Fabel versetzt worden. Aber durch den österreichischen Geologen F. Stoliczka ist uns die Bestätigung geworden, daß in Ostturkestan eine recente vulkanische Thätigkeit vorliegt; wir haben hier also im Herzen des asiatischen Kontinents einen vulkanischen Herd, dem ein zweiter in dem Gebiete Ujun-Choldongi an die Seite gestellt werden muß. Allerdings sind die Vulkane hier jetzt erloschen, denn über das Jahr 1721—22 steht ein hier stattgehabter Ausbruch geschichtlich nicht mehr fest. Dieses Gebiet, welches vielfach an die phlegräischen Felder bei Neapel erinnert, liegt drei Meilen südöstlich von der Stadt Mergen am Flusse Nemer. In der zweiten Hälfte des Sommers 1721 erhoben sich hier plötzlich Feuer- und Rauchsäulen, ein donnerähnliches Getöse ertönte ununterbrochen Tag und Nacht und war auf vier Meilen Entfernung hörbar. Schwarze Steine und schwefelartige Massen wurden ausgeworfen; dies dauerte ein ganzes Jahr und infolge dessen bildete sich hier ein Berg. Anfangs war die Atmosphäre im Umkreise der Eruptionsstelle so mit giftigen Gasen geschwängert, daß viele Menschen in der Nähe erstickten und die Erscheinung nur von den Gebirgen aus beobachtet werden konnte. Seit jenem Jahre ruht hier die vulkanische Thätigkeit.

Wie gebirgig nun auch die Mandschurei ist, so gebührt doch in Bezug auf die Kultur nicht diesen Gebirgen, sondern den sich zwischen ihnen ausbreitenden Ebenen der erste Platz. Die Nonni-Sungari-Ebene ist die größte von allen. Sie beginnt etwas nördlich von der Stadt Mergen, zieht sich südlich längs des Nonni hin, wird allmählich breiter und nähert sich dem Sungari. Sie liegt fast vollständig horizontal, weshalb auch der Nonni sehr träge fließt und öfter breite Streifen von stehendem Wasser bildet. Auch sind zahlreich Seen auf der Ebene zerstreut, welche keinen Abfluß haben.

Wenn auch die Mandschurei in derselben Breite wie Norditalien liegt und eine üppige Vegetation bei reichlichen feuchten Niederschlägen zeigt, so ist ihr Klima doch um 9 Grad kälter als die entsprechenden Gegenden in Westeuropa. Diesen klimatischen Verhältnissen entsprechend besteht die Vegetationsdecke hauptsächlich aus Wäldern im Gebirge und Wiesen in den Ebenen; Steppen, nach Art der mittelasiatischen, fehlen. Während im Großen Chingan, namentlich auf den westlichen Abhängen desselben, noch Nadelwald vorherrscht, mischen sich diesem gegen Osten zu, besonders im Becken des Nonni, schon Laubhölzer, Eichen, Birken, Linden, Ahorn bei und je weiter nach Osten, desto mehr treten die Laubwälder hervor. Die Wiesenvegetation des Sungaribeckens zeichnet sich durch mannshohe saftige Gräser aus, zwischen denen Lilien der verschiedensten Art als Charakterpflanzen sprossen. Kultivirt werden: Hirse, die Hauptnahrung des Volkes, Zuckerhirse, Mais, Weizen, Gerste, Hafer; in den südlicheren, an China grenzenden Theilen auch Reis, Sesam und Mohn zur Opiumbereitung. Im Verhältniß zu dem Grasüberfluß ist eigentlich die Viehzucht wenig entwickelt; Rindvieh waltet vor, während es wenig Schafe und Pferde giebt. Dagegen sind Schweine massenweise vertreten. Die Jagd auf wilde Thiere ist ein Haupterwerbszweig für die kleinen tungusischen Stämme, die wir schon kennen gelernt haben, oder mit denen wir uns noch beschäftigen werden. Ebenso wesentlich ist für diese der Fischfang. Im Sungari giebt es noch unterhalb Girin Perlenmuscheln, deren Gewinnung ein Monopol des chinesischen Kaisers bildet. Die Perle und die Ginsengwurzel sind die Erzeugnisse der Mandschurei, welche deren Ruhm unter den Chinesen besonders begründet haben.

Bergbau wird in der Mandschurei nicht getrieben; sie ist ein Ackerbauland, dem auch die Industrie fehlt und das seine übrigen Bedürfnisse theils über den Freihafen Niutschuang am Liaotonggolfe von Europa bezieht. Der Handel mit dem russischen Amurgebiete über Aigun und Blagowieschtschensk ist kaum der Rede werth. Für den Handel im Innern leisten die großen Flüsse, der Sungari mit dem Nonni und der Ussuri, wesentliche Dienste. An ihnen konzentrirt sich das Leben, liegen die wichtigsten Städte, häuft sich die aus Chinesen, Dunganen (chinesisch gewordene Türken), Mandschu und Tungusen bestehende Bevölkerung. Bei einer Wanderung diesen Strömen entlang lernen wir daher Land und Volk am besten kennen.

Der Sungari wird durch sechs kleine Bäche gebildet, die am Nordwestabhange des Schan-Alin-Gebirges entspringen. Der Name des Gebirges, welcher „Weiße Berge" bedeutet, deutet darauf hin, daß dort viel Schnee liegen muß, woraus sich der Wasserreichthum des Sungari erklären läßt.

Nach einem nordwestlichen Lauf von 65 Meilen Länge nimmt er den von Norden kommenden Nonni auf, worauf er plötzlich seine Richtung ändert und seine Fluten in nordöstlichem Lauf dem Amur zuwälzt. Von seinem trüben, milchigen Aussehen hat er auch den Namen erhalten, denn Sungari heißt in der Mandschu-Sprache Milchfluß.

Für die Chinesen ist der Sungari stets von der größten Wichtigkeit gewesen; auf seiner herrlichen Wasserstraße führten sie ihre Produkte und Handelswaaren den Völkern am Amur zu. Schwerbeladene Barken ziehen ihn alljährlich in großer Anzahl abwärts, bieten den Uferbewohnern Kattunstoffe, Tabak, Branntwein, Hirse, Armspangen, Ohrringe u. s. w. zum Verkaufe an und nehmen als Rückfracht dafür Pelze und getrocknete Fische. Auch die Mandschu-Beamten, welche von den Golden den Zoll erheben müssen, gehen auf dem Sungari hinab, und als der chinesische Kaiser Khan-si die Russen vom Amur vertrieb, da zog seine stolze Flotte auf dem Sungari dahin, dessen Mündung von den Chinesen als ein Punkt von hoher strategischer Wichtigkeit betrachtet wird.

Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die Mandschu den Sungari für den Hauptfluß und den Amur nur für den Nebenstrom halten. Diese Ansicht ist jedoch nicht gerechtfertigt; denn rechnet man von der Quelle des Argun an, so ist der Amur bis zu seiner Vereinigung mit dem Sungari 410 Meilen lang, während die ganze Länge des Sungari nur 165 deutsche Meilen beträgt.

An der Mündungsstelle liegt das Mandschu-Dörfchen Dschaugdschun, dessen hölzerne Häuser mit Lehm beworfen sind. Eine große Thür dient ihnen als Eingang, und große Fenster mit Papierscheiben erlauben dem Lichte einzudringen. Im Sommer schließt man die Fenster nur mit Matten. Ein thönerner Ofen läuft rings um das Zimmer herum und dient zugleich als Sitz und Bett; an den Mauern findet man Gestelle für Tassen, Koffer und allerhand Kleinigkeiten. In einem solchen Häuschen wohnt auch der Kommandant, welcher die Flußmündung zu überwachen hat. Als Maack denselben besuchte, fand er ihn mit seinem Kalender beschäftigt, der aus einem hölzernen Bogen bestand, dessen beide Enden durch eine Schnur vereinigt waren. Auf dieser Schnur waren dreißig Holzperlen angereiht, von denen man immer eine beim Schlusse des Tages an das entgegengesetzte Ende des Bogens schiebt.

An den Wänden hingen Kleider und Waffen. Der Boden bestand aus einer dicken Lehmschicht. Ein in der Mitte desselben ausgehöhltes Loch war mit glühenden Kohlen gefüllt, auf denen man Wasser kochte und die zum Anzünden der Pfeifen benutzt wurden. Vor dem Hause liefen allerhand Hausthiere herum, Schweine, Hunde, Katzen und Hühner.

So ist die Wohnung des mandschurischen Cerberus beschaffen, welcher den Eingang zu diesem, eine natürliche Straße nach dem Herzen des Himmlischen Reiches bildenden Strome bewacht. Obgleich nun der zweite Artikel des Vertrages von Aigun den beiderseitigen Unterthanen ausdrücklich den Handelsverkehr auf dem Sungari gestattet, so haben die Chinesen doch stets unter allerhand Vorwänden die Russen zurückgewiesen und selbst in der neuesten Zeit hat es Schwierigkeiten verursacht, vom Amur aus in die Mandschurei vorzudringen.

Der Botaniker Maksimowitsch ward sogar angefallen, als er von der Mündung aus vordrang; der französische Missionar Franclet dagegen setzte als erster Europäer die Beschiffung des Flusses durch, indem er, aus dem Innern vordringend, muthig alle Einwendungen der Chinesen zurückwies. Wir lassen hier die beiden sehr interessanten Reiseberichte folgen.

Mit einem offenen Brief von den Lokalbehörden in Blagowjeschtschensk versehen, wollte sich Maksimowitsch nach den Quellgegenden des Sungari begeben. Am 25. Juli 1859 gelangte er zur Mündung dieses Flusses in den Amur und begann in einem mit Kosaken besetzten Ruderboote den Sungari aufwärts zu schiffen. Schon an der Mündung verbot ihm der mandschurische Beamte, dem er sein Geleitsschreiben vorzeigte, die Einfahrt, ohne dafür einen Grund anzugeben, und als nun Maksimowitsch sich auf die Bestimmungen des Vertrags von Aigun berief und vom Ufer abstieß, drohte der Beamte mit Flintenschüssen. Unterwegs erfuhr er von den am Ufer wohnenden Golden, daß in den Dörfern der Befehl angelangt sei, ihn und seine Leute festzunehmen und nach Sian-Sin zu bringen; da jedoch die den Russen freundlich gestimmten Golden ihn überall wohlwollend empfingen, so legte er, ohne auf Hindernisse zu stoßen, eine Strecke von mehr als 250 Werst zurück. Er war bis in die Nähe der Stadt Sian-Sin gelangt, wo eine so dichte mandschurisch-chinesische Bevölkerung beginnt, daß von dem linken, fast unbewohnten Ufer das Auge oft mit einem Male acht Dörfer auf dem rechten überschaut. Hier war es, wo die chinesischen Bauern auf dem rechten Ufer den ersten Versuch machten, Maksimowitsch zu überfallen. Als sie jedoch auf dem Boote ein Gewehr bemerkten, wichen sie augenblicklich zurück. Am anderen Tage war Maksimowitsch bis in die Nähe des großen Dorfes Tschado gelangt; seine Kosaken zogen das Boot an einer Leine längs des Ufers hin, als plötzlich ein Haufen mit Dreschflegeln bewaffneter Bauern über die Reisenden herfiel und sie zur Rückkehr nöthigte. Ergrimmt über den fehlgeschlagenen Versuch, kam Maksimowitsch am 12. August wieder an der Mündung des Sungari in den Amur an.

Unter diesen Umständen hat er natürlich nur wenig über die Beschaffenheit des Landes erforschen können. Die Ufer bilden eine weite, höchst einförmige Ebene, auf der man nur selten und in bedeutender Entfernung einige niedrige Bergketten wahrnimmt, von welchen eine einzige nur ihre Ausläufer bis in die Nähe des Flusses entsendet.

An dieser Stelle fand Maksimowitsch einige interessante Pflanzen: eine Waldaprikose von vortrefflichem Geschmack, deren Stamm wenigstens einen Fuß Dicke hat, und eine wenig bekannte chinesische Gurke. Abgesehen von diesem bergigen Orte ist der ganze übrige Raum entweder von wiesenartigen, mit Sandweiden besetzten Niederungen oder von Steppen eingenommen, welche ganz dieselbe Vegetation wie ähnliche Gegenden am Amur zeigen.

Wie schon bemerkt, war Franclet, ein französischer, in China stationirter Missionar, in der Beschiffung des Sungari glücklicher als Maksimowitsch, und wenn wir auch aus seiner Schilderung nur wenig Nutzen für die Naturwissenschaften ziehen können, so ist sie doch werthvoll für die Kenntniß der am Sungari wohnenden Menschen. Sein Ausgangspunkt war der Golf von Liao-tong, der

nördliche Theil des Busens von Pe-tschi-li. Von dort zog er etwa um Ostern 1861 aus und behielt auf seiner ganzen Reiseroute, die ihn bis nach Nikolajewsk an der Amur-Mündung führte, eine nordöstliche Richtung bei. Zunächst kam er in die Gegend der großen Stadt Mukden, wo er mit einer Gesandtschaft aus Korea zusammentraf, welche aus drei hohen Würdenträgern und einer Menge von Trabanten und Kaufleuten, im Ganzen etwa aus 200 Leuten bestand. Die der niederen Klasse angehörigen Mitglieder der Gesandtschaft waren auf den ersten Blick an ihrer aschenfarbigen Kleidung von den höheren Ständen zu unterscheiden, welche weiße Gewänder trugen. Jene gingen zu Fuß und trugen Sandalen, diese hatten nette spitze Schuhe, ritten, fuhren oder ließen sich in Sänften tragen. Die kleinen Pferde der Edelleute wurden von Reitknechten am Zügel geführt; in den Sänften saßen nur Mandarinen, vor welchen ein Herold einherschritt. Die Koreaner hielten den Missionar für einen Oroß, Russen; er benahm ihnen aber diesen Irrthum und sprach viel davon, daß die Koreaner demnächst gezwungen werden würden, den Katholiken in ihrem Lande Religionsfreiheit zu gewähren.

Der Missionar zog auf der Kaiserstraße weiter bis zu der Stadt Kai-Ujen, d. h. Oeffnung des Anfangs, verließ dort die Mandschurei und schlug den Weg nach der Mongolei ein. Nachtlager hielt er an der Großen Mauer, da, wo diese mit der anderen Mauer zusammenstößt, welche die Provinz Liao-tong von Korea und der Mandschurei scheidet. Am anderen Tage gelangte er vor die Pforte Ma-tsien-tai, d. h. Thurm des großen Pferdes, welche ein Hauptein- und Ausgangsthor der Mauer bildet und wegen der damals in der Umgegend herrschenden Unruhen strenger bewacht wurde als sonst. Franclet wollte sich für einen Mandarin ausgeben und glaubte unbehelligt von den Wachtposten passiren zu können, aber seinen Wagen und seinen berittenen Katechisten umringten sofort Finanzsoldaten und vertraten ihnen den Weg. Als sich indessen der Franzose auf die neuesten Verträge berief, nach welchen den Europäern das Reisen im Chinesischen Reiche gestattet ist, ließ man ihn durch, ohne auch nur nach einem Passe zu fragen.

So ritt er nun mehrere Tage lang an der Großen Mauer hin durch Dörfer und Flecken, Ansiedelungen chinesischer Einwanderer, welche in großer Menge in die mongolische Ebene einströmen. In Pakiadze, d. h. die acht Familien, hielt er an. Dieser Ort bildet den Kernpunkt für eine Anzahl christlicher Chinesen-Gemeinden und beherbergte auch zwei französische Missionare. Von hier aus gelangte Franclet nach Kuant-tsching-dze, d. h. Stadt des langen Frühlings, die am linken Ufer des Iton, etwa dritthalb Stunden von der mandschurischen Mauer, liegt und, obwol seit kurzer Zeit erst gegründet, als Stapelplatz für Waaren aus dem Süden und Norden sich eines lebhaften Handelsverkehrs erfreut. In den langen und breiten Hauptstraßen, die freilich stets entweder schmuzig oder staubig sind, sieht man Laden an Laden, alle mit Waaren verschiedener Art versehen. Der Missionar kehrte in einer christlichen Herberge ein und wurde dort von vielen Glaubensgenossen besucht.

Dann zog er weiter und passirte abermals die Mauer, um eine kleine Christengemeinde zu besuchen, die er am Flusse Ilmen oder Imma fand, und

traf am 29. April in Girin, chinesisch Tschuan-tschang, Stadt der Barken, ein, der eigentlichen Hauptstadt der Mandschurei, die, rings von Bergen umgeben, sich in einem Halbkreis am linken Ufer des Sungari hin dehnt. Wie alle tatarischen Städte hat sie keine Befestigungen. Die Hauptstraßen und Landungsplätze sind mit Holz gepflastert, die Umfriedigungen der Häuser, Höfe und Gärten bestehen aus Bretern; am Strome liegt viel Bau- und Brennholz aufgespeichert, das von den Schan-Alin-Bergen an der Grenze von Korea stammt, wo der Sungari seine Quellen hat. Im Winter wird die Mongolei und die Provinz Liao-tong mit diesem Holze versehen.

Unter den vielen Waarenläden zeichnen sich ganz besonders die sehr zahlreichen Sargmagazine aus. Die Särge werden mit einer fein ausgesonnenen Koketterie zur Schau gestellt, um besonders durch schöne rothe Farbe und glänzenden Firniß Käufer anzulocken. Auf manchen sieht man goldene Inschriften, welche Glück und Wohlergehen verheißen. Die Leute kaufen nämlich schon bei Lebzeiten den Kasten, in welchem sie zur letzten Ruhe bestattet werden, und tapeziren ihn so hübsch als möglich aus; auch werden die Leichen mit den kostbarsten Gewändern angekleidet. Man knüpft an den Sarg nicht etwa die traurigen Gedanken wie in Europa, besieht ihn vielmehr gern, stellt ihn im Haus und Garten oder neben einer Pagode auf. Franclet sah dergleichen zu Hunderten nebeneinander aufgestellt, alle mit dem Fußende nach Mittag.

Das Holzpflaster in Girin erdröhnt unter dem Tritte der Fußgänger und Reiter. Als der Fremdling aus dem Abendlande über dasselbe hintrabte, drängte sich die Menge neugierig an ihn heran und folgte ihm in die Herberge. Dort mußten die Fremden ihren Namen einschreiben, und nun wurde die Menge erst recht ungestüm. Seit dem Jesuiten, welcher einst mit dem Kaiser Kien-long nach Girin gekommen war, hatte man dort keinen europäischen Geistlichen gesehen. Die Leute schlugen die papierenen Fenster ein und wollten die Thür erstürmen, um sich die Fremdlinge näher betrachten zu können. Franclet sandte, um sich Ruhe zu verschaffen, einen Boten an den Polizeimeister, der eine Abtheilung mit Ruthen bewaffneter Soldaten schickte, die vor der Herberge Wacht halten mußten. Die Herren von der Polizei jedoch ließen ihre Verwandten gutmüthiger Weise hineinschlüpfen, welche zwar in das Zimmer drangen, übrigens sich aber sehr höflich benahmen. Unter Beobachtung aller gesellschaftlichen Förmlichkeiten stellten sich auch Besuche aus allen Klassen ein, denen Franclet seine Religion anpries; den Gelehrten händigte er Bücher über dieselbe ein. Man hörte ihm wol zu, ging aber auf nichts weiter ein.

Der Missionar ließ durch seinen Katecheten eine Barke kaufen, für welche er 50,000 Sapeken, etwa 750 Mark, zahlte. Dieses Fahrzeug war 12 Meter lang, $2^1/_2$ Meter breit, $1^1/_4$ Meter tief und mußte erst ausgebessert werden. Die Zwischenzeit benutzte er, um während der Pfingsttage die etwa dreißig Stunden entfernte, schon oben erwähnte Gemeinde mongolischer Christen in Pikiadze zu besuchen. Als er nach Girin zurückkehrte, wollte ihn Niemand wieder aufnehmen, was bei dem dreisten Benehmen Franclet's, der überall durch unhöfliches Betragen die viel höflicheren Chinesen vor den Kopf stieß, nicht Wunder nehmen kann. Zuletzt fand er in einer Opiumkneipe ein Unterkommen,

aber Schmuz und Dunst waren so unerträglich, daß er wieder hinausging, um unter seinem Zelt am Stromufer zu schlafen und daselbst, immer umgeben von neugierigem Volke, mehrere Tage zu verbringen. Die Gelehrten und Lamas lud er in sein Zelt ein und suchte sie zu bekehren. Damit seine Barke den Völkern am Sungari „Heilsfrüchte" bringen möchte, taufte er sie „frohe Botschaft", d. h. im Mandschu „Sain-Gisun", chinesisch „Fu-in", und eine große Flagge mit diesen Inschriften wurde am Maste aufgehißt.

Abends und Morgens stimmte die Mannschaft Gesänge an; Sonntags und Festtags lasen die Missionare Messe. Als sich ein günstiger Wind erhob, lichtete Franclet die Anker, um den Sungari hinab zu schwimmen, der bei Girin schon breiter ist als die Seine in Paris.

So kam er nach Sin-tsching, — Neustadt —, einem neuerrichteten Verwaltungsort, und so genannt im Gegensatz zu der älten Stadt Bedune, welche eine Stunde weiter stromaufwärts liegt. Ueberall drängte sich das Volk herzu, um die Fremden zu begaffen, die vom Schiff herab und in den Straßen predigten. Zu San-tscha-ho, an der Mündung des Nonni, schlug Franclet wieder sein Zelt auf. Hier ward der Strom tiefer, der Wind war günstig, und die Fahrt nach Osten ging rascher von Statten als bisher.

An den Ufern des oberen Sungari sind nur wenige Ortschaften und zwar weit von einander entfernt; auf beiden Seiten liegen unangebaute Ebenen. Am rechten Ufer aber finden sich doch nach und nach immer mehr chinesische Ansiedler ein und machen die Besitzungen der Mandschu-Soldaten urbar; am linken Ufer dagegen ziehen Nomaden mit ihren zahlreichen Herden umher. Sehr häufig sind Hasen und Fasanen, die man ohne große Mühe fängt; in allen Buchten wimmelt und schwärmt es von ungemein scheuen Gänsen und Enten; in den Rohrbrüchen und an den Teichen leben unzählige Reiher, Schwäne und andere Wasservögel, an den steilen Ufern nisten Myriaden von Schwalben, denn in diesem öden Lande finden sie keine Häuser, um ihre Nester daran zu kleben. Sie höhlen deshalb in die Lehmwände eine unendliche Menge von Löchern, eines neben das andere, und man meint einen ungeheuern Bienenstock vor sich zu sehen. Stets liegen diese Schwalbenwohnungen in den hübschesten Gegenden am Strom, und dort schlug der Missionar am liebsten sein Zelt auf. Als Lager dienten ihm Hirsch- oder Ziegenfelle, und unangenehm waren nur die unzähligen Moskitoschwärme und das Heulen der Wölfe, welche die nächtliche Ruhe störten. Ein Mal entstand Feuer im Boote, ein anderes Mal wären sie, am 19. Juli, bei Sian-sin fast an einem dicht unter dem Wasser liegenden Felsen gescheitert.

Dieses Sian--sin ist in jener nordöstlichen Gegend die letzte Stadt auf chinesischem Gebiete; sie liegt am rechten Ufer des Sungari, zwischen den dort mündenden Flüssen Woken und Hurka. Bei den Mandschu heißt sie Islan-hala, und von dieser alten Stadt sieht man, in der Nähe der Neustadt Sian-sin, noch alte Wälle und mancherlei Trümmer. Die Ausdrücke „Sian-sin und Islan-hala" bedeuten wörtlich „die drei Familiennamen"; und der Name soll wol an drei von dort stammende berühmte Mandschu-Familien erinnern. Die Politik der Mandschu war stets darauf gerichtet, die unabhängigen Stämme,

welche den Fluß entlang bis zum Meeresgestade wohnen, für sich zu gewinnen, und die kaiserliche Dynastie schloß mit ihnen Verträge, die auch heute noch in Geltung sind. Alljährlich muß der Gouverneur von Sian-sin den Häuptlingen ein Gastmahl geben und ihnen auch im Namen des Kaisers seidene Gewänder verehren, wogegen diese Zobelfelle und Fische als eine Art von Tribut darbringen. Chinesen dürfen über die Grenze bei Sian-sin nicht hinaus, aber für Geld und gute Worte sieht der Mandarin durch die Finger.

Alljährlich erscheinen in der Mitte des Sommers Amurvölker tungusischer und mandschurischer Abstammung in Sian-sin, um die Ausbeute ihrer Jagd und des Fischfangs gegen Zeuge und allerlei ihnen nothwendige Geräthschaften zu vertauschen. Die Chinesen benennen in ihrer überaus bilderreichen Sprache diese Völker nach der Art und Weise, wie sie das Haar zu tragen pflegen. Da kommen denn die Twan-moa-tze (Golden), welche das Haar scheren, die Jupi-ta-tze, die Gewänder aus Fischhaut tragen, die Schan-moa-tze (Manguns) vom unteren Amur, welche ihr Haar lang wachsen lassen. Diese Volksstämme langten in rasch fahrenden Booten, die auch nicht einen einzigen eisernen Nagel enthalten, gerade zu der Zeit an, als der Missionar sich zur Abreise rüstete.

Gleich nachher erschien ein Mandarin bei Franclet, um sich nach dem Zwecke seiner Reise zu erkundigen, und gab dem Fremden 15 Mann Soldaten, angeblich zum Schutz, eigentlich aber zur Beaufsichtigung bei, da selbige den Europäern auf Schritt und Tritt folgten, dadurch aber auch den Vortheil boten, daß den Reisenden nichts gestohlen wurde. Der Mandarin hatte einen Eilboten nach Girin geschickt, um Befehl einzuholen, wie er gegen die ohne Paß reisenden Fremden verfahren sollte, und bat Franclet, bis zur Rückkehr jenes Eilboten in Sian-sin zu verweilen. Zu seinem Aufenthalt räumte er ihm eine große Pagode ein, welche dicht am Flusse in der Nähe seiner gegen jeden Sturm geschützten Barke lag. Der chinesische Bonze gab den Abendländischen zuvorkommend Pfeffer, Senf, Kohl und dergleichen Dinge mehr; er baute selbst Gemüse in seinem Garten, aber auch viel Mohn, wahrscheinlich zur Opiumbereitung. Franclet vergalt diese Gastfreundschaft in einer keineswegs würdigen Weise. Der rechte Flügel der Pagode diente sowol als Wohnhaus des Bonzen wie auch als Schulgebäude und stach dem Missionar besonders in die Augen. Er sagt: „Der rechte Flügel konnte uns zum Aufenthalte passen, wenn man den Bonzen zur Thür hinaus beförderte, dem Schulmagister Urlaub und den Schülern Ferien gab. Ringsum herrschte eine wohlthuende Einsamkeit; im Hofe stand eine prächtige Ulme, welche erquickenden Schatten gab. Wir nahmen diese Wohnung an. Man möge sich darüber nicht beunruhigen, denn ich wußte damals noch nicht, daß die Pagode ein Niang-niang-miao war, das heißt ein Tempel der Göttinnen; erst am andern Morgen, wo ich dem gelehrten Schulmeister die Lehre vom wahren Gotte beizubringen suchte, erfuhr ich es. Als ich mit dem Bonzen bei diesen „Teufelinnen" war, wollte er mich sie alle kennen lehren. Er wies zuerst nach dem Hauptaltar. „Da siehst du", sagte er, „jene alte vergoldete Frau auf einem Steine sitzen; zu ihren Füßen liegt ein Hund, in ihrem Schoße eine Puppe und zu beiden Seiten stehen zwei Ehrendamen. Nun, das ist die Kuan-in-pussa, die Mutter der

Güte und Barmherzigkeit.“ So gab er mir die Namen aller seiner Götzenbilder und ihrer Eigenschaften an; er hatte Idole für das Gesicht, für die Blattern, für Verrenkungen, für Dachse und Füchse. Wie sehr erbarmte mich dieser widerwärtige Anblick! Als wir nun Alles besichtigt und das uns Passende für unser Presbyterium und unsere Kirche ausgewählt hatten, entfernten wir die abergläubische Inschrift des Confucius, stellten statt der Tafel, auf welcher sich dieselbe befand, unseren Altar hin und lasen jeden Morgen die heilige Messe.“ Was würde mit einem chinesischen Bonzen geschehen, der in umgekehrter Weise eine christliche Kirche schänden würde!

Franclet hatte sich in der Pagode häuslich und geistlich eingerichtet. Da trat aber unter wolkenbruchartigem Regen eine fürchterliche Ueberschwemmung ein; alle Bäche und Flüsse traten aus ihren Ufern und richteten eine arge Zerstörung an. „Auch unsere „satanische“ Wohnung blieb nicht verschont; als das Wasser herandrang, nahmen unsere Ehrengardisten Reißaus, um den Stadtbewohnern Hülfe zu leisten, welche auf die Hügel flüchteten. Wir unsererseits hatten auf alle Fälle in der Barke einen sicheren Zufluchtsort und blieben vorerst lieber unter dem gastlichen Dache des chinesischen Lyceums, wo wir gegen Sturm und Regen geschützt waren. Aber zuletzt drangen auch hier die Fluten zu Thüren und Fenstern herein und wir mußten in den oberen Theil der Pagode zu den Göttinnen flüchten, bei denen wir ein Feuer anzündeten, um die Mücken zu verscheuchen, und die ganze Nacht hindurch wachten. Ich sah auch nicht einen Stein, auf welchen ich mein Haupt hätte legen können, stieg deshalb auf einen Altar, breitete dort meine Hirschhaut aus und schlief unter den Augen dieser „Schlammgötzen“ ganz ruhig. Einigemal wurde ich aber doch aus dem Schlummer aufgeschreckt: als nämlich eine Mauer einfiel und der Thurm zusammenstürzte. Nach und nach wichen die Grundlagen, auf welchen die Thongötzen standen, und diese selber verschwanden in den Fluten. Nun ward es Zeit für mich, an Bord unserer Barke zu gehen und einen nahen Hügel zu gewinnen, wohin schon viele Leute sich geflüchtet hatten.“

Franclet benutzte die allgemeine Verwirrung, um weiter zu fahren; er kümmerte sich nicht um den Mandarin, welcher alle Hände voll zu thun hatte. Seine Barke „Sain Gisun“ schwamm rasch den Sungari hinunter, der weit über seine Ufer ausgetreten war. Die Umgebungen waren weniger dünn bewohnt als weiter oben, und er gelangte jetzt in die Gegenden, welche Maksimowitsch zwei Jahre zuvor bereits befahren hatte. Hin und wieder sah man Dörfer und Weiler, als Etappen auf der großen Straße, und Wachtposten, welche jeden Verkehr der chinesischen Unterthanen mit den wilden Stämmen verhindern sollten. Beide Theile dürfen die Grenze, welche quer über den Fluß läuft, durchaus nicht überschreiten, unser Gewährsmann aber passirte dieselbe unangefochten etwa 25 Stunden unterhalb Sian-sin.

Er befand sich nun im Gebiete der Golden, welche er Zupis oder Fischhäute nennt; als Schutzheilige oktroyirte er denselben „Unsre liebe Frau vom Fische.“ Diese gutmüthigen Leute benahmen sich sehr wacker gegen ihn. Wenn sie von ihrem Birkenkahn aus die Barke sahen, riefen diese den Europäern ein „Aia, aia!“ d. i. guten Tag! zu, knieten, sobald diese an's Ufer gingen, nieder

und brachten Fische, rohes, gedörrtes Wildpret, wilde Gänse, vortreffliche Champignons und Pilze, überhaupt die Ausbeute ihrer Jagd, und verlangten dafür keine Zahlung; höchstens hofften sie auf etwas Tabak, an dem sie noch mehr hängen als selbst die Chinesen. Ein junger Golde gab ein aus Karpfenhaut verfertigtes Kleid her und bekam dafür etwas Zeug. Die Reisenden hätten sich recht wohl befunden, wären sie nur von den Bremsen, Stechfliegen und Blattläusen nicht zu sehr geplagt worden. Um sich nur etwas zu schützen, mußten sie über den Kopf eine Kapuze ziehen, in der nur für Augen, Nase und Mund eine Oeffnung war, und Nachts unter einem ausgeräucherten Fliegennetze schlafen, aber trotzdem hatten sie noch genug von den unerbittlichen Blutsaugern zu leiden. Die Knaben der Jupis zeigten sich dienstfertig, zündeten rings um die Fremden Feuer an und suchten die Peiniger zu verscheuchen.

Franclet gelangte endlich an den Zusammenfluß des Sungari und Amur; er traf hier Russen an, befand sich im Bereiche europäischer Civilisation und war glücklich, wieder Brot essen zu können. Er wendete sich von hier flußabwärts nach Chabarowka, wo ihm eine stattliche Wohnung an der Mündung des Ussuri eingeräumt wurde. Als nun eines Tages der Dampfer „Amur" dicht bei seiner Wohnung anlegte, da wurde er von einem förmlichen Drange zur Weiterreise übermannt, und einige russische Offiziere forderten ihn auf, die Reise stromabwärts bis Nikolajewsk mit ihnen zu machen. Bereitwillig ging er auf die Einladung ein, erhielt einen Freiplatz und stieg noch vor Nacht an Bord des kleinen Dampfers, des Erstlingsprodukts, welches auf der Werft von Nikolajewsk vom Stapel gelassen worden war. Dieser Dampfer, dessen Maschinen jedoch aus Nordamerika stammten, war Eigenthum der Regierung und verrichtete Postdienste. Auf seiner gegenwärtigen Fahrt war der „Amur" so sehr mit Fahrgästen überladen, daß manche auf freiem Deck übernachten mußten. Der Missionar fand Unterkunft in einer Koje, welche ihm von einem Matrosen aus Kronstadt eingeräumt wurde; der russische Pope dagegen, welcher zugleich Schiffsgeistlicher war, mußte Tag und Nacht auf dem Decke bleiben und dort neben dem Diener des katholischen Sendboten schlafen.

Die Fahrt von der Mündung des Ussuri bis nach Nikolajewsk wurde in vier Tagen zurückgelegt. Am 30. August, nach Sonnenuntergang, lag das Boot unter dem Leuchtthurme, welcher sich über dem Strome auf einer Insel erhebt. Zehn oder zwölf Kriegsschiffe, unter welchen sich auch ein japanisches Fahrzeug von europäischer Bauart befand, lagen im Hafen. Jenes japanische Kriegsschiff war im Auftrage seiner Regierung gekommen und hatte eine Ladung herrlicher Industrie-Erzeugnisse gebracht, für welche freilich sehr hohe Preise verlangt wurden. Engländer und Franzosen waren noch nicht in Nikolajewsk, wol aber Deutsche und Amerikaner. Franclet traf auch zwei Sachsen, die er Maller und Hetet nennt. Mit Einschluß der Besatzung zählte damals im Sommer 1861 die Stadt 3000 Einwohner.

Franclet war der erste Europäer, welcher die große Reise quer durch das nordöstliche Asien vom Liao-tong-Golfe bis zur Amurmündung zurücklegte; daß er muthig und ausdauernd dabei zu Werke ging, wird ihm Niemand abstreiten; Achtung vor fremdem Recht und fremder Sitte hat er jedoch keineswegs an den Tag gelegt.

Wenige Jahre vergingen nach dieser Reise des französischen Glaubensboten, da sandte (1864) die russische Regierung eine Expedition ab, welche, unter der Führung des Fürsten Krapotkin, den Auftrag hatte, ihren Weg längs des Sungari-Flusses aufwärts zu nehmen. Sein Bericht ergänzt in vieler Beziehung jenen Franclet's und ist zur Kontrole desselben daher willkommen. Die Expedition ging im Juli von der Staniza Michailo-Semenowskaja ab, welche am Zusammenfluß des Amur und des Sungari liegt. Auf einer Strecke von 200 Kilometern war die Erforschung der Schiffbarkeit des Flusses ziemlich schwierig. Die Ufer sind niedrig, erheben sich dann allmählich, und Sian-Sin, die erste Stadt, welche man am Laufe des Sungari trifft, ist von hohen, abgeplatteten Gipfeln umgeben. Von diesem Punkte aus werden die Inseln, von denen bis dorthin der Lauf des Flusses gehemmt war, seltener, das Fahrwasser wird tiefer, und 100 Kilometer von der Stadt hören die Uferanschwemmungen auf.

Sian-Sin breitet sich um die Mündung der Mut-Tschuan aus, welche ungefähr 800 Meter breit ist; sie ist von einer Mauer mit hölzernen Thoren umgeben. Die aus gestampfter oder aus Thonerde gebauten und mit Ziegeln oder Stroh gedeckten Wohnungen bilden enge und schmuzige Gassen. Auf dem Hauptplatze steht ein ziemlich hohes granitenes Denkmal von viereckiger Form. Es hat zur Basis eine Schildkröte und trägt zwei Inschriften, die eine in chinesischer, die andere in mandschurischer Sprache. Die Bevölkerung der Stadt ist von französischen Missionaren auf 10,000 Seelen geschätzt worden, von denen ein Drittel aus Mohammedanern besteht. Sian-Sin hat eine gewisse, von den Golden unterhaltene kommerzielle Wichtigkeit, indem es der fast ausschließliche Markt derselben ist. Am 2. August begegnete die Expedition, welche auf einem kleinen Dampfer, dem „Ussuri", flußaufwärts fuhr, einer Barke mit französischer Flagge; an Bord derselben befand sich ein französischer Missionar, er sagte den russischen Forschern, daß das Land zwischen Sian-Sin und Bedune sehr bevölkert sei, und daß seit dem Jahre 1850 eine regelmäßige Postverbindung zwischen diesen beiden Orten bestehe. Bedune ist die zweitwichtige Uferstadt des Sungari, sie ist der Wohnsitz eines Amban, eines der vornehmsten Beamten der chinesischen Provinz. Bedune steht an den flachen Ufern des Flusses, der einen Theil davon wegzureißen droht. Einen besondern Charakter verleihen ihr die steinernen Thürme mit einwärts gehenden Winkeln, die sich da und dort inmitten dieser Hütten erheben, sowie ziemlich hübsche, von einer Steinmauer mit Sommerlauben umgebene Bauten.

Von Bedune wird die Beschiffung des Sungari wieder schwierig. Das Land zeigt einen malerischen Anblick und ist insbesondere viel bevölkerter. Da der Strom sich in mehrere Arme theilt, so werden die Gewässer seichter, und 153 Kilometer von Bedune machte der Dampfer, um seine Ladung zu erleichtern, sein großes Boot flott. 65 Kilometer aufwärts von Girin war er gezwungen Halt zu machen. Soweit also können Dampfer auf dem Sungari gehen.

Girin erhebt sich amphitheatralisch längs des Sungari, auf einer Breite von etwa $^3/_4$ Stunden; es ist der Wohnsitz des Dziagne-Dziugne, welcher den Oberbefehl über die ganze chinesische Mandschurei hat. Um die Erforschung

zu erleichtern, hatte die Generalregierung von Ostsibirien den Fürsten Krapotkin mit Depeschen für diesen Würdenträger betraut: sie wurden ihm eingehändigt, allein der Dziagne-Dziugne erlaubte den Reisenden nicht, den Hauptort seiner Provinz im Einzelnen zu besichtigen.

Der Beweis, daß der Sungari bis jenseits Girin schiffbar ist, die Eröffnung von Verbindungen mit einem wenig bekannten und für den russischen Handel viel versprechenden Lande, die Aufnahme des ganzen erforschten Theils des Flußlaufes, d. h. auf einer Ausdehnung von 150 Meilen, fünf Breiten- und vier Längenbestimmungen, eine Reihenfolge meteorologischer Beobachtungen, endlich die Bestimmungen von fünf Höhen, welche, verglichen mit denjenigen, die Maack auf dem Ussuri bewerkstelligte, für das Becken dieses letzteren Flusses ein minder hohes Niveau ergeben — das sind die Haupterfolge des Fürsten Krapotkin auf dem Sungari.

Im Juni 1866 erschien der „Ussuri" wieder in den Gewässern des Sungari. Schilkowsky, der Chef dieser zweiten Expedition, mußte mit der Bevölkerung, welche die Ufer des Flusses bewohnt, Handelsverbindungen anzuknüpfen suchen. Am 15. Juni kam der Dampfer an Sian-Sin vorbei, und am 25. Juli fuhr er in den kleinen Fluß von Chulan ein, an welchem sich, $1^1/_2$ Meilen von der Einmündung aufwärts, ein Thal gleichen Namens befindet; dies ist ein sehr glücklich gelegener Handelsmittelpunkt und die Kaufleute von Aigun haben daselbst mehrere Handelshäuser gegründet. Baïanzu, einer der Punkte, die sich an Chulan anschließen, von welchem es 13 Meilen entfernt ist, scheint eine große ummauerte Stadt zu sein, um welche die Regierung von Peking in neuester Zeit zahlreiche Ackerbau-Kolonien angesiedelt hat.

Der letzte russische Reisende, welcher die Mandschurei von Süden nach Norden durchschnitt und dabei theilweise dem Laufe des Sungari folgte, war der Archimandrit Palladius. Er verließ am 12. Mai 1870 Peking, passirte die Große Mauer und ging — wie Franclet — über Mukden nach Girin, fuhr den Sungari abwärts bis Bedune, wo er am 10. Juni eintraf, und bog nun in den Nebenfluß Nonni ein, den er aufwärts fuhr. Die nächste Stadt von Bedeutung, die er am 17. Juni erreichte, war Zizikar am linken Ufer des Flusses. Schon 1681 erbaut, ehe noch die erste chinesische Expedition gegen Albasin abgesandt wurde, hat sie sich langsam entwickelt und ist jetzt Hauptstadt der mandschurischen Amurprovinz und Sitz des kommandirenden Generals dieser Provinz. Auch Mergen, die nächste Stadt am Nonni, ist ohne große Bedeutung und zählt nur 500 Häuser.

Von hier aus stieg Palladius über Il-uri-alin in das Amurbecken; bei Aigun erreichte er am 29. Juni nach anderthalbmonatlicher Reise diesen Strom, den er abwärts befuhr, um an den Ussuri zu gelangen. Ehe wir uns aber diesem bedeutenden Nebenflusse des Amur zuwenden, müssen wir noch näher auf die öfter in diesem Abschnitte erwähnten Golden, ein Volk tungusischen Stammes, eingehen.

Die Golden bewohnen beide Ufer des Sungari unterhalb der Stadt Sian-sin, den Ussuri unterhalb Dobichu und den Amur bis zur Mündung des Gorin in denselben, wo dann das Gebiet der Mangunen beginnt. Maack, dem wir sehr schätzenswerthe Nachrichten über die Golden verdanken, theilt sie in

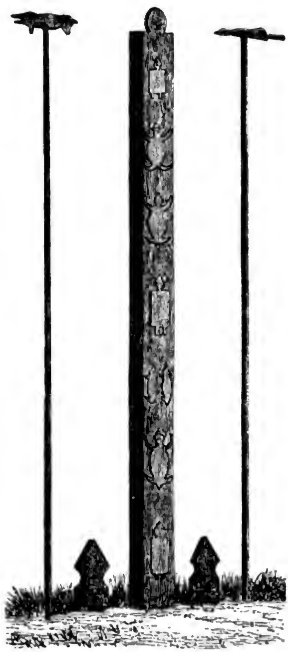
„Hodseng", welche bis zur Ussuri-Mündung wohnen, und in „Kileng", die sich bis zum Einflusse des Gorin erstrecken.

Aeußerst zahlreich sind die Dörfer der Golden, welche allerdings oft nur aus drei bis vier, zuweilen aus zwölf bis fünfundzwanzig Jurten bestehen, längs der Nebenarme und auf den Inseln der genannten Flüsse zerstreut. Alle diese Dörfer aber sind ohne Ausnahme an den besten und wohnlichsten Punkten angelegt und können in dieser Beziehung den künftigen russischen Niederlassungen als Muster dienen. Wird die Gebirgskette von einem geräumigen Thalgrunde mit plättscherndem Bache durchschnitten, oder dehnt sich eine glatte, von Bergen geschützte Hochebene aus, so ist sicherlich ein Golden-Dorf mit seinen Winterhütten unter den Abhängen oder Terrassen versteckt, während die Sommerwohnungen die sandige oder steinige Gegend am Flußufer einnehmen. Jene sind mit Lehm bestrichen, diese aus Birkenrinde erbaut; überhaupt sind die Golden-Dörfer bis in die kleinsten Einzelheiten und Aeußerlichkeiten herab einander so ähnlich wie ein Ei dem anderen. Gewöhnlich gehen diesen Dörfern lange Reihen kleiner Pfähle voran, die durch Querstäbe miteinander verbunden sind, auf denen man für den Winter die Fische trocknet, und zwar dieselben Arten, welche schon beim Fischfang der weiter stromabwärts wohnenden Giljaken beschrieben wurden, die Kita und Gorbuschka genannten Lachse und seltener der Stör. Im Winter bilden gedörrter Fisch und Hirse die einzige Nahrung der Golden; diese werden auch den russischen Soldaten in den Wachtposten statt der Fleischrationen verabreicht.

Unfern des Ufers und stets auf einer Niederung sind die Sommer-Jurten erbaut, die man bisweilen zum Winter abreißt, um sie nach einem für den Fischfang günstigeren Orte zu verlegen. Hinter den Sommer-Jurten und immer auf einer Anhöhe stehen die Winterhütten von geknetetem und mit dürrem Gras vermischtem Lehm. Diese Häuschen unterscheiden sich in nichts von den bereits geschilderten der Dauren und Mandschuren: dieselben breiten Fenster mit Papier statt der Glasscheiben, dieselben Pritschen ringsum im Innern, mit Strohmatten bedeckt und von unten durch einen Kanal geheizt, dieselben Kohlenbecken neben den Pritschen, drei oder vier an der Zahl nach Maßgabe der Familien, welche die Jurte bewohnen. Golden wie Goldinnen, selbst die Kinder nicht ausgenommen, sind leidenschaftliche Raucher und können ohne Tabak nicht existiren. Man findet daher auch hinter jedem Golden-Dorfe Gärten, deren Hauptzierde die langen grünen Blätter des mandschurischen Tabaks bilden. Rudel von wilden, bissigen Hunden, einige Greise, Weiber und Kinder, die zu Hause geblieben sind, um die Wirthschaft zu besorgen, während alle anderen Einwohner auf den Fischfang ausgehen, und ans Ufer gezogene Boote vervollständigen das Bild eines Golden-Dorfes.

Hin und wieder findet man in den Golden-Hütten auch chinesische Bilder, die jedoch sehr schlecht verfertigt sind, obgleich das Stück mit zwei bis drei Zobelfellen bezahlt wird. Nach der Flußseite zu stehen vor den Wohnungen noch Götzenpfähle. Die in der Abbildung mitgetheilten fand Maack vor einer Hütte in dem Golden-Dorfe Silvi unterhalb des Sungari. Der Mittelpfahl war von einem menschlichen Haupte gekrönt, dessen Augen, Nase und Mund durch

rohe Einschnitte bezeichnet waren. Auf dem Pfahl selbst waren eben so roh von oben nach unten folgende Gestalten eingeschnitzt: ein Mensch, zwei froschartige Thiere, wieder ein Mensch, zwei Vierfüßer, ein Thier, das einer Schildkröte gleicht, und ein dritter Mensch. Zu jeder Seite des Pfahls waren zwei niedrige Holzblöcke angebracht, welche menschliche Köpfe darstellen sollten, und rechts und links hiervon zwei Stangen, deren eine mit einem Vogel, die andere mit einem vierfüßigen Thiere an der Spitze geschmückt war. Russischen Glaubensboten fängt es jetzt, freilich noch langsam, zu gelingen an, das Christenthum unter den Golden auszubreiten.


Götzenpfähle der Golden. Nach R. Maack.

Das Schwein, welches man bei den anderen tungusischen Stämmen am Amur nicht findet, wird von den Golden am Sungari häufig gehalten, doch nimmt das Fleisch dieses Thieres, das fast nur mit Fischen gefüttert wird, einen widrigen Geschmack an und wird für Europäer geradezu ungenießbar. Auch die Katze, die aus der Mandschurei kommt, wird als Hausthier von den Golden gepflegt, und damit die Mandschu den Handel mit derselben in der Hand behalten, kastriren sie alle den Golden gebrachten Kater.

Ein großer Feind der Golden ist der Tiger, der gerade zwischen Amur, Sungari und Ussuri am häufigsten vorkommt. Wird einmal einer erlegt, so ist der Golde sehr stolz darauf. Der getödtete Räuber wird an der Mauer der Hütte aufgehängt und die ganze Familie macht ihm ironische Verbeugungen, wobei sie ihn als „Herr" anredet. Gewöhnlich wagen es die Golden nicht, sich dem „Herrenthier" zu nähern, das bei ihnen den Namen Mare führt. Nordmann erzählt, daß im Winter 1857 die armen Golden in einem Dorfe an der Ussuri-Mündung alle ihre Fahrhunde einem jede Nacht zum Dorfe kommenden Tiger aufgefüttert hatten, und zwar banden sie zur Nacht ein paar Hunde vor dem Dorfe als Opfer fest. Zuletzt wollten sie schon ihre eigenen Kinder zum Fraße aussetzen, als einige Kosaken den Tiger zufälligerweise erlegten.

Die Russen haben öfter Tiger im Bureja-Gebirge erlegt, ohne jedoch häufig zu wissen, was sie für ein Thier getödtet hatten. So zog im Herbste 1860 eine Gesellschaft von drei Kosaken der blutigen Spur nach, welche von einem Tiger hinterlassen worden war, der ein Pferd geraubt, erwürgt und in den Wald geschleppt hatte. Während der Mahlzeit überraschten die Kosaken den

Tiger, der sie nur grimmig anschaute, sich sonst aber nicht stören ließ. Der eine Kosak stellt seine lange Kugelbüchse auf die gebräuchliche Stützgabel und drückt mehrmals ab, allein der Schuß versagte stets. Noch rührte sich der Tiger nicht, sondern gab nur sein Mißvergnügen durch ein erschreckliches Brüllen kund. Darauf beschloß ein anderer, mit einem Beil bewaffnet, auf das Thier loszugehen; als er jedoch ganz gemüthlich auf dasselbe loshaut, packt ihn der Tiger, wirft ihn nieder und hält ihn mit der Vordertatze am Boden fest. Einer seiner Gefährten eilt ihm zu Hülfe, theilt jedoch dasselbe Schicksal, und nun lagen Beide und schrieen den Dritten um Hülfe an, wozu der Tiger mit kraftvollem Basse einstimmte, ohne die beiden Männer besonders zu verletzen. Dem dritten, noch frei gebliebenen Kosaken gelang es endlich, seine Kameraden zu befreien, indem er den Tiger mit einem Bajonnette durchstieß. Diese Geschichte erzählte, in höchst anziehender Weise, Nordmann in den Verhandlungen des Moskauer Naturforscher-Vereins.

Von ihren Nachbarn unterscheiden sich die Golden durch dunklere Hautfarbe und höhere Backenknochen und außerdem durch ihre Vorliebe für allerhand Verlocken. Sogar die Männer stecken ungeheuere kupferne Ringe in die Ohren, mit Anhängseln von bunten Steinen; ähnliche Ringe tragen die Weiber in den Ohren und kleine Mädchen in der Nase. Sonst stimmen sie jedoch mit den Mandschu überein; sie haben dieselbe geschorene Stirn, dieselben langen Zöpfe und pechschwarzen Haare, dieselbe Kleidung.

Ein sanfter, friedliebender Blick, äußerst ärmliche Kleidung, kurze Knebelbärte bei den Männern, kecke, lächelnde Gesichter bei den Kindern, Schüchternheit der Frauen und ein schluchzender Ton im Sprechen charakterisiren dies Völkchen.

Nächst dem Sungari ist der Ussuri der bedeutendste Nebenfluß, der von Süden her in den Amur mündet. Seine Quellen liegen unter 44 Grad nördl. Breite im Sichota-Alingebirge. Der obere Theil des Flusses, der Sandugu, hat einen ungemein raschen Lauf und ist beiderseits von Bergen eingeengt. Einen Hauptzufluß erhält der Ussuri aus dem Chanka-See, der sich zwischen 44 Grad 36 Minuten und 45 Grad nördl. Breite ausdehnt, nach Norden zu von morastigen Sümpfen umgeben ist und zugleich die südlichste Grenze der Golden bildet. Der Strom ist übrigens eine vortreffliche Wasserstraße, die von 1 Meter tiefgehenden Dampfern jetzt regelmäßig befahren wird. Die erste Kenntniß des Ussuri verdanken wir den katholischen Missionaren aus der Provinz Liao-tong, welche vor etwa zwanzig Jahren die Bereisung des Flusses vornahmen, um an die Mündung des Amur zu gelangen und die daselbst wohnenden Giljaken zu bekehren. Der erste derselben, der fromme und milde Pater de la Brunière, verlor dabei das Leben, während sein später ihm nachfolgender Kollege Venault die Reise glücklich zurücklegte und das Schicksal des unglücklichen Mannes aufklärte. Die höchst interessanten Reiseberichte, welche wir hier folgen lassen, geben einen guten Einblick in die Zustände der Länder am unteren Amur vor der Ankunft der Russen.

Von Pakiadze aus, das wir schon weiter oben durch Franclet's Bericht kennen gelernt, brach der Missionar de la Brunière am 16. Juli 1846 auf.

Von dort nahm er zwei neubekehrte Mongolen mit, die ihm als Führer dienen sollten. Sein Weg führte sie zunächst nach der großen, erst vor Kurzem gegründeten Stadt A=sche=ho, die fast ganz von eingewanderten Chinesen, 60,000 an der Zahl, bewohnt wird und 40 Meilen nördlich von Girin und 5 Meilen westlich vom Sungari liegt. Er fand daselbst freundliche Aufnahme bei einem Bekannten seiner beiden Führer, welchen er, obwol vergeblich, zu bekehren suchte. Der brave Chinese warnte ihn jedoch vor den Tigern und Bären der Mandschurei, die ihn sicherlich verschlingen würden. Die beiden Führer wurden zaghaft, doch der Missionar tröstete sie mit dem Vorgeben, europäisches Fleisch habe einen so eigenthümlichen Geruch, daß kein Tiger sich an sie wagen würde. Hinter A=sche=ho, auf dem Wege nach dem uns gleichfalls durch Franclet bekannten Sian=sin, mußte der Reisende wüste, wenig bevölkerte Gegenden durchziehen, in denen zwar Bären und Tiger nicht zu sehen waren, welche jedoch durch eine furchtbare Menge von Mücken, Bremsen und Stechfliegen zu einer wahren Höllenqual für ihn und seine Führer wurden. Alle Drei waren mit Roßschweifen bewaffnet, um ihre Peiniger zu verjagen, allein durch dieses Mittel regten sie die Blutgier dieser Quälgeister nur noch mehr auf, und de la Brunière versichert, daß er jedes Mal, wenn er die Hand nach dem Gesichte führte, zehn oder zwölf dieser kleinen Ungeheuer zerquetscht habe. Die zwei unglücklichen Pferde, welche das Gepäck zu tragen hatten, waren nicht im Stande weiter zu gehen. Sie legten sich mitten im Grase nieder, waren ganz mit Blut bedeckt und verweigerten Futter anzunehmen. Es blieb nun nichts Anderes übrig, als des Nachts zu reisen und am Tage auszuruhen, wenngleich die kleinen Stechmücken auch des Nachts thätig waren. Wer mit der Gegend bekannt ist, wagt sich nie ohne eine Gesichtsmaske in dieselbe. In der Nähe der Flüsse und Sümpfe wird die Plage noch schlimmer und namentlich in der Gegend von Sian=sin fallen womöglich noch dichtere Schwärme über die Reisenden her. In den Häusern ist man einigermaßen sicher, da sie mit Pferde= oder Kuhdünger ausgeräuchert werden, allein vor September verschwinden die Mücken und Wespen nie ganz.

Am Abende des 4. August zeigte sich Sian=sin mit seinen hölzernen Mauern und Häusern. De la Brunière's Beschreibung der Stadt stimmt genau mit der Franclet's überein, obgleich Letzterer fünfzehn Jahre später dort war. Er sah das eigenthümliche Holzpflaster, beobachtete die strenge Grenzsperre und verkehrte mit den „Jupi=ta=tze", welche zum Tauschhandel vom Amur her kamen. Von Sian=sin ging der Missionar den Sungari entlang nach dem Golden=Dorfe Su=su, das an den Ufern des genannten Stromes liegt. Er überschritt dabei mit seinen beiden christlichen Führern die verbotene Grenze. Am vierten Tage traf er plötzlich auf einen Kriegsmandarinen, welcher nur von einem Offizier begleitet war. Derselbe stieg vom Pferde und begrüßte den Missionar, dessen Erscheinung ihm auffiel, sehr höflich. Sie setzten sich ins Gras und rauchten eine Pfeife zusammen. Um seine Neugierde zu befriedigen, wandte sich der Mandarin mit Fragen an die Führer, wer de la Brunière sei. Diese Leute, auf solche Fälle bereits vorbereitet, antworteten, sie seien nur Diener, welche sich um die wichtigen Angelegenheiten ihres Herrn nicht zu bekümmern hätten. Infolge dessen hielt der Mandarin unseren Franzosen für

einen geheimen Agenten der chinesischen Regierung, welcher zur Inspizirung der Grenze gekommen sei, und näherte sich ihm noch unterwürfiger. Zwei Stunden vergingen im angenehmen Gespräch, und der Missionar gelangte unangefochten nach Su-su. Die Golden waren über seine Erscheinung im höchsten Grade erstaunt. Seine Kleidung, das Breviarium, das Kruzifix verursachten tausenderlei Muthmaßungen. Durch kleine Geschenke gewann er die guten Menschen schnell und begann das Evangelium zu predigen. Er war auch schon auf dem besten Wege, Proselyten zu machen, wobei ihn ein glücklicher Fischfang unterstützte und zwar an einer Stelle, an welcher die Eingeborenen nichts fangen konnten; er begann die Mandschu-Sprache zu lernen, die mit der Golden-Sprache verwandt ist, und die sie lieber hören als das Chinesische, welches das Mandschu förmlich verdrängt.

Eines Tages erschallte plötzlich der Ton der Tam-Tams vom Flusse her und die Einwohner geriethen in große Furcht. Es war ein großes Boot, das mit zwei Mandarinen und zwanzig Soldaten von Sian-sin angelangt war, um die Steuern in Su-su einzutreiben. Mit dem Missionar stellten sie sich Anfangs auf guten Fuß und gestatteten ihm, ganz nach seinem Belieben zu bleiben; ihm schien es jedoch, als ob er ihnen durch seine Gegenwart lästig fiele, da sie die Steuern mit großer Härte einforderten. Er machte sich deshalb wieder auf den Rückweg nach Sian-sin, wo er am 23. August anlangte und sich bei einem Mohammedaner einquartierte.

Wegen des Bartes, den de la Brunière trug, glaubte dieser zuerst einen Religionsgenossen vor sich zu haben — ein Wahn, der jedoch schwand, sobald er unseren Reisenden eine Schüssel Schweinefleisch verzehren sah. Dagegen ward der Mann wiederum verwundert, als er die Geschichte von der Erschaffung der Welt, von den Reisen Abraham's u. s. w. hörte. Die Mohammedaner sind in Sian-sin sehr zahlreich vertreten und machen ein Drittheil der Bevölkerung aus. Sie haben daselbst eine Moschee, der ein Marabut vorsteht, welcher die Verpflichtung hat, die Kinder im Koran zu unterrichten.

Der Mohammedaner, bei welchem de la Brunière wohnte, unterstützte ihn willig in seinen Reisevorbereitungen, und am 1. September 1845 zog der Missionar weiter nach Osten, um auf einem engen Pfade, welchen sonst nur die Ginsengsucher benutzen, nach dem Ussuri zu gelangen, dessen Entfernung auf 120 Meilen angegeben wurde. Der Koch- und Küchenapparat ward auf einen Maulesel geladen und nun ging es in die Wildniß, denn Derjenige, welcher von Sian-sin nach dem Ussuri reisen will, darf nirgends auf eine Unterkunft rechnen; sein Bett ist die Erde, seine Decke der Himmel und ohne mitgebrachte Lebensmittel muß Jedermann verhungern. Die Reise dauerte der Herbstregen wegen vierzehn Tage, und Alles, was de la Brunière früher erlebt hatte, erschien ihm diesen Strapazen gegenüber wie Kinderspiel. Bäume mußten gefällt und Feuer angezündet werden, um sich gegen die Tiger und Stechmücken zu wehren, die ihr blutsaugendes Geschäft bis Nachts um zwölf Uhr fortsetzten. Das wenige Essen, das unter herabströmenden Regengüssen gekocht wurde, verdarb oft. Bei Beginn der Reise war Wasser und Holz zur Genüge vorhanden, doch 30 Meilen vor dem Ussuri fehlte jedes Wasser, und

die Wanderer mußten die Hirse ungekocht verzehren. Der in den Wäldern vorherrschende Baumwuchs besteht aus krüppelhaften Eichen.

Am 14. September Abends erreichte der Missionar den Ussuri, 40 Meilen nördlich vom Chanka-See. Das erste Asyl, welches er fand, war ein einsames, von chinesischen Kaufleuten bewohntes Haus, die sich des Ginsenghandels halber hier aufhielten. Von ihnen erhielt er ein Boot, mit dem er 24 Meilen weiter stromabwärts fuhr, um zu einer anderen Chinesen-Kolonie zu gelangen.



Sommerhütte der Golden. Nach R. Maack.

Als diese Leute bemerkten, daß er Christ sei, behandelten sie ihn sehr schlecht; doch blieb er längere Zeit bei ihnen und hatte Gelegenheit, ein merkwürdiges Elementar-Ereigniß zu beobachten. Es war um die Mitte des Oktobers; die Bäume standen kahl und das vergilbte Gras zeigte das Herannahen des Winters an. Gegen Mittag erschien am Horizonte eine dicke schwarze Rauchwolke, welche das Licht der Sonne verfinsterte, und plötzlich erscholl der Angstruf: Feuer, Feuer! Alle Chinesen stürzten mit Beilen aus ihren Häusern hervor und begannen das Buschwerk und die Bäume in der Umgebung der Wohnungen zu entfernen. Das Gras ward abgebrannt und das Holz in den Strom geworfen. Immer näher und näher kam jetzt die Rauchwolke, die von einem fürchterlichen Waldbrande herrührte. Endlich war sie da, und im Nu war die ganze Umgebung des Dorfes in ein Feuermeer gehüllt; prasselnd und krachend stürzten die Baumstämme zusammen, an denen die rothen Flammen gleich glühenden Schlangen emporgezüngelt waren. Wie das gräßliche Feuermeer gekommen, so schwand es auch mit rasender Schnelligkeit dahin und wandte sich weiter nach Norden. Ringsum lagen verkohlte Baumstämme und

dampfte der erhitzte Boden. Dem Dörfchen selbst jedoch war kein Schaden geschehen und ein paar Gläser Branntwein verjagten die letzten Spuren von Furcht aus den geängstigten Gemüthern der Chinesen. Das Feuer war durch Jäger angezündet worden, die auf diese Weise das Wild aus den Wäldern treiben.

Damals, als von russischer Kolonisation am Ussuri noch keine Rede war, lebten an diesem großen Flusse und seinen Nebenströmen nicht mehr als 800 Menschen, von denen 600 Eingeborene (Golden) und 200 eingewanderte Chinesen waren. Die letzteren, der Abschaum der Menschheit, bestanden aus Straßenräubern, Mördern, Schurken aller Art, welche dem strafenden Arme der Justiz entronnen waren und hier nun freiwillig eine Verbrecherkolonie gegründet hatten. Hätten diese Galgenvögel nicht schon ungenirt ihre Lebensgeschichte erzählt, man hätte es an ihren Gauner-Physiognomien gesehen, weß Geistes Kind sie waren. Alle Jahre kamen zwei oder drei Mordthaten unter ihnen vor, und kurz vor der Ankunft des Missionars tödtete ein 68jähriger Mann einen von 67 Jahren. Die einzige Art und Weise, wie sie ihren Lebensunterhalt gewinnen, ist durch das Aufsuchen der Ginsengwurzel, von der weiter unten ausführlich gesprochen werden soll.

Ganz anders erschienen dem Franzosen die „Fischhäute oder Jupi-ta-tze", wie er die Golden nennt. Seine Beschreibung stimmt mit den Nachrichten überein, die über dieses gutmüthige Völkchen bereits aus anderen Quellen bekannt waren. Da de la Brunière den ganzen Winter 1845—1846 bei ihnen zubrachte, so konnte er genaue Nachricht über die Religion der Golden einziehen. Als ein Jägervolk haben sie drei Hauptgeister, die mit ihrer Beschäftigung im Zusammenhang stehen: den Hirsch-, Fuchs- und Wieselgeist. Wird ein Golde krank, so sind die Geister daran Schuld und müssen durch den Schamanen beschworen werden. Schon von ferne zeigt Tambourinklang dessen Ankunft an und der Herr des Hauses geht ihm zum Empfange entgegen. Der Branntwein steht in Menge bereit, und ehe die Sonne untergeht, ist die ganze Gesellschaft, den ehrenfesten Schamanen eingeschlossen, betrunken.

Wenn die Stunde des Geistes gekommen ist, dann zieht der Schamane seine heiligen Kleider an. Von der Mütze flattern Papierstreifen und Stückchen Birkenrinde herab. Der bunte Rock reicht nur bis zum Knie, das wichtigste Kleidungsstück ist jedoch der Gürtel. Er besteht aus drei Bändern und an jedem derselben hängen eherne Glocken von sieben bis acht Zoll Länge.

Mit dem Tambourin in der einen und einem Stocke in der anderen Hand setzt sich der Schamane nieder und beginnt seinen Klagegesang zur Trommelbegleitung, was durchaus nicht unangenehm klingt, da ein bestimmter Takt innegehalten wird. Am Ende jedes Verses zieht der Schamane schreckliche Fratzen; seine Trommelschläge werden nun schneller, und wenn er einige dumpfe pfeifende Töne ausgestoßen hat, schweigt er plötzlich. Alle Anwesenden antworten dann mit einem lauten „Eh"! Nachdem der Gesang geendet, springt der Schamane wie ein Wahnsinniger in der Hütte herum, seine Glieder verrenken sich und die Trommeln und Glöckchen machen einen entsetzlichen Lärm. Dann zeigt sich der Geist, ist jedoch nur für den Beschwörer sichtbar, und die Zuschauer ahnen seine Gegenwart nur aus dessen Geberden.

Die Golden am Ussuri jagen nur im Winter. Der Schnee, der dann oft zwei Meter dick Berge und Ebenen deckt, bietet ihnen kein Hinderniß. Zwei Meter lange Kiefernbreter werden dann mit Riemen aus Hirschhaut unter die Füße gebunden, und mit diesen Schneeschuhen angethan eilen die Golden bergauf, bergab. Ihr Winterkleid besteht aus Hirschfell mit nach unten gekehrten Haaren, die sie auf diese Weise gegen das Einsinken im Schnee schützen. Hierbei ist der Golde auch ein ausgezeichneter Fischer; in seinem kleinen Kanoe schießt er mit wenigen Ruderschlägen rasend schnell über das Wasser dahin; die Chinesen nennen darum diese Nachen Kuai-ma, „schnelle Pferde". Der Fischreichthum des Ussuri ist groß und die durch das viele Fischessen im Blute erzeugte Hitze läßt die Winterkälte leichter ertragen. Im Sommer entstehen dadurch jedoch unter den Golden mancherlei Krankheiten.

Die Pocken richten große Verheerungen an und viele Personen erkranken vier oder fünf Mal an diesem schrecklichen Uebel.



Schlitten der Golden. Nach R. Maack.

Die einzige Fahrstraße im Winter ist der zugefrorene Fluß. Ein sehr leichter, fünf bis sechs Fuß langer, aus Eichenstäben gebauter und nach unten zu abgerundeter Schlitten, der von einigen Hunden gezogen wird, dient zum Fortkommen. Jede Familie hält funfzehn oder zwanzig dieser nützlichen Thiere. Die Herren essen das Fleisch der Fische, die Hunde begnügen sich mit den Gräten und Eingeweiden. Während des Winters werden die Hunde mit gedörrten Fischen gefüttert, wodurch ihr Blut so hitzig wird, daß sie ganz gemüthlich im Schnee schlafen, ohne nach einem anderen Obdach sich umzusehen. Acht mittelgroße Hunde, die einen Zug ausmachen, schleppen einen Menschen und zwei Centner Gepäck einen ganzen Tag lang mit der Schnelligkeit guter Wagenpferde.

Am 5. April 1846 schickte der Pater de la Brunière seinen Bericht an die Missionare in Liao-tong ab; es waren die letzten Nachrichten, die man von ihm erhielt. Mit Gottes Hülfe wollte er in einem kleinen Schiffchen allein nach dem Amur aufbrechen, denn seine beiden mitgebrachten Zöglinge waren vor Heimweh krank geworden und zurückgekehrt. Er ist dann aufgebrochen,

um nicht wieder zurückzukehren, und alle Nachforschungen blieben erfolglos, bis endlich die Nachricht eintraf, daß er von den „Langhaarigen“ am unteren Amur, von den Giljaken, erschlagen worden sei. Vier Jahre später, im Januar 1850, machte sich der in Asche-ho ansässige französische Missionar Venault auf, um das Schicksal seines Kollegen aufzuhellen. In einem mit drei Pferden bespannten Schlitten reiste er ab, kam nach Sian-sin und konnte wegen der Grenzsperre auf dem Sungari nicht nach den Amur gelangen. Er schlug deshalb den Landweg nach dem Ussuri ein und erreichte denselben dem Einflusse der Imma gegenüber, etwa in derselben Gegend, wo sein verstorbener Vorgänger an diesen Fluß gekommen war. Diese Winterreise war ungemein beschwerlich.

Zehn Meilen östlich von Sian-sin machte er zunächst in Wei-tze-ken Station, einem Distrikt, der aus verschiedenen zerstreut liegenden Dörfern, mit zahlreicher, Ackerbau treibender Bevölkerung besteht. Weiter östlich hört jedoch alle Kultur auf, und zwischen dem genannten Orte und dem Ussuri, auf einer Entfernung von mehr als 100 Meilen, trifft man nur auf vereinzelte, in Felsschluchten angelegte Hütten der Ginsengsucher. Nur einzelne alte Männer bewohnten diese Hütten; Frauen fand Venault nicht. Die Einsiedler fällen die benachbarten Bäume und lassen sie verfaulen. Aus dem Moder wächst ein Schwamm auf, der in Sian-sin ein gesuchter Handelsartikel ist. Da nur wenig Schnee hinter Wei-tze-ken lag, so mußte zum besseren Fortkommen der kleinen Reisegesellschaft das Gepäck von den Schlitten ab- und auf die Pferde geladen werden. So zogen sie zwölf Tage lang zu Fuß weiter. Gewöhnlich schliefen sie auf dem Erdboden, selten konnten sie in einer der erwähnten Hütten Obdach finden. Abends wurde Holz gefällt und ein mächtiges Feuer im Kreise herum angezündet, das zugleich gegen die Kälte und die Tiger Schutz bot. Von letzteren blieb Venault verschont, doch fand er Menschenknochen mit Fleisch und zerrissene Kleider daran, von Leuten, die gewiß der Raubgierde der Tiger zur Beute gefallen waren.

Der Ort Imma-ken-tze, gegenüber der Mündung der Imma in den Ussuri, besteht nur aus wenigen, von Ginsengsuchern bewohnten Hütten. Die dort wohnenden Chinesen bildeten eine Republik von nichtsnutzigen Gaunern und Galgenvögeln, unter welchen Venault zwei Monate zubrachte. Als der Frühling kam und der Ussuri eisfrei wurde, kaufte der Missionar ein 9 Meter langes und 1 Meter breites Boot, nahm einen Mandschu-Führer und fuhr am 31. April den Strom abwärts, dem Lande der „Langhaarigen“ zu. Der Führer, welcher zehn chinesische Tael, also nach unserm Gelde etwa sechzig Mark, monatlich erhielt, war ein hinterlistiger Bursche, der nur mit Widerwillen seine Dienste verrichtete. Venault mußte deshalb noch einen zweiten, einen Chinesen, annehmen, der schon am unteren Amur gewesen war und die Sprache der „Langhaarigen“ verstand. Ueber Venault gingen unter den Flußanwohnern die merkwürdigsten Gerüchte. Die Einen hielten ihn für einen großen Zauberer, die Anderen für einen russischen General.

Am Ende des vierten Monats, nachdem der Missionar den Ussuri ganz abwärts und schon auf den Amur gekommen war, erreichte er das am linken Ufer dieses Stromes etwa unter $49^1/_2$ Grad nördl. Breite gelegene Dorf

Dondon, wo in einem von Palissaden umgebenen Hause der Mandarin wohnte, welcher die Steuern von den Bewohnern einzutreiben hatte. Gegen Bestechung ließ er Venault durch, der ungeachtet aller Warnungen, die Giljaken würden ihm das gleiche Schicksal wie de la Brunière bereiten, muthig bis zu dem Dorfe Pul am rechten Ufer des unteren Amur vordrang. Von Angst erfüllt weigerten sich die Führer weiter zu gehen. Er miethete daher in Pul von einem Eingeborenen ein anderes Boot, nahm einen neuen Führer an, ließ sein Gepäck als Sicherheit zurück, schiffte zu den Giljaken, die er „Kilimi" nennt, und vernahm daselbst, daß de la Brunière bei dem Dorfe Hutong ermordet worden sei. Nach diesem Orte schickte er einige seiner Leute, die erst nach sechs Tagen zurückkamen und volle Aufklärung über das beklagenswerthe Ende seines Vorgängers mitbrachten. Bei ihrer Ankunft waren alle in den Mord verwickelten Personen aus dem Dorfe entflohen, und nur ein Mann zurückgeblieben, nach dessen Bericht der unglückliche de la Brunière am Strande, wohin er sein Boot vor den Sturmwellen des Amur geflüchtet hatte, mit Bereitung seines Mittagsmahles beschäftigt war. Die beutelustigen Giljaken näherten sich ihm mit Bogen und Speeren; sieben fielen über ihn her und erstachen ihn mit den Lanzen. Kein Laut entschlüpfte den Lippen des frommen Mannes, der wie ein Held für seinen Glauben starb. Dem Leichnam riß man Zähne und Augen aus und ließ ihn am Ufer liegen, bis die Wellen des Riesenstromes sich seiner erbarmten und ihn hinabschwemmten zum Ozean, wo er sein nasses Grab fand. Die Beute ward vertheilt, und manches Kreuz, manche Silbermünze, die von giljakischen Frauen getragen wurde, rührte von dem ermordeten Missionar her.

Der zurückgebliebene Mörder zeigte Reue; er lieferte aus, was noch von dem Raube in seinen Händen war: einen heiligen Stein, einen Meßkelch, die Ueberbleibsel eines Thermometers und zwei Kompasse. Venault's Boten legten ihm im Vereine mit drei giljakischen Häuptlingen eine Strafe auf, die er willig leistete. Er mußte fünf Töpfe, zwei Speere, zwei Mang-Pao (bunte Kleider, wie sie die Mandarinen tragen), ein Fellkleid, ein Stück Seidenzeug und ein Zobelfell abliefern. Nachdem diese Strafe an Venault gezahlt war, wurde ein Dokument aufgesetzt, welches den Friedensschluß zwischen beiden Theilen enthielt. Es lautet in der Uebersetzung aus dem Chinesischen: „Im dreißigsten Jahre der Regierung des Kaisers Tao-Kwang kamen Schien-Wen-Ming (Venault) und Tsche-Tu-Tschu (einer seiner christlichen Begleiter), um Genugthuung zu verlangen für den im sechsundzwanzigsten Jahre an der Person des Missionars Pao (de la Brunière) begangenen Mord, der durch Männer aus den Dörfern Arkong, Siölo in und Hutong begangen worden war, und der Friede ist zwischen beiden Parteien hergestellt worden. Die oben genannten Dörfer verpflichten sich hiermit, in Zukunft keinen Reisenden, der im Sommer in Schiffen, oder im Winter in Schlitten durch dieselben hindurchreist, auf irgend eine Weise zu belästigen, sondern diese sollen wie Brüder behandelt werden. Die Verwandten und Freunde des Priesters Pao versprechen dagegen, für den begangenen Mord keinerlei Rache zu nehmen. Da aber das gesprochene Wort verfliegt und vergessen wird, so ist diese Uebereinkunft von beiden Seiten

zu Papier gebracht worden, im Beisein der Dolmetscher, welche über die Ausführung zu wachen haben."

Nachdem so der Frieden hergestellt war, fingen Venault's Leute untereinander eine Rauferei an, bei der es nicht ohne Messerstiche abging. Er hatte ihnen die Kontribution versprochen, die von dem Mörder erhoben worden war, und über die Theilung derselben geriethen sie in Streit.

Venault beabsichtigte, bis nach der Insel Sachalin vorzudringen, wurde jedoch daran verhindert und einmal mußte er sich sogar vor den Chinesen in den Wäldern verstecken. Damals war schon der russische Einfluß am Amur vorwiegend, und er fand viele europäische Gegenstände bei den Eingeborenen, welche sie durch Tausch von den Russen erhandelt hatten. Die Golden finden auch in Venault einen Lobredner, die Giljaken dagegen beschreibt er als beutelustiges, blutdürstiges Volk, das stets betrunken ist. Venault kehrte glücklich nach Asche-ho zurück und hatte den Zweck seiner Reise, die Aufklärung über de la Brunière's Schicksal, erreicht.

Diesen beiden frommen und muthigen Männern verdanken wir also die erste Kenntniß des Ussuri, dessen wissenschaftliche Erforschung im Jahre 1858 der Russe Weniukow, als die Russen noch keineswegs dort festen Fuß gefaßt hatten, gerade zu der Zeit vollbrachte, als man den Vertrag von Aigun abschloß. Seitens der mandschurischen Behörden hatte er daher einige Unannehmlichkeiten zu gewärtigen, während die Golden ihn auf das Liebenswürdigste empfingen und die Hoffnung aussprachen, bald russische Unterthanen zu werden.

Die Expedition bestand aus 16 Leuten, darunter zwölf Kosaken und ein Dolmetscher, welcher der Golden-Sprache mächtig war. Am 13. Juni brach Weniukow von der Mündung des Ussuri auf und eilte schnell an den Ausläufern der Choedzi-Berge (Chodzyra) vorbei, die eine Wasserscheide zwischen dem Amur, Ussuri und dem Tatarischen Kanale bilden. Die Berge sind steil und mit Wald bedeckt. Ulmen, Eichen, Walnußbäume, Birken, Espen und Vogelbeerbäume walten vor; Nadelholz ist nur spärlich durch einige Zirbeln vertreten. Wein und Jasmin wachsen wild, und der Südabhang der Choedzi-Berge erinnert in Bezug auf die Vegetation an die am meisten begünstigten Theile Europa's. Jenseit der Berge dehnt sich auf beiden Ufern des Ussuri eine weite Grasebene aus, in der nur wenige Eichen, Ulmen und Weiden wachsen. Im Juli aber ist alles Land überschwemmt und wenig zur Ansiedelung geeignet. Dagegen mangelt es nicht an Wild und Fischen und in den Sümpfen kommen Schildkröten vor, welche von den Golden gegessen werden. Die meisten Eier derselben, die im Sande am Ufer vergraben sind, zerstören jedoch die Raubvögel. Fische waren in so kolossaler Menge vorhanden, daß sie ins Boot sprangen. Was den Namen Jupi-ta-tze oder „Fischhäute" betrifft, welchen die Chinesen den Golden gegeben haben, so hat er nur noch wenig Bedeutung, denn die Kleidung derselben besteht fast nur aus Baumwollenstoffen, die Fischhautkleider werden selten.

Am zweiten Tage der Reise Weniukow's trat ohne Unterbrechung fünfundvierzig Tage anhaltendes Regenwetter ein. Diese lang andauernden Regengüsse, die mit der Nähe des Meeres zusammenhängen, bilden eine

Eigenthümlichkeit im Klima des Ussurithales und tragen viel zu dem Wasserreichthum des Flusses und seiner Nebenflüsse bei. Während der beiden ersten Tage seiner Reise fand Weniukow nur drei Dörfer, die zusammen acht Hütten zählten; zu den wenigen Golden hatten sich einige Chinesen gesellt. Am dritten Tage kam er zur Mündung des Choro oder Cholo, der auf alten Karten irrthümlich Por heißt. Er entspringt in den Sichota-Alin-Küstengebirgen und mündet nach einem schnellen Laufe, auf welchem er Steine und Bäume mit sich schleppt, in fünf Armen in den Ussuri. Nicht weit davon liegt das Golden-Dorf Choi-tscha, das sich auf eine Stunde Länge ausdehnt und doch nur aus neun Hütten besteht, deren Einwohner meistens abwesend waren. Weniukow trat daher in eine der Jurten, deren Thür nicht verschlossen war. Der Haushalt war sehr einfach, einige Fischerei-Geräthschaften, einige thönerne Töpfe und ein großer Kessel bildeten die ganze Habe.



Golden. Nach R. Maack.

Ein kleiner Tempel in der Nähe fesselte besonders Weniukow's Aufmerksamkeit. An der inneren Wand desselben hing das sehr schlechte Gemälde einer Gottheit, wahrscheinlich von einem chinesischen Künstler angefertigt. Ein kleines Behältniß, in welches von Zeit zu Zeit Feuer gethan wird, stand vor dem Tempel. Zu den Zeiten der Jesuiten waren unter den Jupi-ta-tze keine Spuren eines öffentlichen Gottesdienstes vorhanden. Die chinesischen Bonzen fanden bei ihnen nichts, was sie hätte anlocken können. Seit der Zeit aber, wo Weizen und Reis hier gebaut wird, haben auch die chinesischen Götter ihren Weg hierher gefunden. — Nach den Aussagen der Eingeborenen kann man den Choro mit einem Boote bis zu seiner Quelle befahren, die inmitten hoher Berge liegt, von denen man noch vier Tagereisen bis zur Seeküste hat.

Am 17. Juni war der Regen so stark, daß Weniukow die Weiterreise aufgeben und landen mußte, um seine Lebensmittel zu bergen. Die Golden, in deren Nähe er ans Ufer stieg, zitterten bei seiner Ankunft, weil sie ihn für einen Mandarin hielten, und waren höchst erstaunt, als sie für ihre Fische

Zahlung erhielten. Nun kam ein Weib mit ihrem Söhnchen, das sich bisher versteckt hielt, hervor und feierte Weniukow's Großmuth in einem Gesange.

Am folgenden Tage schien sich das Wetter aufheitern zu wollen, allein am Nachmittage wurden die Reisenden von einem fürchterlichen Donnerwetter überrascht, und der Sturm nöthigte sie, in der Hütte eines Chinesen Zuflucht zu suchen. Dieser Mann war sehr unfreundlich, antwortete auf alle Fragen mit „Nein" und untersagte seinem Diener, einem Golden, mit den Fremden zu sprechen. Der Letztere verrieth den Russen jedoch, daß von Seiten der Mandschu-Behörden der Befehl gegeben worden sei, sie überall in gleicher Weise zu empfangen; sie möchten sich daher nur auf Leute seines Stammes verlassen. Das Verhältniß zwischen Mandschu und Golden stellte sich übrigens überall als ein sehr schlechtes heraus.

Das rechte Ufer des Ussuri zeigte von jetzt ab eine ununterbrochene Bergkette, während am linken die Ebenen fortdauerten. Man passirte die Mündung des kleinen Flüßchens Aom. Wiesen wechselten mit kleinen Wäldern von Ulmen, Birken und Eichen ab. Orangegelbe Lilien, Rosen und Aepfelbäume standen in voller Blüte. So blieb die Landschaft bis zum Einflusse des Nor, der auf der linken Seite in den Ussuri mündet.

Weniukow kam an den Mündungen des Abuera, Sibku und Bikin vorüber und fand überall eine aus Golden und Chinesen gemischte Bevölkerung. Alle diese kurzen Nebenflüsse haben einen reißenden Lauf und kaltes Wasser; längs der meisten wohnen chinesische Ginsengsucher in einzelnen zerstreuten Hütten, die nur durch Fußpfade untereinander verbunden sind. Jenseit des Bikin übernachtete Weniukow bei Golden. Einer derselben sah, daß er Silber besaß, und wünschte dieses gegen Zobelfelle umzutauschen, um daraus ein Armband für seine sterbende Mutter machen zu lassen. Ein anderer Golde hatte als Zeichen der Trauer seinen Zopf abgeschnitten. Die Golden huldigen der Vielweiberei und diese entspringt in manchen Fällen aus einer Art Pflichtgefühl. Ein dreißigjähriger Mann, der schon eine starke Familie hatte, besaß drei Weiber, deren zwei er von seinen verstorbenen Brüdern übernommen hatte. Da die Golden sehr eifersüchtiger Natur sind, war es eine ganz besondere Gnade, daß Weniukow's Gastfreund ihm gestattete, während seiner Abwesenheit in der Hütte zu bleiben. Die Kosaken hielt er so fern wie möglich, denn er hatte mit den Mandschu üble Erfahrungen gehabt.

Der Ussuri schwoll infolge der Regengüsse immer mehr an und selbst die Sandbänke, welche den größten Theil des Jahres über bloß lagen, waren bedeckt; namentlich an der Mündung der Imma, des größten Zuflusses des Ussuri, welche am 29. Juni erreicht wurde. Sie entspringt im Küstengebirge Sichota-Alin und ist, da sie keine Stromschnellen und Sandbänke zeigt, ihrem ganzen Lauf nach schiffbar. Bei den Chinesen führt die Imma, deren wesentlichster Nebenfluß der Akul ist, den Namen Niman. Am oberen Theile derselben wohnen bereits Orotschen, das einheimische Volk der Küsten am Tatarischen Kanal. Die Entfernung von der Mündung der Imma bis zum Meere beträgt fünf Tagereisen. Das Wasser der Imma ist sehr dunkel und kann noch eine Stunde lang neben dem des Ussuri verfolgt werden.

Der Mündung der Imma gegenüber liegt auf einigen rothen, vorspringenden Klippen das Chinesen-Dorf Imma oder Niman. Küchengärten geben dem Ganzen ein freundliches Ansehen, auch werden Pferde und Rinder gezogen. Ein Weg führt von hier nach Sian-sin, wahrscheinlich derselbe, den de la Brunière und Venault einschlugen. Weniukow fand in einer elenden Herberge eine bescheidene Unterkunft.

Niedrige, aus rother Erde bestehende Hügel treten am Ussuri oberhalb Imma auf und bilden den Abhang eines dicht bewaldeten und zur Kolonisirung gut geeigneten Plateaus. Eine Tagereise weiter stromaufwärts fällt von Westen her der ziemlich bedeutende Fluß Muren in den Ussuri, dessen Quellen aus den Bergen nordöstlich von der mandschurischen Stadt Ninguta kommen. An seiner Mündung bildet derselbe ein großes Delta. Der Ussuri macht nun viele Windungen, sein Strom ist reißend, sehr wasserreich, jedoch nicht über sieben bis neun Klafter breit, und seine kleinen Nebenarme, die er aussendet, sind sehr fischreich. — Auch die Golden in dieser Gegend fürchteten sich Anfangs vor Weniukow und seinen Leuten, weil sie in Angst schwebten, ihre Peiniger, die Mandschu kämen, um Zoll einzufordern. Diese Steuereintreiber kommen ein- oder zweimal im Jahre und holen mit dem Stock den Leuten das letzte Fell ab. Ein Golde erzählte, sein Vater, seine Mutter und zwei Brüder hätten sich infolge der an ihnen begangenen Quälereien erhängt, und alle seine Stammesgenossen freuten sich deshalb ungemein auf die Besitzergreifung des Landes durch die Russen.

Am 4. Juli gelangte Weniukow an die Mündung der Sungatscha, des Abflusses des Chanka-Sees, und dann zum Kuburcsan. Das Land an beiden Nebenflüssen eignet sich vortrefflich zur Anlage von Niederlassungen. In den Eichenwäldern gedeiht wilder Wein, während Nadelwald hier nicht vorkommt. Bezüglich der Vegetation waltet unterhalb Imma die Eiche in den Bergen vor. Wo die Ebenen bewaldet sind, stehen Espen, Ulmen, Walnüsse, schwarze und weiße Birken, Eichen, Ahorn und hier und da Linden. In den Steppen wächst der Wermuth in ungeheurer Menge und die mit fünf Fuß hohem Grase bestandenen Wiesen weichen von denen am Amur wenig ab. Die Ulme erreicht eine Höhe von über 30 und einen Umfang von 3 Meter. Auch Walnüsse und Linden werden sehr hoch, erstere tragen aber selten Früchte.

Am 14. Juli kreuzte Weniukow unter 45 Grad nördl. Breite die Mündung des Dobichu, wo er in einem Golden einen zuverlässigen Führer fand, der ihn bis zum Nintu-Bache bringen wollte, von wo aus ein Orotsche die weitere Führung übernehmen sollte. Zu seinem Erstaunen vernahm Weniukow, daß die Chinesen am oberen Dobichu Goldbergbau betreiben. Das Gold wird von ihnen nach Korea und China gebracht, ohne sich viel um die Behörden in der benachbarten Stadt Chun-tschun zu kümmern, was bei der großen Eifersucht, mit welcher die chinesische Regierung den Goldbergbau hütet, sehr sonderbar ist. In der Mandschurei jedoch ist aller und jeder Bergbau überhaupt untersagt, denn „es würde unanständig sein, die Erde zu unterwühlen, auf welcher die berühmten Vorfahren der regierenden Dynastie geboren wurden.“

Vom Dobichu aus südöstlich weiter eilend, kam Weniukow durch eine

Gegend, welche Spuren früherer Civilisation und einer einstigen zahlreichen Bevölkerung zeigte. Zwischen dem 44. und 45. Grade nördlicher Breite finden sich Ruinen alter Städte und Festungen, die vielleicht aus den Zeiten der Dynastie Gin herrühren, aber keine Vermuthung aufkommen lassen, gegen wen diese Erdwälle errichtet waren. Theils auf Hügeln, theils in der Ebene stehend, sind sie von regelmäßiger Bauart und gewiß waren Verbindungswege zwischen den einzelnen Forts angelegt. Bei den Eingeborenen heißen die Ruinen „Mandschu-Ballapti-Choton", alte Mandschu-Städte.

Am 17. Juni fand Weniukow an der Mündung des Wongo in den Ussuri eine Ginseng-Pflanzung. Die Kultur wurde von etwa zehn Chinesen betrieben, die sich hier angesiedelt haben und die Arbeit für den Eigenthümer, einen reichen Kaufmann in Peking, verrichteten. In Betracht des Werthes dieser Pflanze mußte der Mann von dem kleinen Stückchen Erde einen großartigen Gewinn ziehen. Mehr als 30 Beete, jedes 35 Ellen lang und 4 Ellen breit, waren reihenweise mit den theuern Wurzeln bepflanzt. Die Beeren waren noch nicht reif, doch begannen sie sich schon zu röthen. Zelte und Schalter von Holz schützten die Pflanzen gegen den Sonnenbrand; die Erde war sehr schwarz und locker. Die Pflanze wird, wenn sie vier oder fünf Zoll hoch ist, sorgfältig an einen Stab angebunden, viel begossen und von Unkraut frei gehalten. Eine Hecke umgiebt das Ganze, und ein Wächter steht Tag und Nacht bei den kostbaren Wurzeln, von denen er keine einzige verkaufen darf. In der Nachbarschaft sollen noch viele solche Pflanzungen sein; die Wurzeln werden nach Hun-tschun gebracht und von da über See nach Kanton expedirt.

Der Ginseng (Panax ginseng) wird von den Chinesen Orhota, d. h. erste aller Pflanzen, genannt. Sie betrachten ihn als das kostbarste Geschenk der Erde, Diamanten und einige Edelsteine ausgenommen, denn in der Medizin soll der Ginseng wahre Wunder bewirken. Er kurirt die Auszehrung, wenn schon die halbe Lunge fortgehustet ist, ertheilt altersschwachen Greisen das Feuer der Jugend wieder und wirkt gegen alle Gifte als Gegenmittel. Nach den Untersuchungen europäischer Aerzte besitzt die Pflanze keineswegs diese Eigenschaften und ist in Bezug auf ihre Heilkraft von ganz gewöhnlichen europäischen Pflanzen in nichts verschieden. Die französischen Missionare in China bestätigen dagegen theilweise die chinesischen Ansichten, und de la Brunière kurirte sich selbst damit ein hartnäckiges Magenübel. Weniukow, dem wir Glauben schenken dürfen, erhielt an der Imma ein Bündel von zwölf bis funfzehn Wurzeln zu dem Preise von 28 Thalern, und bei seiner Rückkehr verschaffte ihm der Dolmetscher zwanzig Stück für etwa 10 Thaler. Die Mitglieder der russischen Mission in Peking erhielten einigemal jeder ein halbes Pfund Ginseng vom Kaiser als ein ganz außerordentliches Geschenk.

Im Sommer ziehen mehrere hundert Chinesen in die Thäler am oberen Ussuri, um den wilden Ginseng zu suchen, der kräftiger als der kultivirte wirken soll. Durchschnittlich findet Jedermann an vierzig Wurzeln. Fünfzehn derselben gehen für Lebensmittel auf und die übrigen fünfundzwanzig werden in die Pflanzungen verkauft, wo eine 6 Centimeter lange Wurzel mit ein bis zwei Thalern bezahlt wird, sodaß fünfzig Thaler der höchste Gewinn eines Ginseng-

suchers ist, von dem er dann einen ganzen Winter leben muß. Ausnahmsweise nur findet man Wurzeln von 12 Centimeter Länge und 1 Centimeter Dicke. In der oben erwähnten Pflanzung zählte Weniukow 12,000 Wurzeln, die ein ziemlich ansehnliches Kapital repräsentiren. Von der ausgewachsenen Wurzel werden zunächst die Blätter abgeschnitten, darauf kocht man dieselbe, trocknet sie dann wieder und wickelt jede einzeln in Papier. Die Chinesen am Ussuri führen stets ein Stückchen Ginseng bei sich und machen davon in allen Krankheiten Gebrauch. Die Golden schätzen die Wurzel nicht so hoch und verkaufen sie, wenn sie eine solche durch Zufall finden, an die Chinesen.

Nach einer beschwerlichen Fahrt von fünf Tagen kam Weniukow zum Nintu-Bache, wo er den versprochenen Orotschen-Führer erwartete. Unterdessen traf er Anstalten, die Reise zu Fuß weiter fortzusetzen, denn an ein Weiterfahren mit dem Schiffe war von hier aus nicht zu denken. Der Golde brachte auch richtig den ihm verwandten Orotschen herbei, welcher den Weg zur Seeküste genau kannte, jedoch nur nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten die Stelle als Führer Weniukow's übernahm.


Ginseng-Pflanze.

Am 21. Juli brach man auf, um in östlicher Richtung das Meer zu erreichen. Da die Chinesen keine Pferde herleihen wollten, mußten die Russen ihr Gepäck auf dem Rücken fortschleppen. Die Wege waren ungemein schlecht und beim Durchwaten des angeschwollenen Fudza-Flusses ward das an Ort und Stelle gebaute Floß vom Strome erfaßt und zerschellt. Weniukow war nämlich, durch den Führer bestimmt, nicht dem Hauptlaufe des Ussuri gefolgt, welcher in seinem oberen Theile den Namen Sandungu führt, sondern in das Thal des Nebenstromes Fudza abgewichen. Am 27. Juli überschritt er in der Gegend der Fudza-Quellen einen niedrigen, sumpfigen Bergrücken, welcher die Wasserscheide bildet, und befand sich nun im Gebiete des Lifula-Flusses, der schon in die japanische See fällt.

Der Landstrich von der Mündung des Nintu bis zu dem eben erwähnten Bergrücken zeigt ein breites Thal, das sich sehr gut zum Ackerbau eignet. Es ist mit Eichen und Ulmen bewaldet; höher hinauf tritt Nadelholz auf, Zirbeln, Lärchen und auch Kiefern, gemischt mit Birken, Espen und anderen Laubbäumen.

Namentlich die Zirbeln erreichen eine riesige Größe. Der Bergrücken selbst ist jedoch nur mit Fichten bestanden.

Die Fudza ist längs ihrer ganzen Ufer von Chinesen bevölkert, welche fleißig Ackerbau treiben. Sie kultiviren Hirse, Gerste, Weizen, Spelz und Hanf, Kartoffeln, Gurken, Kürbisse und allerlei Gemüse. Die Produkte genügen für ihren eigenen Bedarf sowie für die Ginsengsucher. Viele halten auch Ochsen, Pferde und Geflügel. Die Pferde sind klein, aber kräftig; die Ochsen groß und stark. Einige Chinesen haben hier Branntweinbrennereien, in denen sie kupferne Blasen anwenden; alle aber sind Jäger. Die Jagd auf Panther, Bären, Füchse und Zobel wird mit Luntengewehren betrieben und die Beute in den Götzentempeln aufbewahrt.

Der Lifula, welchen die Orotschen Tadutschu nennen, eilt in südöstlicher Richtung dem Meere zu und längs seines ganzen Laufes sind chinesische Niederlassungen begründet, die sich das prächtige Ackerland zu Nutze machen. Am 30. Juli, nach anderhalbmonatlicher Reise, erreichte Weniukow glücklich die bergige Meeresküste der Japanischen See unter 44 Grad 20 Minuten nördl. Breite. Auf einem kleinen Erdhügel ließ er ein Kreuz erbauen und darauf eine Inschrift anbringen, des Inhalts, daß er hier das Meer erreicht habe. Die Kosaken beschäftigten sich mit dem Seehundsfang, und die an der Küste wandernden Orotschen sammelten ein braunes, etwa sieben Fuß langes Seegras, Kai-tzai. Die Chinesen gehen nicht bis an die See, sondern bleiben stets im Thale, einige Stunden landeinwärts. — Hier endigt Weniukow's Bereisung des Ussuri und der Berge und Thäler zwischen der Fudza und Lifula. Auf demselben Wege, den er gekommen, reiste er wieder heim.

Die Kolonisation des Ussuri-Thales hat, wie die des Amur-Thales, kurz nach dieser Expedition im Jahre 1858 begonnen. Die damals dorthin geschickten Kolonisten kamen mit ihren Gütern und ihrem Vieh in gutem Zustande an und begannen sogleich die Erbauung ihrer Wohnungen. Der Erfolg dieses ersten Versuches bewog die ostsibirische Regierung, die Zahl der Kolonisten für das kommende Jahr zu vermehren, und wirklich schickte man im Frühjahr 1859 aus Transbaikalien 1800 Personen beiderlei Geschlechts dorthin. Die Führung des Wassertransportes und der mit Getreide beladenen Lastschiffe wurde Kosaken übertragen, die aber die Fahrt auf dem Amur so ungeschickt einrichteten, daß die Kolonisten erst im Herbst an ihrem Bestimmungsorte eintrafen. Das durch die lange Fahrt erschöpfte Vieh fand kein frisches Gras mehr vor und ging infolge dessen zu Grunde. Es fehlte daher im Frühjahr bei der Bestellung der Felder an Vieh, und der Ansiedlungspunkt, nicht weit von der Mündung des Ussuri in den Amur, war Ueberschwemmungen ausgesetzt. Deiche ließen sich gegen die Wasserfluten nicht errichten, da durch die üppige Vegetation der Krautpflanzen der Boden mit einem starken Netzwerke verschlungener Wurzeln zusammengehalten war, die nur mit Hülfe der Axt zu durchbrechen waren und alle Erdarbeiten unmöglich machten. Erst als neuer Nachschub an Menschen und Vieh in den Jahren 1861 und 1862 anlangte, konnten die längs des Ussuri-Laufes angelegten Kolonien Kosakewitsch, Kisselew, Wenjukowa, Grafskaja, Busse u. s. w. auf eine gute Zukunft rechnen. Die Vermehrung der

Arbeitskräfte und des Zugviehs, die Ernten der letzten Jahre, welche besseres Saatkorn lieferten, als das aus Transbaikalien mitgebrachte war, endlich die Erfahrungen, welche freilich nur durch große Anstrengungen und Verluste erworben wurden, garantiren vollständig die Entwicklung des Ackerbaues in jenen so für die Civilisation eroberten Gegenden, sicher den besten des ganzen Amur-Landes. Die Gesammtzahl der russischen Ansiedler am Ussuri beträgt jetzt etwa 1300.

Eine bald höhere, bald niedrigere Bergkette, die mit dem Ussuri und dem unteren Amur parallel verläuft, trennt das Flußgebiet der genannten Ströme von dem östlichen Meere. Diese von den Chinesen Sichota-Alin genannte Küstenkette kann als eine Fortsetzung der Schan-Alin genannten Berge im Süden genommen werden. Sie ist gegen Westen, dem Ussuri zu, abgeflacht, steil gegen Osten hin, wo sie an der jähen und zerrissenen Küste endigt. Die nach dem Tatarischen Kanale und nach der Japanischen See, also nach Osten zu, fließenden Ströme, haben alle einen sehr kurzen Lauf und sind nur an ihrer Mündung schiffbar. Die Berge steigen bis zu einer Höhe von 2000 Meter an, sind auf ihrem Rücken mit Nadelwald und an den Abhängen mit Laubholz bestanden. Dieser Wald reicht indessen beinahe nirgends bis ans Meer; auf etwa eine Meile von der Küste wachsen nur Gebüsch oder parkartige zerstreute Bäume; ihre Gipfel aber sind eingebogen oder gar abgebrochen, eine Erscheinung, die sich durch die heftigen Winde erklärt, welche gewöhnlich längs der ganzen Nordwestküste des Japanischen Meeres wehen. Viele sumpfige Pässe ermöglichen die Verbindung zwischen dem Ussuri, dem Amur und der Küste, die durch eine Menge ausgezeichneter Häfen für Rußland von der größten Bedeutung ist und dadurch die großen Mängel des Nikolajewsker Hafens ausgleicht. Die erste Bai, auf welche man vom Haff des Amur aus an der klippigen Küste der Mandschurei weiter nach Süden trifft, ist die Castries-Bai.

Die Castries-Bai, in der Sprache der Eingeborenen Njangmar, erhielt ihren jetzigen Namen von dem berühmten französischen Weltumsegler Lapeyrouse, der sie am 28. Juli 1787 endeckte und nach dem damaligen Marineminister Marquis de Castries benannte. Sie bildet einen geräumigen Meerbusen an der Westküste des Tatarischen Kanals, welchem sich von drei Seiten kleinere Buchten anschließen, unter denen die Lachs-Bai mit der kleineren Alexander-Bucht am wichtigsten ist. Die Umgebungen des Meerbusens sind äußerst gebirgig und mit dichtem Urwald bedeckt. Die Abhänge der umliegenden Höhen steigen zum Meere hinab, in mehr oder weniger hohen Vorsprüngen, welche vollkommen senkrecht sind und aus dichten, stellenweise geschichteten Massen Trachyt und Basalt bestehen. Im Norden begrenzt das Vorgebirge d'Arras, im Süden das Kap Klosterkamp die Bai, innerhalb welcher mehrere kleine Inseln und viele Vorgebirge liegen.

Unter dem neben der Alexander-Bucht vorspringenden Kap Lapeyrouse, das als schroffer Felsen in das Meer hinaustritt, befindet sich eine natürliche Oeffnung, in Form eines regelmäßigen Bogens. Zur Flutzeit dringt das Wasser unter diesem Bogen ein und man kann mit dem Boote durchfahren.

Dieselbe existirte schon zur Zeit der Entdeckung des Meerbusens und trägt noch heute den Namen „Lapeyrusowy worota“, Thor des Lapeyrouse. Man erzählt, daß sich auf dem Felsen noch französische Inschriften aus den Zeiten jenes berühmten Seefahrers erhalten haben.

Unter den Bergen, welche die Castries-Bai umgeben, zeichnet sich namentlich der Arbod aus. Sein Gipfel hat die rundliche Form einer Halbkugel, besteht aus grauen, moosbedeckten Steinen und scheint alle benachbarten Höhen zu überragen. Dieser Berg ist 500 Meter hoch; vom Meere aus macht er sich sehr deutlich bemerkbar und dient den Schiffern, welche den Tatarischen Kanal befahren, als Landmarke für die Castries-Bai. Von allen Zuflüssen dieses Merbusens verdient nur der Lachsfluß erwähnt zu werden, der seinen Ursprung in den Schluchten des Küstengebirges, 20 Werst westlich von seiner Mündung, hat. Selbst für die leichtesten Giljaken-Nachen ist dieser Fluß nur auf eine kurze Strecke fahrbar und durch Sandbänke an einigen Stellen geradezu gesperrt, wenn auch seine Strömung eine sehr rasche ist.

Der ganze Umfang der Castries-Bai kann auf etwa eine Quadratmeile geschätzt werden, von welcher ein beträchtlicher Theil auf die Untiefen und Riffe kommt. Die Lachsbucht trocknet zur Ebbezeit ganz aus und über ihren steinigen, schlammigen Grund ergießt sich der Lachsfluß, der hier durch Vermischung mit dem Seewasser salzig wird. Auf den durch die Ebbe trocken gelegten Felsenriffen findet man dann zahlreiche Austern, welche äußerst wohlschmeckend und den holsteinischen an Größe gleich sind.

Im Sommer weht vom April bis zum September fast täglich Ostwind, der in der Castries-Bai lange andauernde Nebel zusammenballt. Mitunter klärt sich mehrere Tage nacheinander der Nebel nicht auf und ist so dicht, daß Schiffe die ganze Zeit hindurch vor Kap Klosterkamp liegen, die Reveilleschüsse von Fort Alexandrowsk hören, aber den Eingang in die Bai nicht unterscheiden können. Verkündiger eines solchen Wetters ist gewöhnlich der Arbod, dessen Gipfel sich mit Nebel umhüllt. Vom Dezember bis in den April ist die Bai zugefroren und dies ist immerhin gegenüber dem Amur noch ein Vorzug, denn die Eisperiode dauert in Nikolajewsk länger als 5 Monate.

Die ganze westlich von der Castries-Bai gelegene Gegend bietet den Anblick eines Urwaldes, in welchem, wie überhaupt am unteren Amur, das Nadelholz vorherrscht. Am meisten sieht man die Rothtanne, die auf den trockenen Berggehängen eine riesige Höhe erreicht. Nähert man sich der Castries-Bai selbst, so ändert sich der Charakter des Waldes merklich; er wird viel spärlicher, die Bäume werden dünner und ihre Wipfel sind geknickt oder wie abgerissen durch die stürmischen Seewinde. Beim Posten Alexandrowsk vermischt sich die Rothtanne mit der Lärche, die einen niedrigen, aber dichten Wald bildet.

Der in die Castries-Bai fallende Lachsfluß führt seinen Namen von der großen Menge der darin befindlichen Fische dieser Art mit Recht. Die Spezies, welche dort am meisten vorkommt, ist die schon früher erwähnte Gorbuschka, und aus der nachstehenden Erzählung des Naturforschers A. von Nordmann kann man sich eine Vorstellung von der unglaublichen Masse machen, in welcher dieser Fisch hier auftritt. Er sagt: „Als ich im Herbste 1850 in der Bai de Castries war,

begab ich mich, nur von einem Tungusen begleitet, auf die Bärenjagd. Der Tunguse hatte mir nämlich erzählt, daß am Lachsflüßchen Bären das Fischerhandwerk betreiben. Wir folgten dem Laufe des Flusses in die Wälder hinein und kamen dort auf eine Stelle, wo Spuren von Bären bemerkbar waren. Eine Menge aufgeworfener und angefressener Fische deutete an, daß Bären daselbst ihre Mahlzeiten gehalten. Der Fluß, welcher hier nur einige Ellen Breite und ein paar Fuß Tiefe hat, war gänzlich mit Fischen überfüllt, welche man durch das klare Wasser sehr deutlich sehen konnte. Auf meine Frage, wie man einen solchen Fisch fangen könne, nahm der Tunguse eine lange, zugespitzte Stange, fuhr damit, mitten im Wasser stehend, hinein und zog daran mit grinsendem Gesichte drei oder vier Fische hervor; ich versuchte dasselbe Experiment und es gelang mir sogar mit dem Ladestocke meiner Büchse, einige Fische anzuspießen."

Während das von den Russen an der Castries-Bai angelegte Fort Alexandrowsk heißt, benennen sie das an der folgenden, weiter südlich gelegenen Imperator-Bai (Port Imperial) Kostantinowsk. Sie sind so verschwenderisch mit den Namen Alexander, Konstantin, Nikolaus, Olga und Wladimir wie die Engländer mit Victoria und Albert und bringen durch dieses ewige Einerlei eine gehörige Verwirrung in der Erdkunde zu Stande. Loyal mag dieses Verfahren sein — aber von einer gewissen Armuth zeugt es doch. Dieses Konstantinowsk liegt unter 49° nördl. Breite und sein Hafen, welcher mit jenem Sewastopols verglichen wird, zeigt bei einer Breite von $^3/_4$ Stunden eine Tiefe von 10 bis 40 Meter. Aber er friert volle sechs Monate im Winter zu und steht deshalb zurück hinter den noch weiter südlich gelegenen Häfen Wladimir und Olga. Uebertroffen werden sie aber alle von den vorzüglichen Häfen an der Bucht Peters des Großen (43° nördl. Breite), welche am südlichsten Ende der russischen Küstenlandschaft liegt. Hier dehnt sich die neue Stadt Wladiwostok aus, deren stolzer Name „beherrsche den Osten" auf die Mission der Russen in diesen Gegenden hindeutet. Der eigentliche Hafen wird gebildet durch die Bucht Solotoi-Rog (das Goldene Horn); er ist kreisförmig in das Festland eingeschnitten und hat eine Länge von $1^1/_2$ Stunden, eine Breite von $^1/_4$ Stunde und eine Tiefe von 9 bis 24 Meter. Gegen Winde vollständig geschützt friert er auch nur $2^1/_2$ Monate im Jahre zu, weniger als alle übrigen Häfen der Küstenlandschaft. Die Stadt, welche 2000 Einwohner zählt, ist Sitz des Gouverneurs und der Marinestation; mit Japan finden regelmäßige Dampfverbindungen statt, sodaß über Suez oder San Francisco der Hafen von St. Petersburg aus in 50 Tagen erreicht werden kann, während die Landreise dorthin durch Sibirien und den Amur entlang etwa 6 Monate dauert. Interessant ist die Gegend auch durch vorgeschichtliche Alterthümer, Steinbeile, welche der schon erwähnte Archimandrit Palladius hier fand.

Der Archimandrit schreibt: „Die östliche Mandschurei war von Alters her bekannt durch die Verwendung steinerner Pfeilspitzen, welche, wie jetzt unzweifelhaft feststeht, aus sehr verschiedenartigen harten Steinarten geschliffenen wurden. Bisher ist es mir nicht gelungen, eine Pfeilspitze aufzufinden, doch halte ich es für wahrscheinlich, daß sie aus demselben Material hergestellt wurden, wie die Beile. Die steinernen Geräthschaften und Waffen, die man im Ussurigebiet

findet, stammen gewiß aus alten Zeiten; doch aber sind wir nicht berechtigt, in jedem derartigen Funde ein Denkmal vorhistorischer Perioden zu erblicken, indem die sogenannte Steinperiode für die Mandschurei, nach dem Zeugniß der chinesischen und koreanischen Geschichtschreiber, bis in relativ späte Zeiten sich erstreckte, nämlich bis in den Anfang des elften Jahrhunderts nach Christi Geburt, der Epoche des Erstarkens des Schuschinschen Stammes Tschurtschi. Erwägt man, daß die zu jenen Zeiten im gegenwärtigen Süd-Ussuri-Gebiete wohnenden östlichen Tschurtschi ehemals Hunderttausende von steinernen Pfeilspitzen als Geschenk nach Korea sandten, so muß man annehmen, daß damals in der Mandschurei reiche Fundstellen feinkörniger, zur Fabrikation von Waffen geeigneter Steinarten vorhanden waren. Ob dieselben erschöpft worden sind oder sich nur der Aufmerksamkeit der gegenwärtigen Bewohner des Landes sowie der Reisenden entziehen, ist bis jetzt schwer zu entscheiden." Ueber die Beschaffenheit der merkwürdigen Steinbeile äußert sich Bergingenieur Bogoljubski folgendermaßen: „Das steinerne Beil ist hergestellt aus hartem und zähem, etwas blätterigem Diorit, einem Gemisch von Hornblende und Albit. Diorit findet sich in den Umgebungen Wladiwostocks in dem Bergzuge, der vom Ufer des Amur-Busens in nordöstlicher Richtung vom Flüßchen Schkot bis zum Flüßchen Perwaja verläuft. Er hat die Sandstein- und Konglomeratschichten bis zu 70° mit nach Südwesten gerichteter Neigung erhoben. Diese Schichten enthalten keine Versteinerungen und Abdrücke von Pflanzen. Die Konglomerate wechseln ab mit Schichten röthlich-grauen, lockeren Sandsteins, der ihnen auch als Cement dient, weshalb sie denn sehr zerfallen sind und von den Wellen des Meeres ausgespült werden. Das ganze Ufer, so weit die Konglomerate bloßliegen, ist übersäet mit Bruchstücken derselben, bestehend aus Granit, Granit-Syenit, Feldspath und Diorit, zum Theil auch aus Keratit-Porphyr. Annähernd kann man sagen, die Epoche der Bildung der Konglomerate und der tiefer liegenden Sandsteine falle zusammen mit der Bildung der unteren Schichten der silurischen Formation. Wie es scheint, ist die ganze Murawiew-Halbinsel, von Wladiwostok bis zum Flußsystem des Zymuch, gleichzeitig erhoben worden und bildete ein sehr altes Gebiet Ostasiens, welches seit dem Anfange der silurischen Periode bis zur Gegenwart niemals mehr unter Wasser gestanden hat. Die Wahrscheinlichkeit liegt sehr nahe, daß in den Umgebungen von Wladiwostok sich Abarten von Diorit finden, die mit dem Material des Beiles übereinstimmen. Jedenfalls ist der Diorit eine so gewöhnliche Gebirgsart, daß die ursprünglichen Bewohner der Mandschurei und des Küstengebietes denselben zur Herstellung ihrer Steingeräthschaften an sehr vielen Orten finden konnten."

Die südlichste, noch unter russischer Herrschaft stehende Bucht der Küstenlandschaft, nahe der koreanischen Grenze, ist die Possiet-Bai (42° 40′ nördl. Breite), deren Häfen jenen bei Wladiwostok an Güte nicht nachstehen. Von der Küste ab wird das Japanische Meer schnell sehr tief; da es keine Felsen und Sandbänke besitzt, ist es für die Schiffahrt sehr günstig und nur die in diesen Gegenden häufigen Nebel stehen dieser hindernd im Wege.

Was die klimatischen Verhältnisse des Küstengebietes betrifft, so bleibt die mittlere Jahrestemperatur bedeutend hinter jener in gleichen Breiten

Europa's zurück, ähnlich wie schon beim Amurlande angeführt wurde. Am Imperatorhafen beträgt sie — $1,_4{}^0$, an der Olgabucht + $3,_3$ und an der Possietbai + $4,_8{}^0$ R. Abgesehen von der Temperatur, hat auch die Feuchtigkeit der Luft und der Windwechsel auf die organische Natur des Küstenlandes einen sehr großen Einfluß. Nirgends im Russischen Reiche giebt es eine Gegend, wo es so reichlich regnet, schneit und nebelt, wie am Gestade des Japanischen Meeres. Die Zahl der trüben Tage kann man auf 230, also auf etwa zwei Drittel des Jahres, annehmen.

Die Vegetation des mandschurischen Küstenlandes zeichnet sich dadurch aus, daß Nadelwälder im Norden, Laub- und gemischte Wälder im Süden vorherrschen. Weil Wälder den Naturreichthum des Landes bilden und hier einst der Schiffsbau sich mächtig entwickeln dürfte, so hat die russische Regierung die Waldflora genau studiren lassen. Von Nikolajewsk im Norden bis Port Imperial herrschen die Lärche, die Edeltanne, die Ceder, seltener die Fichte, die Weißbirke, die Eiche, der Ahorn, die Eibe, die Espe und Erle. In den Sumpfwäldern gedeihen Moose, Wachholder, Himbeeren und Vogelbeeren. Bei 44° nördl. Breite beginnt das Uebergewicht der Laubhölzer; zu den genannten treten die Linde, die Eiche, die Esche, der Korkbaum, Aepfel- und Birnbäume. Aber die Bergrücken sind noch ganz mit Nadelwald, Fichten und Cedern bestanden. Im Süden endlich bilden die Nadelhölzer die Ausnahme; man findet sie fast nur auf den Höhenzügen und theilweise auf der Westseite des Chankasees, also vom Meere weiter entfernt. Hier herrscht die Rüster, Hasel, Weißbuche, der Ahorn, die Linde, die Eiche, die Esche, die Akazie, der Weinstock tritt auf. Die Wälder bilden zuweilen ein undurchdringliches Dickicht und reichen hier zuweilen bis ans Meer.

Zu den vegetabilischen Reichthümern der Küsten gehört noch ein Erzeugniß des Meeres, nämlich das Seegras oder der Seekohl; dieses bandartige Gewächs giebt es in großer Menge an der ganzen Küstenstrecke vom Imperatorhafen bis zur Possietbai. Der Seekohl wird meist von Chinesen, die eigens deshalb die Küste besuchen, gesammelt, getrocknet und nach ihrem Vaterlande verhandelt. Die Pflanze hat knorpelige, gegen 40 Zoll lange und 2 Zoll breite Blätter mit krausen Rändern. Der Seekohl hat keinen ausgesprochenen Geschmack und behält seine knorpelige Beschaffenheit auch beim Kochen bei. Alljährlich werden für 200,000 Rubel nach China ausgeführt. Ein anderes Seeprodukt, welches gleichfalls die Chinesen an den Gestaden des Küstenlandes sammeln, sind die Holothurien (Tripang). Jedenfalls wird durch diese beiden Gaben des Meeres die Küstenschiffahrt belebt und Handel in Gegenden gebracht, die ohne sie verlassen dastehen würden.

Neben den Schätzen des Pflanzenreiches fehlen hier auch jene des Thierreiches nicht. Man gewinnt Bären-, Wolf-, Fuchs-, Zobel-, Otter- und Eichhornfelle, weniger jene von Panthern, Luchsen, Hermelinen. Für den eigenen Gebrauch der dortigen Bevölkerung erlegt man auch Antilopen, Elenthiere und viele wilde Ziegen. Von dem Fischreichthum war bereits die Rede; im Chankasee giebt es über vierzig Arten Fische, darunter den Wels. Die Mineralreichthümer des Küstenlandes sind noch wenig erforscht. An der Possietbai hat man

Steinkohlen entdeckt; Gold kommt an vielen Flüssen vor und wird von Chinesen ausgebeutet; auch auf der Insel Askold in der Bai Peters des Großen hat man es gefunden.

Die Bevölkerung des Landes, einheimische wie eingewanderte, ist eine äußerst geringe; die Soldaten und Matrosen eingerechnet, beträgt die Zahl aller Russen nur 10—12,000. Sie führen ein von der Kultur abgeschiedenes Hinterwäldler-Dasein und nur in Wladiwostok, das regelmäßige Verbindung mit Japan und so mit der Kulturwelt hat, beginnt sich ein regeres Leben zu entfalten. Die gleich den Russen eingewanderten Chinesen werden hier Mansy (Ueberläufer) genannt; es sind Leute, die zu Hause mit dem Strafgesetze in Streit geriethen, oder kleine Händler, Alles in Allem 3000 Seelen, aber wegen ihrer tief stehenden Moralität ein wenig wünschenswerther Zuwachs der Bevölkerung. Sie sind Ackerbauer, Ginsengsucher, Goldwäscher, Krämer. Auch Koreaner haben sich im Küstengebiete niedergelassen, etwa 3000 an der Zahl. Weit weniger Köpfe zählen die Eingeborenen des Landes.

Während an der Castries-Bai noch Giljaken hausen, trifft man an der Imperatorbai bereits auf einen neuen Volksstamm, die Orotschen, welche von ihren nächsten Verwandten, den schon geschilderten Golden und Manguns, nur in Bezug auf einzelne Eigenthümlichkeiten unterschieden sind. So fehlt ihnen z. B. der lang hinlaufende Ofen in den Hütten, der als Sitz, Tisch und Bett zugleich dient. Ihre Häuser sind aus Holz gebaut und mit Birkenrinde gedeckt. In der Mitte ist der Feuerplatz und über ihm hängt ein großer Kessel. Der Rauch zieht durch die Thür oder das Dach ab, infolge dessen sind dann Augenkrankheiten und Blindheit im Alter unter den Orotschen sehr häufig. Eine Eigenthümlichkeit ist ferner noch, daß die Frauen ihre Kinder bis in das dritte und vierte Jahr an der Brust haben. Die westlichen Nachbarn der Orotschen sind die Manguns und Golden; mit den letzteren scheinen sie sich vielfach zu vermischen, wenigstens bezeugt dies Weniukow. Alle drei aber gehören der tungusischen Familie an. Golden und Orotschonen (auch Tasy genannt) machen zusammen nur 1000 Köpfe aus, während die Giljaken des Küstenlandes 3000 Seelen zählen. Die Gesammtbevölkerung des über zehn Breitengrade ausgedehnten Küstenlandes erreicht jetzt noch nicht einmal 22,000 Köpfe; aber eine Zukunft hat dieses Land doch und es ist durch seine maritime Lage für das sonst kontinental entwickelte Russische Reich von der höchsten Bedeutung, sodaß der gewöhnlich nur nüchtern und sachgemäß schreibende Wenjukow bei seiner Schilderung in Pathos verfällt. Er schreibt: „In dem so ungeheuer weit ausgedehnten Rußland, das in dem äußersten Norden der alten Welt, weitab von den Weltverkehrsstraßen und in der Nähe der mittelasiatischen Steppen, die schon durch die Natur selbst zur Armuth bestimmt und ohne Werth sind, überhaupt schon so unvortheilhaft liegt, giebt es keine andere Gegend, welche eine so große historische Zukunft haben kann, als sein östliches Grenzland, von der Mündung des Amur bis zur Mündung des Tumen-ula. Hier hat Rußland jene offene Thür zum Ozean im Besitz, welche ihm in Europa fehlt. Von hier aus wird Rußland — es ist unvermeidlich — seine Macht in den Kampf mit Feinden einsetzen, welche die Hegemonie über die ganze Welt an sich zu reißen drohen.



Hütte der Aïnos. (Nach einer Photographie.)

8. Die Insel Sachalin.

Russen und Japanesen. — Getheilter Besitz. — De Vries und Lapeyrouse. — Küstengestaltung. — Schwierige Landung. — Gebirge. — Kohlen. — Naturprodukte. — Vegetation. — Lopatins Reise an der Ostküste. — Bevölkerung: Russen, Japanesen, Chinesen, Giljaken. — Das Volk der Aïnos. — Zahl und physische Merkmale. — Reicher Haarwuchs. Kleidung und Nahrung. — Waffen. — Charakter. — Wohnungen. — Kunstfertigkeit. — Religiöse Vorstellungen. — Leichengebräuche. — Der Name der Insel Sachalin.

Gleichzeitig mit der Besitzergreifung des Amur faßten die Russen auch die vor dessen Mündung gelegene Insel Sachalin ins Auge, denn schon 1853 hatten sie auf derselben einige Posten errichtet, diese aber infolge des Krimkrieges und der Anwesenheit englischer und französischer Kriegsschiffe in den ostasiatischen Gewässern wieder zurückgezogen. Als 1854 mit den Japanesen in Nagasaki Verhandlungen gepflogen wurden, erkannte man an, daß die Insel zwischen Japan und Rußland noch nicht zu theilen sei, und erst im Mai 1875 wurde zwischen Rußland und Japan der Vertrag abgeschlossen, der sie ganz dem erstern überläßt. Nach einer am 18. März 1867 abgeschlossenen Vereinbarung wurde der gemeinschaftliche Besitz beiderseits anerkannt und Russen wie Japanesen das Recht zugesprochen, auf der Insel Kolonien nach Belieben zu gründen.

Paragraph 4 bestimmte noch Folgendes: „Wenn später die japanesische Regierung den Vorschlag der Russen annimmt: ganz Sachalin an Rußland abzutreten und dafür einen Theil der Kurilischen Inseln zurückzuerhalten, so soll der dortige Gouverneur die nöthigen Vollmachten zum Abschlusse des Vertrages erhalten."

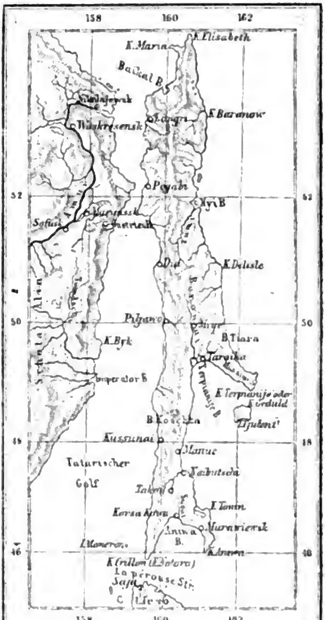
Das Bekanntwerden dieser Insel in fernen Osten haben wir den Niederländern zu danken, die 1643 eine Expedition ausrüsteten, um zu erkennen, ob die Insel Jeso mit Nipon zusammenhänge und ob Japan sich nicht Amerika nähere. Marten de Vries im Schiffe „Kastrikum" war es, welcher die Aniwabai Sachalins, das er für einen Theil Jeso's hielt, aufnahm, der jedoch die Inselnatur Sachalins nicht erkannte. Das Verhältniß Sachalins zu Jeso und zum Festlande verursachte den Kartenzeichnern viel Kopfzerbrechen, bis der große, aber unglückliche französische Seefahrer Lapeyrouse 1787 den Kanal zwischen der Insel und dem Festlande sowie die nach ihm benannte Straße fand, welche Sachalin und Jeso trennt. Trotzdem wurde — theilweise bis 1857! — Sachalin auf englischen Karten als Halbinsel dargestellt, welche mit dem Festlande durch eine schmale Landenge zusammenhing. Die Erforschung des Innern in geologischer, botanischer und ethnographischer Beziehung ist fast ausschließlich das Werk der Russen und die Namen Maksimowitsch, Brylkin, Lopatin, Dobrodworski und Augustinowitsch, sowie der Deutschen Schmidt und v. Schrenck sind hier mit Anerkennung zu nennen. Versuchen wir es nach dem, was sie erkundigt, ein Gesammtbild der Insel und ihrer höchst interessanten Bewohner zu entwerfen.

Sachalin besitzt einen Flächeninhalt von 1299 Quadratmeilen, ist also fast so groß wie das Königreich Bayern. Von Kap Crillon im Süden bis Kap Elisabeth im Norden hat die Insel eine Länge von 125 Meilen; an der breitesten Stelle ist sie 20, an der schmalsten kaum 4 Meilen breit. Ziemlich ihrer ganzen Länge nach schneidet sie der 143.° ö. v. Gr., die Südspitze liegt unter 46°, die Nordsitze unter 54° n. Im Süden die Aniwa, im Westen die Geduld-(Terpiäniyi)-Bucht bringen einigen Wechsel in die langgezogene Gestalt der Insel. Vom Festlande — dem Primorski'schen Gebiete — ist sie durch die Tatarische oder Newelskistraße getrennt, welche an ihrer schmalsten Stelle nur eine Meile breit, dort sehr seicht und während drei bis vier Monaten im Jahre zugefroren ist, sodaß dann eine feste Verbindung zwischen Kontinent und Insel besteht.

Ein entschiedener Nachtheil der Insel ist ihr Mangel an natürlichen Häfen. Es giebt nicht eine einzige Bucht, die für Schiffe als guter Ankerplatz benutzt werden kann, und das Landen ist meistens sehr gefährlich. Nur im Boot kann man nahe kommen und welcher Art dieses Landen beschaffen ist, ersehen wir aus einem Berichte des deutschen Kaufmanns Otto Esche aus Großenhain in Sachsen, welcher Sachalin besuchte, um die Steinkohlenfelder daselbst kennen zu lernen. Von der Castriesbai fuhr er in einem Schooner im November 1866 über und gelangte in die Gegend von Dui.

„Ich setzte mein Boot aus und um zwei Uhr Nachmittags verließ ich das Schiff. Dem Kapitän sah ich an, daß ihm die ganze Sache sehr unangenehm war; er und seine Leute wünschten mir von ganzem Herzen eine glückliche Reise,

und meine vier Ruderer drückten den Wunsch nach dem Lande so erfreulich durch kräftigen und regelmäßigen Ruderschlag aus, daß ich hoffte, gerade mit Hochwasser gegen sechs Uhr Abends die Küste erreichen zu können, gegen die hin ich auf einen auffallend spitzen, sehr hohen Berg als mein nächstes Ziel lossteuerte. Er war auf meiner Karte „Motita" genannt. Obschon ich, wahrscheinlich auch durch Strömung dem Lande zugetragen, schon nach fast weniger als einer Stunde den in Windstille festgebannten Schooner nicht mehr sah, konnte ich doch einige Stunden später, gegen fünf Uhr, kaum bemerken, daß wir dem Lande merklich näher gekommen wären; dagegen, als kurz nachher die Sonne unterging, fingen meine Leute an, über Müdigkeit zu klagen und darüber, daß sie jetzt das Rudern viel anstrengender fänden als vorher; ich mußte also wol annehmen, daß wir die Strömung gegen uns bekommen hätten. Da das Wetter still und klar blieb, gab ich den Leuten eine halbe Stunde Ruhe.



Karte der Insel Sachalin.

„Auf der Weiterfahrt begrüßte uns gegen elf Uhr Nachts ein kalter Wind vom Lande, der indeß wieder nachließ, nachdem wir einige Zeit sehr unangenehm durch einen Strich hüpfender Wellen, dergleichen einen Strömungswechsel anzugeben pflegen, durchgeschaukelt und aufgerüttelt worden waren. Dann brachte angestrengtes Rudern uns bald unter die Küste, und ich glaubte einen Platz zu erkennen, der uns zu landen erlaubte, um Feuer anmachen, Thee kochen und uns nach langem Fasten und der schweren Arbeit erholen zu können.

„Wir kamen endlich zum Lande; aber wo ist die europäische Polizei gewesen, als das gemacht wurde! Das soll man Land nennen, was erst eine Viertelstunde hoch oben in der Luft anfängt! Wasser und wol 200 bis 300 Meter fast mehr als senkrecht aufsteigende Felsen! In der Geographie, auf der Karte, mag das gehen, aber in der Praxis konnten wir nicht einmal Platz finden, unsern Theekessel ans Land zu werfen. Nachdem wir an verschiedenen Stellen vergeblich um- und in die Höhe geguckt hatten, wobei wir vorsichtig sein mußten, damit unser Boot nicht durch die Meeresdünnung an die Felsen stieß, ließ ich eine kurze Strecke nach Dui zurückrudern und beschloß, den Tag abzuwarten, um die Gegend genauer besehen zu können. Ich ersetzte meinen verpackten Ueberrock durch einen tüchtigen Rum — meine echten Russen hatten glücklicherweise

das Rumfäßchen nicht zum Ueberrock verpackt — und einige Bissen Schwarzbrot; Beides schmeckte gut. Nachdem meine Leute sich ebenfalls etwas gestärkt hatten, versuchten sie zu schlafen, kamen aber bald mit dem Vorschlage, lieber weiter rudern zu wollen; sie fanden das Stillsitzen zu kalt, und ich gab ihnen Recht. Wir fuhren dem Lande entlang südwärts weiter, bis wir uns gegen fünf Uhr Morgens inmitten vom Wasser überspülter Steine befanden, und gerade vor uns einen langen weißen Streifen sahen, den wir bei dem unsicheren Scheine der Nacht für eine über ein langes Riff sich brechende Meeresbrandung hielten; meine schlafsüchtigen und vom anhaltend angestrengten Ausgucken in die Nacht hinein gegen eisig kalten Wind angegriffenen Augen konnten kaum mehr sehen, als was ich eben faßte, und während ich vor und neben uns die deutlichste Brandung sah, die unser Boot unfehlbar zerschlagen haben würde, wenn wir darein gerathen wären, bemerkte ich an der anderen Seite an den hochaufsteigenden Felsenwänden viele schwarze Stellen und Streifen, die doch wol nichts Anderes als Steinkohlen sein konnten. Ein abwechselndes Dunkeln und Leuchten, als ob es von den Aenderungen eines Nordlichtes herrühre, ließ mich nichts recht deutlich erkennen; und nachdem wir wieder in freies Wasser zurückgekommen waren und eine Tiefe von nur 3 Meter fanden, ließ ich unsern Anker auswerfen, um den Tag abzuwarten."

„Um sieben Uhr, bei vollem Tageslichte, rief ich die Leute wach. Die Steinkohlen waren nirgends mehr zu sehen, und die weißschäumende Brandung löste sich in einem Nebelstreifen auf, zu dem der Ausfluß eines kleinen Baches aus einer hohen engen Schlucht die Ursache war. Ich wollte anfänglich dort anlegen; aber sobald wir uns näherten, fegte ein heftiger Wind den Nebel dermaßen kalt um uns, daß wir schnell über und über bereift, und glücklich waren, als wir die Nebelregion passirt hatten. Nachher fanden wir eine gute Fahrt am Ufer hin, sogar einen langen Strand am Fuße der Berge, wo wir hätten anlegen können; da aber weiter südlich die Bucht sich immer deutlicher abzeichnete, setzten wir die Fahrt ungesäumt fort. Nach wenigen Stunden mußten wir einem vom Lande gerade auslaufenden Riffe ausweichen, und dabei öffnete sich uns wirklich die ersehnte Bucht mit einem schönen flachen Thale zwischen hohen Bergen; bald sahen wir auch einige Hütten, und gegen Mittag, am 3. November, zogen wir, unterstützt von den erstaunten Eingeborenen, unser Boot aufs Land, an der nördlichen Seite der Bucht, dicht am klaren Ausflusse eines Baches." Es war die Pilewabucht, in welcher Esche landete.

Durch die ganze Insel zieht sich ein mannichfach unterbrochener Höhenzug, der hier und da eine Höhe von 600 Meter und darüber erreicht, aber nirgends die Schneegrenze, wie man bei dem rauhen Klima erwarten sollte. Die Haupterhebungen liegen auf der westlichen Seite, die höchste Erhebung überhaupt scheint der Itschara zu sein, der in der Südhälfte liegt und gegen 1200 Meter hoch ist. Uebrigens ist das Innere noch keineswegs genau erforscht und in den Einzelheiten seiner orographischen Gestaltung bekannt. Die Hauptflüsse der Insel, der Poronai und Tymi, entspringen in geringer Entfernung von einander fast unter 50° 40′ N., der erstere fließt nach Süden, der andere nach Norden; beide können mit Kähnen befahren werden und sind über 24 Meilen lang.

Auch zahlreiche kleine Seen besitzt Sachalin, die, meist von hohen Bergen umgeben, ihre Abflüsse dem Meere zusenden. Der größte ist der Tunaitschi, welcher $1^3/_4$ Quadratmeile umfaßt.

Die Wichtigkeit Sachalins nun und die Ursache, daß die Russen sich dort festgesetzt haben, beruht in ihrem Reichthum an Kohlen, welche ihr schon gegenwärtig hohe Bedeutung verleihen. Sie sind von mindestens zwölf Orten, die alle an der Westküste liegen, bekannt und zwei Lager, jene von Dui und Sertunai, werden bereits bearbeitet. Das erstere kann jährlich $4^1/_2$ Million Pud Kohlen liefern. Da auf Sachalin die Kreide- und Triasformation die herrschenden sind, so ist die Kohle keine eigentliche Steinkohle, sondern Lignit, sog. Sekundärkohle, nichtsdestoweniger aber von vorzüglicher Beschaffenheit, da sie im Durchschnitte 70 Prozent reine Kohle enthält. Man verkauft sie mit sieben Dollars die Tonne und zieht sie der japanesischen Kohle vor.

Unter den übrigen Naturprodukten sind noch die Wälder, die Jagdthiere und Fische zu erwähnen. Die Wälder bestehen meist aus Nadelholz, Tannen, Lärchen, weniger Fichten; unter den Laubhölzern herrschen Eichen, Ulmen, Birken. Schmidt nimmt zwei botanische Abtheilungen auf Sachalin an. Die eine geht an der Westküste bis Dui und im Osten bis zur Geduldsbucht; sie ist durch Vorherrschen von Larix daurica ausgezeichnet, der sich Pinus pumila und ausgedehnte Tundren beigesellen. Der übrige Theil der Insel ist vorherrschend von immergrünem Nadelwald (namentlich Picea ajanensis und einer Edeltanne) eingenommen, zu dem sich Laubholz gesellt. Betula Ermani bedeckt namentlich die westlichen Berge. Taxus ist häufig. Was die Jagd betrifft, so ist sie die Hauptquelle des Erwerbs der Eingeborenen, der Giljaken und Aïnos. Ihre Ausbeute an Zobel-, Otter-, Fuchs- und Bärenfellen kaufen russische, japanische und amerikanische Händler. Von großer Wichtigkeit, wie überhaupt in jenen nordischen Gegenden, ist der Fischfang, besonders der Lachsfang und das wichtigste Nahrungsmittel der Eingeborenen, der Lachs.

Die organische Natur Sachalins, sagt Wenjukow, dem wir in dieser geographischen Schilderung gefolgt sind, kann aus klimatischen Gründen nicht reich und mannichfaltig sein. Die Nachbarschaft des Ochotskischen Meeres und der kalten Gegenden Ostasiens übt in der That auf Alles einen zu rauhen Einfluß aus. Noch um Mitte Mai liegt Schnee auf den Bergen, selbst im Süden. Die unter 48° N. angestellten Thermometerbeobachtungen zeigen, daß dort eine mittlere Temperatur von 1,5° C. herrscht. An derselben Stelle (Kusunai) pflegt die Anzahl der Regentage 149, der trüben 104 zu betragen, sodaß das Jahr 253 Tage mit bedecktem Himmel aufweist. Es wird also die Rauheit des Klimas durch Regen, Nebel und Schnee noch wesentlich gesteigert.

Während die Westküste Sachalins, schon wegen ihrer Kohlenlager und zahlreicheren Ansiedelungen, seit Langem gut bekannt war, wußte man von der dem Ochotskischen Meere zugewandten Ostküste sehr wenig. Die Strecke vom Kap Geduld bis zur Mündung des Tymiflusses war bis 1868 von keinem Reisenden besucht worden und nur aus der Ferne hatte Krusenstern die Küstenumrisse festgestellt, an denen er, getäuscht durch flache Stellen an den Flußmündungen, eine Menge tief eingreifender Buchten zeichnete, ganz ebenso wie die

alten Karten von Lapeyrouse an der Westseite, während in der That die Küsten von Sachalin sowol an der Ost- als an der Westseite sich durch einen fast völligen Mangel von Buchten auszeichnen. Küstenseen, durch Dünen vom Meere geschieden und durch einen schmalen Arm mit demselben verbunden, gewähren die einzige Möglichkeit zum Einlaufen von Fahrzeugen im Osten.

Lopatin, ein verdienter russischer Forscher, beschloß 1868 die Ostküste Sachalins zu untersuchen. Da ihm kein passendes Boot zur Verfügung gestellt werden konnte, unternahm er es, den ganzen Weg von Kap Geduld nach Norden zu bis zum Tymifluß zu Fuß zurückzulegen. Bis zum Kap Delisle traf er auf keine Seele, nicht einmal auf eine Ansiedelung der Orokanen. Zwölf Tage lang mußte er, bei ungenügender Nahrung, in einem fortwährenden kalten Nebel marschiren, der durch die andrängenden Eismassen des Ochotskischen Meeres — es war Mitte Juni — entstanden war; hier legte er auch den Grund zu einer Krankheit, an der er lange zu leiden hatte.

Die Küste war übrigens — anders als im Westen — nicht schwierig für Fußgänger; es gab wenig zum Meer steil abfallende Felsen und es konnten Tagemärsche von 4 Meilen gemacht werden. Die in Sicht kommenden Berge waren alle bis zum Gipfel mit Wald bewachsen. Lärchenwald und Birken herrschten vor; von dem japanischen Habitus der Flora der Westküste, südlich von Dui, ist auf der Ostküste keine Spur mehr zu finden, auch fehlt die charakteristische bambusartige Arundinaria Kurilensis der westlichen und südlichen Berge dem Osten durchaus.

Hinter dem großen Felskap Delisle de la Croyère — welches die Eingeborenen Harpa nennen — traf Lopatin wieder auf Giljakenwohnungen und damit zugleich auf gedörrte Fische — ein Glück, denn der Mundvorrath war ausgegangen. Sich westlich wendend, in das Innere vordringend, gelangte Lopatin in das waldbedeckte Thal des Tymi, passirte dasselbe und erreichte am 2. Juli die Westküste nördlich von Dui. Am 20. Mai hatte er seine unternehmende Reise begonnen.

Die Bevölkerung ist aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt, wir finden eingewanderte Russen, Japaner und Chinesen; eingeborene Giljaken, Aïnos und Orotschonen. Alle zusammen etwa 12—14,000 Seelen.

Was die Russen betrifft, deren Zahl etwa 3000 beträgt, so sind sie meistens Soldaten. Die Verwaltung befindet sich in dem Posten Dui, der in administrativer Beziehung von Wladiwostok auf dem Festlande abhängig ist. Zum Betriebe der Kohlenwerke verwendet man Verschickte, deren Unterhalt indessen mit so großen Kosten verbunden ist, daß es fraglich erscheint, ob Rußland auch künftig Sachalin als Verbrecherkolonie beibehalten wird.

Die Japanesen, an Zahl so stark wie die Russen, leben zumal im Süden; ihre Hauptmasse sitzt an der Maukibucht im Westen. Sie kamen ursprünglich des Fischfanges und Handels wegen, wurden dann aber von ihrer Regierung mehr aus politischen Rücksichten auf Sachalin angesiedelt, um den Besitzstand aufrecht zu erhalten. Siedelten sich die Russen an einer Stelle an, so folgten ihnen alsbald auch Japanesen.

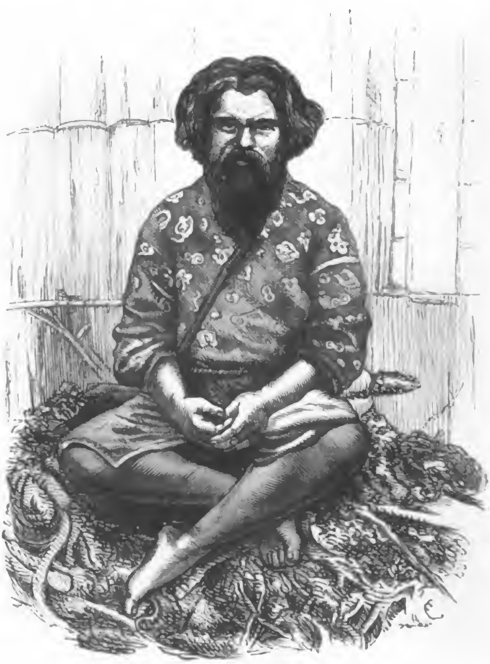
Chinesen halten sich nur vorübergehend als Arbeiter auf Sachalin auf.

Die Giljaken, welche wir bereits an der Amurmündung kennen lernten (S. 111), bevölkern die Nordhälfte der Insel bis zum 50° nach Süden hin. Wenjukow, Schmidt u. A. trennen sie entschieden von den Aïnos, mit denen man sie wol vereinigt hat. Ihre Zahl wird auf 3000 geschätzt, während die Orokanen nur 400 Köpfe ausmachen. Es ist dies ein tungusischer Stamm, der im Westen und den Gebirgen des mittleren Theiles von Sachalin haust und von der Jagd und vom Fischfange lebt.

Bei Weitem das meiste Interesse unter allen Eingeborenen Sachalins flößen uns aber die Aïnos (Ainy) ein, ein Stamm, der den Völkerkundigen schon viel Kopfzerbrechen verursacht hat und den wir etwas ausführlicher besprechen müssen. Die Aïnos sind keineswegs auf Sachalin beschränkt, wo ihre immer mehr zusammenschmelzende Anzahl 3000 beträgt; sie bewohnen noch die Kurilen und die japanische Insel Jeso. Die Ansicht, daß die Aïnos einst die ganzen japanischen Inseln besetzt hatten, dort gleichsam die Urbevölkerung bildeten, läßt sich bestimmt beweisen; weniger sicher ist, ob sie sich früher auch über Korea und einen Theil China's ausbreiteten. Von den Japanern, die übrigens theilweise sich mit Aïnos mischten, wurden sie immer weiter nach Norden gedrängt, in ihre heutigen beschränkten Wohnsitze, in denen sie dem Aussterben entgegengehen, da sie sich der Kultur gegenüber ablehnend verhalten. Bei der nachstehenden Schilderung dieses merkwürdigen „haarigen" Volkes legen wir den Bericht des englischen Marineoffiziers St. John zu Grunde, den wir durch anderweitige Berichte ergänzen.

Auf Jeso und Kunaschir sind die Aïnos an der Küste von den Japanern durchaus abhängig und dienen denselben als Fischer, Jäger und zum Einsammeln von Algen; im Innern können sie sich freier bewegen, sie halten sich indeß lieber in den Gestadegegenden auf, weil sie sich dort leichter Nahrungsmittel verschaffen können. Die Japaner behaupten, daß auf Jeso allein etwa zehntausend Aïnos hausen. St. John hält diese Angabe für übertrieben, während Andere dagegen von 30,000, ja 50,000 Aïnos auf diesen Inseln reden. Sie halten sich von den Japanern, die mit Verachtung auf sie herabblicken, getrennt, und haben besondere Dörfer. Ihre Statur ist unter Mittelgröße; auch hier schwanken die Angaben; doch rechnet man durchschnittlich 1,7 Meter bei Männern, die als wohlproportionirt geschildert werden. Die Frauen sind durchschnittlich unter 1½ Meter, können aber Arbeiten und Beschwerden ebenso ertragen wie die Männer. Die Haut ist kupferfarbig, mit einem olivengelben Anhauch, oder auch schmuzigkupferig, doch ist auch von fast weißen Aïnos die Rede. Die Farbe ist im Norden wie im Süden die gleiche; St. John sah einzelne Männer, die dunkler waren als die übrigen, bei den Frauen aber fand er solche Ausnahmen nicht; bei den Kindern ist die Hautfarbe heller. Die Gesichtszüge sind regelmäßig und mit freundlichem Ausdruck, abweichend von jenen der Mongolen, denn die Aïnos haben weder die schräg gestellten Augen noch die vorstehenden Backenknochen derselben. Das Gesicht ist intelligent, die Schläfe platt, der Vorderkopf breit, viereckig, hoch, der ganze Schädel rund und gut gestaltet; die Lippen voll, aber nicht unangenehm dick. Die Augen sind schwarz, die Brauen gerade und mit der Achse der Augenhöhlen parallel laufend.

Charakteristisch erscheint das Haar; es ist grob, gerade, wallend, durchgängig schwarz, und bei beiden Geschlechtern in üppigster Fülle vorhanden. Die Männer tragen lange Vollbärte; Arme, Brust, Beine und der ganze übrige Körper sind durchgängig mehr oder weniger stark behaart, oft ganz außerordentlich stark, und das findet auch bei den Kindern statt. Behaarte Leute kommen als Ausnahmen bei allen Völkern vor, aber bei den Aïnos wäre es eine Ausnahme, einen nicht stark behaarten Mann zu finden. Diese Behaarung ist hier aber um so auffallender, weil alle benachbarten Völker nur in geringem Grade diese Eigenschaft zeigen.



Aïno. Nach einer Photographie.

Viel Muskelstärke scheinen die Aïnos nicht zu haben, und die mittlere Lebensdauer ist niedrig, da nicht viele das fünfundfunfzigste Jahr erreichen. Die Frauen altern früh; schon als Kinder führen sie ein angestrengtes Leben, heirathen früh, werden früh Mütter; sie müssen fischen, Holz holen, Algen sammeln und zugleich für Hütte und Kinder sorgen. Sie tragen das Haar lang und zottig, nach hinten zurückgeschlagen; manchmal binden sie es auch hinten zusammen. Sie lieben es, sich zu putzen und ihren Rock von Hirschfell oder Birkenbastzeug mit einem blauen Rande zu verzieren; auch tragen sie große massive Ohrringe und manche haben Reifen, in denen sie Stückchen blauen Glases anbringen und bei festlichen Gelegenheiten als Kopfputz aufsetzen. Die gewöhnliche Tracht beider Geschlechter besteht in einem Rocke aus Hirschfell, der bis auf die Kniee reicht und über den Hüften einen Gürtel hat; auch verfertigen sie eine Art Kanevas aus den inneren Lagen der Birkenrinde.

Die Männer haben keine besondere Zierrath oder Tätowirung. Die Frauen tätowiren, wie unsere Illustration zeigt, ihr Gesicht rund um die Lippen und auf dem unteren Theile der Wange sehr fein. Man beginnt mit diesem Punktiren schon bei kleinen Kindern und setzt es bis zur Verheirathung fort. Die Frau eines Häuptlings trägt sechs Stränge als Gürtel, die eines gemeinen Mannes nur drei. Die Frauen tätowiren auch ihre Handgelenke und den Arm bis zum Elnbogen. St. John bemerkt, daß er den Grund dieses Brauches nicht habe ermitteln können, meint aber, daß derselbe Bezug darauf habe, daß man gewisse Zeitperioden oder auch Zahlen markire, die man im Gedächtnisse behalten wolle. Wir lassen das dahingestellt sein.

Die Aïnos sind ein schmuziges Volk, sie waschen fast nie Gesicht und Hände, selbst im Sommer nicht. Deswegen leiden sie an Hautausschlägen und in allen kleinen Niederlassungen sieht man einige Individuen, die dadurch kahlköpfig geworden sind. Das letztere mag wol mit daher rühren, daß sie bei der Krankheit den Kopf mit Kalk beschmieren. Seitdem allgemein Reis gegessen wird, tritt dieselbe weniger häufig auf. Die Blattern sind wahrscheinlich durch die Japaner eingeschleppt worden; sobald sie bei einem Stamme zum Ausbruch kommen, verläßt derselbe die Küste und zieht sofort ins Innere. Die Zähne sind gut; Fisch wird allgemein gegessen; Kohl ist von den Japanern eingeführt worden. Vorher sammelten die Aïnos die Wurzelknollen einer Grasart, die als Gemüse zubereitet wurden. Im Winter ist der Fischfang unsicher, dann ist das Fleisch des Hirsches Hauptnahrungsmittel. Die Männer erlegen viele Hirsche, deren Geweihe in Hakodadi einen Hauptausfuhrartikel bilden.



Aïnofrau. Nach einer Photographie.

Als Waffen werden Bogen und vergiftete Pfeile benutzt, außerdem auch Luntengewehre; zur Hirschjagd hat man Hunde, welche denen in Japan gleichen. Der Bogen ist nur 1 m. lang, der Pfeil $^2/_3$ m.; dieser hat eine Spitze von Knochen, Bambus oder Eisen. Das Gift bereitet man aus Krähenhirn, Tabaksasche und zwei Insekten, „Yusiki“ und „Krombi“ genannt; das letztere ist ein Wasserinsekt.

Diese vier Ingredienzien läßt man durcheinander faulen und dadurch erhält man das Gift; dasselbe ist so stark, daß man rund um die Wunde viel wegschneiden muß, wenn das Fleisch genossen werden soll. Uebrigens wird auch aus dem Nachtschatten ein Gift bereitet.

Gutartigkeit, freundliches, gefälliges Wesen kennzeichnet die Aïnos; sie thun willig, was man von ihnen verlangt; freuen sich, wenn ein Fremder zu ihnen kommt, fragen nicht neugierig und grüßen in ihrer eigenthümlichen Weise. Sie lassen sich nämlich auf die Kniee nieder, verneigen sich, heben dann beide Hände bis zum Kopf empor, streichen sich den Bart und legen die Hände dann auf die Kniee. Die Frauen reiben sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Oberlippe unter der Nase. Als sie noch nicht so viele Fremde gesehen hatten, wie jetzt, bedeckten sie den unteren Theil des Gesichts mit den Händen, wahrscheinlich um die tätowirten Stellen zu verbergen. Alles in Allem genommen, sind sie ein zufriedener und glücklicher Menschenschlag, ihre Bedürfnisse sind befriedigt, wenn sie Kleidung und Nahrung haben, und diese verschaffen sie sich, indem sie arbeiten; Geld wird sorgfältig von ihnen fern gehalten. Die Frauen singen ein Stückchen, wenn sie rudern, Muscheln sammeln oder fischen, die Männer kommen uns mit einem Lächeln entgegen und die Kinder spielen munter umher.

Die Hütten sind kunstlos aufgebaut. Man schlägt ein Gerüst aus Holz auf, bedeckt die Pfosten mit Gras und legt über dieses auf der Außenseite wieder Pfosten. Das Gebäude hat 3 bis 4 Meter Länge, 3 bis 4 Meter Breite, geht schräg von oben nach unten und hat eine viereckige Oeffnung, durch welche der Rauch abzieht; an der dem Eingange gegenüberliegenden Seite befindet sich eine Fensteröffnung. Die Thür ist meist da, wo der Rauchfang sich befindet, und man gelangt zu ihr durch einen Vorbau; in diesem werden Netze und allerlei Geräthschaften aufbewahrt und dort schlafen auch die Hunde. Der Herd liegt allemal im Mittelpunkte des großen Gemaches, in welchem Alles durch den Rauch geschwärzt ist. Auf einigen Querstangen hängen die verschiedensten Siebensachen: Fische, Röcke, Hirschfleisch, Netze, Fußbekleidung aus Fischhaut und vielerlei Anderes. Neben der Wohnung steht ein ähnlich wie dieses gebautes Vorrathshaus auf 2 bis 3 Meter hohen Pfosten, damit die Hunde, Füchse und Wölfe nicht hinein und sich an Fischen und anderen dort aufbewahrten Winterspeisen gütlich thun können.

Die Kunstfertigkeit der Aïnos beschränkt sich auf sehr Weniges. Aus der äußeren Rinde der Birke verfertigen sie Deckel, aus der inneren Bast, Zwirn und Fischnetze, dann auch, wie schon erwähnt, ein grobes Zeug; ihr Boot ist ein ausgehöhlter Baumstamm von etwa 8 Meter Länge. Bestimmte Begräbnißplätze haben sie eigentlich nicht; sie verscharren die Leichen, wie es ihnen gerade paßt, und scheinen sich auch der Todten wegen keinen Kummer zu machen; man findet nämlich keineswegs selten, daß die Gräber von Wölfen, Füchsen und auch von den halbwilden Hunden aufgekratzt worden sind, und Schädel nebst Knochen zerstreut umher liegen.

Der Glaube an Geister ist allgemein. Die Aïnos haben den Geist des Wolkenhimmels, der Flüsse, Berge, Wälder, des Feuers und den Geist für den Fischfang.

Die verschiedenen Geister werden in der Art dargestellt, daß man die Rinde von den Stäben abschält, aber so, daß sie am Stabe bleibt und sich kräuselt. An dieser gekräuselten Rinde und an der Stelle, wo sie sich befindet, kann man abnehmen, welcher Geist dargestellt wird. Soll z. B. der Fischgeist gnädig gestimmt werden, dann bringt man den Stab, welcher ihn darstellt, dorthin, wo der Fang stattfinden soll, und steckt ihn in die Erde. Es giebt weder Altäre noch Tempel für die Geister.

Im Frühjahr findet Jagd auf Bären statt; die alten werden getödet, die jungen mit nach Hause genommen und den Frauen gegeben. Diese sind ihre Pflegemütter und füttern sie auf, legen sie an ihre Brust und säugen sie fort, bis die Zähne zu lang werden. St. John fand bei mancher Hütte vier bis fünf junge Bären in hölzernen Käfigen; im Herbst werden sie zur Feier des Bärenfestes geschlachtet. (Vergl. oben S. 114, das Bärenfest der Giljaken.)

Die Sprache der Aïnos wird nicht geschrieben; im Verkehr mit Japanern ist ein Gemisch aus beiden Sprachen üblich. Ein Aïno, der Etwas erklären will, z. B. etwas Geographisches, den Lauf eines Flusses oder die Lage eines Sees, macht Zeichnungen mit dem Finger oder einem Stab in den Sand. Auf dergleichen verstehen sich die Frauen noch besser als die Männer, da sie schon als Kinder gelernt haben, allerlei Muster zu zeichnen.

Auf Sachalin fand bis vor Kurzem ein seltsamer Brauch unter den Aïnos statt. Wenn der Vorsteher eines Dorfes oder der Häuptling eines Stammes mit Tode abgegangen war, wurde die Leiche auf Breter, neben der Thür seiner Hütte, gelegt. Nachdem man das Eingeweide herausgenommen hatte, mußte sie ein ganzes Jahr lang von seiner Frau und seinen Töchtern gewaschen werden. Dann erst brachte man den Sarg und legte sie hinein, wenn sie richtig gepökelt und wohlerhalten war.

Nun stellte man den Sarg auf die Erde, lobte die Frau, welche ihre Sache so gut gemacht hatte, und gab ihr Geschenke, namentlich Tabak. Wenn aber trotz aller ihrer Mühe und Sorgfalt der Leichnam in Fäulniß übergegangen war, wurde sie getödtet und sofort begraben, noch bevor ihr Mann der Erde anvertraut wurde. Man begräbt überhaupt die Frauen gleich nachdem sie gestorben sind. Dergleichen geschieht nun nicht mehr. St. John sagt im Widerspruch mit seiner obigen Angabe, daß die Aïnos sich nicht um die Todten kümmern, sich aber sehr der Trauer hingeben. „Wenn Jemand stirbt, kommen die Nachbarn und trauern mit der Familie und vergießen Thränen. Des Abgeschiedenen wird ungern erwähnt und Nennung seines Namens so viel als möglich vermieden. Wenn ein Mann in seiner Behausung stirbt, oder ein Anderer gegenüber oder neben demselben seinen Tod findet, dann muß die Hütte verbrannt werden.“

Die Frauen werden von den Männern ziemlich gut behandelt; ein Fischer oder Jäger, der Glück hat, hält sich wol zwei, aber von einem unglücklichen Jäger zieht die Frau weg. Kebsweiber sind gestattet, diese wohnen aber nicht mit der eigentlichen Frau in derselben Hütte beisammen. Auf Sachalin haben die Männer die Kleidungsstücke in gutem Stand zu halten, auf Jeso aber ist das Sache der Frauen.

Wenn zwei Aïno-Freunde, die längere Zeit einander nicht sahen, sich begegnen, dann nimmt der, welcher das Dorf nicht verlassen hatte, die Hände des andern, reibt sie in den seinigen, vergießt Thränen und fragt, wie es mit der Gesundheit stehe? Dann erst wird von anderen Dingen geredet. — Wenn bei Festen die Eingeladenen sich auf die Matten gesetzt haben, schenkt der Wirth Jedem etwas Saki (Reisbranntwein) in den Becher, und währenddessen wird er vom Gaste dadurch begrüßt, daß dieser die Hände aneinander reibt. Mit dem Saki werden „Trinkstäbe" herumgereicht. Der Gast streicht dann mit der rechten Hand über die linke, fährt mit dem Stabe um den Becher oder die Schale herum, taucht ihn in den Saki und wirft einige Tropfen über seinen Kopf hinweg; damit bringt er dem Geiste ein Opfer dar.

Das japanische Gesetz wird alljährlich am 15. November auf Jeso öffentlich verlesen, und an diesem Tage führen die Mädchen in jeder Niederlassung den Kranichtanz auf, der auch beim großen Fischfeste nicht fehlt. — Eulen werden mit großer Ehrfurcht betrachtet, und man hält viele gezähmte. Dieser Vogel gilt für weise, und er hat die Vorfahren gelehrt, wie man Kinder zeugen müsse. Daß die Aïnos höchst schmuzig und unsauber sind, wird von St. John ausdrücklich wiederholt. Er fügt noch hinzu, daß die Mütter das Ungeziefer verzehren, welches sie ihren Töchtern vom Kopfe ablesen. Die Phthirophagie ist überhaupt noch weit unter den sogenannten „Naturvölkern" verbreitet.

Schließlich noch eine Aufklärung über den Namen der Insel Sachalin, der ein ganz falscher und durch Mißverständniß der alten Jesuiten in die Geographie gelangte. Er bezeichnet eigentlich im Mandschurischen den Fluß Amur (Sachalin-ula, schwarzes Wasser) und ist von diesem auf die Insel übertragen worden. Auf der Insel selbst giebt es, wie Magister Schmidt hervorhebt, keinen für die ganze Insel giltigen Namen. Am richtigsten ist noch die Aïnobenennung Karaftu oder Kroftu, welche auch die Japanesen angenommen haben. Die Mangunen am Amur nennen die Insel Namu, d. h. Meer. Der Name Tarakai, welcher auch auf Karten und in Lehrbüchern vorkommt, stammt wol von dem großen Dorfe Tarakai an der Geduldbucht, welches früher mit der Mandschurei in Handelsverbindungen stand. Der von Lapeyrouse mitgebrachte Name Tschoka endlich beruht auf einem Irrthum, denn Tschoka heißt in der Aïnosprache „ich" und „wir".



Karte von Kamtschatka.

9. Kamtschatka und die Kamtschadalen.

Vulkanische Bildungen am Nordrande des Großen Ozeans. — Die 38 Vulkane Kamtschatka's. — Heiße Quellen. — Besteigung des Awatscha. — Klima und Vegetation. — Viehzucht. — Lachsreichthum. — Die Sammelmäuse und die Lilienknollen. — Mückenplage. — Bären. — Seevögel. — Die Russen in Kamtschatka. — Aufstand der Eingeborenen. — Graf Benjowsky's abenteuerliche Geschichte. — Petropawlowsk. — Angriff der Engländer und Franzosen auf die Stadt. — Die Itelmenen oder Kamtschadalen. — Ihr Steinzeitalter. — Kutka, der Schöpfer. — Mythologie. — Aberglauben. — Schamanen. — Charakter. — Umbringen der Alten. — Physische Beschaffenheit. — Kleidung, Beschäftigung, Nahrungsmittel. — Steinkocher. — Feste, Lieder und Musik. — Tänze, Heirathen, Rechtssitten.

Die Halbinsel Kamtschatka, welche ein Areal von etwa 4000 Quadratmeilen umfaßt, ist eine der interessantesten vulkanischen Regionen unserer Erde. Sie ist ein Glied in der langen Reihe vulkanischer Bildungen, die sich am Nord- und

Westrande des Stillen Ozeans hinziehen und im ehemals russischen Amerika beginnen. Vulkanischer Natur sind die Halbinsel Alaska und die davor gelagerten, nach Kamtschatka gleich einer Guirlande hinüberschwingenden Aleuten-Inseln. Von Kamtschatka selbst führen die Kurilen, gleichfalls als eine vulkanische Inselreihe, nach Japan hinüber, dessen Vulkane ihrerseits in den Liu-Kiu ihre Fortsetzung haben. Es reihen sich südlich daran die vulkanischen Philippinen und die mit Reihenvulkanen besetzten ostasiatischen Inseln bis Sumatra hin. „Allen diesen vulkanischen Inselschnuren", sagt Peschel, „ist es gemeinsam, daß sie nach dem Ozean zu gewölbt (konvex), nach dem Lande zu hohl (konkav) sind. Man entgeht daher schwer der Versuchung, hierin ein Naturgesetz zu erkennen, da auch in anderen Erdräumen vulkanische Inseln einer gleichen Anordnung gehorchen, wie z. B. die Kleinen Antillen in einem Bogen sich schwingen, der gewölbt zum Atlantischen Meere, hohl dagegen zum mittelamerikanischen Festlande sich verhält."

Die bedeutend entwickelte vulkanische Thätigkeit des Landes, welche schon in älteren geologischen Perioden begann und überall auf den älteren Formationen mächtige Krater aufthürmte, ist auch jetzt noch reich an vulkanischen Erscheinungen. Leopold v. Buch zählte 13 kamtschadalische Vulkane auf, Adolf Erman bereits 21, während Karl v. Ditmar 12 thätige und 26 erloschene nachwies. Die thätigen Vulkane liegen sämmtlich im Osten der Halbinsel, dem Beringsmeere zugekehrt. Es sind nach v. Ditmar folgende:

1. Der Schewelutsch-Vulkan, 56° 40′ n. Br. Ein mächtiger vulkanischer Gebirgsstock, dessen Krater aber bis auf den nordöstlichen Theil gänzlich zusammengestürzt ist. Die letzte starke Eruption fand im Februar 1854 statt; 3215 Meter nach Erman.

2. Die Kljutschewskaja Sopka, 56° 8′ n. Br. Der höchste und größte Vulkan Kamtschatka's. Ein vollständig ausgebildeter, hoher, ganz mit Asche überdeckter Kegel. Letzte große Eruption im Februar 1854, gleichzeitig mit dem Schewelutsch. Dampft fortwährend aus dem Gipfel; 4885 Meter nach Erman.

3. Der große Tolbatscha-Vulkan, 55° 51′ n. Br. Ist ein eingestürzter, gerippter Erhebungs-Krater mit ungeheuerer Krateröffnung, deren nördlicher Rand noch am höchsten hervorragt. Soweit die Tradition reicht, dampft der Vulkan und zeigt von Zeit zu Zeit Feuererscheinungen; er mißt 2534 Meter nach Erman.

4. Der Kisimen, 55° n. Br. Ein nicht hoher, aber spitzer Kegel, hat vor 40—50 Jahren begonnen zu dampfen, jedoch ohne Feuererscheinung.

5. Der Uson, südlich vom Kranozksee befindlich. Ein mächtiger, aber schon ganz eingestürzter Vulkan mit tiefem, fast kreisrundem Krater, der einen Durchmesser von mehr als einer deutschen Meile hat. Schwefellager, zahllose heiße Quellen von + 52° bis + 85°, Salsen und Fumarolen, welche mit heftigstem Gezisch und Brausen hervorbrechen, daneben wieder kältere Quellen von 7° bis + 10° erfüllen den großen, mit Birken bewachsenen Kessel des Kraters, dessen Rand, obgleich er nur ein Rest des früheren Vulkans ist, sich doch über die Grenze der Vegetation erhebt.

6. Der **Kichpinitsch**, südöstlich vom Uson. Einzeln stehender vulkanischer Gebirgsstock von unregelmäßig flacher Kegelform; dampft am nördlichen Gipfel.



Die Vulkane Awatscha, Korjaszter und Koselskaï auf Kamtschatka. Nach Whymper.

7. Der **große Semätschik**, am gleichnamigen Fluß. Vor ungefähr 70 Jahren stürzte der spitze, immer thätige Kegel unter schrecklicher Katastrophe

ein und erhielt von da ab die Gestalt eines stark abgestumpften Kegels. Vor etwa zwanzig Jahren hat er wieder zu dampfen begonnen. Ditmar sah im August 1852 mächtige, fast gänzlich schwarze Dampfsäulen am Südrande des Kraters emporsteigen.[1]

8. Der kleine Semätschik, südlich vom vorigen, in 54° n. Br. Ein kleiner abgestumpfter Kegel. Im September 1854 stieß er von Zeit zu Zeit pechschwarze große Dampfballen aus, welche sich eine Weile als Dampfsäulen über dem Berge hielten, dann einen Aschenregen fallen ließen und verschwanden, um einem andern Dampfballen Platz zu machen.

9. Der Jupanow-Vulkan, 53° 32′ n. Br. Ein hoher, fast ganz spitzer Kegel, in Schnee und Eis gehüllt, aus dessen Gipfel fortwährend ein schwacher weißlicher Dampf steigt; 2810 Meter nach Lütke.

10. Der Awatscha-Vulkan, 53° 17′ n. Br. Der bekannteste Vulkan Kamtschatka's. Ein großer Erhebungskrater, aus dem sich der immer dampfende Eruptionskegel (Aschenkegel) erhebt und der daher dem Vesuv mit der Somma sehr ähnlich ist. Die letzte starke Eruption fand im Jahre 1855 statt; mißt 2715 Meter nach Erman.

11. Der Asatscha-Vulkan, 52° 2′ n. Br. Im Jahre 1848 stürzte unter starkem Erbeben der Vulkan ein. In den Jahren 1852, 1853 und im Anfang des Jahres 1854 stieß der eingestürzte Krater fortwährend schwarze Dampfballen mit Heftigkeit aus.

12. Der Vulkan Tschaochtsch, am Südwestende des Kurilischen See's. Soll, dem Uson ähnlich, viele Quellen und Schwefellager im Krater haben.

Unter den erloschenen Vulkanen erwähnen wir den Kronozker und Korjazker als die bedeutendsten.

Reich ist auch Kamtschatka an heißen, noch wenig untersuchten Quellen, deren v. Ditmar 21 aufführt, die nördlichste in 62° n. Br. gelegen. Erst zwischen 58° und 57° treten die ersten, jetzt erloschenen Vulkane hervor und endlich vom 57° an, also dem Punkte, an dem die verlängerte Linie der Aleuten Kamtschatka trifft, bis zur Südspitze, von wo die Vulkanreihe über die Kurilen nach Japan sich fortsetzt, ist der östliche Theil der Halbinsel reich an Vulkanen. Die größte Dichtigkeit der Feuerberge fällt zwischen die Grade 54 und 55, sowie die meisten heißen Quellen um den 53.° hervorbrechen. Solfataren und Schwefellager kommen von 62° n. Br. bis zur Südspitze des Landes vereinzelt, entweder in alten Kratern oder in der Nähe heißer Quellen vor. Der westliche Theil der Halbinsel weist nur wenige, vereinzelt stehende Vulkane auf, welche ohne Ausnahme erloschen sind.

Bereits sind viele der Vulkane näher besucht und auch erstiegen worden, namentlich von Erman. Das prächtigste Vulkanpanorama entwickelt sich aber an der Awatschabai, jenem großen, nach innen zu fast kreisförmig entwickelten Wasserbecken, an dem Petropaulowsk liegt. Bei heller Witterung bilden hier die steilen, mit ewigem Schnee gezierten Vulkankegel, die bis über 4000 Meter aufsteigen, ein prachtvolles Panorama. Am bekanntesten ist der kegelförmige Awatscha, dessen Besteigung durch v. Kittlitz wir hier wiedergeben wollen, da hierdurch ein trefflicher Einblick in die landschaftlichen Verhältnisse gewonnen wird.

„Bei einer mehrtägigen Exkursion nach der Awatschinskaja-Sopka“ — so erzählt er — „die wir am 7. Oktober 1826 antraten, hatten wir zum Führer einen gewissen Korondaschew aus der zwölf Werst entfernten Ortschaft Awatscha, der uns als rüstiger Bergjäger und Kenner des Landes empfohlen war. Wir überschritten den Kalachtyrkafluß ein wenig oberhalb der Stelle, wo er in die weitläufige Wiesenfläche tritt; er ist hier von mäßigen Höhen umgeben, an denen viel Gestein zu Tage liegt und die noch weit und breit mit dem lichten Birkenwalde bewachsen sind. Unter diesem bedeckt den Boden in Schluchten sehr hoher, noch immer nicht ganz abgestorbener Kräuterwuchs, an hohen Stellen aber die Unterholz-Dickichte. Die an sich wenig steilen, aber stufenförmig rasch aufsteigenden Höhen zeigen je weiter hinauf immer mehr von diesen Dickichten. Bald fanden wir einzelne Kuppen ganz mit ihnen bedeckt, ohne dazwischen wachsende Birken. Die aus Vogelbeersträuchern bestehenden sind die tiefsten von allen, sie verschwinden bereits in wenig beträchtlicher Höhe; dann wird die strauchartige Ceder vorherrschend und noch weiter oben die Erle (Alnus incana). Von den beiden letztern fanden wir heute so weitläufige Strecken bedeckt, daß wir oft genöthigt waren, unsern Weg mit Hülfe des Beils zu verfolgen. Besonders die Erlengebüsche sind in dieser Hinsicht schwierig, wegen der Stärke sowol als wegen der Elastizität ihrer überaus zahlreichen, nach Art der europäischen Legföhren theilweise am Boden hinkriechenden Stämme, zwischen denen hängen zu bleiben einem einsamen Wanderer nur zu leicht widerfahren wird.

Ich meinerseits verlor beim Durchdringen dieses Gehölzes meinen Dolch, den die zurückschnellenden Stämme wahrscheinlich aus der Scheide gerissen hatten; an Wiedersuchen war in einem solchen Dickicht natürlich nicht zu denken. Zu der Beschwerlichkeit des Durchdringens gesellte sich noch das Einathmen der dadurch aufgeregten Asche, mit der diese Gebüsche weit und breit bedeckt waren. Die Nacht brachten wir in einer ziemlich engen, aber der Tiefe wegen wieder waldbewachsenen Schlucht zu, die der kleine Fluß durchströmt, dessen Mündung man auf halbem Wege von Peter-Pauls-Hafen nach Awatscha beim Kap Seroglas zu passiren hat. Am 8. Oktober früh betraten wir den Kegel des eigentlichen Vulkans; — mit jedem Schritte erweiterte sich die Aussicht über die bewachsenen Höhen und der Boden um uns her zeigte sich immer mehr vegetationslos; immer häufiger lag hier in oft kolossalen Blöcken das vulkanische Gestein, welches unlängst in feurigem Zustande durch die Luft geflogen war. Bald kamen wir auch an Schluchten, wo Ströme siedenden Wassers geflossen waren, deren Wirkung sich am auffallendsten in dem ganz niedergerissenen, im buchstäblichen Sinne des Wortes gekochten, dabei noch halb in Asche vergrabenen Erlengebüsche zeigte. Noch rieselte den Abhängen entlang in unzähligen Strahlen der immer noch nicht völlig abgekühlte Brei, der aus der Vermischung der Asche mit dem Wasser entstanden war, so daß es schien, als müßte der Wasserausbruch in einer viel neueren Zeit als vor zwei Monaten stattgefunden haben, wiewol die Einwohner von Peter-Pauls-Hafen und Awatscha seitdem außer Flammenausbrüchen und innerem Getöse des Berges nichts Ungewohntes vernommen hatten. Eine ganze Welt von vulkanischen Erscheinungen aber umgab uns, als wir in das weite Thal gekommen waren,

welches bis zum Krater hinausführt und gewöhnlich Garälaja-Retschka (der feurige Bach) genannt wird. Der Boden zeigte hier nicht nur überall die Spuren jener siedenden Ströme, sowie des Regens von glühenden Steinen, sondern auch die unterirdische Bewegung selbst war hier nicht völlig entschlafen, ob sie gleich auf dumpfes Getöse, hin und wieder aufsteigenden Dampf und dem Anschein nach ganz frische Spalten sich beschränkte. Besonders interessant war der Anblick unzähliger kleiner, oft nur halbmannshoher Kegel, die viel Aehnlichkeit mit Maulwurfshaufen hatten, obschon sie immer viel größer und von sehr regelmäßiger Form waren. Jeder stellte gewissermaßen einen Vulkan im Kleinen dar und schien durch einen Kanal mit dem Innern des Berges in Verbindung zu stehen, wie das auf den Gipfeln ausströmende heiße Gas und die aus benachbarten Spalten aufsteigenden Dämpfe zeigten. Die ziemlich lockere Masse dieser Kegel bestand aus allerlei durcheinander gemengten vulkanischen Produkten, doch bemerkten wir keine Bimssteinschlacken.

„Wir waren noch nicht weit in diesem stark aufsteigenden Thale fortgeschritten, als wir vor uns Etwas gewahrten, was auf den ersten Anblick ein hochstämmiger Birkenwald schien, dessen Laub schon ganz die jetzt hier häufige röthlichbraune Herbstfarbe trug. Die Erscheinung eines solchen wäre nicht nur auf diesem vulkanischen Boden, sondern auch in einer Bergregion, die schon lange keinen Baumwuchs mehr zuließ, zu befremdend gewesen, als daß wir daran hätten glauben können; — in der That war es auch nur ein seltsames vulkanisches Gebilde, kein eigentlicher Lavastrom, aber jedenfalls etwas einem solchen Verwandtes, ein langer Streifen aus dem Boden aufgestiegener geschmolzener Massen von phantastischer Gestaltung. Sehr bald überzeugten wir uns, daß es derselbe Gegenstand war, den wir schon aus großer Ferne vom Meer aus wahrgenommen und dort ohne Weiteres für einen Lavastrom gehalten hatten. Auch stimmten die Erzählungen von der Katastrophe des verwichenen Sommers sämmtlich darin überein, daß eben dieser Streifen mehrere Wochen lang des Nachts in völlig glühendem Zustande sich gezeigt habe.

„Wir waren kaum bis zum unteren Ende des merkwürdigen Bildes gekommen, als unsere Führer sich überzeugten, daß die Gestalt des Berges auf dieser Seite sich infolge der letzten Eruption wesentlich verändert hatte. Von dem Krater war ein Theil eingestürzt, und wir hätten, um an seinen Rand zu gelangen, einen anderen Weg einschlagen müssen, so daß wir heute nicht im Stande waren, den Gipfel zu erreichen. — Während also meine Gefährten vor unserer wieder anzutretenden Rückkehr (denn zu einer viertägigen Exkursion fehlten uns die Lebensmittel) vor Allem noch den eigenthümlichen Lavastrom etwas weiter hinauf verfolgen wollten, beschloß ich, den zu unserer Linken aufragenden Kamm der südlichen Abdachung zu erklettern, immer noch in der Hoffnung, ich würde dort Etwas antreffen von den mancherlei Säugethieren und Vögeln, die nach den Erzählungen unserer Begleiter dieses Gebirge bewohnen sollten. Da ein beträchtlicher Theil desselben aus lauter chaotisch aufgehäuftem Trümmergestein bestand, so war das Ersteigen der steilen Höhe sehr zeitraubend und anstrengend. Aber vergebens sah ich mich nach einer Spur von Thier- oder Pflanzenleben um, auch dann noch, als ich endlich bis

zur oberen Kante gekommen war, welche scharf wie das Dach eines Hauses auslief und nach jenseits ein wahres Chaos von ähnlichen, wenn auch weniger hohen Trümmerhaufen überblicken ließ, die den ganzen Abhang des Gebirges auf dieser Seite bedecken und für die Vermuthung eines früheren Einsturzes desselben wol nicht wenig sprechen. Einen unbeschreiblich großartigen Anblick aber gewährt hier die benachbarte Koräzkaja-Sopka, der höchste der in der Gegend sichtbaren Kegelberge, gerade von dieser beinahe die Hälfte der ihrigen betragenden Höhe gesehen. Ueber den chaotischen Vorder- und Mittelgrund ragte der ferne blaue Koloß mit seinen schroffen, in unzählige Seitenthäler auslaufenden Felsenkanten und den vielen blendenden Schneestreifen in fast schreckenhafter Majestät am Himmel auf. Welch ein unvergleichliches Bild müßte das Ganze dieser schauerlich einsamen und wilden Ansicht gegeben haben! Doch es fehlte mir leider an Zeit, auch nur den Versuch einer Skizze davon zu wagen, wenn ich bei der Beschwerlichkeit des Rückweges meine Gefährten noch in der Garälaja-Retschka finden und mit ihnen am Abhange des Berges übernachten wollte.

„Da wir wenig Schutzmittel gegen die Kälte bei uns führten, auch in dieser oberen Region des Gebirges nur einige wenige Sträucher uns Brennmaterial boten, so brachten wir die Nacht bei zwei bis drei Grad Frost nicht eben angenehm zu. Ueber den Klüften des lavastromartigen Gebildes wurden von Zeit zu Zeit leichte Flammen gesehen, begleitet von unterirdischem Getöse. Die endlich aufgehende Sonne kam uns höchst erwünscht, und wirklich brachten ihre Strahlen sofort eine fühlbare Wärme mit; — ich habe später hier zu Lande noch mehrmals Gelegenheit gehabt, diese rasche Wirkung des Sonnenscheins in ähnlicher Lage zu erproben. Aber er erwärmt nicht die Luftmasse, sondern nur die Gegenstände, die er eben trifft. An jenem Morgen gingen wir eine Zeit lang im Schatten eines Gebirgsausläufers, während die Sonnenstrahlen dicht über uns dahin strichen; wir hielten die erstarrten Hände so hoch, daß sie von der Sonne beschienen werden konnten, und fanden alsbald dieselben höchst wohlthätig erwärmt."

Kamtschatka, welches etwa unter gleicher Breite mit dem südlichen Schweden liegt, erfreut sich durch seine maritime Lage eines milderen Klimas als das kontinentale Sibirien. Es wird von der Jahresisotherme von 0° und der Juliisotherme von + 8° durchschnitten. Die Winter sind also nicht so streng als im Innern Sibiriens, die Sommer nicht so heiß; späte und frühe Nachtfröste und häufiger Nebel und Regen sind dem Getreidebau hinderlich, aber die feuchte Luft befördert auf wunderbare Weise den Gras- und Wiesenwuchs, sodaß drei Meter hohes Gras, das über dem Kopfe des Reisenden zusammenschlägt, keine Seltenheit ist. Zwischen dem Grase stehen riesige Doldengewächse wie Heracleum dulce und Kompositeen, wie Senecio cannabifolius. Infolge dieser Weiden gedeiht die Viehzucht; Erman fand aus Jakutsk eingeführtes Rindvieh, welches die meisten europäischen Rassen an Milchreichthum und Größe übertraf. Der Milchertrag nimmt nicht einmal im Winter ab. Sehr auffallend ist am kamtschadalischen Rindvieh seine Begierde nach Fischen, die keineswegs durch Mangel an anderer Nahrung entsteht, wie Pallas annahm.

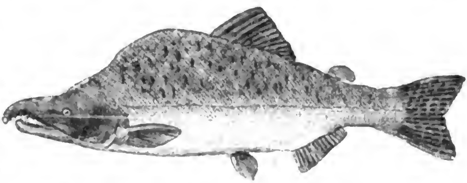
Erman sah, wie Kühe das üppigste Gras plötzlich verschmähten, nach dem dürren Geröllufer liefen, dort Lachse schnappten und sie mit Lust zerkauten. Ja, so groß ist diese Begierde der kamtschadalischen Kühe nach Fischen, daß man ihretwegen Wächter zu den gefangenen Fischen stellt. Der Kochsalzgehalt der Fische scheint Ursache dieser uns abnorm erscheinenden Freßlust zu sein; übrigens verzehren die kamtschadalischen Pferde, gleichfalls nach Erman, gerne rohes Bärenfleisch.

Bei Weitem die wesentlichste Nahrung lieferten wie überall auf der Halbinsel die Zugfische (Lachsarten), die alljährlich in ungeheuerer Zahl und mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit aus dem Meere stromaufwärts steigen, und zwar schon mehr als 30 Meilen weit von der Mündung der Kamtschatka. Die Sagori oder der Sperrdamm, der hier angelegt wird, ist eine senkrechte Wand, die quer über den Fluß und von dessen Boden bis zu einem oder zwei Meter über den Wasserspiegel reicht und aus einem durch Pfähle zusammengehaltenen mehrfachen Weidengeflechte besteht. An anderen Stellen bildet der obere Theil derselben eigenthümliche Ausbiegungen oder Fangräume, mit einem schmalen, stromabwärts gekehrten Zugange, in denen die aufsteigenden Fische sich haufenweise sammeln und aus welchen sie dann endlich in die vorgelegten, drei Meter langen Fischkörbe oder Reusen (mordui der Russen) einzutreten gezwungen sind. Der Grundriß von jedem dieser Räume besteht namentlich aus einem gleichseitigen Dreieck, welches gänzlich, und zwar mit seiner Spitze am weitesten, oberhalb oder stromaufwärts von der Hauptwand liegt — und in einem stromabwärts von derselben befindlichen Rechteck, vor dessen unterste und offene kleine Seite der Fischkorb gelegt wird, während die mit ihr parallele und ebenfalls offene Seite mit einem Theile der Basis jenes Dreiecks zusammenfällt. Der übrige, weit schmalere Theil der Basis des Dreiecks ist frei und enthält somit den einzigen, nach innen trichterförmig verengerten Zugang in den Fangraum. Die Fische treten, indem sie immer stromaufwärts streben, in die keilförmig zugeschärfte (dreieckige) Hälfte des Fangraumes, und entschließen sich, erst wenn sie an dessen Wänden vergebens durchzudringen und auch mit hohen Sprüngen über sie zu entkommen versucht haben, einmal mit dem Strome in die breitere, rechteckige Unterhälfte dieses Raumes zu gehen. In dieser sieht man sie dann sich ineinander drängen und wieder gegen deren Deckel gewaltsam anspringen, bis daß sie sich endlich in die Körbe spülen lassen, welche auf diese Weise und meist zweimal in einem Tage mit lebender Beute vollgepfropft werden.

Von den verschiedenen Lachsarten, welche auf diese Weise gefangen werden, vollzieht eine jede ihre Wanderung in bestimmter Jahreszeit, und zwar so, daß nur selten zwei von ihnen zugleich in beträchtlicher Menge schwimmen. Auch sind die zuletzt und vereinzelt ankommenden Individuen einer jeden Spezies auffallend abgemattet und dem Absterben nahe. Sie werden deshalb meistens für die Hunde getrocknet. — Gewöhnlich zählt man fünf Arten, die in folgender Ordnung ziehen: zuerst die von den kamtschatischen Russen sogenannte Krasnaja ruiba, d. i. der rothe Fisch oder der Kisiwnisch der Kamtschadalen, dann der Tschewitscha, der größte und geachtetste von allen; hierauf der Chaiko

und zuletzt, bis im spätesten Herbst und bis zum Abbruch der Saporen: der Kisutsch. Es sind die von Pallas unter dem Namen Salmo Lycaodon, Salmo orientalis, Salmo lagocephalus und Salmo sanguinolentus beschriebenen Arten, von denen der erstere schon im Mai und Juni in die oberen Hälften der Flüsse aufsteigt. Während des Laichens krümmen sich seine Kinnladen so stark gegen einander, daß er aufhören muß zu fressen und daher, wie fast alle aufsteigenden Lachse, im Flußwasser stirbt. Die fünfte Art, Gorbuschka von den Russen genannt, ist der Buckellachs (S. Proteus), welcher während seines Fortpflanzungsgeschäftes in den Flüssen — anstatt des Hochzeitsschmuckes, welchen man bei den Vögeln bemerkt — eine entsetzliche Mißgestalt annimmt. Man findet die Vorderhälfte seines Körpers oft zu mehr als doppelter Höhe angeschwollen, u. zw. durch einen Buckel oder breiten Höcker, der sich über dem Rücken erhebt und nach vorne überbiegt. Die Maulhöhle ist weit offen, weil sich die hakenförmig zusammengekrümmten Kiefern nur noch an den äußersten Spitzen berühren. Jedoch nur die Männchen zeigen diese merkwürdige Verunstaltung, die außerordentlich schnell eintritt.

Fast ebenso wichtig wie die Fischzüge sind für den Haushalt der Kamtschadalen die Wanderungen der Sammelmäuse (muischi, d. h. Mäuse der kamtschatischen Russen, Tegultschitsch der Itelmenen), welche an noch seltsamere Gesetze wie die Lachse gebunden zu sein scheinen. Sie heißen die



Gorbuschka-Lachs (Salmo Proteus). Nach v. Kittlitz.

„Bauern" der Kamtschadalen, da sie für diese große Vorräthe von Lilienknollen (von der Fritillaria sarana) sammeln, die auf Fäden gezogen und gewöhnlich in den Bauen jener hülfreichen Thiere gefunden werden; die Kamtschadalen erzählen mit Ehrfurcht und Bewunderung etwa Folgendes von der Beschaffenheit und den Sitten dieser Mäuse. Sie seien nur gegen 14 cm. lang und bauen sich einen Wohnraum für den Winter, dessen obere Decke kaum drei cm. dick stehen bleibt, nachdem sie ihn aufs sorgsamste mit Gräsern gefüttert haben. Rings um denselben findet man aber außerdem fünf bis sechs Vorrathskammern, vollgepfropft mit den verschiedenen Sarani und Polygonumwurzeln. Alle seien bewunderungswürdig rein und trocken gehalten, nach ihren Arten gesondert und nur mit einigen giftigen und berauschenden Wurzeln absichtlich gemengt. Zur Auffindung dieser Schätze, welche den Sommer über von ihren Besitzern durchaus unberührt bleiben, bedienen sich die Kamtschadalen eines Stockes mit eiserner Spitze, mit dem sie auf geeigneten Ebenen so lange in den Boden schlagen, bis sie ihn einmal mit aufgespießten Knollen hervorziehen. Diese mühsame Arbeit belohne sich aber genugsam, denn der Inhalt von drei solchen Bauen sei, wenn man ihn in einem Sacke auf den Schultern trage, eine vollständige Manneslast. Es giebt übrigens verschiedene Sarana-Arten.

Fig. 1 stellt die gewöhnliche Art (Lilium Sarana) dar; Fig. 2 die Awunik genannte gelbblühende (Lilium debile) und Fig. 3 die Wostronoschka.

Die kamtschadalischen Sammelmäuse (Arvicola oeconomus) unternehmen, gleich den Lemmingen, große Wanderungen. Man weiß nicht, woher sie plötzlich kommen und wohin sie wieder verschwinden. Ihr Uebersetzen über Flüsse behaupten die Kamtschadalen oft gesehen zu haben. Doch zeigen sich diese keineswegs amphibischen Mäuse schon von einem kürzeren Aufenthalt im Wasser so erschöpft, daß sie alle nach demselben wie todt am Ufer liegen bleiben, bis sie sich erholt und getrocknet haben. Es scheint deshalb so gut als unmöglich, daß irgend welche von ihnen, 40 bis 120 Meilen weit, über das Ochotsker Meer oder wol gar über den Großen Ozean nach den Aleutischen Inseln schwimmen, wie die Kamtschadalen behaupten, und dadurch das ebenso periodische Vorkommen dieser Mäuseart auf Unalaschka und im nördlichen Sibirien, vom Ochotsker Meer bis an den Obi, erklärlicher machen sollten! Bei ihrem Verschwinden und Wiederkehren bleibt vielmehr auch hier noch ebenso viel Räthselhaftes wie bei den Wanderungen der Lemminge in den Gebirgen und an den Küsten von Skandinavien.

Treten die Lachse und Sammelmäuse als nützliche Thiere in Kamtschatka auf, so sind andererseits die Mücken als eine höchst unnütze Landplage zu erwähnen, die mehr oder weniger über ganz Sibirien verbreitet ist. In manchen Gegenden Kamtschatka's vermeidet man es im Sommer sorgfältig, einen Hund im Freien anzubinden, weil er dadurch leicht gehindert werden kann, sich nach Gewohnheit zum Schutze gegen die Mücken in den Boden einzuscharren, wobei namentlich für den vorderen Theil des Kopfes gesorgt wird. Ohne diese Vorsicht wird das die ganze Nacht über den Mückenstichen ausgesetzte Thier leicht das Opfer einer Hautentzündung, die besonders an den Augen und der Nase gefährlich sein soll. Auch wird von Renthieren erzählt, die man im Walde todt gefunden haben will, mit allen Spuren einer solchen Todesart. — Diese furchtbaren Insekten, von denen man in Kamtschatka zwei gleich häufige Spezies von verschiedener Größe findet, sind nirgends schlimmer als an ganz unbewohnten, von Menschen und Thieren selten besuchten Orten; ihre Menge nimmt überall bei zunehmender Bevölkerung ab. — Unmöglich kann daher das Blut, welches sie so gierig saugen, ihre regelmäßige, von Zeit zu Zeit erneuerte Nahrung sein. Man muß vielmehr annehmen, daß die unverhältnißmäßig große Mehrzahl von ihnen das Ziel ihres Lebens erreicht, ohne jemals Blut gekostet zu haben, und schwerlich kostet es eine zum zweiten Mal in ihrem Leben. Denn diejenigen, die nicht über dem Blutsaugen selbst getödtet werden, überfüllen sich dadurch dermaßen, daß sie nachher sichtbar absterben und selbst unter günstigen Umständen kaum im Stande sein dürften, sich wieder zu erholen.

Fast scheint es, als hätten diese Myriaden gieriger Blutsauger, deren schmerzhafter Stich den zarten, warmblütigen Thieren besonders gefährlich sein muß, die Todtenstille der von ihnen bewohnten Wälder hauptsächlich veranlaßt, namentlich den sehr auffallenden Mangel an kleinen Singvögeln, von denen man jetzt in diesen besonders mückenreichen Waldstrecken fast nur die beiden Arten Muscicapa, denen die Mücken selbst zur Nahrung dienen, bemerkt.

Vielleicht suchen die meisten Vögel ihre Nester in mehr hochgelegenen, von Mücken weniger bewohnten Gegenden anzulegen, da es kaum einzusehen ist, wie sie die nackten Jungen vor den verderblichen Stichen bewahren könnten.

Zu den charakteristischen Thieren Kamtschatka's gehört auch der braune Bär, welcher hier ungemein häufig ist. Kaum eine Reisebeschreibung ist zu finden, in der nicht verschiedene Bärengeschichten erzählt werden; bei den Kamtschadalen selbst steht das Thier in hohem Ansehen und die Bärenverehrung, die bei vielen nordasiatischen Völkern sich findet, ist einer der charakteristischen Züge, welche sie mit den Nordamerikanern gemein haben. Die Verehrung, die man für den Bären hegt, hindert übrigens nicht, ihn zu jagen, und besonders ist das Fett des Thieres geschätzt, denn ein tüchtiger Bär liefert Beleuchtungsstoff genug, um einen Hausstand ein volles Jahr zu versorgen. Wie die Kamtschadalen bei der Bärenjagd verfahren, erzählt Erman:



Sarana-Wurzelknollen. Nach v. Kittlitz.

„Der Tojon von Ganal war, trotz seines jugendlichen Alters, ein erprobter und sehr glücklicher Jäger. Er zeigte mir nicht ohne Stolz die Narben von den Schlägen und Bissen eines Bären, die er schon vor drei Jahren bei einem Winterzuge erhalten hatte. Er war eines Tages, als sich seine Gefährten schon gelagert hatten, noch einer Spur gefolgt und auf derselben, an der Grenze eines Kedrownik oder Zirbeldickichts, so überraschender Weise und so nahe mit jenem Bären zusammengetroffen, daß er an Schießen nicht mehr denken konnte. Auch hatte sich sein Gegner schon auf die Hinterfüße erhoben und schlug ihm sogleich die Vordertatzen durch seinen Pelzrock tief in den Nacken. Der Tojon mochte dann wol sein Gesicht zu schützen gesucht haben, denn der Bär hatte ihm nur den linken Unterarm mit den Zähnen zerfleischt. Bald darauf war er aber von einer so leichten und willkommen scheinenden Beute von freien Stücken zurückgetreten. Dieses Abenteuer beweist übrigens die besondere Blutgier derjenigen Bären, die noch wach und außerhalb ihrer Ruhestätten von der Kälte befallen werden. Auch sind es gerade diese, die zu Anfang des Winters auf Kamtschatka manche erfolgreiche Angriffe auf die Kühe ausführen, weil ihnen dann die Fische und die übrige Sommernahrung schon fehlen. Sie beschrieben mir dann die sogenannten Klépzi oder Schlagmesser, die im Sommer von vorzüglichster Wirkung gegen die Bären seien. Sie bestehen aus einer spitzen

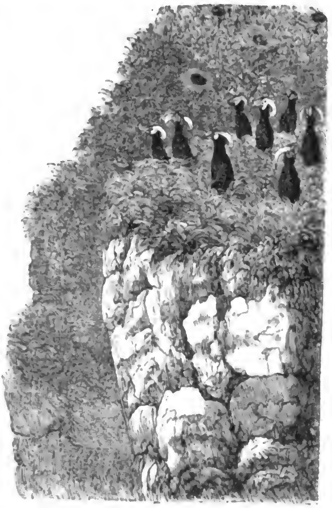
Schneide, die in einem starken Stocke senkrecht auf dessen Länge eingefügt ist, und in einigen kräftigen Strängen. Diese letzteren werden nahe über dem Erdboden ausgespannt und dann mit dem von der Schneide abgewandten und zwischen dieselben gesteckten Ende des Stockes so gewunden, daß sie das andere schneidende Ende gewaltsam in einem Kreise zu bewegen streben, dessen Ebene auf der Richtung der Stränge senkrecht liegt. Die schnellenden Stränge werden dann parallel mit einem Bärenwege und in solcher Entfernung von demselben befestigt, daß er von dem Messer getroffen wird, und es wird endlich das schneidende Ende des Stabes von jenem Wege abwärts gewunden, die auflösende Schnur aber quer über denselben in derjenigen Höhe geführt, in der sie der Bär nicht ohne Anstoß überschreiten kann. Diese Aufstellung muß jedoch mit großer Genauigkeit geschehen, damit das Messer die Weichen des Bären treffe, dann fallen ihm die Därme aus der Wunde und er verendet wenige Schritte von der Falle; er entkommt dagegen, wenn er an einer falschen Stelle getroffen wird. Wegen dieses Umstandes gilt dann auch das Aufstellen der Klepzi für eines jener merkwürdigen Erbtheile, welches nur ältere Männer zu verleihen im Stande sind."

Es ist natürlich, daß bei dem außerordentlichen Fischreichthum der kamtschadalischen Gewässer auch die Seevögel vollauf Nahrung finden und deshalb massenhaft an den Gestaden vertreten sind. Sie ihrerseits und ihre Eier werden nun von den Kamtschadalen wieder gefangen. Kittlitz schildert eine solche Seevogeljagd in der Awatschabucht folgendermaßen:

„Da die Windstille sich hielt und die Strömung uns meist günstig war, auch unsere Ruderer sehr wacker arbeiteten, so erreichten wir ziemlich bald den äußersten Eingang der Awatschabai, deren südliches Kap wir ganz nahe umschifften. Die schroffen und sehr verwitterten Felsenmassen, aus denen es besteht, bieten einen Staunen und Ehrfurcht erweckenden Anblick dar, wenn man zumal an die schrecklichen Brandungen denkt, denen diese Felsen den größten Theil des Jahres hindurch zu trotzen haben. Um so erfreulicher mußte uns die heutige herrliche Windstille sein; — dieses ungeheuere, sonst so wilde Meer, das auch bei gänzlichem Mangel an Wind gewöhnlich noch in hohler See gewaltige Wogen zu wälzen pflegt, glich heute fast einem Spiegel; kaum eine Spur von Brandung war zu sehen, geschweige denn zu hören; dennoch zeigte sich auf der ganzen Strecke, die wir hart an der Küste gegen Südwesten hin befuhren, der senkrechten und vom anprallenden Gewässer gehöhlten Wände wegen, nirgends eine Möglichkeit zu landen. Erst etwas über eine Seemeile vom Eingange liegen sehr nahe der Küste vor einer kleinen seichten Einbucht, die noch immer von senkrechten, etwa 300 Meter hohen Wänden gebildet wird, vier bis fünf steile Felsen von verschiedener Form und Größe; der größte davon heißt Koparik, welchen Namen gewöhnlich die ganze Gruppe führt. Zwei derselben sind oben mit kurzem Grase büschelweise bewachsen; hier, in der wenigen Dammerde, haben die Toporki ihre Höhlen. Sie selbst saßen, als wir ankamen, bei der noch frühen Tageszeit in beträchtlicher Anzahl oben, was zwischen den Grashalmen hindurch ein eigenthümliches Bild gab. Der erste Platz, wo wir anhielten, war zwischen den beiden ganz nackten Felsen.

Diese hohen, ziemlich spitz auslaufenden Thürme sind aus stumpfeckigen Blöcken von sehr übereinstimmender Größe mauerartig zusammengesetzt. Der niedrigere, stumpfere von beiden ward fast nur von der größeren, dem Larus argentatus ähnlichen Mövenart bewohnt, auf dem andern kam dieser erst und weiter oben der Toporok, unten um beide her sah man einzeln den Uril und die Uria Grylle, die hier Kajurga genannt wird. Letztere bewohnt hier herum zahlreich, doch in vereinzelten Paaren, die Felsen zunächst der Wasserfläche; man kennt sie leicht an ihrer nicht aufrechten Stellung, die sie namentlich von der Uria Troïle sehr auffallend unterscheidet. Ganz besonders aber wird sie durch ihre pfeifende Lockstimme kenntlich, die man beständig hört und einem viel kleineren Vogel zuschreiben möchte."

Im Fangen dieser Vögel und im Sammeln der Eier wetteifern die Kamtschadalen mit den Isländern und verlassen sich dabei ganz auf ihre erstaunliche Geschicklichkeit im Bergsteigen. An den steilen, dem offenem Meere zugekehrten Seiten der Vogelinsel wagen sie oft schauerliche Hinabsteigungen, da diese Wände nur von oben her, von der den Gipfel bildenden Grasflur aus, zugänglich sind, schon der Brandungen wegen. Die Sicherheit eines Jeden besteht nur in der Festigkeit seines Ganges, weshalb sie meist barfuß klettern, wobei sie die Hände nicht gebrauchen können, da sie Korb oder Eimer mit sich führen, welche sie bis an den Rand mit Eiern füllen; sie verlassen eine Felsenwand erst dann, wenn nichts mehr in ihrem Korbe Platz hat. Die Vögel werden mit eisernen Haken aus ihren Löchern hervorgezogen, durch Genickbrechen getödtet und am Gürtel befestigt. Ein geübter Kletterer fängt 70—80 Vögel und sammelt ein paar hundert Eier in einem Tage.


Kolonie der Seepapageien (Toporki, Alca cirrhata). Nach v. Kittlitz.

Wenn Kamtschatka auch, wie wir gesehen haben, reich an Naturprodukten ist und eine bedeutende Bevölkerung ernähren könnte, so fehlen ihm doch die Menschen in größerer Anzahl. Kamtschatka zählt kaum viermal mehr Menschen als Quadratmeilen und die wenigen Einwohner konzentriren sich an den Flüssen und Küsten. Auf dem kleinen Kärtchen, das wir zu Anfang des Kapitels mittheilten, sind alle wichtigeren Ansiedlungen angegeben; man sieht, wie das Innere fast frei von denselben ist. Ehe die Russen ins Land kamen, war dieses weit stärker bevölkert als jetzt, aber die Kämpfe gegen die Eroberer und Pockenepidemien rieben die Eingeborenen auf und es war unter ihnen ein

Hinsterben, wie unter den Rothhäuten Amerika's, als diese mit den Weißen in Berührung kamen.

Die Russen kamen schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Kamtschatka und 1697 galt die Halbinsel als unterworfen. Die Eingeborenen leisteten ihre Abgaben in Pelzwerk, blieben aber den Unterjochern abhold und wurden mehr und mehr durch die Bedrückungen der Kosaken erbittert, sodaß 1730 ein blutiger Aufstand ausbrach. Namentlich hatten die Anführer der Jakutsker Kosaken, Iwan Nowgordow und Michael Schechurdin, sich ganz abscheuliche Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen. Da hatte selbst kamtschadalische Geduld ein Ende und von Nord und Süd zogen die Sendboten, um eine Verschwörung anzuzetteln, welche die Vernichtung sämmtlicher Russen zum Zwecke haben sollte. Als Vorwand der Zusammenkünfte mußten die Wettkämpfe dienen, welche von Zeit zu Zeit früher unter befreundeten Geschlechtern stattfanden. Die Russen blieben ohne Ahnung von diesen Vorgängen, ja sie sandten sogar ihre Kosaken von der Kamtschatkamündung fort, um einen Feldzug gegen die Tschuktschen zu unternehmen. Sowie diese abgefahren waren, ruderten die Verschworenen in ihren Kanoes den Kamtschatka-Fluß aufwärts, verbrannten die an ihm gelegenen russischen Niederlassungen und ermordeten die Insassen. Gleichzeitig fand ein Ueberfall der Russen im Süden statt. Dann feierten die Kamtschadalen ein Siegesfest, bei welchem, komisch genug, sowol schamanischer Götzendienst als christlicher Gottesdienst durch einen getauften Eingeborenen gehalten wurden. In dieses Fest fiel aber wie ein Schuß die Nachricht herein, daß die ausgesegelten russischen Soldaten wegen widriger Winde umgekehrt seien. Die Rache nahte und wiewol die Kamtschadalen in Nischni-Ostrog sich tapfer vertheidigten, mußten sie doch weichen. Aber erst als mit Schiffskanonen Bresche geschossen und der Pulvervorrath ausgegangen war, ergaben sie sich. Es wurde Alles niedergemacht und das Blut der Eingeborenen floß in Strömen.

Um das Land zu heben, sandte Rußland schon frühzeitig Verbannte dorthin, unter denen viele gebildete Männer sich befanden. Der merkwürdigste unter ihnen, der durch seinen Aufstand und die Flucht von Kamtschatka sowie durch seine späteren Lebensschicksale berühmt werden sollte, war Benjowsky.

Graf Moritz August von Benjowsky, Magnat der Königreiche Ungarn und Polen, wurde im Jahre 1741 zu Wrbowa bei Neutra in Ungarn geboren. Er ward in Wien erzogen und trat mit 14 Jahren als Leutnant in das Siebenschien'sche Regiment ein, welches gegen Preußen im Felde stand. Er focht in den Schlachten bei Lowositz, Prag und Schweidnitz überall mit großem persönlichen Muthe und begab sich dann zu seinem reichen Oheim nach Lithauen, der ihn zum Erben einsetzte. Eine unruhige, abenteuerliche Natur, gerieth er dort bald mit den Verwandten in Händel, ging zu Schiff und trat von Danzig aus mehrere Seereisen an. Gerade als er 1767 nach Ostindien fahren wollte, erhielt er die Nachricht von der polnischen Konföderation gegen Rußland, welcher er beitrat. Als Reiteroberst zeichnete er sich in dem nun folgenden Kriege gegen die Russen wiederholt aus und machte ihnen viel zu schaffen. Am 20. Mai 1769 mußte er aber, schwer verwundet, bei dem Dorfe Szuka in Galizien die Waffen strecken und sich den Russen als Gefangener ergeben.

Verbannung nach Sibirien war sein Loos. Am 2. Dezember 1770 traf er nach langer, gefahrvoller Reise in Kamtschatka mit einer größeren Anzahl Verbannter ein und meldete sich bei dem ihn in Empfang nehmenden russischen Offizier mit den Worten: „Ein Soldat, ehemals ein General, jetzt ein Sklave." Der Ort Bolscheretzk, unfern der Südwestküste, damals Hauptort Kamtschatka's, wurde ihm zum Aufenthaltsort angewiesen und hier sann er vom ersten Augenblicke seiner Ankunft darauf, eine Verschwörung unter den Verbannten anzuzetteln und sich die Freiheit zu verschaffen. Der Gouverneur Nilow erwies sich freundlich und milde gegen die Verbannten; Jeder erhielt eine Flinte und Munition, um Pelzthiere zu jagen, deren Felle abgeliefert werden mußten, und Werkzeuge zum Bau seiner Hütte. Nach Benjowsky's Angaben galten damals folgende von Peter I. herrührende Bestimmungen für die Verbannten: Keiner darf Eigenthum besitzen. Wer einen Bürger oder Soldaten schlägt, soll den Hungertod erleiden. Kein Verbannter, als ein Ausgestoßner, darf von einem getreuen Unterthan ins Haus aufgenommen werden. Sie sollen zu den niedrigsten Arbeiten verwandt werden, um sich ihr tägliches Brot zu erwerben.



Moritz August v. Benjowsky.

Keinesfalls waren diese strengen Gesetze in Wirksamkeit. Im Gegentheil, es ging den Verbannten vortrefflich, es fehlte ihnen an nichts und die gesellschaftlich höher stehenden kamen überall in die russischen Häuser. Mit einem gewissen Krustiew plante Benjowsky nun die Verschwörung, welcher alsbald sieben Verbannte beitraten; der Graf wurde zum Oberhaupt erwählt, er organisirte die Gesellschaft, die ihm durch schwere Eide untergeben war, und stellte als Ziel die Erreichung einer Südseeinsel hin, auf der man sich ansiedeln wollte. Verräther an der Gesellschaft sollten durch Gift hingerichtet werden.

Schon am vierten Tage nach seiner Ankunft wurde Benjowsky vom Gouverneur Nilow, wegen seiner vielseitigen Kenntnisse, zum Hauslehrer

angenommen und von allen schweren Arbeiten befreit. Da er ein ausgezeichneter Schachspieler war, so stellte ihn der Befehlshaber der dortigen Truppen in dieser Eigenschaft für sich an; Benjowsky mußte für ihn gegen die reichen Kaufleute Schach spielen und der Gewinn floß theils in seine, theils in des Kosakenführers Tasche. Hierdurch gelangte er bald zu einer einflußreichen Stellung, er wurde die erste Person in der Gesellschaft von Bolscheretzk und die sechzehnjährige Tochter des Gouverneurs, Afanasia mit Namen, verliebte sich in ihn. Benjowsky, obgleich verheirathet, ging auf dieses Verhältniß ein, das von der Mutter des Mädchens begünstigt wurde. Der Graf nutzte seine Stellung zu Gunsten der Verschworenen aus, deren Zahl mehr und mehr anwuchs. Damit wuchsen auch die Gefahren der Entdeckung, und ein gewisser Piatsinin verrieth sogar die Gesellschaft, indessen wurde ihm kein Glauben geschenkt. Die Verbannten sprachen nun nach ihren Gesetzen das Todesurtheil über ihn aus. Es wurden ihm drei Stunden, sich zu seinem Ende vorzubereiten, gestattet; der den Verschworenen gehörige Pope blieb so lange bei ihm. Abends wurde er hinausgeführt und mit einigen Kugeln durch den Kopf erschossen.

Benjowsky's Ansehen war beim Gouverneur so gestiegen, daß dieser beschloß, ihm die Freiheit zu schenken; andererseits wurden aber seine Mitverschworenen mißtrauisch, hielten ihn für einen Verräther und verurtheilten ihn schon zum Giftbecher; doch gelang es ihm, ihre Furcht zu zerstreuen. Immer mehr gelangte Benjowsky zu Ansehen und schließlich erhielt nicht nur er, sondern auch seine Gefährten die Freiheit. Benjowsky war der erklärte Schwiegersohn des Gouverneurs und Fräulein Afanasia galt als seine Braut. Die Zahl der Verschworenen betrug jetzt 56, sie waren vollständig militärisch organisirt und besaßen Waffen und Munition in großer Menge. Ihr Plan war, sich des Regierungsbootes „Peter und Paul" zu bemächtigen und mit diesem auf und davon zu gehen. Der nöthige Proviant wurde angeschafft und mit der Schiffsmannschaft Unterhandlungen gepflogen. Doch erregte dieses Aufsehen und der Kanzler des Gouverneurs bekam Wind von der Sache. Zum Glück für die Verschworenen verrieth nun wieder Fräulein Afanasia an Benjowsky, daß die Regierung ihr Vorhaben kenne, und nur der äußersten Verschmitztheit und Dreistigkeit Benjowsky's gelang es, nochmals den Verdacht abzuwälzen.

Aber die Verdachtsgründe häuften sich und schließlich war es selbst dem Gouverneur Nilow klar, daß Benjowsky auf Flucht und Verrath sann. Von Allem, was bei der Regierung vorging, waren die Verschworenen durch Fräulein Afanasia wohl unterrichtet und als der Kosakenhauptmann mit einigen Soldaten kam, um Benjowsky zu verhaften, ließ dieser die Abgesandten selbst in Ketten legen.

Nun war der Krieg zwischen beiden Theilen erklärt und der Gouverneur sandte sofort noch am späten Abend eine kleine Truppenabtheilung nebst zwei Kanonen gegen die Ansiedlung der Verschwörer. Letzteren aber gelang es in der Dunkelheit, die Soldaten zu werfen und ihnen die Kanonen abzunehmen, mit denen sie nun ihrerseits gegen das Fort aufbrachen. Als die Schildwache in der Dunkelheit Kanonen herankommen sah, ließ sie in der Meinung, es seien die eigenen Truppen, die Zugbrücke nieder. Die Verschworenen stürzten in das

Fort und nach kurzem Kampfe, in dem der Gouverneur Nilow fiel und Benjowsky verwundet wurde, war das Fort in ihren Händen. Damit war ihnen aber auch die Stadt Bolscheretzk auf Gnade und Ungnade ergeben. Vor der Stadt aber sammelten sich die Regierungstruppen zur Belagerung und zum Sturm. Da aber ihre Weiber und Kinder in Benjowsky's Händen waren, so ließ sie dieser in die Kirche zusammentreiben und erklärte, diese in Brand stecken zu wollen, wenn die Truppen nicht die Waffen niederlegten und Geißeln stellten. Das geschah. Damit hatten aber die Verschworenen die ganze Macht an sich gerissen, sie waren die Herren von Kamtschatka und beluden nun das Schiff „Peter und Paul“ mit den kostbaren Pelzvorräthen, die sich in den kaiserlichen Magazinen befanden, plünderten die Staatskassen und schifften sich am 11. April 1771 ein. Fräulein Afanasia begleitete, als Mann verkleidet und bewaffnet, den Grafen.

Hiermit endigt die romantische Geschichte Benjowsky's, soweit sie Kamtschatka betrifft. Wir führen seine ferneren Lebensschicksale nur kurz an und verweisen im Uebrigen auf das Werk: „Des Grafen Moritz August v. Benjowsky Begebenheiten und Reisen, von ihm selbst beschrieben.“ 2 Bände, Hamburg 1797.

Benjowsky segelte nach der Insel Formosa, dann nach der Stadt Makao, wo viele seiner Begleiter, u. a. auch die ihm treu ergebene Afanasia, starben. Er ging nun nach Frankreich, wurde General und Inhaber eines Regiments und erhielt den Auftrag, eine Niederlassung zu gründen. Hier begann er aber selbständige Politik zu treiben und wurde von einigen einheimischen Männern zum Könige erhoben. Als er mit Frankreich in Mißhelligkeiten gerieth, ging er zurück nach Oesterreich, nahm wiederum Kriegsdienste, hielt es aber auch hier nicht lange aus und kehrte, unterstützt von englischen und amerikanischen Kolonisten, nach Madagaskar zurück, große Kolonisationspläne im Kopfe. Hier begann er Feindseligkeiten gegen die gleichfalls dort angesiedelten Franzosen und am 23. Mai 1786 fiel er in einem Gefechte gegen dieselben.

Seit dem merkwürdigen Aufstande Benjowsky's ist Bolscheretzk, die ehemalige Hauptstadt Kamtschatka's, mehr und mehr herabgekommen. Damals muß es stark bevölkert gewesen sein, denn die Verschworenen konnten allein über 1000 Weiber und Kinder in der Kirche einsperren. Gegenwärtig ist es ein verwilderter Ort, dessen Charakter ganz der einförmigen und unfreundlichen Natur der Umgebung entspricht. Die wenigen Häuser des Ortes liegen sehr zerstreut auf einer grasigen Ebene, die mit Weidengebüschen so vielfach besetzt ist, daß man nirgends zu einem Gesammtanblick des Ortes gelangt; jedes Haus scheint für sich in der Wildniß dazustehen.

An die Stelle von Bolscheretzk trat Petropawlowsk, an der Südostküste, als Hauptstadt, ausgezeichnet durch seinen guten Hafen, welcher durch eine lange Landzunge vor Stürmen geschützt ist und den Schiffen vortrefflichen Ankergrund gewährt. Hinter ihm erheben sich die schönen Vulkane, von denen bereits die Rede war. Mit Ausnahme der wenigen Häuser, in welchen die russischen Beamten und fremden Kaufleute wohnen, gewährt die Stadt keinen besonders freundlichen Anblick; die Wohnungen der Aermeren sind rohe Hütten, aus unbehauenen Baumstämmen aufgeführt. Das einzige bemerkenswerthe

Gebäude ist die alte griechische Kirche mit roth und grünem Dache und einem vom Hauptgebäude isolirten Glockenthurm. Zwei interessante Monumente befinden sich in der Stadt, die zu Ehren Berings und La Peyrouse's errichtet sind; das erstere ist eine einfache Säule aus Gußeisen, das letztere ein aus Eisenblech aufgeführter achteckiger Bau. Uebrigens liegt keiner der beiden Entdecker in Petropawlowsk begraben. Bering's Ueberreste ruhen auf der Insel, auf der er gestorben und die seinen Namen trägt; La Peyrouse verscholl in der Südsee. Sonst ist von Petropawlowsk nur zu erwähnen, daß es der Hauptsitz des kamtschadalischen Pelzhandels ist und auch im sogenannten Krimkriege 1854 eine Rolle spielte, indem die Engländer und Franzosen das Kriegstheater bis hierher in den fernen Osten spielten, um ihren Flotten Gelegenheit zum Eingreifen zu geben. F. Whymper erzählt diese Geschichte des Angriffs auf Petropawlowsk folgendermaßen.

Im Herbst von 1854 am 28. August erschienen in der Aratscha-Bai sechs französische und englische Kriegsschiffe: der „Präsident", der „Virago", die „Pique", die „La Fort", „Eurydice" und die „Obligato". Eine Kanone, die am Eingange in der Nähe des Leuchtthurms stand, wurde von den Russen abgefeuert und sagte den Einwohnern von Petropawlowsk, daß sie auf der Hut sein müßten. Admiral Price nahm sofort eine Rekognoszirung des Hafens und der Stadt vor und brachte die „Virago" auf eine Entfernung von 2000 Schritten in Stellung.

Die Russen waren durchaus nicht unvorbereitet. Im Hafen, den eine über den engen Eingang gezogene Kette sperrte, lagen zwei Kriegsschiffe, die „Aurora" und die „Dwina". Außerdem waren Batterien und Schanzen vorhanden, die mit etwa fünfzig Kanonen schweren Kalibers besetzt waren.

Die „Virago" eröffnete das Gefecht mit einem wohlgezielten Feuer, durch das mehrere Batterien für den Augenblick oder für immer zum Schweigen gebracht wurden. Die von der Stadt entfernteste Schanze, auf dem westlichen Ufer, wurde von Marinesoldaten erstürmt, die zu diesem Zwecke landeten. Die Geschütze wurden vernagelt. Von der Flotte der Verbündeten waren besonders vier Schiffe thätig, deren Feuer die Russen muthig erwiederten. Vor der Stadt und auf der Landzunge befanden sich drei Batterien, nämlich zwei auf dem Endpunkte des Vorgebirges, westlich vom Hafen, und eine in dem engen Thale auf derselben Seite, das gegen die Awatscha-Bai hinläuft. Es ist dasselbe Thal, in dem das Denkmal von La Peyrouse steht.

Die Stadt war mit natürlichen und künstlichen Vertheidigungsmitteln wohl versehen. Die Berge treten so nahe an sie heran, daß ihr Rücken die einzige verwundbare Stelle zu sein scheint. Dort öffnete sich ein schmales Thal auf einem flachen Landstreifen, der unmittelbar an die Bai grenzte und den Truppen einen vortrefflichen Landungsplatz bot, obgleich eine Batterie auf ihm stand.

Nachdem die Schiffe eine neue Stellung genommen und die nächsten Batterien zum Schweigen gebracht hatten, wurden siebenhundert Matrosen und Seesoldaten ans Land gesetzt. Sie waren zur Hälfte Engländer, zur Hälfte Franzosen und wurden von Offizieren in großer Zahl begleitet, während zwei Amerikaner, welche die Gegend zu kennen behaupteten, die Führer bildeten.

Sie rechneten auf einen ganz leichten Sieg und eilten auf die Stadt zu, ohne in dichtem Aufmarsch und militärischer Ordnung zu bleiben. An den Berghängen rings um diese Stelle wuchsen Büsche und kleine Bäume, hinter denen russische Scharfschützen lagen, die zwischen die Alliirten hinein feuerten und zufällig oder infolge ihrer Geschicklichkeit fast jeden Offizier niederschossen. Da die Leute ihre Feinde nicht sahen und ihre Führer verloren hatten, so wurden sie von einem panischen Schrecken befallen und zogen sich in Unordnung zurück. Man blies zum Rückzuge, aber von den Matrosen, die zu Lande außerhalb ihres Elements waren und mit Gebüsch und Unterholz zu kämpfen hatten, verirrten sich Viele, die zum Theil von den Schüssen ihrer eigenen Gefährten getödtet worden sein sollen. Eine Anzahl flüchtete jetzt auf einen Berg im Rücken der Stadt. Von ihren Feinden verfolgt und hart bedrängt, fanden Viele ihren Tod, indem sie von den steilen Klippen hinunterstürzten, mit denen der Berg endet.

Die Einwohner staunten über ihren Sieg, aber sie wußten zugleich, daß sie die Stadt gegen einen kräftigen Angriff nicht vertheidigen könnten, und wollten sie schon räumen, als die Flotte die Anker lichtete und davonsegelte, um sich in diesem Jahre nicht wieder sehen zu lassen. Der plötzliche Tod des Admirals ist stets dem schlechten Ausgange dieses Angriffs zugeschrieben worden, da man weiß, daß er von keiner feindlichen Kugel getödtet worden ist.

Ehe die Flotte im Mai und Juni 1855 ihren zweiten Besuch machte, hatte Jedermann mit Ausnahme der fremden Einwohner Petropawlowsk geräumt. Zu Anfang des Frühlings hatte das russische Geschwader den Befehl erhalten, die Stadt beim Aufbrechen des Eises ihrem Schicksal zu überlassen. In der That hatte die russische Regierung jeden Gedanken aufgegeben, einen so werthlosen Ort zu vertheidigen, und man hätte ihn aus zwei Gründen nicht angreifen sollen. Erstlich war der Ort so unbedeutend, daß seine Eroberung keinen Ruhm brachte, und zweitens war er seit Cook's Zeiten stets wegen der Gastfreundschaft und der Unterstützung, die er englischen und französischen Forschern gewährt hatte, berühmt gewesen. Im Kriege ist nicht Alles erlaubt.

Als die Verbündeten zum zweiten Male landeten, fanden sie eine leere Stadt. Sie bemächtigten sich eines russischen Walfischfängers und verbrannten einige Regierungsgebäude. Das Letztere soll unabsichtlich geschehen sein, oder war vielmehr das Werk roher Matrosen. Die Batterien und Schanzen wurden natürlich dem Erdboden gleich gemacht.

Die Einwohner von Petropawlowsk, etwa 500 an der Zahl, sind fast nur Russen; hier sieht man von den Eingeborenen nur wenige. Will man diese kennen lernen, so muß man sich weiter ins Innere begeben, an den Kamtschatkafluß und zu den Ansiedlungen der Westküste. Dort mag man noch hier und da die Itelmenen, so nennen sich die Einwohner, in ihrer alten Weise dahinlebend treffen.

Durch Einführung des Christenthums, Vermischung mit den Russen, Angewöhnung europäischer Waffen, Bedürfnisse und selbst Speisen haben die Kamtschadalen mehr und mehr ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt. Will man daher ein echtes, unverfälschtes Bild dieses Volkes haben, so muß

man auf ältere Nachrichten zurückgehen und nach diesen die Kamtschadalen schildern; die besten finden wir aber bei Steller. Schon ehe die Russen ins Land kamen, waren die Kamtschadalen in Parteien zerklüftet, die unter kühnen und mächtigen Führern einander blutig befehdeten, wie denn noch der Name mancher Oertlichkeit an diese Kämpfe erinnert. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, die Speere hatten Knochenspitzen und als Keule diente die Ruthe des Walrosses. Sie lebten noch völlig im Steinzeitalter und sind erst verhältnißmäßig spät mit dem Eisen bekannt geworden. Ueber ihre Vorgeschichte ist wenig bekannt; sie selbst haben keine Tradition von einer Einwanderung, sondern glauben, „daß sie Kutka hier ausgebrütet habe".

Dieser **Kutka** ist der größte Gott der Kamtschadalen, der Schöpfer des Himmels und der Erde, den sie aber für herzlich dumm halten, „dergestalt", fügt Steller hinzu, „daß man sie, ohne einiges Unrecht, geborene Gotteslästerer nennen kann." Wenn Kutka klug gewesen wäre, argumentiren die Kamtschadalen, würde er nicht so viele unübersteigliche Gebirge und Klippen geschaffen haben, keine anhaltenden Stürme und Regengüsse. Chachy aber, Kutka's Weib, war weit schlauer als ihr Mann und hielt ihn von vielen Thorheiten ab, eine Vorstellung, welche die Kamtschadalen von sich abstrahirten, da ihre eigenen Frauen listiger und gescheiter als die Männer sind. Kutka und Chachy lebten an verschiedenen Strömen Kamtschatka's und hinterließen überall, da sie sehr fruchtbar waren, zahlreiche Kinder, welche allmählich das Land bevölkerten. Dabei lebte er wie ein Mensch und lehrte seine Nachkommen Jurten bauen und Fische fangen. Die Zahl der lächerlichen und meist sehr schmuzigen Geschichten, welche die Kamtschadalen von ihrem Gott erzählen, ist so groß, daß man damit allein ein Buch anfüllen könnte. Um den Charakter dieser Histörchen zu kennzeichnen wollen wir einige hierher setzen. Kutka bekam einst Appetit nach Preiselsbeeren; da ihn aber der Strom hinderte, an diese heranzukommen, schnitt er sich den Kopf ab und warf ihn aufs andere Ufer, damit er sich satt essen solle. Ein anderes Mal, als er Hunger hatte, zapfte er sich Blut ab und kochte einen Brei daraus.

Ein unsichtbarer, unbekannter Gott ist Dustächtschisch, dem die Kamtschadalen in den weiten Ebenen und in den Torffeldern ihres Landes Pfeiler errichten, die sie mit dem Eheugrase umwinden und an denen sie niemals vorbeigehen, ohne ein Stück Fisch, Fleisch oder dergleichen opfernd hinzulegen, wobei sie es klugerweise vorziehen, den Kopf oder Schwanz des Fisches als Opfergabe zu wählen. Beeren, die in der Nähe dieser Pfeiler wachsen, werden nicht gesammelt, Vögel oder andere Thiere dort nicht erlegt.

Die Zahl der übrigen Geister und Götter der Kamtschadalen ist groß und vor den meisten derselben fürchten sie sich heftig. In der See wohnt Mitgh, der kamtschadalische Neptun, welcher Fischgestalt annimmt und den Lachsen befiehlt, daß sie stromaufwärts in die Flüsse ziehen. Es giebt **Waldgeister**, welche wie Menschen aussehen, und **Berggötter** (Kamuli, kleine Seelen). Die bewohnen die Bergspitzen und namentlich die Vulkane, weshalb auch kein Kamtschadale wagt, letztere zu besteigen. Die Kamuli ernähren sich vom Fischfang; Nachts ziehen sie durch die Luft aufs Meer und holen die Fische heraus,

von denen sie gleich zehn Stück, an jedem Finger einen, auf den Berg bringen, wo die umherliegenden Walfischknochen noch ein Zeugniß von ihren Schmausereien ablegen. In den Wolken wohnt der Wettergeist Billukai; ihm wird Donner, Blitz und Regen zugeschrieben; der Regenbogen ist der Saum seines Kleides. Der von den Sturmwinden zusammengejagte Schnee ist die Spur seines Schlittens, auf dem er durch das Land dahinrast. Der kamtschadalische Teufel, ein listiger und betrügerischer Geselle, heißt Kanna; er wohnt in einem Erlenbaum, gegen den man Pfeile abschießt, sodaß er damit gespickt ist. Haëtsch ist der Präsident der Unterwelt, in welche die Menschen nach dem Tode versetzt werden.

Eine Vorsehung Gottes existirt für die Kamtschadalen nicht; Gott habe mit ihnen nicht das Geringste zu thun und sie mit ihm nicht. Daß sie sterben müßten, rühre von den Geistern her. Das Glück nennen sie Asang, während sie für Unglück kein Wort haben. Hört das Glück auf, d. h. werden sie krank und fehlt es an Speise und Vergnügen, dann gilt es für löblich, dem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen. Den Kamtschadalen ist die Welt ewig; ihre Seele halten sie für unsterblich, der Leib wird nach dem Tode wieder auferstehen und sich mit der frühern Seele wieder vereinigen. Das somit neu geschaffene Individuum aber wird ewig fortleben und zwar in jenem Himmel, der unter unserer Erde liegt, welche sie sich platt und scheibenförmig vorstellen. Im unteren Himmel werden die Armen reich und die Reichen arm, damit ein Ausgleich stattfinde. Das größte Glück aber, welches nach kamtschadalischer Vorstellung einem Menschen nach seinem Tode widerfahren kann, ist, von schönen Hunden gefressen zu werden, denn dadurch würde der Betreffende Besitzer dieser Hunde in der Unterwelt; da sie in ihrem Himmel auch alle ihre Weiber wieder erhalten, so sehnen sie sich dahin, wie nur ein gläubiger Christ sich nach seinem Himmel sehnt, und viele Kamtschadalen verweigerten sich taufen zu lassen, weil sie nach dem Tode sonst nicht in ihre Unterwelt kommen würden. Auch von einer Sintflut und mächtigen Ueberschwemmung des ganzen Landes wissen die Itelmenen zu erzählen, wie die meisten Naturvölker unserer Erde überhaupt. Viele Menschen mußten damals ertrinken, einige retteten sich in Kähne, gingen aber in den hohen Wellen unter; andere bauten sich Flöße aus Baumstämmen, brachten ihre Nahrungsmittel und Habseligkeiten darauf und verankerten die Flöße mittels Riemen und schweren Steinen, damit sie nicht ins weite Meer trieben. Nachdem die Wasser sich verlaufen hatten, blieben die Geretteten mit ihren Flößen auf den Berggipfeln sitzen.

Daß sie voller Aberglauben sind, darf nicht wunder nehmen, doch ist dieser Aberglauben von demjenigen unseres civilisirten Europa nicht allzuverschieden und für die meisten derartigen itelmenischen Vorstellungen lassen sich bei uns Parallelen finden. So baden die Kamtschadalen nicht in den heißen Quellen ihres Landes, weil dort die Geister kochen. Den Schnee mit dem Messer außerhalb der Wohnung abzuschaben gilt für Sünde, da hierdurch Sturmwinde entstehen; wenn man Fische oder Land- und Seethiere zusammen im Kessel kocht, so handelt man wider die Natur und der Kochende bekommt Geschwüre; wenn ein frisches Zobelfell in die Wohnung gebracht wird, so darf man dabei nicht singen; wer in die Fußtapfen eines Bären tritt, dem schält sich die Haut von den Sohlen.

Das Feuer ist den Kamtschadalen heilig und sie opfern ihm die Nasen aller gefangenen Pelzthiere, sodaß man beim Einkauf von Pelzwerk sogleich erkennen kann, ob das betreffende Thier von einem heidnischen oder getauften Kamtschadalen gefangen ist. Sie verehren den Walfisch und Delphin aus Furcht, weil er ihre Kanoes umwerfen kann u. s. w. Ihre Priester sind Schamanen, die genau dieselben Exerzitien treiben, wie die Schamanen der übrigen nordasiatischen Völker, die Medizinmänner Nordamerika's und die Regenmacher der Neger.

Es gehört übrigens zu den besonders bemerkenswerthen Charakterzügen der Kamtschadalen, daß sie keinem Aberglauben mit Hartnäckigkeit anhängen, vielmehr neben Alles, was sie glauben, das Prinzip des bescheidenen Zweifels zu stellen gewohnt sind. — „Wir nehmen das so an, vielleicht ist es aber auch anders!" Diesen Ausspruch hört man unter ihnen öfter, als man es sonst bei der Beschränktheit der Vorstellungen, mit welchen sich ihr Geist zu beschäftigen pflegt, erwarten sollte. Da sie somit weniger als andre Völker der Herrschaft von Vorurtheilen unterworfen sind, so würden vielleicht aus ihrer Mitte besonders ausgezeichnete Denker und Forscher hervorgehen können, wenn anders ihre natürliche Genußsucht diesem Beruf nicht etwa hinderlich sein sollte. Wirklich findet sich, ihrer großen Abgeschiedenheit vom Weltverkehr ungeachtet, viel Sinn für Geistesbildung bei ihnen; schon die Thatsache spricht dafür, daß die Zahl Derjenigen, die ganz aus eignem Antriebe russisch lesen und schreiben gelernt haben, hier zu Lande verhältnißmäßig sehr groß ist. So urtheilt wenigstens Herr v. Kittlitz.

Im Jahre 1740 begannen die Russen mit der Christianisirung der Kamtschadalen und dieselbe ging verhältnißmäßig leicht von Statten. „In einer Stunde", sagt Steller, „kann man hundert Itelmenen zur christlichen Religion durch bloßes Erklären dieser Religion bringen, während man in hundert Jahren wenig von Jakuten, Tungusen, Buräten, Tataren dazu gebracht hat." Jetzt sind alle Kamtschadalen bekehrt.

Die Kamtschalen sind aufgeweckte, geistig befähigte Leute und zufrieden, wenn ihre körperlichen Bedürfnisse gedeckt sind. Gut essen und trinken, viel schlafen und wenig arbeiten, das ist es, wonach sie namentlich streben. Schande und Sünde giebt es bei ihnen nicht, ihre Moralbegriffe sind andere als unsre, denn Alles, was ihnen Vergnügen macht, gilt als erlaubt. Sie denken nur an das Gegenwärtige und Nothwendige — reich, berühmt, verdient zu werden sind ihnen unbekannte Dinge. Dankbarkeit, Erkenntlichkeit, Dienstfertigkeit darf man bei ihnen nicht suchen, dagegen ist ihnen auch der Neid unbekannt und ihre Diebereien erstrecken sich nur auf Weiber und Hunde. Furcht regiert sie im höchsten Grade, sie werden durch Schelt- oder Drohworte ihrer Vorgesetzten leicht zur Verzweiflung gebracht und greifen, wenn ihnen Strafen in Aussicht stehen, schnell zum Selbstmord. Ertränken und Erhängen sind die beliebtesten Methoden; zur Verwundung des Körpers schreiten sie nicht leicht. So sehr fürchten sie sich vor Krankheit, Altersschwäche und Altersschmerzen, daß sie lieber von ihren Kindern sich umbringen lassen, als gebrechlich und alt zu werden, eine Erscheinung, die sich übrigens noch bei manchen anderen Völkern findet. Bestätigt ist folgender Fall. Im Jahre 1737 ermahnte ein alter

Vater seinen Sohn, daß er ihn aufhängen solle, da er zum Leben nichts mehr nütze sei. Der Sohn befolgte mit kindlichem Gehorsam den Befehl und hing seinen Vater auf, aber der Riemen riß und der herabfallende Vater schalt nun den Sohn wegen seiner Ungeschicklichkeit, die übrigens sofort verbessert wurde. Der Wunsch, in die Unterwelt zu kommen, scheint übrigens viel zu der Selbstmordmanie beigetragen zu haben und die Fälle, daß Kamtschadalen lebendigen Leibes sich den Hunden füttern ließen, nur um aus dieser Welt zu kommen, waren früher nicht selten. Es ist begreiflich, daß ihnen unter diesen Umständen das Leben überhaupt keinen Werth hatte, daß leicht Mordthaten vorkamen und der Kindesmord unter ihnen außerordentlich häufig war.

Alle Kamtschadalen, sofern sie unvermischt sind, haben eine kleine Statur, breite Schultern, hängende, vorstehende Bäuche, kleine Füße, geringe Wadenentwicklung und lange, starke, gleichmäßig schlichte, glänzend schwarze Haare. Die Köpfe sind dick, rund, glatt, das Gesicht ist breit, die Nase ist niedergedrückt, die Augen stehen schief. Der Bart, meist nur am Kinn entwickelt, ist spärlich. „Wenn man alle ihre körperlichen Eigenschaften zusammennimmt," sagt von ihnen Steller, „so findet man keine Aehnlichkeit darinnen mit andern Völkern, als allein mit den Mongolen und Chinesen." Die Gesichtsfarbe der Männer ist gelblich bis bräunlich, jene der Weiber weit heller, ja fast weiß, was zum Theil daher rührt, daß sie — um ihre Schönheit zu bewahren — Bärengedärme mit Fischleim über das Gesicht kleben, damit es von der Sonne und dem Wetter nicht leide. Der Gesundheitszustand dieses Volks ist im Allgemeinen gut und es erreichen Viele ein Alter von 70 oder 80 Jahren; selten stellen sich graue Haare vor dem 60. Jahre ein.

Die ursprüngliche Kleidung der Kamtschadalen ist diejenige der meisten nordischen Völker, nämlich der anliegende, für das Klima durchaus passende Fell- oder Pelzrock. Aus Seehunds- oder Renthierfellen gefertigt kann die „Parke" beliebig auf der Haar- oder Hautseite getragen werden; letztere färbt man mit Erlenrinde orangeroth. Diese Parke, welche sowol Männer wie Weiber tragen, sieht wie ein enger Mannesrock aus, wie eine Art Jope; sie wird auf dem bloßen Leibe getragen und reicht bis ans Knie. Aehnlich, nur größer und weiter, ist die „Kublanka", die auch mit einer Kapuze versehen ist und gleichfalls von beiden Geschlechtern getragen wird; jene der Weiber ist hinten mit einem Schwanze versehen. Dazu kommen Hosen und Schuhe aus Renthierfell und im Sommer hölzerne Hüte oder Lichtschirme aus Federkielen, ähnlich wie sie von den Aleuten getragen werden. Um den Kopf im Winter gegen die Kälte zu schützen, binden die Kamtschadalen einen Pelzriemen um denselben, an welchem Pelzklappen für die Ohren und Augen angebracht sind. Die Weiber dagegen gehen ohne Kopfbedeckung, trugen aber in der heidnischen Zeit hohe Chignons, Perrücken, welche der ständige Aufenthalt der Läuse waren. Die praktische und den klimatischen Bedürfnissen vortrefflich angepaßte Kleidung ist aber durch europäische Stoffe und Gewänder mehr und mehr verdrängt worden, seit die Russen Herrscher in Kamtschatka wurden.

Beim Häuserbau sind beide Geschlechter thätig; die Männer arbeiten als Dachdecker und Tapezierer, sie schneiden mit knöchernen Sicheln — aus dem

Schulterknochen des Bären bestehend — das Gras, mit dem die Häuser innen austapeziert werden. Gemeinschaftlich rudern beide Geschlechter auf den Fischfang hinaus, wobei die Männer fischen, die Weiber aber die Beute reinigen und in Stücke zerlegen. Zu Hause ist der Mann Koch für Menschen und Hunde; er schnitzt Schlitten und Kähne und geht auf die Pelzthierjagd, um die nöthigen Felle zur Bezahlung der Steuern und zum Einkauf von Messern, Aexten, Kesseln u. s. w. zu gewinnen. Die größere Arbeitslast fällt aber auf die Weiber. Sie bereiten den Fischvorrath für den Winter, sammeln den kamtschadalischen Thee oder Kiprei, ernten das süße Kraut (Sladka trawa), woraus ihr Branntwein gebrannt wird, raufen Nesseln aus, deren Fasern sie spinnen, sammeln verschiedene Beeren (Moos-, Preisels-, Heidelbeeren), graben die Saranawurzeln aus den Mäuselöchern und sammeln das Ehengras, das ihnen als Leinwand, Handtuch und zu vielen anderen Zwecken dient. Sind diese Sommerarbeiten gethan, so beginnt die Winterbeschäftigung: das Garnspinnen, das Flechten von Körben und Strohdecken, das Gerben von Hunde- und Renthierfellen, die auch gefärbt werden, und das Verarbeiten derselben zu Kleidern. Früher schneiderten sie mit Nadeln aus Zobelknochen, bis die Japanesen, dann die Russen ihnen eiserne Nadeln brachten.

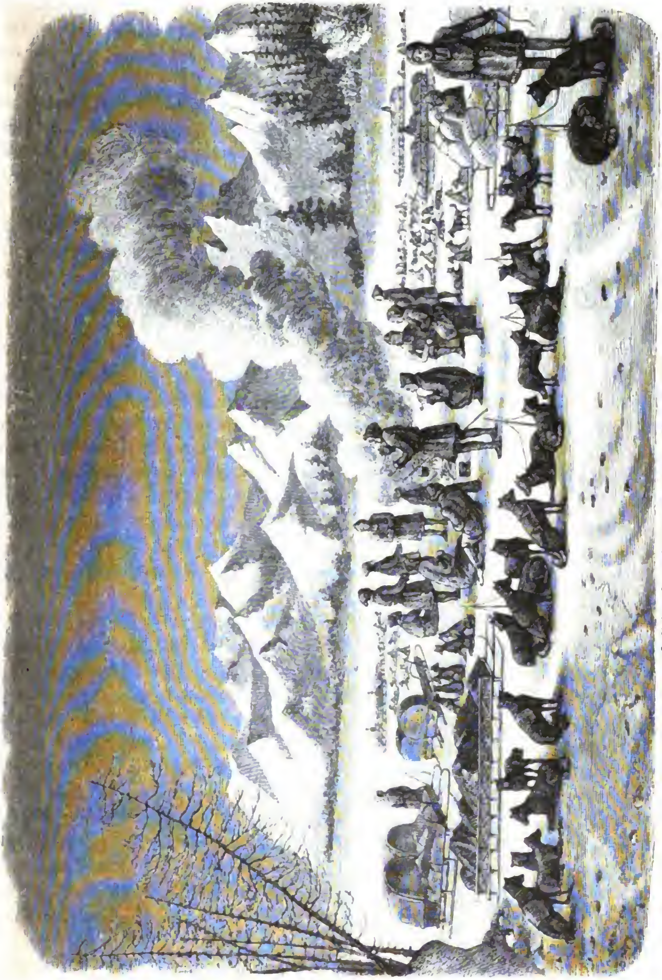
Die Saranawurzel ist bereits erwähnt worden; vom „süßen Kraut", der Sladka Trawa der Russen, und vom Kiprei müssen wir noch einige Worte sagen.

Die Sladka Trawa sind die Stengel der Doldenpflanze Heracleum dulce, welche im Juli gesammelt, gereinigt und getrocknet werden. Da ihr Zuckergehalt nicht unbedeutend ist, so wird sie zum Versüßen der Speisen, ehemals auch als Opfer für die Götzen, gebraucht. Die Kosaken begannen sogleich nach ihrer Ankunft aus dem süßen Kraut einen Branntwein zu destilliren, der aber so außerordentlich stark ist, daß er schon in ganz kleinen Quantitäten berauscht. Er enthält nämlich noch einen giftigen Stoff, der in dieser dem Schierling verwandten Pflanze nicht überraschen kann.

K i p r e i sind die Stengel des schmalblätterigen Weidenröschens (Epilobium angustifolium), deren filzähnliches Gewebe in Lagen von 2 bis 3 Zoll übereinander gelegt, geschlagen und gequetscht wird, sodaß das süße Mark, welches sie enthalten, den grünen Bast und die Stücke ihrer holzigen Rinde durchdringt, und dann mit ihnen zusammen sehr feste, dunkelgrüne und wohlschmeckende Riemen von der angegebenen Breite und 1 bis 2 Meter Länge bildet. Man ißt diese roh, aber stets mit Butter oder Seehundsfett bestrichen. Selbst Europäer loben sie als eine leicht verdauliche und angenehme Nahrung. Auch die Seegewächse lassen die Kamtschadalen nicht unbenutzt. Sie sammeln die T a n g e, die in großen Mengen ans Ufer geworfen werden, trocknen und kochen sie in siedendem Wasser, bis ein Brei daraus entsteht; alsdann legen sie Walfischspeck und wilden Knoblauch dazu und machen ein Gericht daraus, welches Steller nicht übel fand.

Auch sonst pflegen die Nahrungsmittel der Kamtschadalen im Sommer nicht nur sehr gut, sondern auch ziemlich mannichfach zu sein. Eine kräftige, sehr wohlschmeckende Fischbrühe wird mit mancherlei Suppenkräutern gewürzt und häufig mit den rundlichen Knollen der schwarzen Sarana vermischt,

das Hauptgericht aber macht der in einer eisernen oder thönernen Pfanne gebratene Fisch aus.


Halt der Hundeschlittenkarawane. Nach Bulitschew

Dabei wird das äußerst feine, wohlschmeckende Fett des Tschewitschalachses, das hier die Stelle der Butter vertritt, nicht gespart, gewöhnlich auch die Oberseite der zu bratenden Fischhälfte mit dickem Rahm überzogen.
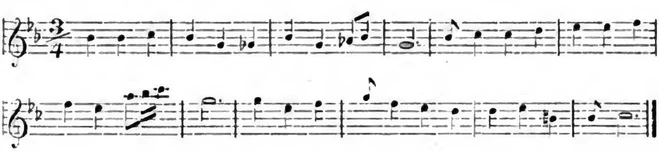
Als besonderen Leckerbissen betrachtet man das die Augen der größeren Lachsarten umgebende Fett, das man einem Gaste gewöhnlich neben den anderen Speisen in einer besonderen Untertasse vorsetzt. Auch an guten Fleischspeisen fehlt es nicht, besonders im Spätsommer, wenn die zahlreich die Sümpfe bewohnenden Enten in der Mauser sind und in Mengen mit Stangen erschlagen werden. Dazu kommt noch das vortreffliche Wildpret des Bergschafes, auch wol ein guter Bärenbraten, zu dem in reichlichem Tschewitscha-Fett gebratene Kartoffeln oder dergleichen Sarana sehr schmackhafte Zugaben sind. Zum Nachtisch giebt es dann die reichlich vorhandenen wohlschmeckenden Beeren der Jahreszeit und frischen fetten Rahm.

Eine besondere Essenszeit existirt bei den Kamtschadalen nicht; sie „fressen“ den ganzen Tag und sind fast ebenso große Eßkünstler wie die Jakuten und andere sibirische Völker. Fische machen, wie bemerkt, in verschiedener Zubereitungsweise die Hauptkost aus; Fischrogen, mit Weiden- oder Birkenrinde versetzt, dient ihnen als eine Art Brot; dabei werden die Speisen meist kalt genossen, wenn auch gekocht. Die Kamtschadalen gehörten ehemals zu den sogenannten „Steinkochern“, d. h. wie viele amerikanische und asiatische, ja selbst afrikanische Völker kochten sie mit glühend gemachten Steinen, welche in das zum Kochen bestimmte Wasser geworfen wurden. Sie genießen alles Fleisch von Land- wie von Seethieren, mit Ausnahme von Hunden, Mäusen und Eidechsen. Auch die erwähnten Beeren machen einen hauptsächlichen Theil der Kost aus. Nachts setzt der Kamtschadale ein Gefäß mit Eis- oder Schneewasser vor sein Lager, von dem er wiederholt bis zum Morgen trinkt, wie denn Schnee und Eis von ihnen als Delikatesse genossen und handweise in den Mund gesteckt wird. Im Sommer müssen die zukünftigen Schwiegersöhne, welche um ihre Bräute im Hause des Schwiegervaters dienen, in die Gebirge steigen und von dort Eis und Schnee holen.

Im November feiern die Kamtschadalen ein großes Fest, dessen ursprüngliche Bedeutung wol die eines Dankfestes für alle von den Göttern erhaltenen guten Gaben war, denn es findet statt, wenn die Wintervorräthe eingesammelt und der Fischfang vorüber ist. Die Hauptceremonie besteht bei diesem Feste in dem Hindurchziehen einer Birke durch das Rauchloch der Wohnung, wobei an jedem Ende — draußen und drinnen — eine Partei steht, welche sich abmüht, den Baum zu sich heranzuziehen. Unter Lärmen und Geschrei siegt endlich die eine Partei und diese verfertigt als Zeichen des Sieges einen Wolf aus Gras, der das ganze Jahr aufbewahrt wird und die Eigenschaft besitzt, auf die Frauen so einzuwirken, daß sie keine Zwillinge gebären. In der Jurte wird bei diesem Feste noch das geschnitzte Bild des Donnergottes Billukai aufgestellt, dem man Opfer darbrachte. Essen, Trinken, Singen und Tanzen beschloß diese Feierlichkeit, die jetzt vollständig abgekommen ist. So sind auch alle die anderen Festlichkeiten, bei denen hauptsächlich stark gegessen wurde und Bärenfleisch vorgesetzt wurde, dahingeschwunden, sodaß schon Steller berichtet: „und können sich die Alten dieser vergnügten Zeit nicht anders als mit Schmerzen erinnern, daher sie auch kaum zu einer Erzählung zu bringen sind, weil ihnen das Andenken verdrießlich.“ Der Bär genoß, wie bei vielen nordischen Völkern, auch

bei den Kamtschadalen Verehrung. Der Kopf des verzehrten Thieres wurde von dem Wirthe mit Eheugras und süßem Kraut umwunden vor die Gäste gestellt und um Entschuldigung gebeten, daß man ihn erschlagen; er möge es seinen Anverwandten sagen, damit sie nicht herankämen und ihn rächten. Dabei beschenkte man den Schädel mit allerhand Schnurrpfeifereien.

Die Kamtschadalen sind sehr musikalisch; ihre Lieder sind mehrstimmig, sehr melodisch, ja sie übertreffen nach Steller's Ansicht sogar „die Kantaten des großen Orlandi Lassi, damit er den König von Frankreich nach der Pariser Bluthochzeit divertirt". Auch die Tschuktschen sind sehr musikalisch. Der Text der Lieder ist sehr einfach, er behandelt das gerade Geschehene, Alles, was ihnen auffällt. So die lächerlichen Seiten der Russen, deren Kleidung u. s. w. Auch Liebeslieder fehlen nicht, die frischweg gedichtet werden und in denen sie Rendezvous bestimmen. Gewöhnlich sind die Frauen Dichterinnen und Komponistinnen zugleich. Ihre Stimmen sind vortrefflich; sie haben, wie der alte Steller sagt, „Ueberspringungen und Modulationen in der Gurgel, die ihnen eigen und von den Italienern nicht sogleich sollten imitirt werden". Außer einigen schalmeiartigen Pfeifen haben sie aber keine Instrumente ersonnen. Hier eine Melodie und ein Lied auf den russischen Oberst Merlin, den Major Paulozky und den Studenten Kraschenninskow, dem wir vortreffliche Forschungen über Kamtschatka verdanken.



Text:

Wenn ich des Majors Koch wäre, wollte ich den kochenden Kessel vom Feuer abnehmen.
Wenn ich des Fähndrichs Koch wäre, wollte ich stets mit Handschuhen den Kessel abnehmen.
Wenn ich Paulozky sein sollte, wollte ich ein weißes Halstuch umbinden.
Wäre ich Paulozky sein Iwan, wollte ich rothe Strümpfe tragen.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich alle Jungfern beschreiben.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich den Fisch Uranoscopum beschreiben.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich alle Adlernester abnehmen.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich alle Seemöven beschreiben.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich heiße Quellen beschreiben.
Wenn ich der Student wäre, wollte ich die rothen Forellenhäute abziehen und ausstopfen.

Aber auch sentimentale Lieder besitzen die Kamtschadalen. Wie hübsch ist zum Beispiel folgendes: „Ich habe mein Weib und dadurch meine Seele verloren. Aus Traurigkeit wandre ich in den Wald; ich will Baumrinde sammeln und essen, dann früh aufstehen und die Ente Aangitsch vom Lande ins Meer jagen und stets mich dabei umsehen, ob ich nicht irgendwo mein geliebtes Herz finde und antreffe."

Ihre wilden Tänze, an denen sich beide Geschlechter, angethan mit ihren besten Kleidern betheiligen, werden von gesprochenen und geschrieenen Worten

begleitet, welche übrigens im Takte gehalten sind. „So wild als diese Tänze herauskommen“, schreibt Steller, „so barbarisch lautet ihr Geschrei, und sie verlieben sich derart in dieselben, daß, wenn sie einmal angefangen haben, so ist es als wenn sie von einer Raserei befallen wären, daß sie nicht wieder aufhören können, ungeachtet sie dergestalt ermüden, daß ihnen der Schweiß in Bächen vom Gesicht herabrinnt. Wer am längsten aushalten kann, schätzt sich solches für eine große Ehre und rekommandirt sich dadurch bei dem Frauenzimmer, das sich während der Zeit durch Mienen mit ihnen verabredet. Ueber eine Sentenz tanzen sie eine Stunde und wird der Kreis immer größer, weil sich auf die Letzt Keiner in der Wohnung halten kann, daß er nicht mit tanze, und es mengen sich endlich selbst steinalte Greise mit hinein und wenden ihre letzten Kräfte dran. Sie kontinuiren diesen Tanz öfter 12 bis 15 Stunden, vom Abend bis an den hellen Morgen, ungeachtet ich nicht die geringste Annehmlichkeit oder Belustigung darin verspüren konnte.“ Außerdem giebt es noch andere Tänze, bei denen Thiere nachgeahmt werden, ja mimische Darstellungen, in denen sie mit vortrefflichem Schauspielertalent bekannte Personen karikiren.

Will ein Kamtschadale heirathen, so muß er um seine Zukünftige bei deren Eltern dienen. Er geht einfach in das Haus des Vaters, ohne diesem eine besondere Vorstellung zu machen, und beginnt alle Hausarbeiten zu verrichten, wobei Geschicklichkeit und Fleiß ihn seinem Ziele näher bringen. Die Dienstzeit um die Braut dauert verschieden lange und ist natürlich auch das Einverständniß unter den jungen Leuten hierbei von Wichtigkeit. Der Knechtsdienst kann aber vier Jahre lang währen und gefällt der Bewerber auch nach dieser langen Zeit nicht, so ist sein ganzes Streben umsonst gewesen und er wird fortgeschickt. Zeigt er sich aber als ein tüchtiger, fleißiger Mensch und gefällt er der Braut, dann spricht der kamtschadalische Vater zu ihm: „Gwatei, hasche, greife sie!“ Nun muß er die Braut mit Gewalt überrumpeln, sie aber hütet sich vor ihm, läuft weg und ergiebt sich nur nach langem Ringen. So verlangt es der gute Ton. Damit ist aber auch die Hochzeit vollzogen und das Paar gehört nun zusammen. Die Frau aber, um welche der Mann so lange dienen und freien mußte, behält infolge dessen gewöhnlich das Uebergewicht. Der junge Ehemann wird aber nach dieser Hochzeit keineswegs selbständig, sondern verläßt die Seinigen und zieht zum Schwiegervater, dessen Familie er nun angehört. Bei den Kamtschadalen herrschte, ehe sie das Christenthum annahmen, Polygamie, mehr wie drei Frauen nahm jedoch keiner und diese wohnten meist friedlich beisammen. Uebrigens war dieses Volk in geschlechtlichen Dingen sehr ausschweifend und — wie bei den meisten nordasiatischen und nordamerikanischen Völkern — es herrschten bei ihm erotische Laster. Die Kinder bleiben lange, oft bis zum fünften Jahre, an der Mutterbrust; sie wachsen wild auf, kriechen in den Hütten herum und werden mit Fischrogen und Weidenrinde aufgefüttert, oft nehmen sie auch an den Hundemahlzeiten Theil. Ist das Kind zwei Monate alt, so erhält es einen Namen; diese sind für beide Geschlechter gleich, sodaß kein Unterschied zwischen Mädchen und Knabennamen gemacht wird. Die Ansicht der Kamtschadalen über den Zustand des Leibes nach dem Tode haben wir oben schon erwähnt. Erkrankten sie gefährlich, so

warf man sie den Hunden vor, von denen sie gefressen wurden, oder ließ sie in den Wäldern verhungern. Todtenklagen fanden nicht statt.

Daraus, daß die Kamtschadalen ein Wort für Majestät oder Herrscher (Aerem) besitzen, schließt man, daß sie früher einen gemeinsamen Fürsten hatten. Dessen Befugnisse erstreckten sich jedoch nicht weit und nur bei Feldzügen führte er den Oberbefehl, sonst war die eigentliche Macht bei den Geschlechtsältesten, welche indessen keineswegs auch über Leib und Leben zu gebieten hatten. Mord oder Todtschlag wurden von den Anverwandten durch Blutrache gesühnt, falls der Mörder letzteren nicht zur Exekution ausgeliefert worden war. Die Blutrache zog dann naturgemäß Kriege nach sich und die Männer der überwundenen Partei wurden sämmtlich von den Siegern hingeschlachtet, damit man künftig sich nicht vor ihnen zu fürchten brauchte; Weiber und Mädchen führte man in die Sklaverei. Sehr ausgebildet ist das Rechtsgefühl und Strafverfahren für Eigenthumsvergehen bei den Kamtschadalen. Ein Dieb wurde geprügelt und für unehrlich erklärt; ausgestoßen von der Gesellschaft mußte er fortan für sich allein als Unreiner leben, gemieden von Jedermann; wiederholte er den Diebstahl, so band man ihn an einen Baum und verbrannte ihm die Handknöchel mit Birkenrinde, sodaß die Hände verstümmelt und fürderhin zum Stehlen untauglich wurden. Wegen Landbesitz entstanden nie Streitigkeiten unter den Kamtschadalen; das dünn bevölkerte Land genügte ihnen; Jeder lebte, wo er wollte, und fischte in dem Flusse, an dem er geboren war, der mehr Fische lieferte, als man brauchte.

Das ist ein Bild der alten Kamtschadalen, ehe die Russifizirung derselben begann, abweichend von den heutigen Itelmenen und den Mischlingen. Von einfachen Sitten, lebte das Volk zufrieden dahin und die Zufriedenheit bestand bei ihm im Sinnengenuß. Nur was Schaden bringen konnte oder unangenehm war, galt für Sünde und Schande; sie waren ein Volk, das, in natürlicher Freiheit lebend, sich nur nach seinem Temperament, ohne jegliche Rücksicht auf Sittenlehre oder Gemüthswallungen, richtete. Gut essen und trinken, viel schlafen, die Freuden der Venus, Tänze und Gesänge, darum drehte sich das Leben der Kamtschadalen; nichts, was Vergnügen machte, galt als schändlich und der Schande — nach unseren Begriffen — drückte man die Augen zu. Dabei war die persönliche Freiheit gewahrt und nur wenn die Noth zwang, ertheilte der Kamtschadale Anderen Gewalt über sich. Der Kamtschadale ist durch und durch Egoist — Andere kümmern ihn nicht, nur ohne Sorgen und Arbeit will er leben; Reichthum, Berühmtheit, Verdienst sucht er nicht, Ehrsucht und Geiz kennt er nicht. Geld und Sparbüchsen kamen erst mit den Russen, die ihnen auch das Eisen brachten.



Hundekarawane auf Kamtschatka. Nach Bulitschew.

10. Die Korjäken und das Ochotskische Küstenland.

Verkehrsmittel auf Kamtschatka. — Batten oder Kanoes. — Hundeschlitten. — Lesseps' Reise. — Purga oder Schneesturm. — Ansässige und nomadisirende Korjäken. — Hüttenbau. — Lebensweise der Korjäken. — Fliegenschwamm als Berauschungsmittel. — Heidenthum. — Aberglauben. — Renthierherden. — Ein Korjäkenfürst. — Fahrt entlang dem Ochotskischen Meere. — Lamuten. — Ochotsk und seine Geschichte.

Der Kamtschadale hatte, ehe er mit den Russen in Berührung kam, eine große Abneigung gegen jedes Reisen. Er blieb an dem Orte sitzen, wo er geboren war, höchstens zog er in den Krieg gegen einen Nachbarstamm. „Sowol die Sommer- als die Winterreisen sind an keinem Orte im ganzen Russischen Reiche so sehr beschwerlich und gefährlich, wie auf Kamtschatka", sagt der alte Steller. Die vielen Moräste, kleinen Binnenseen, wilden Gewässer, Gebirge und steilen Thäler hindern den Verkehr und von Straßen sind erst die allernothdürftigsten Anfänge gemacht worden. Viel benutzt man die Flußkanoes oder Batten, welche die Kamtschadalen auf höchst sinnreiche Weise herzustellen wissen. Diese Batti bestehen alle aus Pappelholz. Ein jedes derselben wird aus nur einem Stamm jener Baumart angefertigt, die nur in den oberen Hälften der Flußthäler, in diesen aber auch von außerordentlicher Schönheit, vorkommt. Ein 4 bis 5 Saschen langes Stück von einem solchen Stamme wird zuerst an den

Enden spindelförmig behauen und der Länge nach ausgehöhlt, und es werden dann die, in ihren oberen Hälften stark konvergirenden, Wände desselben dadurch aufgeweicht, daß man die Höhlung mit Wasser füllt und dasselbe durch glühend hineingeworfene Steine im Kochen erhält. Nach dieser Vorbereitung läßt sich die Breite des Raumes bedeutend vergrößern, indem man Querstreben hineintreibt, von denen einige, an den Enden des Batt, für immer darin verbleiben. Oft bestanden diese Streben, welche durch eingeschnittene Löcher und entsprechende Seile sehr geschickt mit den Wänden des Fahrzeuges verbunden werden, aus Walfischknochen, offenbar weil diese sowol hart und unbiegsam als auch einer Veränderung durch die Feuchtigkeit am wenigsten ausgesetzt sind. Die Anfeuchtung der Seitenwände wird übrigens nicht immer gleich weit getrieben, denn man findet nicht selten Fahrzeuge dieser Art, welche etwa über der Hälfte ihrer Höhe am breitesten sind, weiter nach oben aber wieder beträchtlich kleinere Horizontalschnitte haben. Ein Batt trägt 30 bis 40 Pud (1200 pr. Pfd.), und es wird die hierzu erforderliche Größe seines Raumes, da dessen Breite und Tiefe kaum 2 Fuß betragen, nur durch eine gegen 10 bis 15 Mal größere Länge desselben erhalten. Auch diese Kähne sind daher zum Umschlagen sehr geneigt, wenn auch wegen der beträchtlichen Dicke ihres Holzes weit weniger als die Baidarken.

Man pflegt sich beim Fahren stets an einem Ufer zu halten, und wenn dieses, wie gewöhnlich, mit dichtem Weidengebüsch bedeckt ist, werden die Zweige desselben nicht selten von den im Boote aufrecht stehenden Menschen erfaßt, um das Fahrzeug zu halten und zugleich sein Emporgleiten zu befördern. Zuweilen geschieht es an solch einem Wasserfalle, daß ein umgestürzter Baumstamm sich quer über das schmale Fahrwasser längs dem Ufer gelegt hat und nicht sofort wegeschafft werden kann. Dann bleibt den zu Berg schiffenden Fahrzeugen nichts übrig, als das Hinderniß zu überklettern; man bringt deshalb das sämmtliche Gepäck in den hinteren Theil, um diesen tiefer ins Wasser zu senken, während man den vorderen auf den quer liegenden Stamm hinaufzieht und das Ganze dann mit Hülfe der Stangen zwischen den Zweigen des Baumes förmlich durchkriechen läßt. Hat die Mitte des Fahrzeugs den Stamm überschritten, so erschwert man das Vordertheil und es schwebt dann einen Augenblick hindurch, wie die Balken einer Wage, mit beiden Enden in der Luft.

Der Hauptverkehr bleibt aber auf dem Lande und hier ist dann der Schlitten das einzige, aber höchst praktische Verkehrsmittel. Er reicht von Lappland durch das ganze nördliche Rußland und durch den Norden der neuen Welt bis nach Grönland, überall durch dasselbe Bedürfniß hervorgerufen, nur bei den einen Völkern mit Renthieren, bei den anderen mit Hunden bespannt.

Das Schlittenreisen ist ein so wesentlicher Zug in der Physiognomie dieser nordischen Länder, daß wir hier etwas näher darauf eingehen müssen, und wir thun dieses, indem wir die Winterfahrt schildern, welche ein französischer Marineoffizier, ein Vorfahr des Erbauers des Suezkanals, durch Kamtschatka übernommen hat.

Lesseps hatte den berühmten französischen Seefahrer de Lapeyrouse auf dem Schiffe „Astrolabe" auf seiner Reise nach den Inseln der Südsee begleitet.

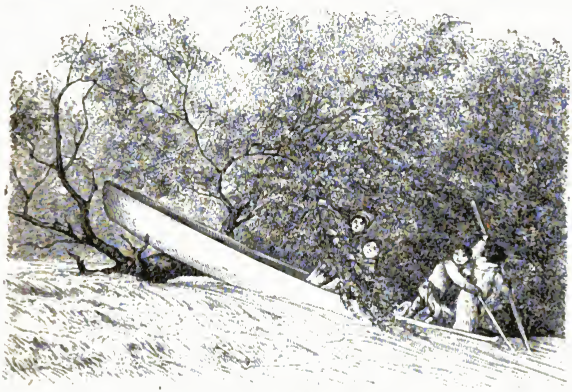
Die „Astrolabe" steuerte dann nördlich nach dem Hafen Petropaulowsk an der Südostspitze Kamtschatka's, wo sie am 6. September 1787 anlangte. Hier erhielt Lesseps den Auftrag, auf dem Ueberlandwege wichtige Depeschen nach Paris zu bringen, und obgleich der rauhe sibirische Winter bereits angebrochen war und das ganze Land von Schnee und Eis starrte, machte er sich doch auf den Weg. Wenn der Schnee bei ruhigem Wetter seine weiten, blendenden Flächen bildet, und die Flüsse mit spiegelblankem, festem Eise bedeckt sind, dann errichtet die Natur von selbst die besten Straßen in Kamtschatka, über welche die Schlitten mit rasender Schnelligkeit dahinschießen. Da es sehr wenig Pferde auf Kamtschatka giebt, so benutzt man Hunde zum Transporte. Lesseps sah sich daher genöthigt, seine Fahrt mit Hundeschlitten anzutreten.

Die kamtschadalischen Hunde verursachen ihrem Herrn durchaus keine Kosten. Verfaulte Fische oder die Reste von getrockneten Fischen, das ist Alles, was sie bekommen, und zwar nur in der Winterszeit, wenn sie benutzt werden. Im Sommer, wenn sie nichts zu thun haben, läßt man die meisten von ihnen frei herumlaufen und selbst für ihre Nahrung sorgen. Sobald jedoch der Winter eintritt, kehren sie mit bewundernswürdiger Treue wieder zu ihrem Herrn zurück, um ihre Arbeit und Sklaverei aufs Neue anzutreten. — Sie sind äußerst stark, dabei jedoch nicht besonders groß und in ihrem Aeußeren ganz unseren Schäferhunden ähnlich. Jeder Russe oder Kamtschadale hält wenigstens fünf Hunde, die er zu seinen eigenen Reisen sowie zur Herbeischaffung des Holzes und seiner übrigen Bedürfnisse benutzt. Gewöhnlich werden sie immer zwei und zwei vor einen Schlitten gespannt; einer aber, und zwar der am besten abgerichtete und gelehrigste, allein voran als Leithund, welcher den Führer vollkommen versteht. Sollen sie rechts gehen, so ruft dieser: „Tag-tag!" — sollen sie nach links: „Kugha-kugha!" — sollen sie stehen: „Ah-ah!" und sollen sie weiter laufen: „Ha!" Die Anzahl der angespannten Hunde richtet sich nach der Ladung des Schlittens. Hat der Darinsitzende nicht viel bei sich, so braucht er nur einen gewöhnlichen Schlitten oder Sanka mit fünf Hunden. Ihr Geschirr ist von Leder mit Bärenfell verziert. Der Führer hat, wenn er im Schlitten sitzt, nur einen krummgebogenen Stock (Ostall), der ihm als Zaum und Peitsche dient, in der Hand. Gut abgerichtete Hunde brauchen gar keine Stimme zu hören; man lenkt sie links, wenn man nur mit diesem Stocke auf den Schnee, rechts aber, wenn man auf den Schlitten schlägt; will man aber sie anhalten, so stößt man die eiserne Spitze des Stockes vor dem Schlitten in die Erde. Laufen sie nicht geschwind genug, und hören sie nicht auf die Zeichen oder die Stimme, so wirft man diesen Stock nach ihnen, aber dann erfordert es auch die größte Geschicklichkeit, denselben bei solcher blitzschnellen Fahrt wieder aufzuheben.

Mit einem solchen Hundeschlitten mußte Lesseps seine Reise antreten, und da er sah, mit welcher Leichtigkeit die Kamtschadalen die Schlitten lenkten, so wollte er selbst eine Probe damit machen, ungeachtet alle Leute ihm voraussagten, daß diese nicht gelingen werde. Er setzte sich also eines Tages in das neue Fuhrwerk und trieb die Hunde an; doch er war erst einige Schritte weit gefahren, als er schon umwarf. Kaum saß er wieder, so lag er von Neuem;

doch er verlor den Muth nicht und raffte sich auf, um in einer Minute wiederum im Schnee zu liegen. So fiel er bei seiner ersten Probe sieben Mal, doch ohne Schaden zu nehmen. Dieses kann sich jedoch leicht ereignen, denn die Hunde, welche die Last im Schlitten nicht mehr spüren, laufen mit verdoppelter Schnelligkeit, schleifen den Herausgeworfenen oft mit sich und halten bisweilen nicht eher an, als bis sich der Schlitten zerschlägt, oder bis sie keine Kraft mehr haben.

Gegenüber der Kälte, welche bei den Menschen bis in das Mark der Knochen eindringt und alles Lebende zu zerstören droht, schützt der europäische Reisende sich am besten, wenn er sich nach Art der Eingeborenen kleidet. Die auf Kamtschatka wohnenden Russen haben daher auch ihre europäischen Kleider abgelegt und dafür die P a r k e oder Kublanka der Kamtschadalen angezogen.



Stromaufwärts fahrendes Batt. Nach v. Kittlitz.

Dieser Oberrock gleicht so ziemlich unseren Fuhrmannshemden und besteht aus gegerbten Renthierfellen. Darunter trägt man lange Beinkleider aus eben solchen Häuten und hohe, wasserdichte Stiefeln aus Seehundsfell, welche weder Schnee noch Kälte durchlassen.

Unter allen Vorbereitungen war es Ende Januar (1787) geworden, ehe die Reisenden aufbrechen konnten. Man packte Branntwein, Rindfleisch, Mehl und gedörrtes Brot auf die Schlitten, denn die Reise dauerte lange und ging durch öde, wüste Gegenden, in denen keinerlei Nahrungsmittel aufzutreiben waren. Es war Nacht, als die Karawane aufbrach. Der Mond beleuchtete die Landschaft und ließ den blendend weißen Schnee, über welchen die Schlitten dahin sausten, noch heller erscheinen. Es war ein Bild zum Malen. Man denke sich 35 Schlitten hintereinander hersausen, mit mehr als 300 muthigen und schnellen Hunden bespannt, welche vorher mit Fischen tüchtig gefüttert worden waren. Doch bald war die Ordnung unterbrochen, die Linien kreuzten und verwirrten sich; ein Führer wollte es dem andern zuvorthun, und die Reise wurde ein Wettrennen von Schlitten, die oft umgeworfen wurden.

Der Weg, welchen Lesseps zu verfolgen hatte, führte in nördlicher Richtung mitten durch die Halbinsel Kamtschatka hindurch. Riesige, immer noch thätige Vulkane kontrastirten mit ihrem ewigen Feuer gegenüber dem Schnee und Eis, welches den Boden mit einem ungeheuern Leichentuche überzog. Schwarze Kiefern und Fichtenwälder, deren Zweige sich unter der Last des gefrorenen Schnees beugten, rahmten hier und da die selbstgewählte Straße ein; dann folgten wieder baumlose Wüsten, in denen kaum ein Strauch zu finden war. Die Ostrogs oder Dörfer der kamtschadalischen Eingeborenen, welche man passirte, bestanden nur aus wenigen raucherfüllten Hütten, und Abwechselung erfolgte auf der ganzen Halbinsel, welche sich doch vom 51. Grad bis zum 60. Grad nördlicher Breite erstreckt, eigentlich gar nicht. Schnee und Eis in immer neuer Fülle, in unendlicher Ausdehnung, liegen vor dem Menschen, der, rasch wie ein Pfeil in seinem Schlitten dahinfliegend, sich doch als König dieser Wildniß dünkt. Oft wurden die Schneeberge aber so hoch, daß die armen, geplagten Hunde kaum hindurchzudringen vermochten. Die Führer mußten sich dann unaufhörlich bemühen, den Schlitten im Gleichgewicht zu erhalten, damit er nicht umgeworfen würde, und die Hunde durch Prügel und Steinwürfe antreiben, die trotzdem oft stille standen. Die armen Thiere konnten sich mit aller Anstrengung doch kaum aus dem Schnee herausarbeiten, in den sie immer von Neuem wieder versanken. Die Führer mußten nun, um Bahn zu machen, den Schnee durchgraben. Um sich auf der losen, aufgethürmten Masse zu erhalten, hatte Jeder einen Schneeschuh an einem Fuße, und so glitten sie fort, wobei sie zuweilen den andern Fuß auf die Kufen des Schlittens setzten. Zu diesen Beschwerden gesellte sich eine Mark und Bein durchdringende Kälte. Das Gesicht erfror den Reisenden förmlich; im Barte setzte sich eine Eiskruste ab, und wenn Lesseps starkt hauchte, so fiel der Hauch in kleinen Schneeflocken nieder. Nur das Reiben des Gesichtes mit Schnee, wodurch allerdings ein brennender Schmerz erzeugt wird, sowie fortgesetzte Bewegung, schützen einigermaßen vor gänzlichem Erfrieren.

So sehr auch der Mensch, welcher nicht an dieses Klima gewöhnt ist, Ursache hat, den kamtschadalischen Winter zu meiden, so sehr freuen sich die hier ansässigen Eingeborenen darauf. Denn gerade dann beginnt ihre ergiebigste Jagdzeit. Die Schneewildniß ist keineswegs ganz todt. Der Bär, das wilde Renthier, der Fuchs, der Seeotter, der Biber, der werthvolle Zobel, der Schneehase werden, weil ihr Pelz dann gerade am schönsten und dichtesten ist, in hölzernen und eisernen Fallen gefangen. Im Sommer ist dagegen die Zeit des Fischfangs und Robbenschlags.

Hermeline, Hasen und auch Schneehühner sah Lesseps in großer Menge, aber auch diese Bewohner der Polargegenden verschwanden theilweise, als er sich, immer weiter nach Norden vordringend, Anfang März der traurigen wüsten Gegend näherte, in welcher die Korjäken hausen. Die Sitze dieses Volkes beginnen da, wo unter dem 60. Grad der nördlichen Breite die Halbinsel Kamtschatka sich an das Festland Sibirien anschließt. Dort bildet diese einen engen Isthmus, welcher im Westen vom Penschinskischen, im Osten vom Olutorskischen Meerbusen begrenzt wird. Der Weg führte unseren Reisenden

längs des letzteren hin; die Gegend ist traurig und ungemein häßlich, die ganze Küste starrte von wirr durcheinander aufgethürmten Eismassen. Ein heftiger Wind warf große Schneemassen auf und überschüttete Menschen und Thiere damit. Dazu gesellte sich der Mangel an Nahrungsmitteln. Viele Hunde starben schon aus Entkräftung, da sie bereits einmal die lange Fahrt zurückgelegt hatten und dann nur ein Viertel der gewöhnlichen Rationen erhielten. Kein Baum gedeiht in dieser Wüstenei, und das einzige Holz, welches man dort findet, wird von den Meereswellen an den eisigen Strand geworfen.

Lesseps schlug dann, um an den Meerbusen von Penschinsk zu gelangen, eine nordwestliche Richtung ein. Er hatte mit seinen entkräfteten Hunden und geringen Lebensmitteln noch eine Fahrt von fünf Tagen vor sich und wußte, daß er während dieser ganzen Zeit auf keine Menschenseele treffen würde. Am zweiten Tage stellte sich eine Purga, ein sibirischer Schneesturm, ein, der ohne Unterbrechung mit mächtigem Toben den ganzen Tag über anhielt und die Führer fast blind machte. Sie konnten nicht vier Schritt weit vor sich hin sehen und den unmittelbar hinter ihnen folgenden Schlitten nicht mehr erkennen. Zum Unglück für den Reisenden war der Wegweiser, den er aus dem letzten kamtschadalischen Dorfe mitgenommen hatte, alt und und kurzsichtig und führte ihn daher oft irre. Aber wie konnte er den Weg in der unermeßlichen, mit Schnee bedeckten Ebene finden, wo weder Gehölz, noch Berge, noch Flüsse zu sehen waren? Bei dem schrecklichen Sturme, der Alles blendete, half ihm seine unglaubliche Kenntniß der Gegend nur wenig. Der kleinste Hügel, der elendeste verkrüppelte Strauch diente indessen dazu, um ihm die Richtung anzugeben.

Am dritten Tage hatte Lesseps für die Hunde an seinem eigenen Schlitten nur noch einen einzigen großen Fisch übrig, der unter die armen, hungrigen Thiere vertheilt wurde. Der Mangel an Futter erschöpfte bald ihre Kräfte so sehr, daß sie den Schlitten kaum noch fortschleppen konnten. Einige fielen unter den Schlägen der Führer; andere wollten nicht weiter, und mehrere blieben vor Entkräftung todt auf dem Platze liegen. Von 37 Hunden, welche Lesseps bei der Abreise vor seinen Schlitten angespannt hatte, waren noch 23 da, alle übrigens äußerst schwach. Der Mangel ward endlich so groß, daß die Reisenden schon glaubten, in der Schneewüste verschmachten zu müssen.

In dieser traurigen Lage faßten sie den Entschluß, das Reisegeräth mitten auf dem Wege unter der Aufsicht einiger Führer zurückzulassen. Von sämmtlichen Hunden wurden die besten auserlesen und mit diesen der Weg fortgesetzt. Aber noch waren sie nicht von Furcht und Unruhe befreit. Bald fehlte es an Wasser. Der einzige kleine Bach, welchen die Reisenden antrafen, war ausgefroren, und sie mußten ihren Durst mit Schnee löschen. Auch Mangel an Holz setzte sie in Verlegenheit. Kein einziger Baum war zu sehen, und oft fuhr man eine halbe Stunde um, nur um einen elenden Strauch zu entdecken, der sofort abgehauen und mitgenommen wurde, um damit kochen zu können. Doch diese Aeste waren so dünn und klein, daß sie nur wenig Wärme gaben. Vom Erwärmen konnte also gar nicht die Rede sein, und doch war die Kälte ungemein streng. Fast bei jedem Schritte mußte angehalten werden, um Hunde auszuspannen, die immer, einer nach dem andern, hinstarben.

Trotz dieser fürchterlichen Lage, die Geist und Körper gleichmäßig angriff, verließ die Standhaftigkeit unsern Reisenden nicht, und er fühlte sich wieder neu gekräftigt, wenn er sah, wie seine Gefährten das nämliche Schicksal theilten und doch muthig ausharrten.

Endlich erblickten sie die Westküste, und die Landenge Kamtschatka's war ihrer ganzen Breite nach durchstreift. Sie wußten nun, daß sie nicht weit mehr von dem Dorfe Pustarezk entfernt waren, wo sie auf Hülfe hoffen durften. Den letzten Theil des Weges machten sie mehr zu Fuß als zu Schlitten, denn die Hunde waren bereits ganz entkräftet. Ueberdies gingen sie selten geschwinder als die Menschen, und die Führer konnten sie schließlich nicht anders vorwärts bringen, als wenn sie sich selbst einspannten und mit ziehen halfen. Dabei lockte Lesseps die Hunde mit einem Schnupftuch, welches er in der Form eines Fisches zusammengedreht hatte. Dieser Lockspeise folgten die armen Thiere mit heraushängenden Zungen und er gelangte so nach Pustarezk. Während die Reisenden nun nach Lebensmitteln suchten, wurden die Hunde ausgespannt und, wie gewöhnlich, truppweise zusammengebunden. Kaum waren sie aber am Pfahle, so fielen sie über ihre Zäume her, und in einer Minute waren diese aufgefressen. Vergebens versuchte man sie aufzuhalten. Die meisten entwischten in's Freie, streiften umher und fraßen Alles, was sie mit den Zähnen zerreißen konnten. Alle Augenblicke starb einer und ward sogleich die Beute der anderen; diese fielen über den todten Körper her und rissen ihn in Stücke. Jedes Glied ward dem Inhaber durch eine Menge Nebenbuhler streitig gemacht, die ihn mit gleicher Wuth angriffen; und erlag er der Uebermacht, so ward sein Leichnam ein anderer Zankapfel. Lesseps selbst durfte sich dem gräßlichen Schauspiele nicht ohne einen Stock oder Gewehr nahen, da er sonst angegriffen worden wäre. Andere Hunde waren so mager und entkräftet, daß sie an diesen Scenen nicht Theil nehmen konnten; sie saßen vor der Hütte, in welcher der Reisende eingekehrt war, und schienen durch ihr klagendes Geheul um Futter zu bitten.

Lesseps war nun im Lande der **Korjäken**, welche sich in eigentliche, mit beständigen Wohnsitzen, und in nomadisirende oder Renthier-Korjäken scheiden. Beide haben eine große Aehnlichkeit miteinander, aber nach der Feindschaft, die unter ihnen herrscht, sollte man glauben, sie wären zwei ganz verschiedene Völker und durch unermeßliche Scheidewände von einander getrennt. Ihr Land wird im Süden von der Halbinsel Kamtschatka und dem Penschinskischen Busen, im Norden von der Halbinsel der Tschuktschen, im Osten vom Olutorskischen Busen und im Westen von den Ländern begrenzt, welche die Tungusen und Jakuten durchstreifen.

Lesseps hatte während seiner Fahrt längs des Penschinskischen Meerbusens vollkommene Gelegenheit, sowol die ansässigen wie die umherstreifenden Korjäken kennen zu lernen. Als er in die erste ihrer Erdhütten hinabstieg, glaubte er ersticken zu müssen. Das Loch, durch welches der Rauch abziehen soll, war durch eine Klappe verschlossen, damit die Hitze nicht entweichen konnte. Gleich einer dicken schwarzen Wolke durchzog der Qualm das ganze Gemach, dessen Wände mit einer Rinde von Ruß überzogen waren. Doch erregte dieser

Rauch immer noch weniger Ekel, als der häßliche Geruch einer düster glimmenden Lampe. Diese besteht nur aus einem plumpen, ausgehöhlten Stein, in den man Seehundsfett und einen zusammengedrehten Lumpen als Docht legt. Sobald diese Lampe angezündet wird, verbreitet sich ein stinkender Geruch, der Nase, Brust, ja sogar den Magen angreift. Doch ist dies nicht der einzige Gestank, den man in diesen Hütten einathmet, denn die zum Brechen reizende ekelhafte Ausdünstung, welche die gedörrten oder verfaulten Fische verbreiten, ist für die Geruchsnerven noch empfindlicher. Die Ueberreste der Fische gehören den Hunden, die auch hier unten mit hausen und die Fische in allen Winkeln umherstreuen. Völlig ebenso ekelhaft schmuzig, wie die Behausung, erscheinen auch die Menschen. Da sieht man eine Gruppe von Weibern, die von Fett triefen und an der Erde auf einem Haufen Lumpen herumliegen; dort Andere, die ihren halbnackten und vom Kopf bis zu den Füßen beschmuzten Kindern die Brust geben; da wieder einige, die mit ihnen einige Stücke rohen und meistens verfaulten Fisch verschlingen.

Diese nichts weniger als einladenden Hütten werden in die Erde gegraben und das Dach, welches sich über ihnen erhebt, bildet einen abgestumpften Kegel. Um sich einen richtigen Begriff von ihnen machen zu können, stelle man sich ein viereckiges Loch vor, das ungefähr 30 bis 40 Fuß im Durchmesser und 8 Fuß Tiefe hat. Die Seiten sind mit Balken oder Bretern belegt und alle Ritzen mit Erde, Stroh, dürren Kräutern und Steinen verstopft. Darüber erhebt sich nun das Dach mit dem Rauchloche in der Mitte.

Die Jagd und der Fischfang sind die gewöhnliche Beschäftigung der schmuzigen Insassen dieser Wohnungen. Außerdem verbringen sie die Zeit mit Schlafen, Rauchen und Trinken. Ohne für die Zukunft zu sorgen, gehen sie selten aus ihren Erdlöchern hervor, als bis sie eine dringende Nothwendigkeit dazu zwingt. Sie hassen die Arbeit und sind schon zufrieden, wenn sie rohe Fische, Birkenrinde mit Seehundsfett, oder ein Stück Walfischfleisch haben. Das Tabakrauchen ist bei ihnen zu einer wahren Leidenschaft geworden. Die Pfeifen sind von Holz; die Röhren derselben sind der Länge nach gespalten und lassen sich öffnen. Die Raucher kratzen das Innere aus, um auch dieses Geschabsel noch zu rauchen. In den Pfeifenkopf geht nicht mehr Tabak, als man mit zwei Fingern halten kann. Der Korjäke stopft aber das Pfeifchen immer von Neuem und statt den Rauch wegzublasen verschlingt er ihn. Sie werden dann ganz berauscht und fallen in eine Ohnmacht, die wenigstens eine Viertelstunde anhält. Während dieser Zeit ist ihr Zustand wirklich ekelerregend. Kalter Schweiß rinnt über ihren Körper, von ihren Lippen fließt der Speichel herunter; ihr Athem ist schwer und sie müssen unaufhörlich husten. Gewiß ein entsetzliches Bild, das aber durch die Zustände, welche sich bei ihnen infolge des Brantweingenusses einstellen, noch überboten wird. Ihre Leidenschaft für starke Getränke ist eine ganz unmäßige. Der Branntwein ist dort sehr theuer, und sie sind im Stande, für ein paar Gläser ihre beste Habe zu verschleudern. Lesseps hat oft Gelegenheit gehabt, solchen Trinkscenen beizuwohnen und zu beobachten, wie die herumziehenden russischen Krämer die Eingeborenen ausbeuten. Ein Eingeborener hatte für ein Glas Branntwein

ein Zobelfell gegeben. Da er noch heftigen Durst und großes Verlangen nach mehr hatte, so bat er den Verkäufer, mit in seine Hütte zu kommen. Dieser lehnte es ab und schützte nothwendige Geschäfte vor. Der Käufer nöthigt ihn aufs Neue sehr dringend und trägt auf einen zweiten Handel an. Nun läßt der Russe sich bewegen. „Noch ein Glas für dieses Zobelfell; es ist schöner als das erste!" — „Nein, ich muß den Rest von meinem Branntwein aufheben; ich habe ihn schon da und da versprochen. Adieu!" — Nur einen Augenblick wartet noch; hier sind zwei Zobelfelle." — „Es hilft Alles nichts." — „Nun denn, da ist das dritte!" — „Gut, so trinke!" — Nun greift der Russe nach den drei Zobelfellen und thut aufs Neue, als ob er fortgehen wollte. Der Korjäke verdoppelt seine Liebkosungen, um ihn zurückzuhalten. Er will das dritte Glas. Jener schlägt es ab. Er bietet. Je mehr der Verkäufer aufschlägt, desto leichter verschleudert der Korjäke sein Pelzwerk. Sollte man wol glauben, daß er am Ende sieben der schönsten Zobelfelle für das dritte Glas hingab?

Durch den theuern Preis des Branntweins und durch die Schwierigkeit, ihn sich immer zu verschaffen, sind sie darauf gebracht worden, sich selbst ein eben so berauschendes Getränk zu bereiten. Und als Stoff dazu benutzen sie den Fliegenschwamm, der allerdings durch seine schön purpurrothe, weiß gesprenkelte Haube das Auge erfreut, in seinem Innern aber ein heftiges Gift birgt. Die Russen nennen diesen Pilz Muchamor oder Fliegenpest, weil er in den Häusern zum Tödten der Insekten benutzt wird. Den Saft dieses Pilzes thun die Korjäken nebst einigen Früchten in ein Gefäß, lassen die Mischung gähren und warten kaum, bis sie klar geworden ist. Nun werden die guten Freunde eingeladen, und die Gäste beeilen sich um die Wette, dem Wirthe das Meiste von seinem Nektar wegzutrinken. Das Gelag dauert einen, zwei oder drei Tage, bis der ganze Vorrath vertrunken ist. Um desto sicherer die Besinnung zu verlieren, essen die Korjäken den Pilz oft zu gleicher Zeit auch roh. Lesseps hat Fälle gesehen, daß die Trinker bedeutende Schmerzen litten und sich nur mit Mühe wieder erholten. Aber die Erfahrung bessert sie nicht, und bei der ersten Gelegenheit lassen sie sich wieder von ihrer thierischen Unmäßigkeit hinreißen. Muchamor trinken ist ihr höchstes Glück. Auch die Renthiere lieben diesen Schwamm gleichfalls, und werden davon eben so trunken wie die Menschen. In diesem Zustande rasen sie erst, fallen dann in einen tiefen Schlaf und werden so sehr leicht gefangen.

In den Gesichtszügen haben die meisten Korjäken nichts Asiatisches und, ihre Kleinheit, ihren fehlerhaften Wuchs und die Farbe ihrer Haut abgerechnet, ziemlich viel Aehnlichkeit mit den Europäern. Unter den Weibern sind dagegen wenige, die nicht kleine Augen, eine platte Nase und hervorstehende Backenknochen haben. Die Männer haben beinahe gar keinen Bart und sehr kurze Haare. Die Weiber vernachlässigen diese sehr und lassen sie wild auf die Schultern herabhängen. Die Kleidung besteht aus einer Parke, wie bei den Kamtschadalen, hohen Stiefeln aus Renthierfell und einer über den Kopf gezogenen Kapuze.

Wenn auch die russischen Missionare das Christenthum unter den Korjäken zu verbreiten suchen und die Kinder taufen, so ist doch das Heidenthum

noch immer bei ihnen vorwiegend. Manche haben noch mehrere Frauen, und die Hochzeitssitten mahnen noch ganz an das alte Heidenthum. Auch ihre Begräbnisse sind noch ganz heidnisch. Die Verwandten versammeln sich bei dem Todten, um diesem die letzte Ehre zu erweisen. Man errichtet einen Scheiterhaufen und legt einen Theil von den Reichthümern des Verstorbenen sowie einige Lebensmittel darauf, z. B. Renthiere, Fische, Branntwein, mit einem Worte Alles, wovon man glaubt, er könnte es nöthig haben, um die große Reise zurückzulegen und in der andern Welt nicht Hungers zu sterben. Ein nomadischer Korjäke wird von seinen Renthieren, ein ansässiger aber von seinen Hunden nach dem Scheiterhaufen hingefahren. Dem Verstorbenen zieht man seine besten Kleider an und legt ihn dann in eine Art Sarg. Da nehmen dann die Anwesenden, mit Fackeln in der Hand, Abschied von ihm und stecken den Scheiterhaufen an. Von Trauer weiß man dabei nichts, und das Leichenbegängniß endigt mit einem Trinkgelage der Familie, wobei die Dünste der Getränke und des Tabaks das Andenken an den Todten nach und nach ersticken. Den Wittwen ist es nach Verlauf einiger Monate erlaubt, sich wieder zu verheirathen. So stecken die Korjäken noch tief im heidnischen Schamanenthum. Beachtenswerth erscheint, wenn der Amerikaner Kennan sich dafür verbirgt, daß die Schamanen oder die Zaubergeister durchaus nicht Betrüger sind, sondern daß sie an ihre Künste selbst fest glauben, also zu den Betrogenen gehören. Der Schamanismus — fügt Kennan richtig hinzu — beruht auf dem Dienst der schadenstiftenden Geister, mit welchen die Priesterzunft in Verkehr treten zu können sich einbildet und die sie durch Opfer zu besänftigen sucht. Bisweilen kommt es übrigens vor, daß die Zweifelsucht unter den Korjäken erwacht. Dann wird der Schamane auf den Bauch gelegt und herzlich durchgeprügelt. Besteht er aber diese Erprobung seiner Wahrhaftigkeit mannhaft, dann kehrt nicht nur der Glaube unter die Zweifler zurück, sondern der Kredit des Schamanen wächst noch beträchtlich. Die Todten werden verbrannt, und wie Kennan treffend bemerkt, hängt diese Gewohnheit streng mit der wandernden Lebensart der Nomaden zusammen, denn eine Leiche beerdigen würde so gut sein als sie den Wölfen überliefern. Die Korjäken sind von so milder Gemüthsart, daß unser Gewährsmann nie ein Kind schlagen sah, nie ein hartes Wort gegen eine Frau fallen hörte. Es muß uns daher in billiges Erstaunen versetzen, daß sie ihre altersschwachen Angehörigen oder hoffnungslosen Kranken umbringen und zwar mit Lanzen erstechen. Ein wenig Nachdenken führt uns aber dahin, diese Sitte zu entschuldigen. Schwache und Kranke sind für das Nomadenleben nicht mehr tauglich, ihre Tödtung geschieht auch mehr aus Mitleid, um lange Leiden abzukürzen. Der Tod kommt dann dem Betreffenden erwünscht, und der Korjäke weiß mit anatomischer Meisterschaft den Stich dorthin zu führen, wo er am raschesten den Unglücklichen befreit. Merkwürdig ist der Aberglaube der wandernden Tschuktschen und Korjäken, nie ein lebendes Renthier zu verkaufen, während sie geschlachtete um die größten Kleinigkeiten willig hergeben. Es sind auch nur die Tungusen, von denen Russen lebende Thiere einhandeln können. Der Reichthum korjäkischer Nomaden an Thieren ist beinahe beispiellos, denn manche Herden im nördlichen Theile Kamtschatka's bestanden

aus 8—1200 Häuptern, und ein Korjäke wurde unserem Gewährsmann genannt, der nicht weniger als 30,000 Stück in drei Herden gesondert besaß. Uebrigens legt das Hirtenleben den Korjäken schwere Pflichten auf, denn die arktischen Nächte mögen noch so kalt sein, beständig liegen um jede Herde acht oder zehn Mann mit Speeren oder Buschmessern bewaffnet in elenden Hütten aus Kienholz im Freien auf der Wacht gegen Wölfe.

Nachdem Lesseps die ansässigen Korjäken am Penschinskischen Meerbusen kennen gelernt hatte, setzte er seinen Weg in südlicher Richtung längs dieser Bucht fort, um auch die nomadisirenden Stämme dieses Völkchens zu besuchen, die statt der Hunde sich der Renthiere bedienen. Von dem Städtchen Gischiga aus fuhr er mit einem Renthierschlitten weiter. Sein Führer war diesmal ein korjäkischer Prinz, Namens Ewiawa, den man sich allerdings nicht wie einen europäischen Fürsten vorstellen darf. Dieser Häuptling spannte die Renthiere aus und ein und besorgte alle Bedürfnisse für unseren Reisenden.

Ein Renthierschlitten ist ganz anders gestaltet, als ein Schlitten für Hunde. Auf zwei, sechs bis sieben Fuß langen Kufen ruht ein Schlittenkorb aus Flechtwerk, der mit einer offenen Galerie von kleinen Stäben, ungefähr wie bei den Rückenlehnen unserer Gartenbänke, umgeben ist. In diesen engen Raum legt man gewöhnlich die Vorräthe, welche dem Reisenden als Polster dienen. Es werden nie mehr als zwei Renthiere vorgespannt. Das Geschirr derselben besteht aus einem ledernen Kummet, welches über der Brust liegt. Die Zügel werden am Geweih befestigt. Außerdem hat der Führer noch einen Stock in der Hand, an dessen einem Ende eine Art Hammer angebracht ist. Das Querstück desselben besteht aus einem spitzen Knochen und dient als Peitsche, mit welcher die Thiere angetrieben und so geschlagen werden, daß bisweilen Blut von ihnen herabläuft.

Da Lesseps keinen Dolmetscher bei sich hatte, so konnte er sich mit seinem fürstlichen Führer nur mangelhaft verständigen. Gegen Abend wurde auf einem schneebedeckten Berge der erste Halt gemacht, obgleich derselbe in keinerlei Weise den Reisenden Schutz gegen den Wind zu gewähren vermochte; denn die Bequemlichkeit der Menschen wird bei der Wahl der Ruheplätze durchaus nicht in Betracht gezogen, man sieht blos auf die Renthiere und besonders darauf, daß sie unter dem Schnee Moos und Renthierflechten finden. Sie kratzen sogleich den Schnee auf, unter dem sie ihr Futter sehr gut hervorzuholen wissen.

Das Reisen mit korjäkischen Renthierschlitten ist für einen Europäer durchaus nicht angenehm zu nennen, denn die Fahrt geht vier, fünf oder sechs Tage lang hintereinander ohne größere Pause in einem Zuge fort. Die Renthiere sind nämlich so gewöhnt, daß sie Tag und Nacht zwei bis drei Stunden lang fortlaufen. Dann werden sie ausgespannt, um etwa eine Stunde zu weiden. Nachher laufen sie wieder mit dem vorigen Feuer, und so geht es alle Tage bis ans Ende der Reise. Lesseps konnte dieser Art zu fahren natürlich keinen Geschmack abgewinnen, doch wollte er es versuchen, einmal die Renthiere selbst zu lenken, obgleich er mit dem Hundeschlitten früher bereits üble Erfahrungen gemacht hatte. Er ließ sich daher von Ewiawa die Zügel geben und kutschirte lustig darauf los. Allein zum Dirigiren der Renthiere gehört noch weit mehr

Geschick als zum Leiten der Hunde. Er warf um und sein Bein blieb unglücklicher Weise in den Strängen hängen. Die Renthiere, welche keinen Zaum mehr fühlten, sausten wie der Wind über die Schneefläche und rissen den armen Lesseps mit immer größerer Geschwindigkeit fort; jede Bemühung, sich los zu machen, reizte sie nur noch mehr. So ward er von ihnen über Stock und Stein durch den Schnee fortgeschleppt; sein Kopf schleifte auf dem Schnee hin und ward unaufhörlich gegen die Kufe geschlagen. Man stelle sich vor, was er leiden mußte! Schon hatte er keine Kraft mehr, um zu schreien, schon schwand ihm das Bewußtsein, als zum Glück der Schlitten gegen einen aus dem Schnee hervorragenden Eisblock anstieß und durch den hieraus entstehenden Ruck das von den Strängen umwickelte Bein befreit wurde. Mit einigen starken Kopfwunden und einem aufgerissenen Bein kam Lesseps glücklich davon, aber er versuchte es nie wieder, mit Renthieren selbst zu fahren.

Ewiawa wußte nicht genau, wo die Hütte des Korjäkenfürsten Simeon Umiavin lag, den Lesseps zu besuchen wünschte. Er fuhr deshalb auf einen Berg hinauf und sah sich da nach allen Seiten um, suchte aber vergeblich das Lager des genannten nomadischen Fürsten zu entdecken. Nirgends zeigte sich eine Spur davon. Er fuhr deshalb voraus und ließ Lesseps allein in der Wildniß.

Nach Verlauf von drei Stunden kam er voller Freude zurück, denn er hatte das Nomadenlager gefunden und brachte die Nachricht mit, daß die Korjäken am andern Morgen erscheinen und Lesseps selbst zum Besuch einladen würden. Dieses geschah. Das Oberhaupt derselben näherte sich unter Verbeugungen unserem Reisenden und überreichte ihm zum Willkommen einen schönen Fuchspelz. Dann machte man sich gemeinschaftlich auf den Weg. Im Lager angelangt, kam der Umiavin Lesseps entgegen. Ihm sowol als seiner Familie konnte man das Vergnügen über den Besuch des Reisenden im Gesichte ablesen und Jeder wollte der Erste sein, der sich ihm näherte. Der alte Fürst hielt eine kurze, aber gefühlvolle Anrede und bat Lesseps, über Alles, was er nur habe, zu gebieten. Jeder half nun seinen Schlitten und das Gepäck unter Dach und Fach bringen.

Der Fürst war in seiner Jugend getauft und von den Russen Simeon genannt worden. Doch behielt er seine heidnische Religion bei und machte die Gebräuche des Christenthums nur äußerlich mit. Wie alle Korjäken, war er klein und schwarzbraun. Sein rechter Arm war lahm, infolge eines sehr gefährlichen Kampfes, den er einmal mit einem Bären gehabt hatte. Alle seine Gefährten waren bei Annäherung des gewaltigen Thieres vor Schrecken davongelaufen; er allein bot dem Thiere die Spitze, und obgleich er keine andere Waffe bei sich hatte, als sein Messer, so warf er doch endlich den Bären zu Boden und tödtete ihn.

Wie bei allen Korjäken bestand sein ganzer Reichthum in seinen Renthieren, die ihm Milch, Fleisch, Kleider, Felle zu den Hütten, Stiefeln, Mützen, Handschuhe, Betten, Decken,. Schlittenüberzüge, Zwirn zum Nähen aus den Sehnen, kurz fast alle Lebensbedürfnisse lieferten. Seine Herde mochte sich auf 800 bis 900 Stück belaufen, und Lesseps hatte sein Vergnügen daran, sie alle auf einmal zu übersehen. Die Renthiere befanden sich in einem vom

Berge geschützten, breiten Thale und suchten bald zerstreut, bald zusammen Flechten unter dem Schnee auf. Selten verlieren sich die Thiere und man bekommt sie immer leicht wieder. Um die nöthigen Thiere zur Bespannung von Lesseps' Schlitten herauszusuchen, wurde die ganze Herde zusammengetrieben. Auf den Zuruf des Hirten kamen die gezähmten Renthiere herbei; die jungen aber, und die, welche zum Dienste nicht taugten, liefen auf einer andern Seite davon. Die trägen und widerspenstigen wurden umgangen und vermittels einer Schlinge, die man ihnen mit außerordentlicher Geschicklichkeit umwarf, brachte man es bald dahin, daß man sie wegführen konnte.

In jeder Herde sind fast immer drei oder vier Renthiere zur Jagd abgerichtet. Ihr Instinkt ist unbegreiflich; sie jagen im Weiden. Trifft eines von ihnen ein wildes Renthier an, so ahmt es sogleich, ohne irgend ein Zeichen von Freude oder Verwunderung zu äußern, den Gang und alle Sitten des letzteren nach, das dann bisweilen näher kommt, ohne Gefahr zu vermuthen. Bald spielen sie beide zusammen. Ihre Geweihe schlingen sich wechselweise ineinander. Während dieses neckenden Umherlaufens weiß das zahme Renthier seinen Fang nach und nach so nahe an den Jäger heranzulocken, daß dieser es mit der Flinte erreichen kann. Ist das zahme gut abgerichtet, so hat man gar das Vergnügen, das wilde lebendig zu bekommen. Man braucht dem ersteren nur eine Schlinge an das Geweih zu hängen, so wirft es sie im Spielen um das Geweih des anderen. Je mehr sich dieses nun loszukommen bemüht, desto fester zieht die Schlinge sich zu, und desto näher zieht jenes das andere zu sich, damit sein Herr herbeikommen und es fangen kann.

Eine andere Art, die vielen wilden Renthiere zu jagen, ist eben so sicher wie bequem. Die Korjäken umgeben nämlich ein Stück Land mit Palissaden und lassen nur einige schmale Oeffnungen darin, in denen sie Netze oder Schlingen aufstellen. Dann theilen sie sich, um die Renthiere hineinzujagen. Diese wollen sich retten, stürzen hinein, und werden entweder am Halse oder am Geweihe gefangen. Zwar entkommen immer viele, welche die Netze zerreißen oder über die Palissaden wegsetzen, indeß giebt eine Jagd, die von zwanzig bis dreißig Mann angestellt wird, bisweilen eine Ausbeute von 60 Renthieren.

Simeon Umiavin ließ für Lesseps ein junges Renthier, das beste, welches er hatte, schlachten. Zugleich fügte er noch die Hälfte von einem wilden Renthiere hinzu, das noch saftiger schmeckte. Dann begaben sie sich gemeinschaftlich in die Jurte oder ins Zelt des alten biedern Korjäken. Die Wohnungen der nomadisirenden Renthier-Korjäken haben keinerlei Aehnlichkeit mit den unterirdischen Behausungen der ansässigen, die wir oben erwähnten. Sie bestehen aus großen runden Zelten, die in dem Boden befestigt sind. Man zeichnet, um sie zu erbauen, einen großen Kreis in den Schnee, der innerhalb der Linie hinausgeschaufelt wird. Dann steckt man ringsumher, in gleichen Entfernungen von einander, eine Menge Pfähle in die Erde, die sich gegeneinander neigen und sich stützen. Auf diesem groben Gerüste liegt eine gegerbte Decke von Renthierhäuten, welche nur die Spitze des Stangengerüstes frei läßt, damit der Rauch dort abziehen kann. Daraus entspringt dann die Unbequemlichkeit, daß der Regen und der Schnee stets von oben in die elende Jurte eindringen.

Die Familie, das Gesinde und die Knechte für die Renthiere schlafen unter Pologs, einer Art von Zelten, die rings um die Jurte herumliegen.



Korjäkische Geräthschaften. Nach Pritschew.

Da das ganze Haus rasch auf- und abgebaut werden kann und sich leicht und bequem von einem Orte zum andern schaffen läßt, so können die Korjäken schnell

ihren Aufenthalt ändern. Ist der neue Lagerplatz gewählt, wobei man immer solche Orte aussucht, die nahe an Flüssen liegen und wo viel Moos wächst, so richtet man das Zelt schon mit der Absicht an dem Orte auf, ihn augenblicklich wieder verlassen zu können. Daher läßt man die Schlitten ganz beladen bei den Wohnungen stehen und packt die darauf befindlichen Sachen nur dann aus, wenn man sie gerade nöthig hat.

Schmuz und Liebe zum Branntweintrinken fand Lesseps auch bei diesen nomadischen Korjäken, die übrigens, wenn sie auch ganz im Zustande der Wildheit leben und das Christenthum nur äußerlich angenommen haben, doch auch wieder viele gute Seiten haben. Ihre Geräthe und Waffen zeugen von einigem Kunstsinn, namentlich sind ihre Körbe aus Stroh so künstlich geflochten, daß nicht ein Tropfen Wasser durch dieselben hindurchläuft. Ihre Hauptwaffe ist eine einfache Lanze (s. S. 213). Als Arzneimittel wenden sie die von einer Doldenpflanze, die auch bei uns in Deutschland wächst, stammende Bärwurzel an. Der Name derselben zeigt zur Genüge, wem sie die Kenntniß derselben verdanken. Sie bemerkten nämlich, daß der Bär, wenn er verwundet worden ist, vorzugsweise von dieser Pflanze zu fressen und sich darauf herum zu wälzen pflegt. Daraus muthmaßten sie denn, daß die Bärwurzel heilkräftig sei, und beschlossen Gebrauch davon zu machen. So mußte denn der Bär ihnen in der Arzneikunde den ersten Unterricht ertheilen. Wie die Korjäken versichern, heilt der Bär mit der Pflanze alle seine Wunden, und daher ist es nach ihrer Ansicht möglich, daß sie auch auf den Menschen heilsam wirkt.

Nachdem Lesseps einige Tage die Gastfreundschaft Umiavin's genossen, brach er mit seinen Schlitten zur Weiterreise auf. Die Fahrt ging längs dem Ochotskischen Meere auf das Städtchen Jamsk zu, wo unser Reisender wieder auf Russen treffen sollte, und wo der gefahrvolle Theil seiner Reise überstanden war. Doch zuvor hatte er noch arge Beschwerden durchzumachen. Der Schnee lag über einen Meter hoch und war so locker, daß die Renthiere bis an den Hals hineinsanken. Mehrere wollten auch schlechterdings nicht mehr vom Flecke, und diese mußten unterwegs zurückbleiben. Sobald die Thiere müde werden, muß man anhalten oder sie zurücklassen, während die Hunde selbst bei Hunger munter weiter laufen. Dabei stellte sich noch ein entsetzlicher Schneesturm ein; man war in Gefahr, den Weg zu verlieren, und die Führer riethen dringend dazu, bei einigen verlassenen Jurten Halt zu machen. Die Reisegesellschaft langte dort ganz erstarrt und mit Schnee bedeckt an und Jeder wollte zuerst in die Jurte hinein, um sich vor dem Sturme zu schützen. Aber der Eingang war über einen Meter hoch mit Schnee versperrt und mußte erst aufgeschaufelt werden. Mit dieser Arbeit brachten sie einige Stunden zu, aber nun fehlte ihnen eine Leiter, um in das Innere der Jurte zu kommen, denn diese rührte von ansässigen Korjäken her und war also tief in der Erde ausgehöhlt. Endlich wagte es der Dreisteste, hineinzuspringen, und die Andern folgten ihm nach. Sie fielen auf einen Haufen Seehunde, die ganz gefroren und zum Theil angefressen waren, ohne Zweifel von wilden Thieren. Ein ledernes Netz, welches im Winkel lag, war die einzige Spur, daß sich Menschen hier befunden hatten; wahrscheinlich hatten die Korjäken die Jurte als Vorrathskeller gebraucht.

Die Seiten derselben waren ganz mit Eiszapfen überzogen, und in diesem Eisloche mußten die Reisenden die Nacht verbringen.

Lesseps legte sich auf die ledernen Netze in einen Winkel und die Korjäken nahmen den andern Raum ein. Da dieser jedoch sehr enge war, so konnten sie sich nicht einmal ausstrecken. Sie hockten nieder wie die Affen, steckten den Kopf in ihre Parke, stützten die Elnbogen auf die Kniee und schliefen ruhig bis zum nächsten Morgen. Die folgenden Tage hielt das Unwetter an, ja es schien noch stärker werden zu wollen; sobald Einer von der Gesellschaft den Fuß aus der Jurte setzte, wurde er vom Sturm umgeworfen und mußte schleunigst umkehren. Das Feuer, welches im Innern angezündet worden war, verursachte einen beißenden Rauch, die Eiskruste an den Wänden schmolz und rieselte in kleinen Bächen hernieder. Der Boden wurde zu einer förmlichen Pfütze aufgeweicht und die Seehunde fingen an, einen Pestgeruch zu verbreiten. Dazu gesellte sich die Ausdünstung von sieben höchst unsauberen Korjäken, sodaß der Aufenthalt in der Jurte ein ungemein peinlicher wurde. Aber hinaus konnte man auch nicht, denn dort stand das Leben auf dem Spiele. Mehrere Tage mußte Lesseps in dem Loche aushalten, dann endlich schlug der Wind um, das Wetter änderte sich und der Befreite konnte nun die Weiterreise nach Jamsk antreten, wo er am 24. April glücklich anlangte.

Immer parallel dem Ochotskischen Meere, führte die Reise in westlicher Richtung weiter. Zunächst fiel ein Berg auf, welcher Babuschka genannt wird und der bei den Korjäken in großem Ansehen steht; die Fahrt an seinen Abhängen hin, über welche der Weg führt, ist sehr gefährlich. Deshalb opfern hier auch die Eingeborenen, wenn sie alle Gefahren glücklich überstanden haben, Stückchen Tabak, Fische, Eisen und Wasser, selbst einen Wurfspieß aus Elfenbein mit schöner Schnitzerei, den Lesseps sich aneignen wollte. „Was willst Du thun?“ riefen ihm ängstlich die Begleiter zu; „Du stürzest uns ins Unglück, wenn Du Dich an dem Heiligthum vergreifst.“ So mußte er ablassen und weiter fahren. Solche Opferstätten finden sich bei den meisten nordasiatischen Völkern; bei den Mongolen heißen sie z. B. Obo und oft genügt die Darbringung eines Steines, oder auch Pferdehaar, wenn gerade nichts Anderes vorhanden ist. Auch in Amerika, Afrika, Europa sind solche Opferstätten, meist an gefährlichen Pässen, auf Gebirgshöhen u. s. w. zu finden. Hier liegt einer der Züge vor, welche dem ganzen Menschengeschlecht eigen sind.

Da der Schnee zu schmelzen anfing, mußte Lesseps die Kufen seiner Schlitten breiter machen, indem er Walfischknochen darunter binden ließ. Eine Strecke weit führte sein Weg nun über das Meer hin, während das Eis schon im Aufgehen begriffen war. Das gefahrvollste Stück der Reise! „Ich sah an der Küste nichts als eine Kette von Felsen, die auf der Seeseite beinahe der ganzen Länge nach eine platte Fläche zeigte. Das Meer hatte, beim Aufheben des Eises an der Seite dieser ungeheuern Mauer, einen Rand zurückgelassen; aber diese Art von Gesimse war nicht über zwei, und oft nur über einen Fuß dick. Acht Fuß tiefer sah man die Wellen sich an den Felsen brechen und unzählige Klippen unter der Oberfläche hervorragen.“ Ueber solch gefährliche Passagen bringt man dort Hunde und Schlitten hinweg und auch Bulitschew,

nach dessen „Großem Atlas" wir hier eine Abbildung der Hundeschlittenkarawanen am Ochotskischen Meere geben, erwähnt ähnliche schwierige Stellen.

Entlang der Küste liegen noch verschiedene kleine Posten, in denen einzelne russische Ansiedler neben den Eingeborenen wohnen, welche von Tauisk an bereits Lamuten sind, die zu den Tungusen gehören. Vom Stanowoi-Gebirge, welches die Wasserscheide zwischen dem Gebiete des Ochotskischen und Eismeeres ist, rieseln zahlreiche kleine Flüsse herab, die jedoch sämmtlich nicht schiffbar sind. Der längste unter diesen ist die Ochota, welche der Stadt den Namen gab, die einst eine Rolle als der östlichste Hafen Rußlands spielte und nach der wieder ein großes Meer benannt ist, nämlich Ochotsk.

Bereits im Jahre 1649 hatten die Russen an der Stelle, wo das heutige Ochotsk steht, ein Blockhaus errichtet; im Jahre 1735 wurde der Hafen von Ochotsk gegründet und die Ansiedlung zum Hauptort eines besonderen Territorialbezirkes gemacht; erst durch Ukas vom 2. August 1849 wurde diese Selbstständigkeit wieder aufgehoben und die Stadt sammt Territorium dem jakutischen Kreise einverleibt. Lange Zeit hindurch war Ochotsk der einzige Hafen an der Ostküste des großen Russischen Reiches; von ihm aus wurden alle Beziehungen mit Kamtschatka und Amerika unterhalten. Für die amerikanische Compagnie verlor Ochotsk seine Bedeutung erst im Jahr 1846, nachdem dieselbe für ihre Operationen einen neuen Hafen in Ajan gefunden hatte.

Der Hafen von Ochotsk ist viel besucht und viel beschrieben worden; letzteres geschah jedoch immer unvollständig und oberflächlich; Minicki, welcher mehrere Jahre Kommandant des Hafens war, veröffentlichte im Jahre 1815 zuerst eine hydrographisch-statistische Schilderung desselben; seine ursprüngliche Besitzergreifung dagegen, sein allmähliches Aufblühen sowie die endliche Abnahme seiner Bedeutung, mit einem Worte seine Geschichte, war uns bis in die neueste Zeit vollkommen dunkel geblieben.

Im Jahre 1645 durchschiffte der Kosak Wassilji Pojarkow, derselbe, den wir schon als kühnen Pionier am Amur kennen lernten, das Ochotskische Meer, und gelangte, der Küste entlang segelnd, bis an die Mündung des Flusses Ulja (57° n. Br.). Nach Verlauf von zwei Jahren wurde der Kosak Semen Schelkownik von Jakutsk aus zu gleichem Zweck abgesendet; derselbe gelangte etwas weiter, bis zum Fluß Ochota, unterwarf die dort wohnenden Tungusen und legte drei Werst oberhalb der Mündung der Ochota eine Winterstation an. Schelkownik starb, seine Gefährten aber, obgleich von den Eingebornen beständig bedrängt und an Allem den äußersten Mangel leidend, hielten dort aus, bis Hülfe von Jakutsk eintraf, und errichteten im Jahre 1649 an der erwähnten Winterstation ein Blockhaus. 1665 wurde dasselbe weiter aufwärts an eine sieben Werst von der Mündung entfernte Stelle verlegt, 1688 aber wieder in die Nähe der ursprünglichen Anlage versetzt. Das sind also die bescheidenen Anfänge von Ochotsk. Im Jahre 1696 unterwarfen die Russen Kamtschatka, setzten sich auf der Halbinsel fest, und begannen nun von der Penschinskischen Bucht aus ihre Fahrten längs der kamtschadalischen Westküste bis an den äußersten südlichen Punkt derselben, worauf sie endlich zwischen 1711 und 1713 bis zu den Kurilen gelangten.

Nachdem man das Ochotskische Meer von allen Seiten umgangen, ergab sich die direkte Seeverbindung Sibiriens mit Kamtschatka via Ochotsk von selbst.



Reise mit Hundeschlitten am Ochotskischen Meere. Nach Bulitschew.

Die sibirischen Heerführer waren deshalb nun darauf bedacht, dort dauerhafte Einrichtungen zu treffen. Doch wurde erst im Jahre 1716 eine

ununterbrochene Verbindung Sibiriens mit Kamtschatka zur See hergestellt und Ochotsk ward jetzt, als Irkutsk zunächst gelegen, der natürliche Mittelpunkt der ganzen administrativen Thätigkeit des dortigen Landstriches; das war die Blütezeit des Ortes.

Von nun an wurden alljährlich Fahrten von Ochotsk nach Kamtschatka unternommen, und zwar auf sogenannten Lodjen (von den Russen Lodja genannt), einmastige Schiffe, welche nur aus fest übereinander gefügten Bretern bestanden. Bald trafen auch mit der Geschäftsleitung betraute Beamte aus St. Petersburg ein, unter diesen die Archangels'schen Seefahrer Kondrati, Moschkow und Nikiphor Treska, sowie die beiden kriegsgefangenen Schweden Johann und Andreas Busch. Im Jahre 1727 wurde in Ochotsk für die Expedition Bering's ein größeres Schiff gebaut, welches den Namen „Fortuna" erhielt; überhaupt florirte der Schiffsbau in jener Zeit. An Gebäuden waren damals in der neurussischen Hafenstation vorhanden: ein Wachhaus, ein Gebäude zur Empfangnahme des Jassak (des von den Eingeborenen zu entrichtenden Tributs), ein Waarenmagazin sowie einige kleine Wohnhäuser.

Als Bering im Mai 1731 von seiner ersten Expedition zurückgekehrt war, ward beschlossen, in Ochotsk einen eigentlichen Hafen anzulegen, „damit dadurch", wie es in dem betreffenden Erlasse heißt, „sich die Bevölkerung vermehre und Getreide gebaut werden könne, der Hafen selbst aber auch größeren Seeschiffen als Zufluchtsort diene und als Ueberfahrtsstation nach Kamtschatka und von dort zurück benutzt werde." Mit der Ausführung dieses Planes wurde der in Chingansk in der Verbannung lebende ehemalige Direktor der Marine-Akademie Skorniakow-Pissarew betraut, der 1735 denn auch ungesäumt mit dem Bau begann.

Unterdessen wurden immer größere Expeditionen nach Kamtschatka wie nach Amerika von Ochotsk aus unternommen; wir besitzen aus jener Zeit genaue statistische Angaben, aus welchen hervorgeht, daß Ochotsk damals bedeutend im Zunehmen begriffen und viel von Seefahrern und Kaufleuten besucht wurde; im Jahr 1742 besaß dasselbe bereits seine Kirche, der Verklärung Christi geweiht, eine Kanzlei, eine Kaserne, drei Werkstätten (Kalfaterer, Gerber und Schmiede), 5 Waarenmagazine, 40 bewohnte Häuser und 5 Läden; in der Sloboda (eine Art Vorstadt) waren gleichfalls mehrere Kasernen, Magazine und Wohnhäuser, welche den Offizieren und Mannschaften der Expeditionen zum Aufenthalt dienten. Die russische Flotille, welche zu jener Zeit dort lag, bestand aus 8 Fahrzeugen, welche in den vorerwähnten statistischen Angaben sogar namentlich aufgeführt sind. Je weniger sich indessen damals die Regierung um den Hafen von Ochotsk kümmerte, desto mehr entwickelte sich die Privatthätigkeit sowie die Unternehmungen nach den verschiedenen Inseln des östlichen Ozeans. Ochotsk nahm seit der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts bedeutend an Größe und Einwohnerzahl zu; man that mehr für den Hafen, und die russische Regierung verfehlte auch nicht, der Regsamkeit ihrer in den dortigen Gewässern umherschiffenden Unterthanen thatsächlichen Beistand angedeihen zu lassen. Gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte sich die Häuserzahl des russischen Hafenplatzes bis auf 140

vermehrt, worunter allein 13 Krongebäude; in der Nähe des Hafens hatte man verschiedene Etablissements angelegt, sowie zwei Spitäler, eines für die Einwohner und das andere für die Seeleute, errichtet. Die Zahl der Einwohner war bis auf 1000 Seelen herangewachsen, darunter Beamte der Regierung, Kaufleute, Bürger, welche verschiedenartige Handwerke trieben, und Verbannte; die aus Matrosen und Marinesoldaten bestehende Besatzung betrug durchschnittlich 400 Mann.

Obgleich die Existenz eines dem östlichen Endpunkte Asiens gegenüberliegenden Festlandes den Sibiriern schon seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts unter dem Namen Bolschaja Semlja (Großes Land) bekannt war, so wurden die Expeditionen nach Amerika doch viel später unternommen. Erst nach der von Bering geleiteten ersten Expedition nach Kamtschatka (1725—1730) dachte man in Petersburg daran, Schiffe nach der Bolschaja Semlja — nach Amerika, und zwar von Ochotsk aus, abgehen zu lassen. Der unternehmungslustige und kühne Kosake Athanasius Schestakow wurde im Jahr 1729 an die Spitze einer aus drei Schiffen bestehenden Expedition gestellt, welche Kamtschatka umsegelnd nach Amerika zu gelangen suchte; Schestakow wurde jedoch in einem Kampfe mit den Tschuktschen getödtet, eines seiner Schiffe von den Korjäken verbrannt, worauf die beiden anderen im Herbste des folgenden Jahres wieder in Ochotsk eintrafen. Von jetzt an wurde Ochotsk der Ausgangspunkt für diese in immer größerem Maßstabe von den Russen fortgesetzten Unternehmungen. Im Jahre 1732 erreichten die beiden Kapitäne Gens und Fedorow nach mannichfachen Beschwerden und langen Irrfahrten die amerikanische Küste; dieselben führten während ihrer Fahrt genaue Tagebücher und schickten nach ihrer Rückkehr umständliche Berichte ein. Durch dieselben war man in den Stand gesetzt, späteren Expeditionen genauere Instruktionen zu ertheilen, als dies früher möglich war.

Im Jahre 1815 wurde auf den Vorschlag Minicki's der Hafen von Ochotsk auf die andere Seite der gemeinschaftlichen Mündung der Ochota und des Kuchtui in der Nähe der tungusischen Sandbank verlegt; war auch diese Stelle felsig und von geringer Tiefe, so verblieb hier doch der Hafen bis zum Jahre 1849, wo die Amerikanische Compagnie ihn völlig aufgab. Gehen wir nun zu einer Schilderung des Hafens selbst über. Die beiden Flüsse Ochota und Kuchtui, eine fast vollkommen parallel laufende Richtung verfolgend, ergießen sich in einer gemeinsamen Mündung in das Meer, welche ziemlich enge und außerdem noch durch eine Sandbank versperrt ist, sich sichelförmig ausdehnt und eine Breite von 60 Meter besitzt; das hart an der Sandbank befindliche Fahrwasser hat eine Breite von 60 bis 80 Meter, seine Tiefe beträgt bei geringem Wasserstand $1^1/_3$ Meter und zuweilen noch weniger; bei der besonders zur Zeit des Neu- und Vollmondes stattfindenden Flut steigt das Wasser bis zu einer Höhe von 3, in den Monaten Oktober und November jedoch bis zu 4 Meter. Der Fluß Kuchtui, an welchem sich der neue Hafen befindet, ist besonders in einiger Entfernung von der Mündung sehr seicht; das Bett ist lehmig und mit Sand und Geröllе bedeckt. Auf dem Festlande, ungefähr 7 Meilen von der Stadt entfernt, erheben sich Berge. An beiden Flüssen

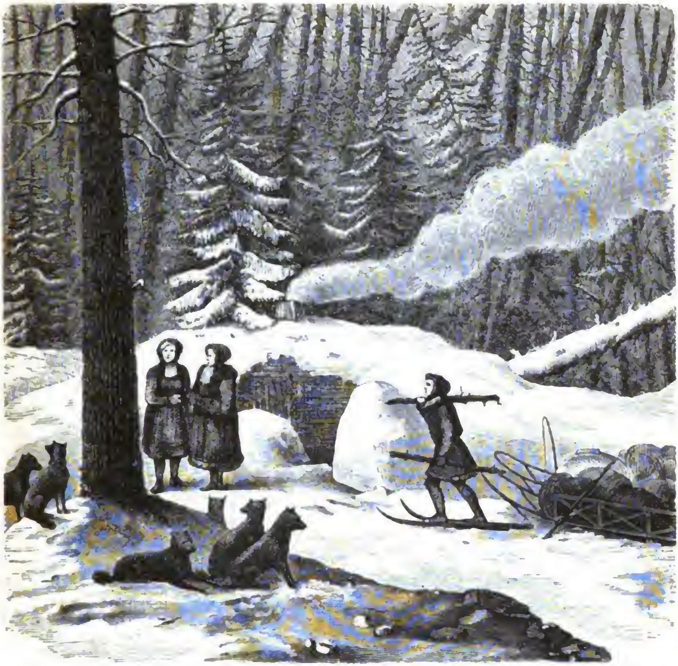
ziehen sich ausgedehnte Wälder hin, meist aus Lärchen bestehend, welche sich ganz vorzüglich zum Schiffbau eignen; Fische, die Hauptnahrung der Bewohner, werden allenthalben in großer Menge gefangen. Das Eis verschwindet in den Flüssen bereits im Monat Mai; vor der Mündung dagegen erblickt man noch den ganzen Juli hindurch Eisstücke, welche aus den beiden Buchten von Gischiginsk und Penschinsk hierher geführt werden; im November, bisweilen aber auch schon im Oktober, frieren die Flüsse zu, was wol hauptsächlich eine Folge der äußerst kalten und scharfen Winde ist, welche sich um diese Zeit einstellen; auch hört von da an die Schiffahrt völlig auf.

Sowol der Zugang als die Ausfahrt aus dem Hafen ist für Fahrzeuge äußerst beschwerlich; die ankommenden Schiffe sind genöthigt, entweder an einer vollkommen offenen Rhede vor Anker zu gehen oder so lange unter Segel zu bleiben, bis ein günstiger Wind oder die Flut sich einstellt; dasselbe ist mit den auslaufenden Schiffen der Fall, welche immer das Zurücktreten der Flut abwarten müssen. Auch im Flusse selbst finden die Schiffe wegen der reißenden Strömung und der zu geringen Breite keinen hinlänglich gesicherten Aufenthalt; im Winter müssen die Fahrzeuge auf das Land sogar hinaufgezogen werden um nicht durch das Eis Schaden zu leiden. Ackerbau wird in Ochotsk und dessen Umgegend nicht getrieben; nur Gartenfrüchte, wie Rüben, Rettige, Kartoffeln und Kohl, werden von den Einwohnern gezogen.

Bei dem letzten Census betrug die Einwohnerzahl von Ochotsk 884 Seelen, worunter 596 männlichen und 288 weiblichen Geschlechts; die Stadt besitzt eine Kirche, einen großen Kaufhof und eine Werfte mit Vorrathshäusern, Magazinen u. s. w. und wird durch eine gute Batterie vertheidigt. Zu den Hafengebäuden, welche Eigenthum der Krone sind, gehört die Wohnung des Hafenkommandanten, die Hafenkanzlei, die Kasernen u. s. w. Die verlassenen Gebäude der Amerikanischen Compagnie werden als Kasernen und Spitäler verwendet; an dem Kuchtui, $3^1/_2$ Meilen westlich von der Stadt, befindet sich eine Salpetersiederei und eine Meile weiter aufwärts eine Ziegelei, deren Material an Ort und Stelle gewonnen wird.



Korjäken. Nach Bulitschew.



Winterhütte im Walde. Nach Bulitschew.

11. Die Tschuktschen.

Stellung der Tschuktschen in der Völkerkunde. — Namen. — Religionsbegriffe. — Berauschungsmittel. — v. Maydells Expedition ins Tschuktschenland. — Nischne Kolymsk. — Aniusk. — Ringkämpfe. — Amraurgin, der Tschuktschenfürst. — Zelte der Tschuktschen. — Tschuktschenküche. — Jahrmarkt am Aniu. — Wettfahrten. — Heidenthum und Christenthum. — Stellung der Frauen. — Familienleben. — Reisen im Tschuktschenlande. — Erreichung des Anadyrbusens. — Renthieropfer. — Das Anadyrskische Gebirge. — Kennan's Fahrt den Anadyr entlang.

Die Tschuktschen sind das interessanteste, aber am wenigsten bekannte Volk Sibiriens; dieser Name soll aber nur ein ihnen von Russen beigelegtes Schimpfwort sein, während sie selbst sich Müri nennen, was vielleicht mit der Eskimobezeichnung für Mensch = Mit zusammenhängt. Alte Sagen verknüpfen sie mit dem jetzt verschwundenen Urvolk der Tschuden, das über die weiten Landstrecken Sibiriens als unbestrittener Herrscher einst gewaltet haben soll, solange nur die Edeltanne ihr stolzes Haupt erhob. Als aber zwischen diesen einst die weißen Stämme der Birke aufwuchsen, da erkannten die Tschuktschen, daß die Boten des weißen Zaren nicht mehr ferne seien, und wanderten aus nach dem fernsten Norden, bis dahin, wo das Eismeer ihre Schritte hemmte.

Unter dem gemeinsamen Namen der Tschuktschen werden zwei einander benachbarte Völker verstanden, die indessen ganz verschiedenen Sprachgruppen angehören. Es sind dieses die eigentlichen Tschuktschen, auch nomadisirende oder Renthiertschutkschen genannt, und die seßhaften Tschuktschen, welche man aber besser (mit Sagoskin) als Namollo bezeichnet. Während diese Insel- und Küstenbewohner (Eskimos) gleich ihren amerikanischen Stammgenossen fast ausschließlich von Fischfang und Jagd auf Seethiere leben, führen die asiatischen Binnenlandtschuktschen vorzugsweise ein Nomadenleben. Ihr ganzer Reichthum besteht in zahlreichen Renthierherden und nur die Noth, wenn sie jene infolge von Seuchen verloren, vermochte sie, ihrer ererbten Lebensweise entsagend, sich feste Wohnsitze zu wählen und auf Seeerwerb auszuschauen. Wir verstehen also, wenn wir den Namen Tschuktschen gebrauchen, nur das nomadisirende asiatische Renthiervolk, welches sehr verschieden von den Namollo ist. Dagegen ist die Verwandtschaft der Tschuktschen und Korjäken eine sehr nahe, wie von Steller, Kraschenimikow, Dittmar und Radloff hervorgehoben wird. Wie nahe sich noch im vorigen Jahrhundert Korjäken und Tschuktschen standen, beweist Stellers Behauptung, daß „beide Völker sich vollkommen verstehen und ohne Verirrung miteinander sprechen", womit auch Dittmar übereinstimmt, indem er sagt: „daß sie sich schon nach kurzem Verkehr miteinander sehr wohl verstehen und gegenseitig von den Russen als Dolmetscher gebraucht werden."

Gleiche Lebensweise, Lage der Wohnsitze, der gegenseitige Verkehr herüber und hinüber bringt diese beiden Verwandten einander nahe. Zum Ueberfluß wird ihre gemeinsame Abstammung auch noch durch den Namen belegt, welchen nach Steller sich die Korjäken selbst beilegen. Er lautet Tschautschau = kleine Leute, was sich im Munde der Russen zu Tschuktschen umformte; die Tschuktschen dagegen werden von den Korjäken ebenfalls Tumuhutu genannt. Den Namen Korjäke endlich leitet Steller von Chora, Renthier, ab, weil die Russen dieses Wort bei ihrer ersten Bekanntschaft am häufigsten aus dem Munde dieses Volkes hörten.

Was wir über die Religionsbegriffe der Tschuktschen kennen, hat A. Bastian von einem Missionar in Irkutsk erfahren. Die Tschuktschen erkennen eine Gottheit an, die sowol Gutes als Böses thun kann. Sie wohnt oben im Himmel, wohin Niemand kommen kann, und wird Aenen genannt. Nach Aenen oder Gott werden die Schamanen der Tschuktschen Gottmenschen oder Aenen-Klawil genannt. Bei den gewöhnlichen Kultushandlungen fungirt der Aelteste des Stammes als Schamane, und agirt bei Nacht mit der Zaubertrommel vor dem Feuer. Wird dagegen bei wichtigeren Ceremonien ein wirklicher Priester zugezogen, so darf keine helle Flamme flackern, sondern Alles wird ausgelöscht bis auf einige glühende Kohlen, die in der Dunkelheit ihren düstern Schein verbreiten. Die in menschenähnlicher Form aus Holz geschnitzten Götzen werden „Kama" genannt, und soll dieses Wort nach Ansicht der Tschuktschen ihnen aus der Fremde zugekommen sein, was vielleicht auf den Kamidienst der Japanesen hindeutet. Außer diesen menschenähnlichen Götzen, die, wie die ostjakischen, mit einem in den Mund gesteckten Stück Speck regalirt zu werden

pflegen, stehen bei den Tschuktschen in einem kleinen Verschlage andere Götzen als Hofgötter, und werden außerdem Götzenbilder, meistens in thierischer Form, an bemerkenswerthen Theilen des Weges aufgestellt, z. B. an Ueberfahrten, als Ueberfahrtsgötter. Beim Tode eines Verwandten wird, um das Andenken an denselben lebendig zu erhalten, irgend ein Gegenstand, der Schnabel eines Vogels, ein Knochen, eine Fischgräte oder dergleichen mehr, neben dem Kama niedergelegt und dort verwahrt. Sollte bei Aenderung des Wohnplatzes ein Abzug nöthig werden, so sind mit der Götzenfigur alle diese Reliquien fortzutransportiren, und die Menge derselben beläuft sich oft auf mehrere Fuder. Bei festlichen Gelegenheiten sind dann die Tschuktschen alle diese Gegenstände auszubreiten gewohnt, und die an Dahingeschiedene erinnernden Stücke werden von den nächsten Verwandten angelegt. Die Todten werden entweder verbrannt oder man legt den aufgeschnittenen Leichnam auf einen Hügel, mit einem geschlachteten Hund oder Renthier daneben.

Sollte ein Tschuktsche des natürlichen Todes sterben, so würde dieses seinem Stamme zu großer Schande gereichen. Zeigt sich deshalb die Annäherung des Todes, so versammeln sich die Verwandten um den Sterbenden und schärfen vor seinen Augen die Lanze, womit sie ihn durchstechen, nachdem sie ihm Grüße an die ins Jenseits vorangegangenen Freunde aufgetragen haben.

Wie im deutschen Volksglauben der tückische Wassermann die Seelen der Ertrunkenen in zugedeckten Töpfen bei sich zurückbehält, so ist ihnen auch bei den Tschuktschen ein besonders unglückliches Loos beschieden. Sie pflegen in solchem Falle Grütze in das Eismeer zu werfen und bitten die Wassergeister, die ertrunkenen Freunde, die in ihre Gewalt gerathen sind, damit zu bewirthen. Die Verpflichtungen zur Blutrache sind bei den Tschuktschen sehr ausgebildet und werden von den Hinterbliebenen genau eingehalten. Es kommt mitunter vor, daß sie Plünderungszüge nach den amerikanischen Inseln unternehmen, um Mädchen oder Sklaven zu rauben, und gewöhnlich ist es in solchem Falle ein angesehener Häuptling, der, wie bei den alten Germanen, thatenlustige Jünglinge als Freiwillige um sich sammelt, und ihnen dafür Anspruch auf einen Beuteantheil gewährt. Sollte es sich indeß ereignen, daß bei solchen Expeditionen einer der Gefährten sein Leben verliert, so machen die Verwandten des Gefallenen den Anführer verantwortlich, dessen schlechter Leitung dieses Mißgeschick zugeschrieben ward; wenn er sich nicht völlig zu rechtfertigen vermag, muß er, wie einst der Feldherr von Karthago, für seine Niederlage mit dem Tode büßen.

Der böse Geist wohnt, nach der Ansicht der Tschuktschen, in dem Wapach genannten Pilz, der zwar nur selten angetroffen wird, aber wenn er sich findet, immer Gelegenheit zu großen Festlichkeiten giebt. Er muß indeß in Stücke zerschnitten verschluckt werden, da es bedenklich sein würde, den Teufel zu zerkauen. Wenn sie, infolge des berauschenden Giftes, beginnen sich schwach zu fühlen, so sagen sie, daß der Teufel anfange, sie zu überkommen, und wenn sie im vollen Rausche ganz abgemattet daliegen, sagen sie, daß sie schon zu der Würde eines hohen Häuptlings erhoben seien. Als der Missionar die Tschuktschen fragte, weshalb sie denn von diesem Zeuge äßen, wenn sie doch wüßten,

daß der Teufel darin stecke, erwiederten sie ihm mit vornehmer Großthuerei: sie verschlängen diesen Pilz, um ihre Kräfte mit dem bösen Geist zu messen, und zu erproben, ob sie stark genug seien, seinen Anfällen zu widerstehen. Die Sünde ist eben süß, wenn auch ein sicherer Katzenjammer folgt. Ob dieser Pilz der bei anderen sibirischen Völkern als Berauschungsmittel angewandte Fliegenschwamm sei, ist in unserer Quelle nicht gesagt; doch ist dieses wohl anzunehmen.

Das Innere der eigentlichen Tschuktschenhalbinsel, östlich von 180°, ist bisher noch von keinem Europäer durchzogen worden. Stets stellten sich Hindernisse in den Weg, die aber mehr natürlicher Art waren, als von den Tschuktschen ausgingen, die als wild, ungeberdig und den Russen feindlich gesinnt verschrieen waren. Am weitesten drang die Expedition des Barons G. v. Maydell vor, welche im Sommer 1868 von der russischen Regierung ausgerüstet wurde, um das asiatische Osthorn zu durchforschen. Als Begleiter waren Maydell beigegeben der Astronom Karl v. Neumann, der Topograph Afanasjew und der Chirurg Antonowitsch. Als Dolmetscher diente Jegor Lygtschin, ein unter den Tschuktschen aufgewachsener und ihrer Sprache völlig mächtiger Jukagire; außerdem drei Kosaken.

Maydell verließ am 27. August 1868 Irkutsk, wo die Expedition ausgerüstet worden war, traf am 22. September in Jakutsk ein und war am 16. Januar 1869 in Sredne Kolymsk, einem schon jenseit des Polarkreises gelegenen Städchen am linken Ufer der ins Eismeer mündenden Kolyma. In dieser Gegend treffen Jukagiren und Tschuktschen zusammen, ja seit 1866 sind sogar Tschuktschen auf das linke Ufer der Kolyma, in die große (bolschaja) Tundra versetzt worden, welche im Norden vom Eismeer, im Osten von der Kolyma, im Süden von deren Nebenfluß Fedoticha begrenzt wird.

Diese Gegend bietet einen ausgezeichneten Weideplatz für Renthiere dar und wird seit langer Zeit von den Tschuktschen als ihr gelobtes Land betrachtet. Hier haben blutige Kämpfe zwischen Tschuktschen und Kosaken stattgefunden; die Letzteren, im Bunde mit Jukagiren, Lamuten und Tschuwantschen, blieben Sieger; eine Reihe von Ortsbenennungen, wie Pochodsk (Pochod = Feldzug), Ubijonnaja (die Mörderische), Pogromnaja (Ort der Niederlage), Maloje und Boltschaje Tschuchotschja (Klein- und Groß-Tschuktschenort), gilt der Erinnerung an jene Kriegszeiten. Das mit Gewalt nicht erreichte Ziel suchten hundert Jahre später die Tschuktschen auf friedlichem Wege zu gewinnen. Die Tschuwantschen waren in den eben erwähnten Kämpfen fast gänzlich aufgerieben worden, die Tungusen und Jakuten zogen mit ihren Herden weiter nach Süden, die Jukagiren verloren mit der Zeit durch Seuchen und andere ansteckende Krankheiten fast ihre sämmtlichen Renthiere und wurden schließlich ein ansässiges Volk. So kam es, daß die große Tundra allmählich ganz verödete. Infolge dessen suchten die Tschuktschen, deren Renthierherden sich ungemein vergrößert haben und an ihren bisherigen Wohnorten Mangel an Futter leiden, um die obrigkeitliche Erlaubniß zur Uebersiedelung nach, und seit Gewährung derselben siedelten sich 50 Familien mit ihrer gesammten Habe in der großen Tundra an.

Von Sredne Kolymsk aus wurden Beziehungen mit dem Erem (Fürsten) der Tschuktschen angeknüpft, dessen Name Amraurgin ist. Seit einiger Zeit

getauft, steht dieser Mann, welcher über den äußersten östlichen Vorsprung der alten Welt gebietet, mit den Russen in freundschaftlichem Verhältniß und entrichtet willig seinen Tribut. Indessen weigerte er sich, Maydell's Expedition mittels Pferden bis zum Ostkap vordringen zu lassen, da es für diese an Futter mangele; dagegen versprach er Renthierschlitten und des Landes kundige Führer. Mit Renthierschlitten eilten die Expeditionsmitglieder noch weiter nördlich nach Nischni-Kolymsk, nahe dem Einflusse der Kolyma ins Eismeer, und dann östlich am kleinen Anui hin, einem rechten Nebenflusse der Kolyma, an dem die Russen verschiedene Posten angelegt haben, von denen aus sie Handel mit den Tschuktschen treiben. Wie es in einem dieser Posten, Aniusk, aussah, lassen wir K. v. Neumann erzählen:

„Am Vorabend von Mariä Verkündigung langten wir in Aniusk an und trafen dort, obwol es schon spät am Abend war, ein reges Treiben an. Geräuschvoll drängte sich das Volk noch um die geöffneten Buden; neben dem großgewachsenen plumpen Tschuktschen der kleine bewegliche Lamute, neben der elegant gekleideten Jakutin ein breitschulteriger Tschuwantsche mit bloßem Haupt und bloßer Brust; hier eine alte Tungusin, die ihre Enkel einschläferte, dort eine Gruppe tätowirter Tschuktschinnen, ihre Kinder nährend — überall ein buntes und mannichfaltiges Bild. Plötzlich erschallt ein Ruf, der ganze Haufe kommt in Bewegung und bildet einen Kreis, ein Jeder sucht sich einen guten Platz zu verschaffen, um seinem Lieblingsspiele, dem Ringkampfe, zuzusehen.

„Das Schauspiel verspricht in der That interessant zu werden. Ein hoher Tschuktschenbursche, ein echter Sohn der nördlichen Tundra, fordert einen jungen Lamuten heraus. Die Oberkleider werden abgeworfen, ungeachtet der 30° Kälte, der Körper wird mit Schnee eingerieben und nun umfassen die beiden Kämpfer einander. Sicher wird jeder unerfahrene Zuschauer dem kräftigeren Tschuktschen den Sieg prophezeien, er wird jede Wette auf denselben eingehen und — verlieren. Wohl bringt dieser den schwächeren Jakuten bald zum Wanken, aber noch im Fallen weiß letzterer wie ein Aal sich unter seinem Gegner hervorzuwinden und die Gewandtheit trägt über die Kraft den Sieg davon. Die Zuschauer klatschen beifällig in die Hände, der Sieger strahlt vor Entzücken. Oft fordern die Verwandten des Unterlegenen die seines Gegners zu neuem Kampfe heraus und das Schauspiel wiederholt sich mit frischen Kräften, zur großen Freude der zuschauenden Menge, welche nicht müde wird diesen olympischen Spielen des Nordens zuzusehen. Meist endet das Vergnügen mit einer gehörigen Schlägerei; die blutigen Raufereien aber, welche früher wol auf das Spiel folgten, kommen jetzt, Dank dem Einflusse Amraurgin's, nicht mehr vor. Gleich zu Beginn des Spiels werden Allen ihre Messer und Waffen abgenommen und eigens erwählte Schiedsrichter wachen über die Beobachtung der Kampfregeln.“

Am 26. März kam ein Bote von Amraurgin mit der Anmeldung seines Besuches zu Baron Maydell und bald darauf betrat der Häuptling selber die russische Festung, begleitet von seinem einzigen Sohne und Nachfolger Afanassi und zwei Schwiegersöhnen. Amraurgin ist ein Mann von 56 Jahren, kleiner an Wuchs, als seine Stammesgenossen zu sein pflegen, dabei aber von sehr

kräftigem Körperbau. Sein Gesicht hat einen offenen, gutmüthigen Ausdruck, die Haare sind schwarz, stark mit Grau gemischt. Seine Kleidung bestand aus dem hochrothen Ehrenkaftan (Leibrock), eben solchen mit breiten goldenen Tressen verzierten Hosen, aus russischen Juchtenstiefeln und einer Bibermütze. Das Gefolge erschien in tschuktschischen Festkleidern, welche sich übrigens von der aus Renthierfellen verfertigten Alltagskleidung nur durch eine Verzierung aus dem bei den Eingeborenen hochgeschätzten Vielfraßfell unterscheiden.

Mit Hülfe der Dolmetscher fand zwischen beiden Theilen der freundschaftlichste Verkehr statt und schon am folgenden Tagen fuhren die Mitglieder der russischen Expedition mittels Hundeschlitten zu dem Renthierhautpalast des Tschuktschenfürsten. Dieser erschien und lud die Russen ein, sein Zelt zu betreten. Die **Zelte** der Tschuktschen haben die Form eines niedrigen Cylinders, welchem ein Kegel aufgesetzt ist. Die Größe derselben hängt nicht von der Zahl ihrer Bewohner ab, sondern vom Stande des Besitzers; eine große Familie stellt dafür lieber mehrere kleine Zelte auf. Ein so großes Haus wie das Amraurgin's (er selber bezeichnet es als „Haus") hat Maydell während seines ganzen Aufenthaltes im Tschuktschenlande nicht wieder angetroffen, woraus man sich einen Maßstab für Amraurgin's Vornehmheit bilden kann. Die Zelte werden über Stangen ausgebreitet, deren Spitzen so zusammengestellt werden, daß eine Oeffnung zum Durchlassen des Rauchs bleibt. Im Innern einer solchen Behausung befindet sich neben der Küche, d. h. einem Platze, auf welchem Feuer angemacht und der Kessel aufgehängt wird, eine Art Zimmer, der sogenannte **Polog**. Der Polog ist ein würfelförmiges, niedriges Zelt, das ebenfalls durch dünne Stangen gestützt wird und gerade so geräumig ist, daß man darin sitzen und auf allen Vieren kriechen kann. Die Seiten des Pologs sind, mit Ausnahme des vordern Eingangs, verschlossen oder mit Schnee beworfen; es giebt in ihm sonst keine Oeffnungen, weder für Licht noch für Luft, und so lange man sich nicht zum Schlafen niederlegt, brennt die Lejka, eine eiserne Pfanne mit Renthierfett, in welchem ein Docht aus Moos oder verfaultem Holze steckt. Früher, als den Tschuktschen das Eisen noch unbekannt war, diente zu diesem Zwecke — man trifft noch zuweilen solche altmodische Lejkas — ein ausgehöhlter Stein. Renthierfett, mit einer weißen Flamme völlig geruchlos brennend, wird zum Leuchten übrigens nur von den Reicheren benutzt, arme Leute verwenden dazu das Fett der Seehunde, welches Ruß giebt und einen übeln Geruch verbreitet. Gewöhnlich findet man in den Pologs auch Felle ausgebreitet. Die Tschuktschen, Männer wie Weiber, pflegen sich vor dem Schlafengehen bis zum Gürtel zu entblößen und schlafen fast nackt; man mache sich nun eine Vorstellung von der in solchen Pologs herrschenden Temperatur, der die Expeditionsmitglieder ein ganzes Jahr lang ausgesetzt sein sollten!

An diesem Tage lernten die Russen auch zum ersten Male die **tschuktschische Küche** kennen; sie wurden mit einem aus kalten und warmen Speisen bestehenden Male regalirt. Als Eingang fungirte die in jenen Gegenden sehr verbreitete Proganina, das ist eine aus gefrorenem, in kleine Stücke zertheiltem Fisch bestehende Speise, die aus Lachs oder Sterlet bereitet ganz wohlschmeckend ist. Darauf folgte gefrorenes Mark aus den Fußknochen der Renthiere, dann

geräucherte Renthierzunge und endlich gekochtes Renthierfleisch: Alles in einer Weise aufgetragen und zubereitet, daß selbst ein wenig verwöhnter Europäermagen sich schwerlich daran sättigen würde. Wie alle Nomadenvölker, so gebrauchen auch die Tschuktschen kein Salz bei ihren Speisen; leider fehlte es den Russen an chemischen Apparaten, um den Prozentgehalt von Chlornatrium in ihrem Blute zu ermitteln. Zum Dessert wurden gefrorene Blaubeeren vorgesetzt, eine Lieblingsdelikatesse der Tschuktschen; diese Beeren werden in besonderen Säcken aus Renthierhaut, die man den Thieren, jeden Einschnitt vermeidend, über den Hals abzieht, aufbewahrt.

Nach beendeter Mahlzeit sah man den Spielen der Weiber zu. Erst sangen und tanzten dieselben, wobei der Gesang freilich nur in einer Nachahmung des Gänsegeschnatters und des Brüllens der Renthiere bestand; dagegen ist der Tanz originell. Der Körper bleibt fast unbeweglich, nur mit den Händen wird gestikulirt, die Hauptsache aber ist die Pantomine und ein possirliches Gesichterschneiden. An einem andern Spiele, das unserem Rundlaufe gleicht, betheiligten sich die jungen Leute beiderlei Geschlechts und unwillkürlich mußten die Russen die außerordentliche Gewandtheit bewundern, welche sie dabei bekundeten. Die Dämmerung war ziemlich weit vorgeschritten, als Maydell endlich nach Aniusk zurückkehrte.

Am folgenden Tage wurde der Jahrmarkt am Aniu eröffnet. Von früher Morgenstunde an ging es beim Blockhause lebhaft zu, indem die russischen Kaufleute sich mit dem Abwiegen und Zurichten von 1 und 2 Pud (1 Pud = 40 Pfund) schweren Tabaksbeuteln beschäftigten und die Tschuktschen ihre Waarenschlitten halb kreisförmig auf dem gefrorenen Flusse ordneten. Gegen Tabaksbeutel und eiserne Kessel werden hier Thierfelle und Walroßzähne eingetauscht. Ein Pud Tabak bildet die Tauscheinheit, die Tschuktschen gaben dafür 5 Flußbiber oder 10 rothe Füchse oder 10 Marder oder 30 Eisfüchse; über schwarze, schwarzbraune, graue und blaue Füchse findet eine besondere Vereinbarung statt. Vor einigen Jahren erst haben die Tschuktschen sich zum Tabak eine Zugabe ausgewirkt, die bei 1 Pud aus einem eisernen Kessel, bei 2 Pud aus einem Vielfraßfell besteht.

Wenn beide Theile mit ihren Zurüstungen fertig und zum Handel auf dem Flusse bereit stehen, so wird eine Deputation an den Isprawnik (russischen Oberbeamten) abgeschickt, um die Erlaubniß zur Eröffnung des Geschäfts zu erbitten. Der Isprawnik begiebt sich alsdann persönlich auf den Markt und überzeugt sich erst von der vollzähligen Entrichtung des Felltributs. Nachdem er diese Angelegenheit erledigt, ertheilt er die nachgesuchte Erlaubniß und auf das sehnlich erwartete Signal geräth nun Alles in die größte Bewegung: Die Russen nehmen ihre Mützen ab und bekreuzen sich zuvor, dann umgehen sie die Tschuktschenreihen, sehen sich die aufgestellten Waaren an und der Tauschhandel beginnt. Zu bemerken ist hierbei, daß die Tschuktschen nur mit bekannten Kaufleuten handeln, mit denen sie schon vor Eröffnung des Jahrmarkts über ihr Geschäft sich verständigt haben. Am zweiten Tage wird vorzugsweise Kleinhandel betrieben, meistens eiserne Gegenstände gegen Riemen und Zähne von Walrossen. Von allen Handelsartikeln schätzen die Tschuktschen am höchsten

birkene Lanzenstiele und Schlittenkufen, welch letztere sie sehr theuer bezahlen; Neumann war Zeuge, wie ein Tschuktsche für jeden fertigen Lanzenstiel einen Biber bezahlte (das erklärt sich mit daraus, daß von Sredne-Kolymsk ab den ganzen Fluß entlang keine ordentliche Birke mehr vorkommt und die Lamuten sie vom Omolon herbringen müssen). Die allgemein verbreitete Ansicht, als ob die Tschuktschen durchweg ihre selbsterlegte Beute zum Tausche bringen, ist als eine ganz irrige zu berichtigen. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß die Tschuktschen gar keine großen Jäger sind; sie schießen schlecht und verstehen nicht einmal eine Falle aufzustellen.

Ihre ganze Jagd beschränkt sich auf den Fang von Walrossen, Seehunden und höchst selten von Eisbären. Die Pelze bekommen sie durch Tauschhandel von den auf der Insel der Beringsstraße wohnenden Völkern, worüber später die näheren Angaben folgen sollen.

Nach Schluß des Jahrmarkts führten die Tschuktschen verschiedene Spiele auf, namentlich Wettfahrten zweispänniger Renthierschlitten und Wettläufe untereinander; die Schnelligkeit der Renthiere erreicht bis 12 Werst in 22 Minuten (eine deutsche Meile in 13 Minuten) und die der Läufer bis 4 Werst in 28 Minuten (also etwa 25 Minuten auf eine halbe deutsche Meile). Auch an den beliebten Kampfspielen fehlte es nicht. Die Preise waren dazu von russischer Seite ausgesetzt worden: Tabak, Glasperlen, Tücher, eiserne Kleinigkeiten, Konfekte und Anderes mehr. Besonders zeichnen sich die Tschuktschen aus als kühne und gewandte Renthierlenker; ihre Schlitten sind nur ungefähr 14 Zoll hoch und wiegen nicht mehr als 15 Pfund, die Kufen derselben sind aus Fischbein. Zum Wettrennen meldeten sich 23 Konkurrenten, welche sich, den Fluß aufwärts, 12 Werst entfernt in einer Linie aufstellten. Auf das gegebene Signal flogen die Schlitten in gestrecktem Galopp dahin und Amraurgin kam, laut und freudig begrüßt, als Erster ans Ziel.

In Betreff des Jahrmarkts ist schließlich nur noch zu bemerken, daß der gesammte Umsatz die Summe von 60,000 Rubel nicht übersteigt. Zwei Tage nach Schluß desselben hatten die Russen wie die Nomaden sich in verschiedene Richtungen zerstreut und der Flecken war wieder leer für das ganze übrige Jahr.

Auf solche Weise haben die Russen schon seit einem halben Jahrhundert einen friedlichen Verkehr getrieben und doch galt das Volk als so blutdürstig und wild, daß Keiner bis zu seinen eigentlichen Sitzen vorzudringen wagte, bis endlich Maydell am 4. April seine Reise antrat und nach glücklicher Vollendung derselben den alten Wahn zerstörte.

Zu bemerken ist, daß die Konstruktion der Schlitten und des Fahrgeschirrs, die Art und Weise zu fahren und die Renthiere zusammenzutreiben, ein- und auszuspannen und zu lenken, seit einem Jahrhundert sich kaum verändert zu haben scheint. Es ist Alles noch so, wie Billings in seiner Reisebeschreibung es angiebt, und das erscheint um so merkwürdiger, als die Tschuktschen seitdem erst den Gebrauch des Eisens kennen gelernt haben. Das hölzerne Panzerhemd haben sie freilich abgelegt, aber das war auch zu Billings' Zeiten nicht oft mehr im Gebrauch und kam somit um dieselbe Zeit aus der Mode, wie das Panzerhemd bei den sibirischen Kosaken, ihren furchtbaren Feinden.

So wenig wie die Einführung des Eisens in ihren Lebensgewohnheiten änderte, so wenig hat auch ein anderes Ereigniß, welches sonst eine bedeutungsvolle Umwälzung im Leben der Völker hervorzurufen pflegt, auf ihre Sitten und Gebräuche den erwarteten Einfluß ausgeübt: die Einführung des Christenthums. Wohl hat der blinde Glaube an die Schamanen seine alte Kraft längst eingebüßt und mit ihm ist manche barbarische Sitte, wie die Tödtung altersschwacher Leute durch ihre eigenen Kinder, für immer gefallen, aber noch sind viele andere heidnische Gebräuche im Schwange, wie Todtenverbrennung, Thieropfer und Polygamie. Zwei Missionäre aus Nischni-Kolymsk und Anadyrsk haben die Bekehrung und Belehrung der Eingeborenen gewiß mit Eifer betrieben, allein was können so geringe Kräfte in jenen unabsehbar weiten Flächen ausrichten?

Am 4. April also machten die Russen sich auf den Weg mit etwa 60 Schlitten und mehr als 200 Renthieren, zu deren Leitung und Obhut 15 Führer erforderlich waren. An diesem ersten Tage legten sie nur eine kleine Strecke von 12 Werst zurück, den Aniu hinauf bis zur Mündung des kleinen Nebenflusses Kobelewa oder Sarchan und an diesem noch einige Werst entlang. Dann wurden die Zelte aufgeschlagen, eine Operation, zu welcher die Tschuktschen nicht weniger als zwei Stunden Zeit gebrauchten. Noch war die Temperatur erträglich milde, aber mit Schrecken dachte man an die Pein, welche in dieser Lage bei starkem Frost und Schneegestöber bevorstand! Die Tschuktschen nehmen immer ihre Frauen mit auf die Reise, was aus den Obliegenheiten, welche dieselben bei den täglichen Vorkehrungen zu erfüllen haben, sich genugsam erklärt. Die Männer thun absolut gar nichts, da nach ihren Begriffen jede häusliche Arbeit, wozu namentlich auch das Aufschlagen und Abbrechen der Zelte, das Tragen des Gepäcks u. s. w. zu rechnen ist, unter der Würde des Mannes steht. Sie überlassen dieses Alles ihren Frauen und besorgen nur das Hüten und Zusammentreiben der Renthiere, wobei jene noch beim Anspannen mit behülflich sein müssen. Der im Zelt geborene und auferzogene Amraurgin lieferte mehrmals Beweise von seiner gänzlichen Unwissenheit betreffs der Aufstellung der Zelte. Der bestehenden Sitte gemäß wird vorläufig Alles erst auf die Schlitten geladen und dann erst werden die Renthiere geholt und angespannt.

Die Tschuktschinnen führen ein strammes Regiment und ihre Männer stehen ganz gehörig, wie man zu sagen pflegt, unter dem Pantoffel; Amraurgin selber machte keine Ausnahme davon. Der mächtige Beherrscher der nördlichen Tundra, dieser tschuktschiische Ritter ohne Furcht und Tadel, verhält sich ganz demüthig unter dem Scepter seiner Frauen.

Am 5. machten die Russen schon einen Weg von 30 Werst, den Fluß Sarchan aufwärts, und am folgenden Tage passirten sie, unterwegs nach dem Thale der Kamennaja, eines Zuflusses der in den Aniu sich ergießenden Orlowka, eine Bergkuppe von etwa 700 Meter Höhe. Die Berge bestehen aus rothem Porphyr und schwarzem Tafelschiefer; man findet dort eine Menge wilder Schafe (Ovis nivicola). Diese Thiere sind im ganzen Gebiete der Tschuktschen, bis zum Eismeere hinab, sehr verbreitet. Die Jagd auf dieselben aber ist ebenso gefahrvoll wie beschwerlich. Der Gemse ähnlich, greift der verwundete

Bock den Jäger an und stürzt ihn bei der geringsten Unvorsichtigkeit in den Abgrund. Ihr Fleisch ist sehr fett und hat einen dem des Renthiers nahe kommenden angenehmen Geschmack.

An den nächstfolgenden Tagen führte der Weg erst den Lauf der Orlowka, dann der Beresowka entlang bis zum Einfluß letzterer in den Aniu, dem man noch 35 Werst aufwärts folgte, um alsdann wieder eine Bergkette zu passiren. Endlich am 13. April erreichte man den gewöhnlichen Aufenthaltsort Amraurgin's, woselbst 10 Tage verweilt und das Osterfest gefeiert wurde. Unterwegs war man noch so glücklich gewesen, einige Feldhühner von besonderer Gattung (Lagopus alpinus) zu erlegen, die Middendorf ausführlich beschrieben hat, während Pallas ihre Existenz gänzlich leugnet.

Die von Amraurgin bewohnte Gegend liegt ungefähr 670 Meter hoch über dem Meeresspiegel, unter 66° 35′ 2″ nördlicher Breite und bildet ein ziemlich weites Plateau von 15 Werst im Durchmesser, von hohen Bergen rings umgeben; der lichte Wald besteht aus mittelgroßen Lärchen.

In Amraurgin's Residenz versammelte sich viel Volk. Er übrigens fastete die stille Woche über allein, seine eigene Familie und die anderen Tschuktschen nahmen ohne Unterschied alle Speisen zu sich. Die Russen lernten dort nun das Familienleben der Tschuktschen kennen. Als eine Hauptursache der bei ihnen noch üblichen Polygamie darf man die Unwissenheit der Männer in der Hauswirthschaft betrachten, die von einer einzigen Frau, und wäre sie gleich die wirthlichste, nicht bewältigt werden könnte. Zu gleicher Zeit hat sie nach den Kindern zu sehen, die Kleidung für die ganze Familie zu verfertigen und, was nicht gering anzuschlagen ist, Renthierfelle, ohne welche ja der Tschuktsche sich nicht rühren kann, auszugerben; das Alles will besorgt sein.

Am 23. April verließ die Expedition die Residenz des Tschuktschenhäuptlings, um ihren Weg fortzusetzen.

Am 26. erreichte sie die Quelle des Flusses Tenneke, der sich in den En-Moa, einen der Quellflüsse des Anadyr, ergießt. Es zeigte sich in der Folge, daß dieser En-Moa nichts Anderes ist als der von den Einwohnern des Anadyrsk-Ostrog Metschkerowa genannte Fluß, der zu dem Quellgebiete des Aniu führt und von denselben als Weg zum Jahrmarkt benutzt wird. Eine Bergkette, welche die Wasserscheide bildet zwischen dem Großen Aniu und den Zuflüssen des Anadyr, erhebt sich nicht über 1000 Meter. Man kann drei ziemlich bedeutende Flüsse als den Ursprung des letztern betrachten: En Moa (Metschkerowa), Kim-Gim (Rother Fluß oder Großer Pelodon) und Anetwa (Kleiner Pelodon). Die geologische Bildung des Gebirges ist uralt: Porphyr, Diorit, gelber und schwarzer Schiefer, an wenigen Stellen Granit. Der Wald im Quellengebiete des Anadyr ist sehr licht, wächst nur an den südlichen Abhängen der Berge u. besteht aus Pappeln, Lärchen u. einer niedrigen Weidenart.

Von dieser Stelle aus hatten die Russen beabsichtigt, auf die Bucht von Koliutschin und das Ostkap ihr Ziel zu richten, wurden aber durch aus der Aniuskaja Krieposta aufgebrochene Vorgebirgs-Tschuktschen, die auf dem gewöhnlichen Wege die Weiden ganz vereist gefunden hatten und daher umkehren mußten, dort am 10. Mai mit dieser unwillkommenen Botschaft empfangen.

Ueber den nördlichen, die Wasserscheide zwischen den Quellflüssen des Anadyr und den ins Eismeer sich ergießenden Flüssen bildenden Abhang des Gebirges war es ganz unmöglich, den Weg fortzusetzen, und so mußten sie aufs Gerathewohl den südlichen Abhang wählen, ohne zu wissen, ob sie nicht auch hier, wo der Schnee unter dem Hauche warmer Südwinde eher als auf der andern Seite zu schmelzen beginnt, irgendwo stecken bleiben würden. Die Hoffnung, das Ostkap auf dem Landwege zu erreichen, mußten sie ganz aufgeben und statt dessen den leider auch vergeblichen Versuch machen, mittels Schlitten womöglich die Mündung des Anadyr zu erreichen und von dort aus auf schleunigst hergestellten Baidaren zum Vorgebirge überzusetzen.

An der Ausführung dieses Plans verhinderte sie indessen der zeitige Ausbruch des Frühlings im Jahre 1869. Die ersten Boten desselben, die Zugvögel, zeigten sich bereits am 9. Mai. Zuerst erschienen die Schneeammer (Emberiza nivalis) und verschiedene Gänsearten (Anser segetum und Anser albifrons), dann die Enten (Anas histrionica und Anas candacula); am 12. erlegten sie die ersten Schnepfen (Tringa pugnax und Numenicus phaecops). Das Wetter wurde immer milder und bald sahen sie sich genöthigt, nur noch des Nachts zu reisen, rückten dessenungeachtet, so gut es ging und in Tages- oder vielmehr Nachtreisen von 30 bis 40 Werst, doch allmählich vor, bis sie endlich am Himmelfahrtstage (29. Mai) auf ein ernstliches Hinderniß stießen. Der Fluß Utykyn Nyn Uka (der „Unentbehrliche“), einer der nördlichen Zuflüsse des Anadyr — wahrscheinlich derselbe, welcher bei seiner Mündung Bielaja (der „Weiße“) heißt —, floß eisfrei dahin. Obwol er ziemlich flach war, so mußten sie doch, der niedrigen Schlitten wegen, ein Floß für den Uebergang bauen und das war, beim gänzlichen Mangel an Hochwald, durchaus keine leichte Aufgabe.

In der zweiten Hälfte des Junimonats verschwand der Schnee gänzlich, die armen Renthiere wurden todmüde und Alle mußten zu Fuß gehen. Man kann diesen angenehmen Spaziergang im Tümpel der Tundra einem Seiltanze vergleichen; bei jedem Schritte wankt der Boden unter Einem; macht man einen Fehltritt und erreicht nicht den nächsten festen Punkt, so versinkt man bis zu den Knieen im Sumpf. Dazu gesellten sich als plagende Zugabe vom 20. Juni ab die Mücken, und zwar in solcher Menge, daß sie zuweilen buchstäblich die Sonne verfinsterten, und gleichzeitig auch Bremsen, eine furchtbare Plage für die Renthiere. Sie legen ihre Eier unter die Haut derselben und die daraus entstehenden Maden fressen die armen Thiere bei lebendigem Leibe auf. Das einzige Mittel, das sich ihnen gegen diese Plagegeister bietet, ist sich ins Wasser zu stürzen; stundenlang bleiben so ganze Renthierherden im Wasser, nur mit dem Geweih aus demselben hervorragend. Hier helfen keine Dymokury (aus Faulholz und Dünger bestehende Haufen, die zum Schutz gegen die Insekten angezündet werden), wofür es übrigens auch an Material fehlt. Oft war nicht einmal genug Heidekraut zum Theekochen aufzutreiben und die Russen mußten sich ohne erwärmendes Getränk behelfen. Die Noth mit den Mücken ist wirklich groß und dauert unter dem Polarkreise, wo die Sonne kaum auf eine Stunde vom Horizont verschwindet, ununterbrochen Tag und Nacht.

Die Renthiere waren den ganzen Juli über so abgemattet, daß sie nicht mehr als 4 bis 5 Werst in einer Tour zurücklegten; dabei waren sie nicht im Stande, mehr als 2 Pud fortzuschleppen, und so mußten, da man wegen mangelnden Materials auch keine größere Anzahl von Schlitten für die leer mitgehenden Renthiere beschaffen konnte, die Kosaken mit den Tschuktschen widerwillig einen Theil des Gepäcks tragen.

Ueber die eis- und moosbedeckte Tundra dahingehend gelangten die Reisenden am 1. August an das Meer. Es war die Bucht von Kantschelon, ein Theil der Bolscheretschenskaja-Bucht des Anadyrischen Meerbusens, in deren Mitte eine kleine felsige Insel Namens Präschen sich befindet. Das Meer lag nur 30 Werst vor ihnen, aber sie erreichten es erst nach 18 Tagen! Die dicht bei einander liegenden Seen mit den „Wiskis" (kleinen, die Seen verbindenden Bächen) sowol als die durch den fast immerwährenden Regen gebotenen Tagesrasten hielten so lange auf. Endlich, am 19. August, erreichten sie, bei der Mündung eines unbedeutenden Flüßchens, das hohe, steile Meeresufer und schlugen 90 Meter hoch über dem Wasser ihr Lager auf, worauf die Tschuktschen das übliche O p f e r für die glückliche Ankunft am Meere darbrachten.

Dabei wird in folgender Weise verfahren: Ein Jeder tödtet einige Renthiere auf eine besondere Art; er faßt nämlich das Thier bei den Hörnern und sticht ihm mit dem Messer gerade ins Herz; dann läßt er das Opfer frei und beobachtet nun, daraus die Zukunft prophezeiend, den Tod desselben. Verendet das Thier langsam, ohne Schmerzen und Zuckungen, und legt es sich dabei gar auf die rechte Seite, dann geht Alles glücklich von Statten, wenn anders, so steht bestimmt ein Unglück zu erwarten. Die getödteten Opfer wurden sodann ausgeweidet, die Köpfe mit dem Geweih im Kreise um das Lager aufgestellt und das Fleisch verzehrt; mit dem Blute der gut gestorbenen Thiere bespritzten sie sich sowol das Gesicht wie auch die Pologe und Zelte. Damit war der erste Akt der Opferung zu Ende. Dann wurde ein Renthier an den Strand gebracht und daselbst erstochen, wobei man das Blut ins Meer fließen läßt; schließlich wurde das Fleisch roh verzehrt. Auch die kolymskischen Kosaken, Maydell's Begleiter, die dem Meere gleichsam ihren Unterhalt verdanken, brachten demselben ein eigenthümliches Dankopfer dar: sie baten sich von ihm Branntwein aus, thaten Salz und Zwiebeln hinein und gossen den durcheinander gerührten Brei ins Meer. Am Abend des nämlichen Tages konnte man bereits eine regelrechte Flut und Ebbe beobachten, erstere erreichte einen Höhestand von etwa 1 Meter. Von den Unmassen von Fischen und Seethieren, die den Anadyr'schen Busen bevölkern, kann man sich kaum einen Begriff machen. Mühelos fangen die Eingeborenen mit alterthümlichen Netzen eine Menge ausgezeichneter und verschiedenartiger Lachse; Walrosse und Seehunde waren alle Tage sichtbar, letztere sollen in dem nach ihnen benannten Nierpitschafluß bis 40 Werst aufwärts anzutreffen sein.

Bereits am 22. August fing es wieder an zu schneien; der Winter war da und an ein weiteres Vordringen zur See nicht mehr zu denken. Maydell ließ am Strande ein 4 Meter hohes Kreuz errichten und auf demselben alle Namen der Expeditionsmitglieder einzeichnen. Die Stelle liegt unter 64°.48'

nördlicher Breite. Am 3. September wurde der Rückweg angetreten und am 16. fiel der Schnee schon wieder in solchen Massen, daß man den Schlitten benutzen konnte; der Weg führte den Anadyrfluß entlang bis zu dem Posten Anadyrsk, der von einem Missionar, 1 Unteroffizier und 12 Kosaken bewohnt ist; außerdem hausen hier 60 Eingeborene verschiedener Stämme. Hier trennte sich die Expedition. Baron Maydell ging nach Gischiginsk, Karl v. Neumann zurück an die Kolyma, wobei er das Anadyr'sche Gebirge passirte.

Das Anadyr'sche Gebirge, auf sämmtlichen Karten unrichtig als Ausläufer des Stanowoi bezeichnet, ist eine niedrige Fortsetzung des Wierchojan'schen Gebirges und erhebt sich, soweit man es beobachten konnte, nicht über 1600 Meter; es bildet die Wasserscheide zwischen den nördlichen Zuflüssen des Anadyr und den direkt ins Eismeer fallenden Strömen.

Ein Ausläufer desselben scheidet die nördlichen Zuflüsse des Anadyr, wie die Podkammenaja, von den östlichen, Sobatscha, Schuskowaja, Drosomiawnaja (ein Blick auf die Karte, wo der Lauf des Anadyr sich von seiner nördlichen Richtung plötzlich nach Osten wendet, wird diesen Umstand erklären). Der Uebergang über das Gebirge war in der That sehr beschwerlich; die Hunde versanken bis zum Bauche in den weichen Schnee und die Leute konnten nur auf Schneeschuhen fortkommen.

Am 19. November erreichte Neumann den höchsten Punkt des Gebirges, wo er leicht seinen Tod hätte finden können. Er kam nämlich an eine zwei Werst lange und drei Faden breite, zwischen einer steilen Bergwand und einem furchtbaren Abgrund befindliche schiefe Ebene, über welcher ungeheuere Schneemassen hingen, bereit, beim Hinabstürzen ihn zu erdrücken. Vorsichtig, mit verhaltenem Athem, wagten die Reisenden sich in diesen schrecklichen Engpaß; selbst den Hunden wurden, um jede Lufterschütterung zu vermeiden, die Mäuler verbunden. Plötzlich stürzte unmittelbar vor ihnen eine gewaltige Schneelawine hinab, glücklicherweise keinen der Menschen erfassend, nur vier Hunde der vordersten Narte wurden verschüttet.

Eine Schneewand breitete sich vor ihnen aus und gleichsam als wäre der Lawinensturz nur ein Signal für die Elemente gewesen, brach ein heftiger Sturmwind los mit starkem Schneegestöber. Es war nun rein unmöglich, den vor ihnen liegenden Berg zu passiren, der Sturm würde Alle unrettbar in den Abgrund hinabgefegt haben. Selbst Neumanns Reisegefährte, der Kosak Kotelnikow, einer der kühnsten Bärenjäger, mit allen Gefahren der Eisregion vertraut, war sichtlich von Angst erfüllt und hielt die Lage für äußerst bedenklich. Alle hatten im ersten Augenblick ihre Geistesgegenwart verloren und wußten nicht, was sie beginnen sollten. Kotelnikow gewann zuerst seine Fassung wieder und schlug vor, auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, wieder zurückzukehren. Es blieb kaum eine Wahl und schon sollte die letzte Narte umgewendet werden, als plötzlich hinter ihnen eine zweite Lawine mit donnerähnlichem Getöse herabstürzte und auch den Rückweg abschnitt. Aus dieser schrecklichen Lage verdankte Neumann der Erfahrung und Entschlossenheit Kotelnikow's seine Rettung. Mit furchtloser Selbstaufopferung untersuchte er, um eine Aussicht auf den versperrten Weg zu gewinnen, die vordere Schneewand und bald

gab ein Freudenruf desselben Allen neuen Muth: die Wand war nur drei Faden dick und die Möglichkeit, durch sie hindurchzudringen, nicht ganz ausgeschlossen. Man verlor keine Zeit, ging mit Schaufeln, alle Kräfte aufbietend, an die Arbeit und kam glücklich aus der Schneeschlucht heraus. Ein dreißigstündiger Schlaf beschloß diesen Tag. Am 2. Dezember war Neumann wieder in Nischni-Kolymsk; die Expedition durch das Tschuktschenland war beendigt.

Einer der letzten Reisenden, welcher über den Ort Anadyrsk und den Fluß, nach welchem diese Stadt den Namen trägt, geschrieben hat, ist der Amerikaner George Kennan, welcher den Winter 1865—66 hier zubrachte, um Forschungen über die Route anzustellen, welche die projektirte amerikanisch-asiatische Telegraphenlinie einnehmen sollte. Er erzählt: „Was unsere Karten Anadyrsk nennen, sind vier Dörfer, Namens Pokorukow, Pholkin, Krepost und Markowa. Im letzteren, welches die Mitte einnimmt, liegt das Haus des Popen und die Kirche. Zusammen zählen sie eine Bevölkerung von nur 200 Köpfen. Die kleinen Blockhütten liegen zum Theil, der größeren Wärme wegen, in die Erde eingesenkt, und sind mehr oder weniger im Schnee begraben. Die meisten haben keine Glasscheiben als Fenster, sondern nur Eisplatten. Ein so dichter Lärchen-, Pappeln und Eschenwald umgiebt die „Stadt", daß der ankommende Reisende nur mit Schwierigkeit die Ortschaften findet. Die Tschuktschen haben sie früher einmal verbrannt, und die Russen verjagt, dabei auch die beiden Stämme der Jukagiren und Tschuanen, die es mit den Kosaken damals hielten, fast gänzlich aufgerieben. Seitdem die Tschuktschen sich aber dem Genuß des Tabaks ergeben haben, herrscht Frieden, und ist der Aufbau von Anadyrsk geduldet worden. Jährlich besuchen Banden von Renthiernomaden die Niederlassung, um die erbeuteten Pelze gegen die unentbehrlich gewordenen Luxusgegenstände einzutauschen.

Der Anadyr ist von der Ortschaft aus 16 bis 17 deutsche Meilen aufwärts dicht beholzt, und obgleich sein Lauf schon unter den 66.° n. Br. fällt, sieht man doch Baumstämme von 18 bis 24 Zoll Durchmesser.

Der Winter in Markowa war sehr streng, im Februar zeigte das Thermometer 16 Tage lang —32° R., acht Tage lang sank es unter —36°, fünf Tage unter —40°, und einmal auf —44°. Die Wechsel der Luftwärme treten oft sehr rasch ein, denn am 19. Februar 9 Uhr Morgens stand das Thermometer auf —36° R., und 27 Stunden später nur auf —4° R. Umgekehrt fiel es vom 21. auf den 22. Febr. um 23° R.. Einen großen Genuß bei dem griechischen Gottesdienst gewährte unserem Amerikaner der Gesang von Psalmen und Gebeten, dem zu lieb er zwei bis drei Stunden dem Gottesdienst beiwohnte. Am dritten Tage nach den russischen Weihnachten wurde im Hause des Popen ein Ball veranstaltet, zu welchem sich etwa 40 Theilnehmer einfanden, die Männer in schweren Pelzanzügen, die Damen in dünnem Musselin oder geblümten Calicokleidern. Auch hielt sich während dieses Festes die Gesellschaft in einer nach sonstigen Erfahrungen übernatürlichen Nüchternheit. Zwischen Weihnachten und Neujahr ziehen Banden von abenteuerlich vermummten Leuten mit Musik von Hütte zu Hütte, um den Einwohnern Gesänge und Tänze zum Besten zu geben. Wie meist in Sibirien, waren die Einwohner jener russischen

Niederlassungen ein sorgloser, warmherziger und gastfreier Menschenschlag. Von ihnen erfuhr Kennan Näheres über die räthselhafte Erscheinung seiner Landsleute an der weit entfernten Anadyr-Mündung. Wandernde Tschuktschen hatten erzählt, daß am Schlusse der milden Jahreszeit ein „Feuerschiff" etliche weiße Männer ans Land gesetzt, und diese sich dort eine halb unterirdische, bald vom Schnee überdeckte Hütte gebaut hätten, nur kenntlich an einer seltsamen eisernen Röhre, aus welcher Rauch und Funken aufstiegen. Am 20. Januar erfuhr man weiter durch einen Kosaken, der ein tschuktschisches Zeltlager besucht hatte, daß im Ganzen nur fünf Männer jene Behausung inne hätten, die etwa einen Tagemarsch von der Mündung aufwärts läge. Hinzugesetzt wurde noch, daß jene seltsamen Fremdlinge auf die wunderlichste Weise Feuer zu bereiten verständen, nämlich indem sie schwarze Steine in einen eisernen Kasten schütteten, ohne daß die Glut in der Hütte Rauch verbreitete, der vielmehr auf eine geheimnißvolle Weise seinen Ausweg durch eine krumme Röhre nehme, die sich drehe, sobald der Wind eine andere Richtung einschlage. Nach diesen Angaben war es klar, daß Telegraphenbeamte wirklich am Anadyr ans Land gesetzt worden seien, und daraus ergab sich für Kennan die Verpflichtung, mit ihnen in Verkehr zu treten. Nach der Versicherung der Einwohner von Anadyrsk mußte die Mündung noch 1000 Werst (140 deutsche Meilen) entfernt liegen, der Weg dorthin sei aber, wurde hinzugefügt, ungangbar wegen der heftigen Stürme und der Baumlosigkeit der Stromufer. So berichteten sie nach den Aussagen des Leutnant Philippäus, der 1860 jene Strecke bereist habe und beinahe dabei umgekommen sei. Glücklicherweise aber hatte Kennan einen Kosaken Namens Gregorje bei sich, der den Leutnant Philippäus begleitet und ihm als tschuktschischer Dolmetscher gedient hatte. Er kannte den Strom abwärts bis auf 35 deutsche Meilen, und versicherte, daß überall die kriechende Ceder (Kedrownik) den Boden bedecke. Es ließen sich schließlich im Ganzen auch elf Begleiter anwerben, und mit Mundvorräthen und Hundefutter für 30 Tage versehen verließ Kennan mit etlichen hochbepackten Schlitten und einem Pelzzelt Anadyrsk, um irgendwo am unteren Anadyr die Stelle zu erspähen, wo eine eiserne Röhre aus dem Schnee hervorragen und Rauch sowie Funken ausstoßen würde.

Der Anfang der Wanderung unterschied sich in nichts von einer sibirischen Schlittenreise, nur wurden mit jedem Marsche die Erlenbüsche am Ufersaume immer niedriger und spärlicher. Am zehnten Tage ließen die Wanderer die letzten Spuren von Holzwuchs hinter sich, und sahen nun nichts mehr als den gefrorenen Fluß und die winterliche Oede, obgleich sie erst etwa 30 deutsche Meilen von Anadyrsk sich entfernt hatten. Das Wetter war eine Woche lang heiter und nicht allzu kalt gewesen. Am 1. Februar aber sank das Thermometer auf —30° R. Die Stimmung war an diesem Tage eine sehr ernste geworden, und zum ersten Male regte sich der Gedanke, daß doch ein großer Glücksfall dazu gehören müsse, irgendwo im Anadyrgebiete einen Kamin über dem Schnee zu finden, zumal man nur voraussetzte, daß er in der Nähe des Flusses liegen müsse. Ein Umstand aber sollte bei der abendlichen Rast die Gemüther wieder beleben, denn Dodd, Kennan's Begleiter und Landsmann, setzte die

Theetasse nach dem ersten Schluck hastig wieder ab und rief voll Freude: „Flutwasser! Der Thee schmeckt brakisch." Wirklich ergab sich auch bald, daß man das Gebiet der Gezeiten erreicht hatte, weshalb noch in der nämlichen Nacht bei Mondschein und —36° die Schlittenwanderung fortgesetzt wurde. Die Aussichten wurden indessen bald wieder sehr trübe. Der Kosak Gregorje und ein Tschuktsche, der sich hatte anwerben lassen, untersuchten vergeblich den Schnee mit ihren Stöcken, ob nicht irgendwo noch Cedernknieholz sich zeigen wolle. Dodd, sonst so ausgelassen, war so matt geworden, daß er nicht mehr gehen konnte, sondern sich allen Warnungen zum Trotz auf den Schlitten warf. Die Lage der Wanderer, die sich vielleicht schon zu weit von dem letzten Gehölz entfernt hatten, wurde geradezu bedenklich, als plötzlich einer von Kennan's Begleitern stillstand vor einem dunkeln Gegenstand, den er Anfangs für einen Treibholzstamm gehalten, aber bald für ein umgestürztes Walboot erkannt hatte. Nach kurzem Umherspähen wurde denn auch der langgesuchte Ofenkamin in der Nähe entdeckt. Auf diesen gingen die Wanderer los, und da nirgends ein Zugang zu der Behausung zu entdecken war, rief Kennan durch die Ofenröhre hinab, um die Schläfer zu erwecken. Diese waren auf einen Besuch nicht gefaßt, auf das Anrufen in englischer Sprache gab jedoch eine Stimme von innen heraus Antwort. „Wo ist denn Eure Thür?" forschte Kennan. „An der südöstlichen Ecke", lautete der Bescheid, der freilich nicht viel half, denn erstens wußten die Wanderer nicht, wo sie Südosten suchen sollten, und dann war in den zusammengewehten Schneehaufen nirgend eine Ecke sichtbar. Schließlich wurde ein Tunnel im Schnee entdeckt, der durch quergelegte Stangen getragen und mit Pelzvorhängen geschützt war. Durch ihn gelangte man in die warme Hütte, wo Dodd noch rechtzeitig vor dem Erfrieren geborgen werden konnte. Die Amerikaner waren Ende Septembers gelandet worden, und hatten im Walboote den Fluß hinauf gehen wollen bis zur ersten Niederlassung. Die rauhe Jahreszeit hatte sie jedoch überrascht, der Fluß gefror, und sie waren genöthigt, bei ihrem Walboote liegen zu bleiben. Glücklicherweise waren sie mit allem Nöthigen zur Ueberwinterung ausgerüstet, und wurden bald zeitenweise von handelslustigen Tschuktschen aufgesucht, die ihnen theils frisches Fleisch, theils Thran für ihre Lampen verkauften. Anfänglich bestand die Abtheilung aus fünf Köpfen, zwei davon aber, Macran und Arnold, hatten vor drei Wochen das Winterhaus in Begleitung umherziehender Tschuktschen verlassen, um irgend eine russische Ansiedelung auszuspähen, und seitdem nichts mehr von sich hören lassen. Nach dreitägiger Rast ging es am 6. Februar mit den erlösten Amerikanern wieder heimwärts nach Anadyrsk, welches ohne Unfall erreicht wurde.



Fell-Fahrzeug der Namollo. Nach Whymper.

12. Die Beringstraße und ihre Anwohner.

Deschnew's Fahrt von der Kolyma zum Anadyr 1648. — Peter's d. Gr. Instruktion zur Erforschung Amerika's von Sibirien aus. — Bering's erste Fahrt durch die nach ihm benannte Straße. — Georg Wilhelm Steller. — Die Entdeckung Amerika's von Westen aus. Steller's trauriges Ende und Verdienste. — Cook's Fahrt durch die Beringstraße. — Kellet und Long. — Wrangelland. — Natur des Beringmeeres. — Das Borkenthier. — Die Namollo oder Angkali. — Sie sind Eskimos. — Sitten und Gebräuche. Uebereinstimmung der Völker östlich und westlich der Beringstraße. — Handelsverkehr an derselben. — Besiedelung Amerika's von Asien aus via Beringstraße.

Die schmale Pforte der Beringstraße, durch welche der Große Ozean mit dem nördlichen Eismeer in Verbindung steht, wo die alte und neue Welt, Halbinseln nach Osten und Westen vorstreckend, sich gleichsam die Hand reichen, ist eine der interessantesten Stellen unseres Planeten. Hier überschaut der Schiffer, welcher bei günstigem Wetter diese Straße befährt, gleichzeitig Amerika und Asien und hier ist auch die denkwürdige Stelle, über welche die Besiedelung der neuen Welt von der alten aus erfolgte, durch das Hinüberfluten des asiatischen Völkerstromes nach Amerika.

Die genaue Kunde dieser Straße ist jetzt erst etwa 100 Jahre alt, wir verdanken sie dem großen britischen Seefahrer Cook. Trotzdem hat sie aber eine Vorgeschichte, die bis in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zurückreicht, denn der Erste, welcher sie befuhr, war einer jener kühnen Kosaken, die bis zum äußersten Osten Asiens erobernd vorgedrungen waren. Sein Name ist Deschnew.

Deschnew's Reise ist dadurch merkwürdig, daß sie zuerst die Trennung Asiens von Amerika erwiesen hatte, ohne daß jedoch eine Kunde davon nach Moskau gekommen wäre.

Leider wissen wir auch jetzt von dieser Fahrt nur sehr wenig. G. F. Müller, der die darauf bezüglichen Aktenstücke in Jakutsk während seines Aufenthaltes daselbst im Jahre 1736 vorfand, berichtet darüber in seinen Nachrichten von Seereisen, im 3. Band der Sammlung Russischer Geschichten, nur Folgendes. Es hatten sich im Jahre 1647 an der Mündung der Kolyma einige Pelzjäger zusammengethan, um unter Führung des Kosaken Deschnew gegen Osten Entdeckungen zu machen.

Die unmittelbare Anregung zu dieser Unternehmung gab ohne Zweifel eine ganz ähnliche Expedition, welche im Jahre vorher (1646) auch von der Kolyma nach Osten gegangen war, das Land der Tschuktschen erreicht und von diesem Volke Walroßzähne eingetauscht hatte. Walroßzähne hatten in Rußland einen hohen Werth. Von der Umgegend des Weißen Meeres hatte man seit Jahrhunderten Fahrten in den höheren Norden, besonders nach Nowaja-Semlja, unternommen, unter dessen Produkten die Walrosse einen der wichtigsten Gegenstände bildeten. Der Walroßfang wurde nach den Berichten des Normannen Other schon im 10. Jahrhundert von den Bewohnern der Dwina-Gegend getrieben. Nun waren aber die meisten der Abenteurer, welche unter dem Namen „Promyschleniki" den Kosaken bei der Eroberung von Sibirien folgten, um Pelzhandel oder anderen Erwerb zu treiben, entweder aus den Uferlandschaften des Weißen Meeres oder aus dem Dwina-Gebiete gebürtig. Man kann sich daher leicht vorstellen, welche Aufregung es unter ihnen verursachte, daß man im fernen Osten wieder Spuren von Walrossen fand, nachdem man östlich von der Mündung des Obflusses keine mehr gefunden hatte, denn Walrosse fehlen an der sibirischen Eismeerküste. Die Expedition von 1647 hatte jedoch keinen wesentlichen Erfolg, da in diesem Jahre die Kolyma zu sehr mit Eis angefüllt war.

Das schreckte aber die Abenteurer oder Pelzjäger nicht ab. Im nächsten Jahre, 1648, sammelten sich so viele, daß man in 7 Kotschen, kleinen Fahrzeugen mit Verdeck, absuhr. Ueber vier von diesen Kotschen fehlen alle weiteren Nachrichten. Auf den drei anderen Kotschen waren drei Personen, die noch weiter in den Berichten vorkommen, nämlich die beiden Kosaken Semen Deschnew und Gaessim Ankudinow und der Promyschlenik Fedot Alexejew. Die beiden Kosaken lagen vor der Abfahrt miteinander in Streit, weil Deschnew, der schon im vorigen Jahre zum Führer bestimmt war, den andern als einen Eindringling betrachtete, mit dem er die Ehre der zu machenden Entdeckungen nicht theilen wollte.

Es war aber eigentlich gar nicht die Ehre, das östliche Ende von Asien gefunden zu haben, auf die man ausging, sondern die Auffindung des Flusses **Anadyr**, von dem man gehört hatte, daß er waldige Umgebungen habe, und von dem Deschnew sich vermaß, 7 Zimmer, d. h. 280 Zobelfelle, für die Krone zu holen. Von diesem uns jetzt sehr bekannten Anadyr scheint man geglaubt zu haben, daß er auch gegen die Nordküste ausmünde.

Am 20. Juni 1648 fuhr man ab. Das Meer war ungewöhnlich eisfrei, wie Deschnew ausdrücklich bemerkt. Man erfährt aber von der Fahrt selbst bis zum Kap Tschukotskoi nichts.

An jenem eben genannten Vorgebirge scheiterte die Kotsche von Ankudinow, bevor er es umsegelt hatte. Die Mannschaft wurde auf die anderen Kotschen vertheilt. Diese aber umschifften das genannte Vorgebirge, das Deschnew so beschreibt, daß man jetzt nicht in Zweifel darüber sein kann, er habe die äußerste Ostspitze Asiens damit gemeint, denn er sagt, dem Vorgebirge gegenüber lägen zwei Inseln, deren Bewohner Stücke von Walroßzähnen in den Lippen trügen.

Nach Umschiffung dieses Vorgebirges kam aber Deschnew nicht, wie er vorausgesetzt hatte, in die Mündung des Anadyr, die er in wenigen Tagen hätte erreichen müssen, wenn er deren Lage gekannt hätte. Vielmehr wurde er längere Zeit von Stürmen in der See herumgetrieben, wobei die andere Kotsche von der Deschnew's auf immer getrennt wurde, und endlich Deschnew selbst mit der seinigen ziemlich weit südlich vom Anadyr, in der Motora-Bucht, Schiffbruch litt. Er mußte nun mit seiner Begleitung von 25 Mann sich aufmachen, um zu Fuß den Anadyr aufzusuchen. Das war ein sehr mühseliges Unternehmen, da das Land waldlos ist und deshalb wenig Thiere ernährt, es ihnen auch an Apparaten zum Fischfang gänzlich fehlte. Auch war man ja mit der Gegend ganz unbekannt, und Wegweiser waren nicht anzutreffen. So brachte man umherirrend 10 Wochen zu, bis man den Anadyr nahe an seiner Mündung erreichte. Diese Gegend war aber auch ohne Baumwuchs und beherbergt deshalb wenig Thiere. Menschen waren nicht zu sehen. Deschnew schickte nun 12 Mann von seinen Leuten ab, um den Fluß aufwärts zu gehen und Hülfe zu suchen. Von diesen kamen nach 20 Tagen einige zurück, ohne Menschen gefunden zu haben, andere waren den Strapazen und Entbehrungen erlegen.

Man erfährt nicht, wovon die Ueberlebenden bis in den Sommer sich ernährten. An Eisfüchsen wird indeß kein Mangel gewesen sein, und gegen den Frühling hin wird es auch an Zugvögeln nicht gefehlt haben. Ueberdies steigen in die Flüsse dieser Gegend, wie wir schon wissen, so viele Fische auf, daß es nur geringer Künste bedarf, um eine ansehnliche Zahl derselben zu fangen.

Im nächsten Sommer, heißt es weiter in den Berichten, fuhr Deschnew zu Wasser den Fluß aufwärts bis in die Waldregion, wo er auch Menschen traf. Man erfährt wieder nicht, wie er sich das Fahrzeug zur Wasserfahrt, wenn es auch nur ein Floß war, verschafft hatte. Vermuthlich war er zuerst bis an den Rand der Waldregion gewandert. Jedenfalls war er zuletzt bis tief in diese vorgedrungen, denn hier baute er sich einen sogenannten „Ostrog", in welchem er im Jahre 1650 von einer andern, von der Kolyma gekommenen Partei gefunden wurde, und der von da an nach dem Flusse Anadyrskoi Ostrog genannt wurde. Die neuen Ankömmlinge hatten sich von den Eingeborenen den Weg von Nischni-Kolymsk nach dem oberen Anadyr zeigen lassen, der sehr viel kürzer und viel weniger gefährlich ist, als der Seeweg, den Deschnew gekommen war. Dieser erhielt dadurch die Aussicht zu einer bequemeren Rückkehr und die Mittel, Berichte nach Kolymsk zu schicken. Allein er hatte schon angefangen, Fahrzeuge bauen zu lassen, um mit ihnen womöglich nach Kolymsk zurückzugehen. Statt diese Arbeit jetzt aufzugeben, setzte er sie fort, um wenigstens den

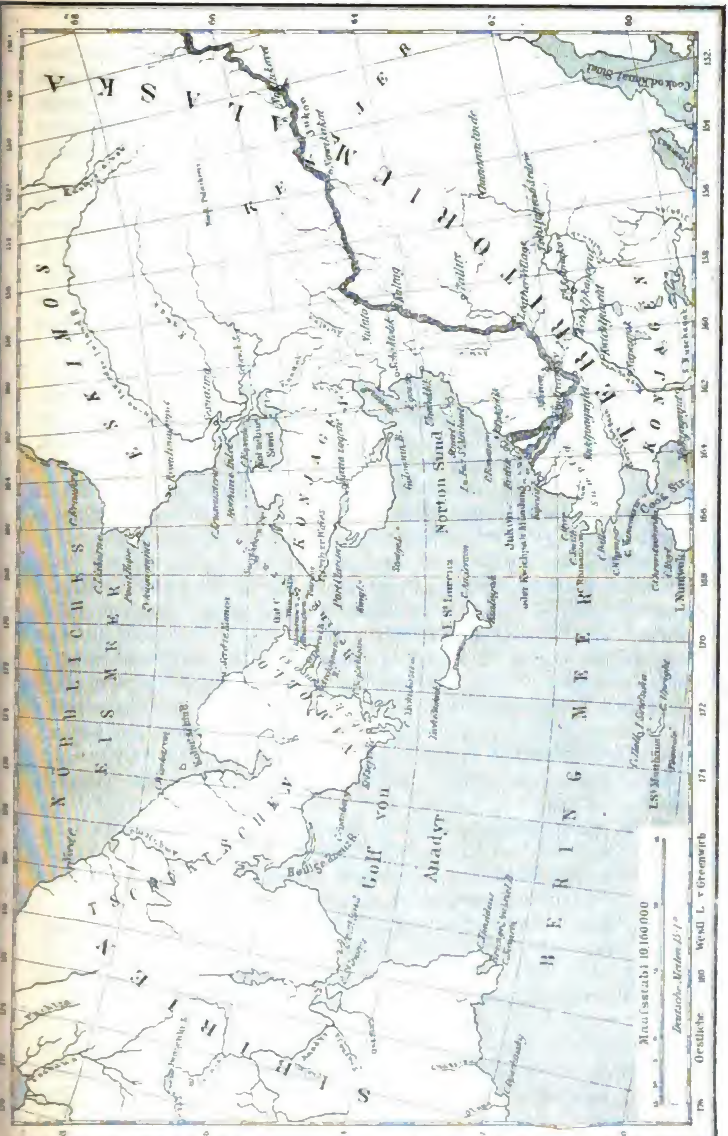
Anadyr bis an seine Mündung hinabzugehen. Diese Absicht führte er auch im Jahre 1652 aus, und da er an der Mündung des Flusses eine Sandbank fand, auf der die Walrosse sich zu sammeln pflegten und wo er einige Walroßzähne auflas, so erachtete er seine Bemühung für völlig belohnt. Von der Mündung des Anadyr fuhr er auch die Küste hinab nach Süden und traf auf dieser Fahrt in korjäkischen Wohnungen eine Jakutin, die er kannte und bei dem früher erwähnten Fedot Alexejew gesehen hatte. Sie sagte aus, daß dieser sowie auch der Kosak Ankudinow am Skorbut gestorben seien. Einen Theil der Mannschaft derselben Kotsche, die von Deschnew getrennt worden war, hatten die Korjäken erschlagen, während ein anderer Theil auf kleinen Fahrzeugen längs der Küste weiter gefahren war, von deren weiteren Schicksalen die Jakutin nichts wußte. — Viel später aber hat man doch erfahren, daß die Abenteurer, die sich gerettet hatten, bis an den Kamtschatka-Fluß gekommen und sich dort niedergelassen hatten. So erzählte man wenigstens Atlassow, als dieser im Jahre 1697 in Kamtschatka eingedrungen war. Man kannte sogar einen russischen Ansiedler, Fedotow, der ohne Zweifel ein Sohn des Fedot Alexejew war. Zur Zeit Atlassow's war Niemand mehr am Leben; man zeigte aber noch die Reste ihrer Wohnungen am Kamtschatka-Flusse, 25 Meilen unterhalb des oberen kamtschatkischen Ostrog.

Das sind die dürftigen Nachrichten, welche man über diese merkwürdige erste Umschiffung der Ostspitze von Asien hat. Man muß gestehen, daß sie sehr unvollständig sind. Es fällt auf, denn nicht einmal die glückliche Rückkehr Deschnew's wird uns berichtet. Die Fahrt selbst aber ist über allen Zweifel erhaben und dem kühnen Kosaken gebührt das Verdienst, zuerst die (später so genannte) Beringstraße durchsegelt zu haben. Die Erkenntniß der Thatsache, daß an der Beringstraße Asien und Amerika sich bis auf eine kurze Entfernung einander nähern, blieb Deschnew verschlossen und eine geraume Zeit sollte erst darüber vergehen, ehe hier die Wahrheit zur Geltung gelangte. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war die Vertheilung von Land und Wasser auf unserer Erde bis auf ein Drittel der Oberfläche erforscht. Nun aber trat ein Stillstand in den überseeischen Entdeckungen ein.

Jeder Antrieb zur räumlichen Erweiterung fehlte den Seemächten der damaligen Zeit und erst hundert Jahre nach Deschnew machte Rußland Anstrengungen in dieser Richtung. Die Vermuthung, daß im Norden Asien und Amerika sich einander näherten, war bereits ausgesprochen, aber die Fahrt Deschnew's war so in Vergessenheit gerathen, daß Peter der Große befahl, die Begrenzung seines Reiches durch eine Küstenfahrt festzustellen. Die Instruktion Peter's des Großen, aus dem Jahre 1724 herstammend, lautet (nach v. Baer in „Peter's d. Gr. Verdienste um die Erweiterung der geographischen Kenntnisse") folgendermaßen:

1. „Man soll in Kamtschatka oder an einem andern Orte ein oder zwei Schiffsboote mit Verdecken bauen.

2. Mit diesen Schiffsbooten soll man längs der Küste, welche nach Norden verläuft, segeln, und wahrscheinlich, da man ihr Ende nicht kennt, ist dieses Land ein Theil von Amerika."



Karte der Beringstraße und des Beringmeeres.

3. Und deswegen soll man suchen, wo sie mit Amerika zusammenläuft, und bis zu irgend einer Stadt einer europäischen Macht gehen, und wenn man irgend ein europäisches Schiff sieht, von ihm erfragen, wie die Küste heißt, und es aufschreiben und selbst an der Küste landen, wahrhafte Nachrichten einziehen oder Kenntniß nehmen, und nachdem man sie auf eine Karte gebracht hat, zurückkehren."

Diese Instruktion hatte Peter fünf Wochen vor seinem Tode abgefaßt, und der Abgang der Expedition fiel so genau mit seinem Verscheiden zusammen, daß ein Theil derselben wenige Tage vor, ein anderer wenige Tage nach dem Tode des großen Kaisers nach Sibirien abreiste. Er hatte auf diese Weise gleichsam mit seinem letzten Lebenshauche die größte geographische Entdeckung nach dem Auffinden von Amerika, — die Erkenntniß der Trennung der alten Welt von der neuen — eingeleitet.

Um die ganze Bedeutung dieser Entdeckung abzumessen, muß man sich erinnern, wie oft man seit beinahe zwei Jahrhunderten versucht hatte, aus Europa entweder um den Nordrand von Asien, oder um den Nordrand von Amerika zur See nach Indien zu gelangen, ohne nur mit Sicherheit zu wissen, ob zwischen den Nordrändern beider Welttheile eine Durchfahrt ins Große Weltmeer sei oder nicht, und daß die Fortschritte der Russen diese Durchfahrt bis dahin immer unwahrscheinlicher gemacht hatten, wie denn auch aus Peter's Instruktion hervorgeht, daß er selbst sie bezweifelte.

Zum Anführer des Unternehmens war Vitus Bering, ein seit 1704 in russischen Diensten stehender Däne, auserkoren worden; seine Leutnants waren Martin Spangenberg (oder Spanberg) und Alexej Tschirikow. Obgleich sie schon 1725 abgereist waren, konnte doch erst am 4. April 1728 das Boot „Gabriel" an der Mündung des Kamtschatkaflusses vom Stapel gelassen werden, in welchem sie am 20. Juli ausliefen, um dem Ostrande Kamtschatka's entlang gegen Norden zu steuern. Am Laurentiustage (10. August) entdeckte Bering eine Küsteninsel, die er nach dem Kalenderheiligen benannte, und am 15. August die Landspitze Serdze Kamen unter 67° nördl. Br., die schon jenseit der Ostspitze der alten Welt lag, sodaß er im Bewußtsein einer erfüllten Aufgabe nach Ochotsk zurückkehrte.

Da auf dieser Fahrt das Gestade Amerika's nicht erblickt, ja, seine Nähe gar nicht geahnt wurde, so erfuhr auch Bering nie, daß er eine Straße entdeckt habe, die dermaleinst nach ihm benannt werden und in der geographischen Wissenschaft zu solcher Bedeutung gelangen sollte.

Auf seiner zweiten Fahrt gelangte Bering allerdings bis nach Amerika, aber ohne den gehörigen Nutzen aus dieser Entdeckung zu ziehen, die er gleichsam gegen seinen Willen gemacht hatte. Die Expedition, deren Ausrüstung acht Jahre in Anspruch genommen und ungeheuere Summen verschlungen hatte, ging am 29. Mai 1741 von der Awatschabucht aus.

Auf dem einen Fahrzeug befanden sich Bering und bei ihm der deutsche Naturforscher Steller, das andere befehligte Tschirikow, bei welchem sich der französische Gelehrte de la Croyère-Delisle befand. Die Hauptperson unter ihnen war unser Steller.

Georg Wilhelm Steller wurde am 10. März 1709 zu Winsheim in Franken geboren. Seine zarte Jugend ließ an ihm die größte Fähigkeit, den größten Fleiß erkennen; Eigenschaften, die ihm bis zum Tode treu blieben. Von früh auf beschäftigte die Naturwissenschaft seinen regen Geist und verdrängte nach und nach auf Universitäten (Wittenberg, Jena, Leipzig, Halle) die Theologie, für die er ursprünglich bestimmt war. Er bewarb sich nun um ein botanisches Lehramt, da aber neben dem Durst des Wissens sich auch das Verlangen, fremde Länder zu sehen, immer stärker in ihm entzündete, beschloß er nach Rußland zu reisen, dem damaligen Dorado aller nach einem größeren Wirkungskreise strebenden Geister.

Zuerst begab er sich als Arzt zur russischen Armee, welche damals Danzig belagerte, und ward nach der Einnahme dieser Stadt mit einem Schiff voll kranker und verwundeter Soldaten nach St. Petersburg geschickt, wo er im Wintermonat 1734 mit äußerster Lebensgefahr ankam. Daß er sich hier die seinen Kenntnissen gebührende Anerkennung bald zu verschaffen wußte, geht daraus hervor, daß er schon nach einigen Jahren zum Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ernannt und 1738 von der Regierung nach Kamtschatka geschickt wurde mit dem Auftrage, die Naturprodukte jenes fernen Landes näher zu untersuchen. Wie gewissenhaft er seine Aufgabe erfüllte, erhellt sowol aus seinen Schriften als auch aus den zahlreichen Sammlungen, die er der Akademie zuschickte.

Als Kamtschatka seinen Untersuchungen wenig Neues mehr darbot, bat er 1740 um Erlaubniß, den Kapitän Spangenberg auf einer Reise nach Japan begleiten zu dürfen; doch ehe die Antwort eintraf, ließ er sich durch Bering, der eben im Begriff war, seine zweite Entdeckungsreise vorzunehmen, zum Anschluß an diese unglückliche Fahrt überreden. Der Tübinger Chemiker und Botaniker Gmelin, welcher in Sibirien mit Steller zusammentraf, schreibt von ihm: „Dem Herrn Adjunctus war jeder Stiefel und Schuh gerecht. Er bedurfte weder eines Kochs noch eines Haarkünstlers, denn einerseits verschmähte er Puder und Perrücke, andererseits bereitete er sich seine Kost selber, indem er Suppe, Fleisch und Gemüse in einem Geschirr zugleich ansetzte. Dies war der Mann, wie er sich für die Entdeckung Amerika's von Asien aus eignete, und einer der Wenigen, welche von dem gefahrvollen Unternehmen lebend heimkehren sollten. Am 4. Juni 1741 verließ Steller auf dem von Bering kommandirten „St. Peter" die Awatschabai und bald darauf trennte sich das Schiff im Nebel von jenem Tschirikow's. Von Anfang an waltete ein Unstern über der Expedition. Als endlich am 15. Juli das hohe Gebirge Amerika's aus den Fluten tauchte und man am 19. bei der Insel Kadiak ankerte, hätte sowol die Ordnung als die Wichtigkeit der Sache die reiflichste Ueberlegung erfordert, wie man Zeit und Gelegenheit am besten benutzen könnte; ob man bei der schon vorgerückten Jahreszeit die Küste noch weiter verfolgen oder ob man hier überwintern, oder endlich geraden Wegs wieder nach Hause steuern sollte. Aber alles dieses wurde keiner Berathung werth gehalten, sondern ein Jeder schwieg für sich und that für sich, was er wollte. Einstimmig war man nur darin, daß frisches Wasser eingenommen werden sollte, sodaß Steller sich nicht enthalten konnte,

den russischen Seehelden zu sagen: „sie wären nur gekommen, um amerikanisches Wasser nach Asien überzubringen.“ Als hierauf ein Boot zur Rekognoszirung ausgeschickt wurde und Steller mit ans Land zu fahren begehrte, ward es ihm rundweg abgeschlagen. Das Folgende ist zu charakteristisch für die damalige Bildungsstufe der russischen Marineoffiziere, als daß wir es nicht mit des Naturforschers eigenen Worten anführen sollten. „Man suchte mir erst mit Erzählung grausamer Mordgeschichten Angst zu machen, und weil ich erwiederte, daß ich niemals so weibisch gewesen, mich vor Gefahren zu fürchten, auch gar nicht errathen könne, warum man mich nicht nach dem Lande lassen wolle, da doch dieses mein Hauptzweck, Beruf und Schuldigkeit, auch mein fester Wille sei, der Krone, wie bisher, nach Vermögen zu dienen, so nannte man mich einen wilden Menschen, der sich auch nicht durch Bewirthung mit Chokolade, die eben damals in der Arbeit war, von Verrichtungen wollte abhalten lassen. Weil ich nun sah, daß man mich mit Gewalt zu unverantwortlicher Verabsäumung meiner Dienste zwingen wollte, setzte ich endlich alle Achtung aus den Augen und betete ein besonderes Gebet, wodurch sich der Herr Kommandeur sogleich erweichen ließ, mich mit den Wasserträgern, jedoch ohne die geringste Hülse zuzugeben, nach dem Lande fahren zu lassen. Beim Abschiede vom Fahrzeug machte er noch eine Probe, wie weit ich Schimpf und Ernst verstünde, indem er mir mit Trompeten nachblasen ließ.“

Sobald Steller, nur von seinem eigenen Kosaken begleitet, gelandet war, suchte er die kostbare, kärglich zugemessene Zeit nach Kräften zu benutzen. Er richtete sogleich seinen Weg landeinwärts, um Menschen und Wohnungen zu entdecken, und kaum war er einige Tausend Schritte gegangen, so fand er schon unter einem Baume einen ausgehöhlten Stamm, worin die Wilden vor ein paar Stunden, in Ermangelung von Kessel und Geschirr, Fleisch mit glühenden Steinen gekocht hatten. Außerdem fand er noch verschiedene Schalen mit süßem Kraut und ein hölzernes Feuerzeug, Alles völlig wie auf Kamtschatka. Er schloß daraus, daß die Bewohner mit den Kamtschadalen einer Herkunft seien, auch beide Länder im Norden sehr nahe aneinander liegen müßten.

Nachdem Steller bei der ihm kurz zubemessenen Frist noch einige höchst wichtige Beobachtungen angestellt, die seinen Scharfblick bewundern lassen, kehrte er nach dem Ufer zurück, wo er von Bering die Aufforderung erhielt, „er solle sich nur geschwind nach dem Fahrzeug packen, oder man würde, ohne auf ihn zu warten, ihn am Lande lassen.“ Da blieb nichts Anderes übrig, als zu gehorchen, und am 21. Juli lichtete Bering die Anker, ohne dem nun entdeckten Amerika einen Blick zu schenken.

Nun begann eine an Drangsalen und Nöthen überreiche Heimfahrt, bei welcher das Schiff von Stürmen und Winden drei Monate umhergeworfen wurde und die Lebensmittel knapp wurden.

Zuletzt trat der Skorbut unter der Mannschaft auf. Die Krankheit nahm zu und schwächte die Mannschaft dergestalt, daß zwei Matrosen, die am Steuer standen, von Anderen geführt werden mußten, die auch kaum zu gehen im Stande waren. Wenn Einer dann nicht länger mehr steuern konnte, so trat ein Anderer, der in keinem viel besseren Zustande war, an seine Stelle.

Man durfte nicht viele Segel aufziehen, denn es gab Niemand, der sie im Falle der Noth einziehen konnte. Endlich zeigte sich Land — welches man für Kamtschatka hielt — und nachdem man Schiffsrath gehalten hatte, segelte man darauf zu und warf nahe an der Küste den Anker aus. Da erhob sich ein Sturm und trieb das Schiff den Felsen zu, die es bereits berührte. Man warf einen zweiten Anker, er hatte aber noch nicht rechten Grund gefaßt, als das Ankertau in Stücke gerissen wurde. Eine hohe See trieb das Schiff über die Klippen weg, hinter denen übrigens stilleres Wasser war. Nachdem die Matrosen ausgeruht hatten, ließen sie das Boot ins Meer hinab und einige fuhren an die Küste. Auf der Insel fand man nur wenig Treibholz und gar keine Bäume. doch stellte man einen geschützten Raum her, indem man einige kleine Schluchten überdachte, die in der Nähe des Strandes lagen. „Am 8. November begann man die Kranken ans Land zu schaffen; aber mehrere starben schon, als sie aus dem Zwischendeck in die freie Luft getragen wurden; andere in der Zeit, wo sie auf dem Verdeck lagen; einige im Boot und eine noch größere Anzahl, sobald man sie auf's Land brachte."

Am 9. November wurde Bering, der selbst am Skorbut darniederlag, auf einer Tragbahre an die Küste geschafft und starb einen Monat später auf dieser Insel, die jetzt seinen Namen trägt. Steller schreibt: „Man kann sagen, daß er halb lebendig begraben wurde, denn der Sand rollte von den Wänden der Grube, in der er lag, beständig herunter und bedeckte seine Füße. Er litt zuletzt nicht mehr, daß man den Sand entferne, da er ihm, wie er sagte, einige Wärme mittheile, die ihm in seinen übrigen Körpertheilen fehle, und der Sand stieg ihm nach und nach bis zum Leibe hinauf, sodaß man ihn nach seinem Tode herausscharren mußte, um ihn ordentlich begraben zu können."

Das Schiff, das unbewacht dalag, wurde in einem Sturme zum Wrack und der größte Theil der auf ihm befindlichen Lebensmittel ging verloren. Lange Zeit nährten sich die Schiffbrüchigen von todten Walfischen, die an die Küste getrieben worden waren. Im Frühling faßten sie den Entschluß, das Wrack abzubrechen und aus den Ueberresten ein kleineres Schiff zu bauen, Dies geschah und sie verließen nun die Insel. Zu ihrer großen Freude erreichten sie endlich die Küste von Kamtschatka. Im Herbst vorher war Tschirikow, Bering's Gefährte, in Petropawlowsk angekommen, nachdem er einundzwanzig Mann am Skorbut verloren hatte. Delisle hatte während der ganzen Reise gekränkelt und starb, ehe man ihn ans Land zu schaffen vermochte. So endigte die stolz begonnene Expedition und es fehlte nicht an herben Urtheilen über Bering, während Andere sich bemühten, seine Verdienste in das rechte Licht zu stellen; auch der Mann, der am lautesten gegen ihn eiferte, Steller, der auch am meisten Veranlassung dazu hatte, da Bering ihn aus dem Felde einer erfolgreichen Thätigkeit gerissen hatte, ohne ihm ein anderes bieten zu können, spricht sich bei Gelegenheit von Bering's Tode sehr günstig über ihn aus, mit folgenden Worten:

„Vitus Bering war ein rechtschaffener und frommer Christ, der Aufführung nach ein wohlgesitteter, freundlicher, stiller und bei dem ganzen Kommando, sowol bei Hohen als Gemeinen, durchgängig beliebter Mann.

Nach einer zweimaligen Reise nach Indien trat er 1704 bei der russischen Flotte als Leutnant in Dienst, worin er bis an sein Ende im Jahre 1742 mit möglichster Treue verharret und sich zum Range eines Kapitän-Kommandeurs hinaufgedient hat. Unparteiische werden von ihm nicht anders urtheilen können, als daß er sich allezeit nach allen Kräften und Vermögen bestrebte, das ihm Anbefohlene auf die beste Art ins Werk zu richten, ob er gleich selbst gestand und sich oft beklagt hat, daß seine Kräfte zu einer so schweren Expedition nicht mehr hinreichten, daß selbige viel größer und weitläufiger angelegt worden, als er solche projektirt, er auch in seinem Alter wünschte, daß die ganze Sache einem jungen und raschen Mann von der Nation aufgetragen und ihm abgenommen würde. — Bekanntlich war der selige Mann zu geschwinden Entschließungen und hurtigen Unternehmungen nicht geboren; es bleibt aber in Ansehen seiner Treue, Gelassenheit und bedächtlichen Ueberlegung die Frage, ob auch ein Anderer mit mehr Feuer und Hitze die unzähligen Beschwernisse und Hindernisse seiner Unternehmung so gut überwunden haben würde, ohne diese entfernten Gegenden völlig zu verwüsten, da ein solcher von allem Eigennutz weit entfernter Befehlshaber, wie er war, seine Untergebenen in diesem Punkte kaum genugsam im Zaume halten konnte."

Steller ist also doch in Zweifel, ob ein Mann, wie er ihn sich wünschte, besser gewirkt haben würde. Nun aber folgt die Anklage.

„Die einzige Schuld, die man dem wackern Manne beimessen kann, ist, daß er durch allzugelindes Kommando zu viel geschadet, er sowol als seine Untergeordneten durch allzu feuriges und oft unbesonnenes Verfahren. Er hatte auch etwas zu viel Hochachtung für seine Offiziere und zu gute Meinung von ihrem Verstand und Erfahrung, wodurch diese endlich zu stolz wurden, Alles neben sich und endlich den Befehlshaber selbst verachteten und die Subordination vergaßen, ohne an Erkenntlichkeit zu denken."

Jedenfalls wird durch dieses milde Urtheil unser Steller am meisten geehrt, da er doch gerade durch Bering stark zu leiden hatte. Was Steller selbst betrifft, so nahm dieser ausgezeichnete und durch scharfe Beobachtungsgabe hervorragende Forscher ein kaum minder trauriges Ende als Bering selbst. Steller erhielt im Jahre 1744 den Befehl, nach Petersburg zurückzukehren, doch hatte er sich durch seine Freimüthigkeit zu viel Feinde zugezogen; man fürchtete in Kamtschatka seine Enthüllungen und gebrauchte seinen Diener, einen ehemaligen Spion Peter's d. Gr., um falsche Aussagen gegen ihn zu machen. Schon war er bis Nischni-Nowgorod gelangt, schon stand er wieder an der Grenze der Civilisation, da erhielt er den Befehl, sich vor der Kanzlei in Irkutsk zu stellen, um sich gegen die falschen Anklagen seiner Feinde zu verantworten: zu Rußlands Schaden Pulver an die Völker im äußersten Osten vertheilt zu haben. Nach einem Jahre wird er freigesprochen und eilt zum zweiten Male heimwärts. Sein Biograph J. B. S., welcher Steller's Beschreibung von Kamtschatka herausgab, schreibt nun Folgendes: „Er kam bis vor Moskau, wo ihm ein zweiter Befehl überreicht wurde, welchem zufolge er sich zum zweiten Male eiligst vor der Irkutskischen Kanzlei stellen sollte. Die Wache, welche hierzu ausgeschickt war, brachte ihn auch bereits ziemlich weit.

Da es aber eines Tages außerordentlich kalt wurde, hielten sie an, um in einer nahe am Wege liegenden Schenke zu saufen. Steller, der wegen großen Frosts in seinem Schlitten im Bette liegen blieb und abwarten wollte, bis seine Wache den Durst gelöscht hatte, schlief ein, erstarrte und erfror bei der außerordentlich großen Kälte bei gesundem und frischem Körper und wurde bei der Stadt Tjumen im Monat November 1746 eingescharrt — — —."

Seinen unvergänglicher Namen — sagt von ihm Peschel — wird vorzüglich die Geschichte der Botanik zu feiern haben; wir dagegen können nur lebhaft beklagen, daß die geographischen Aufzeichnungen dieses scharfen Forschers verloren gingen, für den eine Wanderung von wenigen Stunden genügte, um die klimatische Begünstigung des nordwestlichen Amerika vor Kamtschatka aus der reicheren Entwicklung des Pflanzenwuchses, der zeitigen Reife von Samen gewisser Gewächse und dem frühen Aufsteigen der Seefische in die süßen Landwasser zu erkennen."

Durch alle diese Fahrten und Forschungen von Deschnew bis Bering war aber die Lage des nordwestlichen Amerika zu Asien noch keineswegs bestimmt worden; man wußte nicht, ob das Land, welches man im Osten von Asien entdeckt, etwa eine Inselgruppe sei oder zum amerikanischen Kontinent gehöre. Diese Frage zu lösen war der große James Cook auf seiner letzten Reise berufen. Nachdem er die Sandwichinseln 1778 entdeckt, fuhr er nordöstlich und traf auf die Westküste Amerika's, die er nach Norden verfolgte und aufnahm. Zwischen den beiden Alëuteninseln Unalaschka und Umiak durchfahrend, gelangte er in das Beringmeer, entdeckte die Bristolbai, lief dann zu der Matthäus- und Lorenzinsel hinüber (vergleiche die Karte auf S. 243) und lief dann zurück zur Küste Amerika's, die er am 4. August beim Nortonsund abermals berührte, bis er am 4. August das von ihm benannte Kap Prinz von Wales, den westlichen Vorsprung des Festlandes, erreichte. „Es nahte sich jetzt die denkwürdigste Entscheidung für die Hydrographie der Erde." Da die Längen der Ostküste von Kamtschatka genau bestimmt und Karten von Bering über die östliche Verlängerung des asiatischen Festlandes vorhanden waren, so wußte Cook, daß er sich in der Nähe von Asien befand. Man zweifelte nicht länger, daß die Küsten, welche Bering und Steller im Osten gesehen, nicht Inseln, sondern das amerikanische Festland waren. Klar war es also, daß eine enge Straße die alte Welt von der neuen schied, und daß die Erdveste nicht aus einer großen, sondern aus zwei großen Inseln bestehe. Am 9. August hielt Cook von den Diomedinseln gegen West und am folgenden Tage erblickte er das asiatische Festland. Cook enthüllte nun auch die Meere im Norden der Beringstraße, indem er nach Osten zu, auf der amerikanischen Seite, bis zum Eiskap; nach Westen hin, auf der asiatischen Seite, bis zum Nordkap vordrang. Die große That war geschehen, man kannte nun genau die Lage des nordöstlichen Asiens gegenüber dem nordwestlichen Amerika, die Begrenzung der alten und der neuen Welt in dieser Region.

Seit Cook in das Meer nördlich der Beringstraße vordrang, ist dasselbe häufig von Walfischfängern befahren worden, welche dort reiche Ausbeute fanden. Auch an wissenschaftlichen Forschern hat es dort nicht gefehlt, die namentlich

im Gefolge der Franklinexpeditionen dort auftauchten. Nachdem 1825 Beechey das Eismeer an der amerikanischen Ostküste befahren, passirte 1849 Kapitän Kellett im britischen Schiff „Herald" die Beringstraße und entdeckte, indem er nordwestlich hielt, am 17. August unter 71° 20′ nörd. Br. und 176° westl. L. v. Gr. die kleine Herald-Insel, auf welcher er landete und in deren Westen er ein mit hohen Bergen bestandenes Land sah, das als Plover-Insel bezeichnet wurde. Ganz nahe diesem Lande kam am 15. und 16. August 1867 der amerikanische Walfischfänger Kapitän Long; er nahm die Südküste desselben auf, entdeckte auf demselben einen 755 Meter hohen Vulkan und benannte dasselbe nach dem verdienstvollen Forscher v. Wrangel, weil dieser 1823 versucht hatte, das bei klarem Wetter von der sibirischen Küste sichtbare Land mit Hundeschlitten zu erreichen, was allerdings nicht gelang. Auf englischen Karten heißt dieses Land Kellett-Land.

Das Beringmeer, der Schauplatz der Fahrten der eben genannten Forscher, zeichnet sich durch seine große Unwirthlichkeit, durch ungemein starke Nebel und rauhes Klima aus. Hier fehlt jeder erwärmende Einfluß einer warmen Strömung und nur von Norden her werden alljährlich ungeheuere Massen Eis in das Meer durch die Beringstraße hineingeschwemmt. Dazu kommt, daß die lange Kette der Aleuten, welche das Beringmeer im Süden begrenzen, die Temperaturausgleichung mit dem Stillen Ozean verhindern. Sowie daher der Schiffer von Süden her in das Beringmeer einläuft, fühlt er eine fast plötzliche Abnahme der Temperatur und sieht sich unter dem Einflusse des hohen Nordens. Kein Meer ist so reich an Nebeln als das Beringmeer und trotz seiner verhältnißmäßig südlichen Lage — nicht einmal die Beringstraße erreicht den Polarkreis — finden wir uns in diesen ungastlichen Gewässern dem hohen Norden näher gerückt als im Atlantischen Polarmeer. Am deutlichsten zeigt sich dieses an der schmal und zungenartig vorgestreckten Halbinsel Alaska, deren Nordseite, arktischen Charakters, Walrosse beherbergt, während an der Südseite Kolibris schwirren. Aber auf der amerikanischen wie asiatischen Seite des Beringmeeres herrschen im Wesentlichen dieselbe Fauna und Flora und so sehen wir hier ein Uebergangsgebiet von großer Wichtigkeit vor uns.

Zahlreich sind die Anklänge an die Flora und Fauna Kamtschatka's, welche Kittlitz in Sitcha beobachtete, und er war oft genug erstaunt, hier wie da auf dieselben Arten zu treffen, sodaß nicht einmal Varietäten einander ablösten. Dieselbe schöne purpurschwarze Sarannalilie (Fritillaria-Saranna) deren mehlhaltige Knollen der Kamtschadale genießt, wächst auf Sitcha. Hier beginnen die Heracleum-Arten eine Rolle zu spielen, die in den Wäldern des übrigen Nordamerika fehlen; sie gehen über die Alëuten, wo sie schon von stärkerem Einfluß auf die Physiognomie des Landes sind, und werden in Kamtschatka von großer Bedeutung, wo Heracleum dulce, die sladka trawa, die Zuckerpflanze der Itelmenen ist. Auf den Alëuten-Inseln gedeiht Rhododendron Kamtschaticum mit seinen großen hochkarmoisinrothen Blüten; die Moos- und Tundrapflanzen, wie Empetrum nigrum, sind hier wie da. Der Kreuzschnabel Sitcha's ist unsere europäische Loxia curvirostra, die durch Nordasien geht; Unalaschka's Schneehuhn ist vom europäischen Tetrao Lagopus

nicht zu unterscheiden; genau dieselben Lachsarten, welche in Kamtschatka's Flüssen aufsteigen, bevölkern die Sunde und Ströme der amerikanischen Nordwestküste.

Daß die Seethiere auf beiden Seiten der Beringstraße die nämlichen sind, kann nicht auffallen. Der kostbare Seeotter, die Seebären, welche namentlich auf den Pribylow-Inseln häufig sind, Seelöwen, Walrosse und auch Walfische werden hier noch alljährlich in großen Massen sowol von den jagdkundigen Anwohnern als von russischen und amerikanischen Thranthierjägern erlegt. Ein merkwürdiges Seegeschöpf, welches, wie es scheint, dieser Region allein eigen war, ist aus derselben seit Steller's Zeit spurlos verschwunden. Wir meinen das Borkenthier oder die Steller'sche Seekuh (Rhytina Stelleri) der Beringinsel, auf welcher sie Steller während des Schiffbruchs von Bering's Expedition kennen lernte. Er beschreibt sie folgendermaßen.



Wrangelland. Nach Petermann's „Mittheilungen".

„Am ganzen Strande der Insel, sonderlich wo Bäche in die See fließen und alle Arten Seethiere am häufigsten sind, hält sich zu allen Jahreszeiten die von unseren Russen „Morskaja-Korowa" genannte Meerkuh in großer Menge und herdenweise auf. Da uns durch die Verscheuchung der Seebiber von der nördlichen Seite die Versorgung mit Nahrungsbedarf beschwerlich zu werden anfing, sannen wir auf Mittel, uns dieser Thiere zu bemeistern und unsere Nahrung, weil sie uns nahe waren, auf eine leichtere Art davon zu ziehen. Man besserte zu dem Ende gegen Ausgang des Junius das Jollboot, so im Herbst auf den Felsen sehr beschädigt worden war, aus, setzte einen Harpunier nebst Steuermann und vier Ruderern darauf und gab jenem ein Harpun nebst

einem sehr langen, wie beim Walfischfang in Ordnung gelegten Seil in die Hand, von welchem das andere Ende am Strande von den übrigen vierzig Mann gehalten wurde. Nun ruderte man ganz stille auf die Thiere los, welche in größter Sicherheit an den Ufern ihrer Weide im Seegrunde nachgingen. Sobald dann der Harpunier eines derselben angehauen hatte, zogen die am Lande solches allmählich nach dem Strande, die in der Jolle Befindlichen fuhren indessen auf dasselbe zu und machten es durch ihre Bewegungen noch matter, und wenn es entkräftet schien, so stießen sie ihm allenthalben mit großen Messern und Bajonetten in den Leib, sodaß es fast alles Blut, welches wie Springbrunnen aus den Wunden quoll, verloren hatte, und so bei vollem Wasser auf den Strand gezogen und befestigt werden konnte.

„Sowie dann das Wasser wieder ablief und das Thier auf trockenem Sande lag, schnitt man allenthalben das Fleisch und den Speck stückweise herunter und trug es voller Freude nach den Wohnungen, wo das Fleisch in großen Fässern verwahrt, der Speck aber auf hohe Böcke aufgehängt wurde.

„Und nun sahen wir uns bald in einen solchen Ueberfluß von Nahrung versetzt, daß wir den Bau unseres neuen Fahrzeuges, welches das Mittel zu unserer Rettung werden sollte, ohne Hindernisse fortsetzen konnten.“

Mit diesen Worten beginnt Steller seinen Bericht über eines der merkwürdigsten Seesäugethiere, über ein Geschöpf, welches bereits gänzlich ausgerottet und vernichtet worden zu sein scheint, über die nach ihrem Entdecker benannte Steller'sche Seekuh oder das nordische Borkenthier. Bereits siebenundzwanzig Jahre nach der Entdeckung wurde die letzte Seekuh erlegt. Seitdem hat man wol noch einen Schädel und eine Gaumenplatte nebst einigen wenigen Knochen des Gerippes aufgefunden, aber keine lebende Morskaja Korowa fernerhin mehr gesehen.

Angelockt durch die gewinnverheißenden Berichte der russischen Entdeckungsgesellschaft, bei welcher Steller sich befand, die, wie immer in solchen Fällen, ein wenig an Uebertreibung litten, strömten Walfischfänger und waghalsige Abenteurer in hellen Haufen nach der Beringsee und begannen dort eine so furchtbare Metzelei unter den wehrlosen Meeresbewohnern, daß die Seekühe von der Erde vertilgt wurden. Jedes Schiff, welches nach dem Beringmeere absegelte, ist angewiesen worden, Spuren der Seekuh aufzusuchen; keins hat irgendeine Nachricht zurückgebracht.

Anstatt der Zähne waren die Kiefer des merkwürdigen Geschöpfes mit vier Kauplatten belegt, welche nur mit dem Zahnfleische zusammenhingen. Diese einzige Angabe genügt zur Kennzeichnung des Thieres. Nach Steller's weiteren Angaben wird das Thier 9—12 Meter lang und hat an der stärksten Stelle einen Umfang von 8 Meter.

Der Leib hat die Robbenform, mit fischähnlichem, wagrecht stehendem Schwanz, und der Kopf gleicht einigermaßen einem Büffelkopf. Bei den weiblichen Thieren befanden sich zwischen den Vorderbeinen Brüste, welche in großer Menge eine süße und wohlschmeckende Milch enthielten. Die Borkenthiere leben, wie das Rindvieh, herdenweise, fressen Seegras, käuen jedoch nicht wieder. Vor dem Menschen hatten sie nicht die geringste Scheu.

Am merkwürdigsten erscheint die Beschaffenheit der Haut, welche Anlaß zu dem Namen „Borkenthier" gegeben hat.

„Die Haut der Seekuh", fährt Steller fort, „hat ein doppeltes Wesen: die äußerste Schale der Haut ist schwarz oder schwarzbraun, einen Zoll dick und an Festigkeit fast wie Pantoffelholz, um den Kopf voller Gruben, Runzeln und Löcher. Sie besteht aus lauter senkrechten Fasern, welche wie in Strahlengips hart aneinander liegen.

„Diese äußere Schale, welche sich leicht von der Haut abschält, ist, meinem Bedünken nach, eine aus aneinander stehenden, verwandelten Haaren zusammengesetzte Decke, die ich ebenso bei Walfischen gefunden habe. Die untere Haut ist etwas dicker als eine Ochsenhaut, sehr stark und an Farbe weiß. Unter diesen beiden umgiebt den ganzen Körper des Thieres der Fettlappen oder Speck vier Finger hoch, alsdann folgt das Fleisch. Ich schätze das Gewicht des Thieres mit Einschluß von Haut, Fett, Speck, Knochen und Gedärmen auf 1200 Pud oder 480 Centner. Das Fett ist nicht ölig oder weichlich, sondern härtlich und drusicht, schneeweiß, und wenn es einige Tage an der Sonne gelegen, so angenehm gelblich, wie die beste holländische Butter.

„An sich selbst gekocht übertrifft es an Süßigkeit und Geschmack das beste Rindsfett; ausgesotten ist es an Farbe und Frischheit wie frisches Baumöl, an Geschmack wie süßes Mandelöl."

Diese Mittheilungen waren allzuverlockend, um nicht die rücksichtsloseste Jagdbegierde zu erwecken, welche denn auch bald diese wehrlosen Thiere so vollständig, mit so viel Verständnißlosigkeit für die Zukunft ausrottete, daß uns keins derselben in einer Sammlung erhalten wurde, ja nicht einmal eine Abbildung davon vorhanden ist.

Wie aber die Thierwelt der Beringländer uns hochinteressant erscheint, so noch mehr die hier im unwirthlichsten Klima lebenden Menschen, an welche sich ethnographische Fragen von außerordentlicher Wichtigkeit knüpfen. Die Namollo bewohnen nach Billings vom Anadyrgolfe an längs dem Rande des Beringmeeres bis zum Ostkap und von diesem westlich am Eismeere bis Kap Serdze Kamen; ihre Gesammtzahl schätzte jener nur auf 3000, am dichtesten waren sie am Beringmeer beisammen, spärlicher an der Eismeerküste, die sie übrigens der Thranthierjagd wegen bis zum Kap Schelagskoi und zur Tschaunbucht hin (170° östl. L. v. Gr.) besuchen. Sie sind ein fleißiges Volk, das sehr geschickte Arbeiten liefert, wie man an ihren Baidaren, Lanzen, Bogen, Pfeilen, Kleidern sehen kann, mit denen sie die Wandertschuktschen versehen. Auch treiben sie mit ihren gefangenen Weibern, die sie in Amerika erbeuten, Handel und erhalten für diese von den Tschuktschen Renthiere, kupferne und eiserne Kessel, Messer, Korallen und andere Artikel, welche jene von den Russen eintauschen. Die Namollo graben Keller, in denen sie ihre Vorräthe an Lebensmitteln und Thran aufbewahren. Ihre Speisen bestehen aus Wurzeln, Beeren, sowie aus gedörrtem Renthierfleisch und Fischen. Die Schnauze des Walrosses, aus der sie eine Gallerte kochen, gilt ihnen als besonderer Leckerbissen. Das Fett der Renthiere bewahren sie in Seehundsfellen auf und sammeln davon große Vorräthe an, da es ihnen zur Nahrung, Heizung und Beleuchtung dient.

Von den Namollo wird erzählt, daß sie ihre Alten, wenn sie krank sind, mit Messern selbst tödten, indessen Billings leugnet dieses; doch wird die Fürsorge für das Alter bei ihnen keine allzugroße gewesen sein, wenn wir bedenken, was Steller von den Kamtschadalen erzählt, die ihre unheilbar Kranken den Hunden zum Fraß aussetzten, und überhaupt wie viele Völker aus religiösen Anschauungen ihre sterbenden Alten aussetzen und sich selbst überlassen. Rheumatismus, eine natürliche Folge der Lebensart auf der See, im Schnee und im Nebel, ist das Hauptübel der Alten bei diesem Volke und sie heilen denselben merkwürdiger Weise mit einem Mittel, welches ganz dem Moxen der Japaner gleicht. Sie streuen nämlich getrocknete Wermuthblätter auf die leidenden Stellen und brennen sie daselbst aus, ein Verfahren, das auch Jukagiren, Jakuten und Tungusen kennen. Bei gefährlichen Krankheiten opfern sie den Plagegeistern Renthiere; zuweilen wird dann auch ein Hund geschlachtet, der Kranke um denselben geführt und mit dessen Blut und Fett gesalbt. Der Leichnam der Gestorbenen wird zu Asche verbrannt und Steine auf die Stelle gelegt, die ungefähr die Form des menschlichen Körpers bilden. Ein großer Stein stellt den Kopf vor und wird mit Mark und Fett gesalbt, und in einiger Entfernung errichtet man einen Hügel von Renthierhörnern. Die Verwandten besuchen den Ort jährlich einmal, erinnern sich der Thaten des Verstorbenen, fügen ein Horn zu dem Hügel und salben den Kopf. Die Namollo unterscheiden nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, und fangen jede mit Opfern und Lustbarkeiten an, um ihre Dankbarkeit für das genossene Gute auszudrücken und künftigen Segen zu erflehen. (M. Sauer, „Reise nach den nördlichen Gegenden vom russischen Asien und Amerika unter dem Commodore Billings.“ Weimar 1803.)

Was Whymper in seinem Werke über Alaska von den „Tschuktschen“ erzählt, die er an der Ploverbai (bei Kap Tschukotskoi) traf, bezieht sich nur auf die Namollo, welche hier ansässig sind. Er fand hier ihre Zelte oder Sommerjurten aus verschiedenen Häuten von Walrossen, Seehunden und Renthieren bestehend, die gelegentlich mit einem Stück Segeltuch geflickt waren, das sie von einem Walfischfahrer geschenkt erhalten hatten. Obgleich das Ganze sehr roh aussah, stellt es doch eine Art Kunstbau dar. Die Felle bekleiden nämlich ein Gestell von Walfisch- und Walroßknochen, die in sehr bewundernswürdiger Weise zusammengefügt sind; Holz giebt es dort nicht und zum Erwärmen der Zelte benutzt man nur die Thranlampen. Auch bei den Kanoes, den Baidaren, besteht das Gestelle häufig aus Knochen. Auf jeder Seite dieser Fahrzeuge, welche Whymper das Gegenstück der grönländischen „Umiaks“ nennt, befindet sich gewöhnlich eine Seehundshaut, die aufgeblasen und an dem Ende fest zugebunden wird. (Siehe Anfangsvignette.) Will der Kahn umschlagen, so verrichtet diese Haut den Dienst eines Auslegers. Die Fischnetze dieser Leute sind aus starken Streifen von Walroßhaut gemacht.

Whymper erklärte die Anwohner der Ploverbai für sehr stark gebaute Menschen. Während noch Billings die Sittlichkeit der Namollofrauen rühmen konnte, hat nach Whymper durch den Verkehr mit Walfischfängern die Moral jetzt stark gelitten. Die Kinder sind so dicht in Kleider aus Renthierfellen

eingehüllt, daß sie wie wandelnde Säcke aussehen und sich ohne Gefahr vor Beschädigungen durch einen Sturz umhertummeln können.



Hausbau der Namollo. Nach Whymper.

Alle Namollo ohne Ausnahme tragen Röcke, Beinkleider und Stiefel von Fellen, doch bringen jetzt schon die Hochsommertage in dieser Regel eine Ausnahme

zu Wege: dann erscheinen auf dem Leibe dieser Nordländer alte Kleider von civilisirtem Ansehen, die offenbar bessere Tage gekannt haben und von den Matrosen der das Beringmeer besuchenden Schiffe herstammen. Den Tabak rauchen die Namollo so, daß sie den ganzen Rauch verschlucken. Whymper sah, wie ein Raucher nach sechs bis acht Zügen vollständig berauscht auf den Rücken fiel. Das Rohr der Pfeife ist weit stärker als der kleine Kopf, besteht aus Walroßzahn und ist der Länge nach gespalten. Wie sie leidenschaftliche Raucher sind, so lieben sie auch den Branntwein; die Händler führen ihnen aber eine Sorte von diesem Gift zu, die nicht hoch über dem Petroleum steht, welches wir auf unseren Lampen brennen.

Als das Interessanteste an diesen Namollo aber (deren Name nach v. Neumann Ang-Kali, nach Wrangel Onkilon, wörtlich „in der Nähe des Meeres" ist), erscheint uns ihre Verwandtschaft mit den Eskimos; ja sie können geradezu als der westliche Vorposten derselben, als ein in der alten Welt zurückgebliebener Rest derselben betrachtet werden. Lütke fand an ihnen ausgeprägte mongolische Gesichtszüge, vorstehende Backenknochen, kleine Nasen und vielfach schief gestellte Augen; auch ihre Sprache ist mit jener der Eskimos verschwistert. Nur Traditionen, wie sie unter den Eskimos herrschen, vermochte man bisher unter ihnen nicht aufzufinden, wie dies v. Neumann, welcher danach forschte, ausdrücklich hervorhebt. Sie behaupten jedoch, ihre Vorfahren seien von jenseit der Beringstraße gekommen. Durch ihre Berührung mit den Walfischfahrern haben sie für viele Dinge englische Wörter in ihre Sprache aufgenommen.

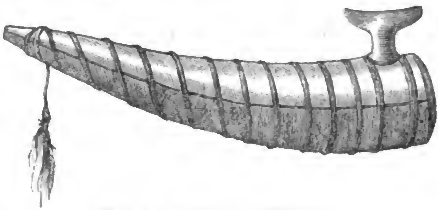
Alle Forscher, welche die Völker östlich und westlich der Beringstraße und des Beringmeeres aus eigener Anschauung kennen lernten, bestätigen die große Uebereinstimmung zwischen denselben in Sitten und Gebräuchen, im Aussehen und theilweise in der Sprache. Sie sind alle von einem großen Stamm, sind mongolenähnliche Völker und stehen in den lebhaftesten Wechselbeziehungen zu einander durch Schiffahrt und Handel.

Wie außerordentlich rege der Verkehr zwischen den zu beiden Seiten der Beringstraße angesessenen Völkern ist, erkennen wir an den Verzweigungen des Handels. Ueber die Messe auf der St. Diomed- (Gwosdew- oder Imaklit-) Insel, welche inmitten der Beringstraße liegt, hat Wrangel eingehende Erkundigungen eingezogen. Hier erscheinen die Namollo des asiatischen Festlandes im Sommer in ihren ledernen Baidaren, im Winter mit Schlitten, um die Renthierfelle und russische Waaren herbeizuführen. Von der amerikanischen Seite kommen die Anwohner von Kap Prinz Wales (oder Kap Nychta), also die sogenannten Konjagen, um Pelzwerk und Walroßzähne im Austausch gegen die russischen Waaren zu bieten. Sie ihrerseits haben diese Walroßzähne und Pelze von den Anwohnern des Kotzebue-Sundes und den Eskimos der Eisküste erhalten, mit denen sie in lebhaftem Austausche stehen. Sah doch Sir John Franklin Messer russischer Arbeit bei den Eskimos im arktischen Labyrinthe Amerika's, die nur über die Beringstraße, entlang der amerikanischen Nordküste, dorthin gelangt sein konnten! Nicht mit Unrecht nennt v. Baer die Eskimos die „Phönizier der Polarländer", denn um des Handels willen unternehmen sie die weitesten Reisen; die Expeditionen der alten Skrälinger

erstreckten sich zur Zeit der normannischen Fahrten nach Amerika an der Küste entlang bis in die Gegend des heutigen Boston.

Während nun von Norden her die Eskimos das Handelscentrum an der Beringstraße mit Tauschgütern versorgen, zieht dasselbe nicht minder vom Süden her Waaren an sich und zwar von der ganzen Küste Alaska's. Den Einwohnern zweier kleinen Inseln, die durch ihre Seetüchtigkeit sich auszeichnen, ist hier die Vermittlerrolle zugefallen; unter 65° nördl. Br. und 168° westl. L. von Greenwich liegt die King-Insel (Ukiwok) und unter 64° 30′ nördl. Br. und 166° westl. L. v. Gr. die Schlitteninsel (Sledge Island, Asschiak), deren unternehmende Bewohner in ihren Baidaren den vielfachen Krümmungen des Gestades von Alaska folgen bis zur Mündung des Jukon und darüber hinaus. Namentlich die Pastolik-Indianer (Jukonmündung) und die Anwohner des Kuskowim bringen Pelzwerk und Walroßzähne zusammen, die dann nach der Messe der Diomedinsel wandern, um gegen Kessel, Messer, Tabak, Glasperlen u. s. w. russischen Ursprungs umgetauscht zu werden.

Bei so ausgedehntem Verkehr entlang den Küsten, am Annäherungspunkte zweier Kontinente, erscheint es natürlich, daß sich auch eine Verkehrssprache, eine Art von Lingua franca, herausgebildet hat, und in der That ist eine solche vorhanden, welche zur

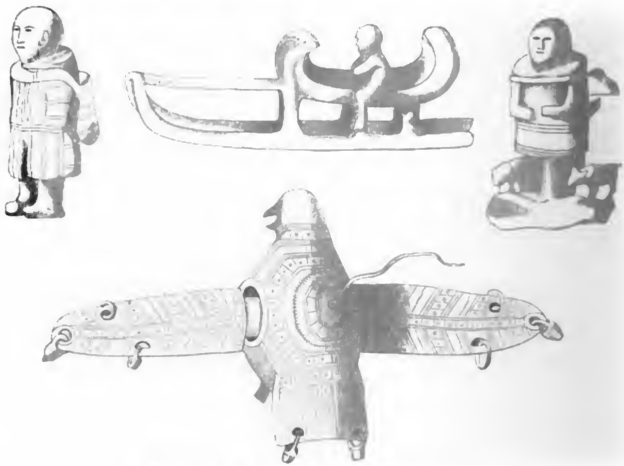


Pfeife der Namollo. Nach Whymper.

Verständigung hüben und drüben dient. Die Konjagen und Eskimos auf der amerikanischen, die Tschuktschen und Namollo auf der asiatischen Seite verständigen sich vollkommen, ja die Tschugatschen und Aleuten der Insel Unalaschka gehören nach Cook in den Kreis dieser Völker, die untereinander eine gemeinsame Verständigung besitzen. Neben dem regelmäßig organisirten Handel, der auf der Messe der Diomed-Insel seinen Ausgangspunkt nimmt, finden wir noch die primitivste Stufe des menschlichen Verkehrs im stummen Handel, den die Namollo mit den Einwohnern der Lorenzinsel (Eiwugen) unterhalten, indem sie dort die Waaren der „Feuermenschen“ oder Russen gegen einheimische Produkte austauschen. Eisen war übrigens schon vor der Ankunft der Russen bei den Konjagen am amerikanischen Gestade bekannt. Wie Holmberg berichtet, verwandten diese an den Strand gespülte Eisenstückchen zu Geräthschaften und als Verzierungen ihrer Boote, während den südlicher wohnenden Koloschen oder Thlinkitheen dieses Metall bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unbekannt war. Die Entdecker fanden sie noch mitten im Steinzeitalter (Bastian, „Asiatisch-amerikanische Polargegend.“ Zeitschrift der Gesch. f. Erdkunde 1867).

Schon Steller wies auf die Annäherung beider Erdtheile hin, auf die Inselketten, welche sie verbinden, auf die Seetüchtigkeit der Tschuktschen, welche in ihren Baidaren von einem Kontinent zum andern rudern. Seinem Scharfblick entging die große Aehnlichkeit der Korjäken und Amerikaner nicht und er

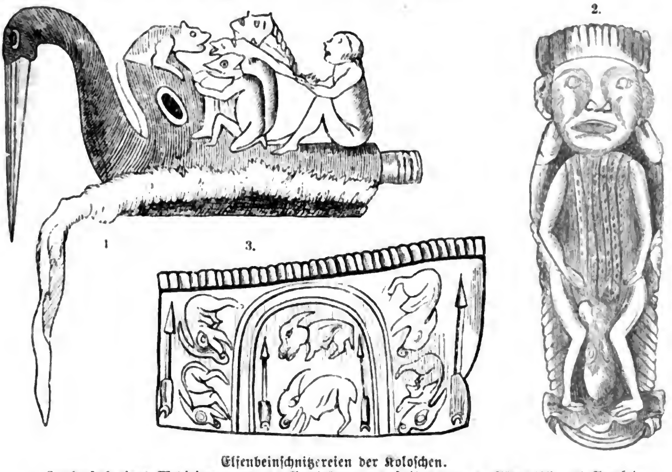
führt eine ganze Reihe von übereinstimmenden Punkten zwischen beiden Völkern auf, so die Uebereinstimmung ihrer Fahrzeuge, ihrer Beile, Feuerzeuge, die Präparirung des süßen Krautes (Sladka trawa), die Aehnlichkeit der Kleider aus Walfischgedärmen, die Verzierung der Gesichter mit Fischknochen, die gleiche Art der lichtschirmartigen Hüte. „Die Art, vermittels Adler- und Falkenflügeln Fremde zu beschenken, zum Zeichen des Friedens und der Freundschaft, haben die Amerikaner in Neuengland mit denen an der Insel Schumachin und diese mit den Kurilen auf Lopatka gemein.“ Endlich sagt er von den Amerikanern: „Sie sind an Statur, Gesicht, Haaren, der Aussprache aus vollem Halse und der Kleidung nach den Korjäken so ähnlich als ein Ei dem andern.“



Korjäkische Elfenbeinschnitzereien. Nach Bulitschew.

Es erübrigt uns noch, zum Schlusse auf die Uebereinstimmung vieler Sitten und Gebräuche bei den Völkern dies- und jenseit der Beringstraße hinzuweisen, um deren nahe Verwandtschaft zu erhärten. Das Eisen war auf beiden Seiten unbekannt; zu den Kamtschadalen und Tschuktschen kam es erst durch die Russen und wenn auch die Konjagen aus dem Eisen gestrandeter Schiffe Werkzeuge nach den Modellen ihrer Steingeräthe formten, so waren sie doch fern davon, Eisen erzeugen zu können. Ebenso lernten, wie Holmberg bezeugt, die Konjagen den Tabak erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Russen kennen, die ihn auch den Tschuktschen brachten. Das Kochen mit Steinen, welche glühend gemacht und so in die mit Wasser gefüllten Gefäße geworfen wurden, berichtet Holmberg von den Thlinkithen, Steller von den Kamtschadalen; dieselben lesbischen Laster herrschten hüben wie drüben; die Bärenverehrung, welche wir am Amur und weiter nördlich kennen lernten, berichtet Holmberg wiederum von den amerikanischen Theinkithen; der

Schamane Asiens ist gleich dem Medizinmann der Amerikaner; die Leichenverbrennung, welche bei den Giljaken am Amur, bei Korjäken und Tschuktschen herrscht, kehrt unter gleichen Ceremonien bei den Thlinkithen wieder; die Lampe oder Lejka der Wandertschuktschen — ein ausgehöhlter, mit Fett gespeister und mit einem Moosdocht versehener Stein — ist genau dieselbe wie bei den Koloschen und Eskimos; Dampfbäder bei den Kamtschadalen beschreibt Steller, bei den Konjagen Holmberg. Außerordentlich geschickt sind alle Beringvölker im Herstellen von Schnitzwerk aus Walroßzähnen. Wir bringen eine Abbildung von solchem Schnitzwerk, welches Bulitschew bei den Korjäken zeichnete, und die Abbildungen, welche von thlinkithischen oder koloschischen Schnitzereien mitgetheilt werden, sind von diesen in Bezug auf den Stil, wenn man so sagen darf, kaum zu unterscheiden. Holmberg sagt von den Konjagen auf der Insel Kadjak: „Sie besitzen eine große Geschicklichkeit im Formen verschiedener Figuren und Gegenstände aus Walroßzähnen."



Elfenbeinschnitzereien der Koloschen.
1) Zauberstab eines Medizinmannes zur Bewirkung von Heilungen. 2) Götzenbild. 3) Amulet.

Die Fahrzeuge und Bauart der Sommer- und Winterwohnungen sind im Osten wie im Westen der Beringstraße fast dieselben und die Sage von der Sintflut, die allerdings über die ganze Erde geht, wiederholt sich hüben und drüben. Auch finden sich auf beiden Seiten der Beringstraße Spuren der Feuerverehrung.

Schwierigkeiten, wie der Kulturmensch sie kennt, um im hohen Norden unter ungünstigen Lebensverhältnissen auszudauern und weite Wanderungen zu unternehmen, kennt der abgehärtete Naturmensch nicht. Cochrane erzählt uns, wie er sah, daß russische Popen Tschuktschen mitten im Winter tauften, sodaß ihnen das Wasser, in welches sie völlig nackt getaucht wurden, in den Haaren zu einer Eiskruste gefror, ohne daß sie dadurch Schaden gelitten hätten, und die Thlinkithen Amerika's gehen mitten im Winter so leicht gekleidet, „daß

es, nach Holmberg, einen Jeden wundert, wie diese Kleidung hinlänglich sein kann, sie vor dem rauhen und feuchten Klima zu schützen." An Abhärtung hat es also nicht gefehlt, um dem Klima im hohen Norden zu trotzen, und ohne Rücksicht auf dasselbe die Wanderung von Asien nach Amerika durchzuführen. Aber vor Allem spricht die große Uebereinstimmung in den Körpermerkmalen für die gleiche Abstammung der Asiaten und Amerikaner; der Schiffsverkehr war zwischen beiden Erdtheilen in der Region der Beringstraße stets ein reger und es sind auch beglaubigte Zeugnisse vorhanden, daß 1832 und 1833 japanische Dschonken nach der amerikanischen Nordwestküste verschlagen wurden. Die beiden Erdtheile waren wol räumlich getrennt, aber die Verbindung zwischen ihnen wurde durch den Menschen aufrecht erhalten.

Wie die Völkerkunde dargethan hat, dürfen wir in Amerika nicht die Völkerwiege suchen, sondern in der alten Welt, von wo der Mensch, allerdings noch auf einer niedrigen Stufe stehend, nach der neuen hinüberwanderte. Möglich, daß zur Zeit der Einwanderung beide große Erdinseln, die alte und neue Welt, noch verbunden waren, daß da, wo heute die seichte Beringstraße flutet, eine Landenge vorhanden war, welche als Brücke diente; aber es bedarf nicht einmal dieses Auskunftsmittels, um die Verbindung zwischen den Menschen der östlichen und westlichen Erdhälfte herzustellen. Die auffallende körperliche Uebereinstimmung zwischen den Mongolen und vielen amerikanischen Völkern ist von den vorurtheilfreiesten Beobachtern zugestanden worden. Tschudi sah in Brasilien chinesische Kulis, „die er auf den ersten Blick für Chinesen hielt." Aehnlich äußern sich Keller-Leuzinger und viele Andere. Die stumpfe Nase, die schiefgestellten Augen stimmen überein. Das straffe, lange Haar fehlt keinem amerikanischen und asiatischen Stamme; in Asien wie in Amerika schwankt die Hautfarbe von leichter Bräunung bis zum tiefsten Dunkel. Doch soll bemerkt werden, daß in Amerika auch häufig die in Asien fehlende Adlernase, zumal bei den sog. Rothhäuten, auftritt und daß eine große innere Verschiedenheit im Bau der beiderseitigen Sprachen stattfindet, welche indessen neueren Forschern (Ahlquist) zufolge doch eine Verbindung und Vereinigung zuläßt. Dazu rechne man die Uebereinstimmung in den schon von uns aufgeführten Sitten und Gebräuchen, von denen manche unabhängig von einander entstanden sein mögen, andre aber, wie die abergläubigen Vorstellungen, auf Tausch und Entlehnung hindeuten. Die neueren Ethnographen vermögen die Amerikaner von den Mongolen Asiens nicht zu trennen und darum sind die asiatischen Völker an der Beringstraße, die wir hier zu schildern versuchten, die Korjäken, Tschuktschen und Namollo, uns um so interessanter, weil sie als ein Bindeglied zwischen den Menschen der alten und neuen Welt aufgefaßt werden müssen.

Ende des Buches.

Namen- und Sachregister.

I. (erste Abtheilung = Sibirien); II. (zweite Abtheilung = Amurgebiet). A Abbildung. TB Tonbild.



n.

der
ein
ln=
er=
ist

tes
or=
tes
nd
er
oft
ng
so
tes
aft
its
he
ter
em
ch=

er
ch,

er
en
en
en
in
l=

Die bisher erschienenen Bände des „Neuen Buches der Reisen und Entdeckungen“ sind nachfolgend aufgeführt.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Das Neue Buch der Reisen und Entdeckungen.

Erweiterte neue Auflage von
Otto Spamer's

Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Unter Redaktion
von
Friedrich von Hellwald und Richard Oberländer.

Die Vermehrung geographischer Kenntnisse ist gleichbedeutend mit der Ausdehnung unseres gesammten Gesichtskreises; in ihrer Verbreitung ruht ein gewaltiger Hebel der Volksbildung, denn Vorurtheile und beschränkte Anschauungen fallen in demselben Grade, als sich der Geist vielfältig übt im Vergleichen fremder Zustände mit jenen in der Heimat. Diese Ueberzeugung ist heute wol züm Gemeingute aller Denkenden geworden.

Von diesem Standpunkte gehen auch wir aus, indem wir unser „Neues Buch der Reisen und Entdeckungen" dem größeren gebildeten Publikum vorlegen. In einzelnen abgeschlossenen Bänden, deren jeder ein abgegrenztes Gebiet behandelt, soll in geschmackvoller, ansprechender Form das Neueste und Beste zusammengestellt werden, was die Forschung der Gegenwart uns über ferne Länder bietet. Wir wollen keine gelehrten Werke schaffen, deren oft trefflicher Kern hinter der herben Schale einer trockenen, reizlosen Darstellung verborgen liegt. Geht uns aber auch niemals der Inhalt über die Form, so ist es doch andererseits unser sorgsamstes Bemühen, uns auch nicht um eines Haares Breite von der Basis zu entfernen, welche die strengste Wissenschaft gewährt. In einer stattlichen Reihe erschienener Bände haben wir uns bereits bemüht, diesem Ziele näher zu kommen, ermuthigt durch das dankenswerthe Entgegenkommen der deutschen Lesewelt. Vertrauend auf die Fortdauer jener ermunternden Theilnahme von Seiten des Publikums, werden wir auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren und mit thunlichster Beschleunigung die wichtigsten Gebiete unserer Erde dem Leser vor Augen führen.

Wir stützen uns hierbei vorwiegend auf die Reisen und Forschungen der Neuzeit, ja womöglich der allerjüngsten Tage, denn diese sind es vornehmlich, welche unsere geographischen Kenntnisse so sehr erweitert haben.

Den Reigen dieser modernen Erforscher eröffnet der unsterbliche Alexander von Humboldt, dessen thatenreiches Leben wir deshalb in einem besonderen Bande darstellen zu müssen glaubten. Um jedoch auch dem sehr berechtigten historischen Interesse Rechnung zu tragen, werden in zwei Einleitungsbänden die geographisch wichtigsten Reisen des Alterthums und Mittelalters, dann jene im „Zeitalter der Messungen" bis auf Humboldt, eine sachgemäße Schilderung erhalten.

Die bisher erschienenen Bände des „Neuen Buches der Reisen und Entdeckungen" sind nachfolgend aufgeführt.

Alexander von Humboldt.

Leben und Wirken, Reisen und Wissen.

Ein biographisches Denkmal von Dr. **Hermann Klencke.** Siebente, reich illustrirte und bedeutend erweiterte Auflage von **Eduard Hintze.** 31 Bog. mit dem Porträt A. von Humboldt's in Stahlstich, 130 Text-Illustrationen, sieben Karten und fünf Tonbildern. Geheftet 7½ M. = 2½ Thlr. = 4 Fl. 30 Kr. rh. Eleg. geb. 9 M. = 3 Thlr. = 5 Fl. 24 Kr. rh.

Was Humboldt in der langen Reihe seiner Werke, vornehmlich in seinen Reisen und seinem „Kosmos", niederlegte, ist in dem vorliegenden Buche auf das Gewissenhafteste benutzt worden, so daß diese neueste Ausgabe der längst und allgemein anerkannten Biographie des großen Mannes in gedrängter Form ein vollständiges Bild von Alexander von Humboldt's Leben und Reisen liefert, welche außerdem im reichen Schmucke theils instruktiver, theils dekorativer Abbildungen erscheinen. Humboldt selbst hat dem Verfasser seinerzeit vollste Anerkennung dieses Werkes mit den Worten ausgedrückt: **„Ich bewundere die Sorgfalt und Treue, womit Sie das zerstreute Material meines Lebens geordnet und zusammengestellt haben."**

Ozeanien, die Inseln der Südsee.

Aeltere und neuere Erforschungsreisen im Gebiete der Inselgruppen des Stillen Meeres. Mit besonderer Rücksicht auf Leben, Sprache und Sitten der aussterbenden Naturvölker jener Eilande. Herausgegeben von **Fr. Christmann** und **Richard Oberländer.** Mit 170 Text-Abbildungen, neun Tonbildern, drei Karten in Farbendruck und mehreren in den Text gedruckten Karten.

Erste Abtheilung: Ozeanien I. Neu-Seeland, das Großbritannien der Südsee. Geschichte der Entdeckung und Kolonisation dieses Eilandes. Von **Fr. Christmann.** Mit 50 Text-Abbildungen, 4 Tonbildern und einer Karte. Geheftet 3 M. = 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. rh. — **Zweite Abtheilung:** Ozeanien II. Die Inselwelt des Stillen Ozeans in Melanesien, Polynesien und Mikronesien. Leben in der Wildniß und den Stätten der Kultur auf den Eilanden der Südsee. Von **Richard Oberländer.** Mit 120 Text-Abbildungen, 5 Tonbildern, 3 Karten in Farbendruck und mehreren in den Text gedruckten Karten. Geheftet 5 M. = 1⅔ Thlr. = 3 Fl. rh. Beide Abtheilungen zusammengeheftet 8 M. = 2⅔ Thlr. = 4 Fl. 48 Kr. rh. Elegant gebunden 10 M. = 3⅓ Thlr. = 6 Fl. rh.

Die Verfasser dieses Buches entrollen dem deutschen Leserkreis ein möglichst vollständiges Bild jener Eilande und schildern die Sitten und Gebräuche jener Naturvölker. Das Werk enthält eine Zusammenstellung der seit Jahrzehnten bis auf die neuesten Tage fortgeführten Berichte von Reisenden aller Nationen, unter Berücksichtigung der Ergebnisse der Missionsversuche und des Standes der deutschen Handelsbestrebungen. Der Leser findet hier eine durch zahlreiche Illustrationen unterstützte Schilderung des Verhältnisses zwischen den Eingebornen und den Kolonisten, ehemals und jetzt, eine Beschreibung der Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen sowie der Eigenthümlichkeiten seiner Thier- und Pflanzenwelt.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Ostafrika vom Limpopo bis zum Somâli-Lande.

Erforschungsreisen im Osten Afrika's. Mit besonderer Rücksicht auf Leben, Reisen und Tod von **David Livingstone**. Auf Grund des neuesten Standpunktes der ostafrikanischen Völkerkunde bearbeitet von Dr. **Hermann v. Barth**. An Stelle der vierten Auflage von „Livingstone, der Missionär“. Zweite Ausgabe vermehrt durch einen Auszug aus Livingstone's hinterlassenen Tagebüchern. Mit 200 Text-Abbildungen, 6 Tonbildern und 2 Karten. Geheftet 9 M. = 3 Thlr. = 5 Fl. 24 Kr. rh. Eleg. gebunden 11 M. = 3⅔ Thlr. = 6 Fl. 36 Kr. rh.

Der Tod des großen Livingstone hat die Blicke aller Gebildeten auf Ostafrika gelenkt. An dieses Land knüpfen sich zugleich die wichtigsten Probleme der afrikanischen Geographie, die vielumstrittene Frage der Nil- oder Congoquellen, deren Lösung der Tod des großen Reisenden verhindert hat. Der Verfasser hat daher nicht nur die gesammte Thätigkeit des schottischen Missionärs in den Rahmen seines Buches aufgenommen, sondern die Schilderung auch auf alle jene Gebiete ausgedehnt, welche mit den von Livingstone in Schwebe gelassenen Fragen in Verbindung stehen. Das spannend geschriebene Werk ist demnach wol die erste umfassendere Darlegung des neuesten Standpunktes der ostafrikanischen Länderkunde.

Hinterindische Länder und Völker.

Reisen und Fahrten in Birma, Siam, Kambodscha, Annam ꝛc. Skizzen aus dem Natur- und Völkerleben von **Friedrich von Hellwald**. Ein Band von 22 Bogen mit ca. 100 Text-Abbildungen. Preis geheftet 6 M. = 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh. Eleg. gebunden 7 M. 50 Pf. = 2½ Thlr. = 4 Fl. 30 Kr. rh.

Die himmelanstrebenden, abenteuerlich gebauten Pagoden und riesengroßen Paläste Hinterindiens erregen die Phantasie von Alt und Jung, gleich einem orientalischen Märchen. Nicht minder fesseln uns Berichte über die dort herrschenden eigenthümlichen Sitten und Gebräuche. Wenn nun aber auch Land und Leute in Birma, welches jetzt von Neuem mit England in Zwiespalt lebt, sowie die Ursachen zu diesem Zerwürfniß eingehend behandelt werden, so dürfen wir wol zuversichtlich hoffen, daß sich dieses Werk, als ein zeitgemäßes, leicht Eingang verschaffen wird.

Das heutige Rußland.

Schilderungen und Bilder aus allen Theilen des europäischen Zarenreiches. Von **H. v. Lankenau** und **L. v. d. Oelsnitz**. Mit über 120 Abbildungen und vier Tonbildern. Preis: Geheftet 7 M. 50 Pf. = 2½ Thlr. = 4 Fl. 30 Kr. rh. Gebunden 9 M. = 3 Thlr. = 5 Fl. 24 Kr. rh.

An der Hand zweier kundiger Führer durchwandern wir zunächst das Zarenreich in Europa, um Land und Leute, Sitten und Gebräuche, die sozialen und politischen Verhältnisse u. s. w. kennen zu lernen. Des Werkes nicht geringstes Verdienst ist es, daß es anmuthig und belehrend zugleich geschrieben ist. Niemand aber wird es aus der Hand legen, ohne sich befriedigt gestehen zu müssen, daß er viel Neues über unsere Nachbarn im Osten daraus gelernt hat.

Der zweite Theil: „Das Asiatische Rußland“, ist in Vorbereitung und wird in wenigen Monaten erscheinen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Projekts v. Lesseps. — Stimmen für und wider das Unternehmen. Ausführung des Baues. — Schilderung der Kanalroute. — Finanzielle Verhältnisse. — Der Kanal und der Welthandel. — Fähren, Schleußen und Trajektschiffe.

Die ozeanische Dampfschiffahrt.

Die ersten ozeanischen Dampfer. — Zunahme des Dampfverkehrs in der Gegenwart. — Die Verzweigung der ozeanischen Dampferlinien. — Schnelligkeit und Regelmäßigkeit der Ozeandampfer. — Die Peninsular und Oriental Company. — Die deutschen transatlantischen Dampfschiffahrtsgesellschaften. — Der norddeutsche Lloyd. — Die Hamburg-amerikanische Packetfahrtaktiengesellschaft. — Der Baltische Lloyd. — Der österreichisch-ungarische Lloyd. — Die Dampfschiffahrt im Verhältniß zur Segelschiffahrt.

Die Güterbewegung und ihre Mittel.

Die ältesten Transportmittel. Güterbewegung durch Menschen und Thiere. Hülfsmaschinen für den Transport. Die Schlitten. Der Wagen. Das Frachtfuhrwesen in Deutschland. Russisches Frachtfuhrwesen. Frachttarife. Floß, Kahn und Schiff.

Messen und Märkte.

Ursprung der Messen in kirchlichen Festen. Die Leipziger Messe mit ihren Einrichtungen. Kontirungssystem. Messen in Rußland. Die von Nischni-Nowgorod. Jahrmärkte in Sibirien. Märkte in Innerasien. Messen in Innerindien. Afrikanische Märkte: Messe von Tanta in Aegypten. Kano und Sokoto in Innerafrika. Märkte in Amerika; die amerikanischen Märkte von heute und ehedem.

Rückblick auf die Entwicklung der Schiffahrt.

Der Mensch in seiner Abhängigkeit von Natur und Boden. — Das Meer. Fischfang. Fluß- und Küstenschiffahrt. Erste Fahrten ins Meer. Früheste Entdeckungen. Schiffahrt der Alten: Phönizier, Karthager u. s. w. Griechen und Römer. Ihre Schiffe: Ruder-, Kriegs- und Prachtschiffe u. s. w. — Schiffahrt im Mittelalter: Araber. Normannen. Skandinavier. Italiener. Griechen. Spanier und Portugiesen. — Die Hansa. — Seeräuber in den nordischen Meeren. — Holländer, Engländer, Franzosen. — Ihre Schiffe: Caravellen, Galeassen, Galeeren u. s. w.; die ersten großen Kriegsschiffe im 15. und 16. Jahrhundert. — Das Zeitalter der Entdeckungen: Martin Behaim. Diaz. Vasco da Gama. Columbus. Magelhaens. Schiffahrt der neuern Zeit: Portugiesen und Spanier, Holländer, Engländer und Franzosen im Norden und Süden von Amerika, in Indien, in der Südsee u. s. w. Deutsche Unternehmungen im 16. und 17. Jahrhundert. Die erste brandenburgische Flotte. — Unsicherheit zur See. Die Seeräuberstaaten am Mittelmeer. — Die Seeräuber in den ostasiatischen Gewässern. Malayen und ihre Praueu. — Die neueren Seefahrer seit Cook. — Anwendung des Dampfes in der Schiffahrt. — Nordpolexpeditionen.

Bau und Ausrüstung der Schiffe.

Zimmerplatz und Werft. Die hölzernen Schiffe. Aufzimmern des Schiffskörpers. Stapelplatz. Stapellauf. Bemastung. Groß-, Besahns- und Fockmast. Bugspriet. — Tau- und Takelwerk. Bock und Mastgien. Blöcke und Kloben. Raaen, Spieren und Segel. — Steuerruder. — Ballast. — Anker. Bojen. — Schaluppen und Boote. — Schiffsausrüstung und Verproviantirung. — Die wichtigsten seemännischen Fachausdrücke.

Das Dampfschiff.

Geschichte des Dampfschiffes. Raddampfer. Schraubendampfer. Reaktionsdampfer. Klipper. Cigarrenschiff. Heizmittel für Dampfschiffe. Das Schiff als Kriegsmaterial. Das Linienschiff. Die Bemannung. Der Dienst an Bord. Das Kriegsschiff. Auslaufen. Armirung. Seekampf. — Panzerschiffe. Kanonenboote. Monitors. Schwimmende Batterien. Unterwasserfahrten. Höllenmaschinen. Brander. Torpedos. Beleuchten mit elektrischem Lichte zu Kriegszwecken. Hyponautik.

Das Schiff in See.

Manövrir- und Steuermannskunst.

Gebrauch von Segel und Steuer. Der Kompaß. Das Inklinatorium. Das Logg. Geographische und astronomische Ortsbestimmung. Oktant. Sextant ꝛc. Das Chronometer. Das Loth. Tiefmessungen. Barometer und Thermometer. Seekarten. Luft- und Meeresströmungen. Wind- und Stromkarten. Flaschenposten.

Einrichtungen zur Sicherung des Seeverkehrs.

Gefahren und Wechselfälle auf See. Binnenmeere und Ozeane. Sturmmanöver. Teifune. Windstillen. Passiren des Aequators. Die Linientaufe. Im Hafen. Flaggen. — Zeichensprache auf See. Nacht- und Nebelsignale. Regeln für das Ausweichen der Schiffe. Tonnen, Bojen, Baken. Leuchtthürme und Leuchtschiffe. Lootsen. Rettung Schiffbrüchiger. Küstenstationen. Taucher und Tauchapparate. Admiralität. Seearsenale, Kriegshäfen. Hydrographische Anstalten. Navigationsschulen.

Schiffahrt und Weltverkehr in unseren Tagen.

Sicherheit und Wasserstraßen. Strandrecht. Kaperei und Seeraub. Aufschwung der Schiffahrt in der Neuzeit. Aufschwung der Dampfschiffahrt. Riesenflußdampfer. Riesendampfer zur See. Great-Eastern. Verbesserungen in der Segelschiffahrt. — Klipper. Yacht. Auswandererschiffe. — Wissenschaftliche Expeditionen im 19. Jahrhundert. — Die Handelsflotten vormals und jetzt. — Gegenstände des großen Handels. — Baumwolle, Wolle, Seide, Zucker und Kaffee ꝛc. Die Metropolen des Welthandels. London. Liverpool. Alexandria. — Indische und chinesische Handelsplätze. — Sydney. Melbourne. — Nordamerika. Boston. New-York. New-Orleans. San Francisco. — Die Eisenbahnen und der Welthandel.

Entwicklung der Welttelegraphie.

Die Bedeutung des Ozeans für den Weltverkehr der Güter wie für Gedanken. — Die unterseeische Telegraphie. — Schwierigkeiten und Hülfsmittel zu deren Ueberwindung. — Telegraphische Verbindung der Alten und Neuen Welt. — Die großen kontinentalen Telegraphenlinien. — Heutige Ausdehnung der Welttelegraphie. — Die Telegraphie des Deutschen Reiches. — Statistik derselben und die Leistungen anderer Staaten. — Internationale Verträge.

Industrielle Ausstellungen und die Wiener Weltausstellung von 1873.

Allmähliche Entwicklung und chronologische Tabelle der Ausstellungen. — Erste Weltausstellung 1851 in London. Geschichte und Einrichtung derselben. Der Glaspalast. — Die Weltausstellung von Paris 1855, die Londoner von 1862. — Die internationale Ausstellung 1867 zu Paris. Der Ausstellungspalast und seine Einrichtung. Systematisirung. Der Park. Die cykliche Ausstellung in London. Fünfte Weltausstellung, Wien 1873. Geschichte ihrer Entwicklung. Das Programm. Der Ausstellungsplatz und die Ausstellungsgebäude. Ein Gang durch den Industriepalast. Betheiligung der verschiedenen Staaten. Der Orient auf der Wiener Ausstellung. Die Bauten im Park. Das Kunstgewerbe. Statistisches und sonstige Ergebnisse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.